Vollständiges
Lexikon
für
Prediger und Katecheten,
in welchem
die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,
Stiftsdechant bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle und Kreis-Scholarch bei der Oberpfälz'schen Regierung in Regensburg.
(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Dreizehnter Band.

Regensburg, 1858.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Artikel CXIV.

Maaß (Mäßigkeit, Unmäßigkeit, Fraß und Völlerei, Trunkenheit).

1) Feststellung des Begriffes.

Die Mäßigkeit ist jene Tugend, vermöge welcher wir den Gebrauch der Geschöpfe und das Verlangen darnach nur auf die Nothwendigkeit einschränken. Diese Tugend beschäftigt sich also mit zwei Dingen: sie bringt nicht nur unsere innerlichen Begierden und Neigungen gegen sinnliche Dinge in Ordnung, sondern macht auch beim Gebrauch derselben, daß Nichts mißbraucht oder zuviel gebraucht wird. In ihrer Steigerung wird die Mäßigkeit zur Enthaltsamkeit oder Abtödtung, wodurch man auch im Nothwendigen sich beschränkt, und in demselben sich Abbruch thut.

Die Unmäßigkeit ist eine Ueberschreitung der Schranken der Mäßigkeit, was in verschiedenen Graden geschehen kann. Wird das Maaß im Genusse der Speisen im hohen Grad überschritten, so entsteht Gefräßigkeit, und man nennt dieses Laster auch Fraß, welches eine von den Hauptsünden ist. Der unmäßige Genuß im Getränke führt zur Berauschung, und es heißt dieses Laster Trunkenheit, welches, wie das vorige, ebenfalls eine Haupt- oder Todsünde ist. Die Völlerei umschließt beides, sowohl die Unmäßigkeit im Genusse der Speisen als des Getränkes.

Die Mäßigkeit, welche eine der Haupt-Tugenden ist, beschränkt sich aber nicht bloß darauf, daß im Genuß der Speisen und des Getränkes der rechte Gebrauch eingehalten wird, sondern sie befaßt sich überhaupts, wie schon angedeutet worden ist, mit den sinnlichen Neigungen, und legt diesen Zaum und Zügel an. Wozu wird

der Mensch in seiner Hitze oft fortgerissen, wenn er die Mäßigung außer Augen läßt! In der ersten Hitze hätten selbst Johannes und Jakobus Feuer über die Einwohner einer Stadt in Samaria regnen lassen, weil sie dem Herrn die Thore versperrt hatten; aber Jesus lehrte sie, ihre Gemüthsaufregung zu mäßigen. Petrus entbrannte von einem solchen Eifer für den Herrn, daß er bei dessen Gefangennehmung mit dem Schwerte um sich schlug; der Herr aber gebot ihm, sein Schwert in die Scheide zu stecken. Die Mäßigkeit lehrt dich also, inne zu halten, wenn du stark aufgeregt bist; sie lehrt dich, überhaupts in heftiger Gemüthsaufregung nichts zu unternehmen. Daher das Sprüchwort: Wir wollen darüber noch schlafen, d. h. wir wollen es zuvor noch überlegen, um nicht übereilt zu handeln.

Die Mäßigkeit überwacht selbst die Tugenden, und schreibt ihnen ein gewisses Maaß vor, damit nicht zu wenig, und nicht zu viel geschehe; denn auch im Guten kann zu viel geschehen. So mochte auch Timotheus zu weit in der Strenge gegen sich gegangen sein, weil der heilige Paulus ihn ermahnt, diese zu mäßigen. 1. Timoth. 5, 23. Die Mäßigkeit muß also wie die Klugheit, Gerechtigkeit, und die Starkmuth allen Tugenden gewissermaßen zur Seite stehen, und wird daher mit Recht eine Haupt- oder Cardinal-Tugend genannt.

2) Schriftstellen.

Genieße wie ein mäßiger Mensch das, was man dir vorsetzt, damit man dir nicht gram werde, wenn du viel issest. Höre zuerst auf um des Wohlstandes willen, und sei nicht unersättlich, daß du keinen Anstoß gebest. Wenn du unter Mehreren sitzest, so strecke deine Hand nicht zuerst aus. Wie gerne begnügt sich der gesittete Mensch mit Wenigem. Davon wirst du im Schlafe nicht geplagt und keinen Schmerz empfinden. Schlaflosigkeit, Cholera und Grimmen sind für den Unmäßigen; ein gesunder Schlaf aber für den Mäßigen. Er schläft bis an den Morgen, und seine Seele ist munter mit ihm. Sirach 31, 19 — 25.

Sei nicht lüstern bei einem Gastmahle, und falle nicht über eine Speise her; denn auf den Genuß vieler Speisen folgt Krankheit, und die Freßlust führt zur Cholera. Wegen Unmäßigkeit

sind schon Viele gestorben; wer aber mäßig ist, verlängert sein Leben. Ebendas. 37, 32 — 34.

Ein Arbeiter, der dem Trunke ergeben ist, wird nicht reich.... Wein und Weiber bringen den Weisen zum Abfall und Strafe über den Verständigen. Ebendas. 19, 1 — 3.

Der Wein macht unkeusch und die Trunkenheit aufrührerisch; wer immer dazu Lust hat, wird nicht weise werden. Sprüchw. 20, 1.

Sei nicht bei den Gelagen der Trinker, noch bei der Schwelgerei derer, die Fleisch zum Schmaus zusammenbringen; denn die sich dem Saufen ergeben und Schwelgerei treiben, zehren aus. Ebendas. 23, 20 und 21.

Sieh den Wein nicht an, wenn er so gelb ist, wenn seine Farbe im Glase glänzt, er lieblich hineinschleicht; denn zuletzt sticht er wie eine Schlange, und gießet sein Gift aus, wie ein Basilisk. Deine Augen werden nach fremden Weibern sehen, und dein Herz wird Verkehrtes reden. Du wirst sein wie Einer, der mitten auf dem Meere schläft, und wie ein schlummernder Steuermann, der das Ruder verloren hat. Ebendas. 23, 31 — 35.

Hurerei, Wein und Trunkenheit rauben den Verstand. Osee 1, 14.

Wachet auf, Trunkene, und weinet; heulet Alle, die ihr Wein trinket mit Lust. Joel 1, 5.

Wehe dem, der seinem Freunde zu trinken gibt und ihn trunken macht. Habakuk 2, 15.

Wehe euch, die ihr Helden seid im Weintrinken, und tapfere Leute im Mischen berauschender Getränke. Is. 5, 22.

In ihrer Hitze will ich ihnen zu trinken geben und sie berauschen, daß sie betäubt werden und den ewigen Schlaf schlafen, und nimmer aufstehen, spricht der Herr. Jerem. 51, 39.

Hütet euch, daß eure Herzen nicht etwa belastet werden mit Völlerei, Trunkenheit.... und jener Tag euch nicht plötzlich überrasche. Luk. 21, 34.

Weder Hurer..., noch Säufer rc. werden das Reich Gottes besitzen. 1. Corinth. 6, 9. 10.

Berauschet euch nicht mit Wein, worin Ausschweifung liegt. Eph. 5, 18.

Seid nüchtern und wachet! 1. Petr. 5, 8.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Klaget nicht über die Schwachheit des Fleisches; saget nicht: Wir wollen, aber wir können nicht; wir wollen zwar enthaltsam leben, aber wir werden getäuscht durch die Gebrechlichkeit des Fleisches und von seinen Stacheln bekämpft. Du gibst deinem Fleische diese Stacheln, du bewaffnest es gegen deinen Geist und machest es stark, da du es mit Fleisch nährest, mit Wein überschüttest und mit aller Weichlichkeit pflegest. Origen. hom. 9. in Levitic.

Die Begierde weiß nicht, wo die Nothwendigkeit aufhört. St. Augustin. lib. 4. contr. Julian. c. 4.

Wir halten nicht bloß züchtige, sondern auch nüchterne Mahlzeiten; wir geben uns den Gerichten nicht hin, feiern kein Trinkgelage, sondern mäßigen die Heiterkeit mit Ernst, mit keuscher Rede und noch keuscherm Körper. Minut. Felix Octav.

Man muß sich in den Grenzen der Nothwendigkeit halten und darf sie nicht überspringen. Denn wenn Jemand, von Begierde verleitet, zu dem, was im Leben angenehm ist, ein wenig ausbeugt, so wird er nachher auf keine Weise mehr zurückgehalten werden können, daß er nicht immer weiter schreite. Hast du einmal die dem Gebrauche und der Nothwendigkeit vorgeschriebenen Grenzen überschritten, so wird kein Ziel mehr gefunden, sondern Alles ist breit und endlos, so daß die Begierde immer mehr vergrößert wird nach Art der Flamme, die um so größer wird, je mehr Nahrung sie erhält. St. Nilus.

Höret, was die Trunkenheit thut! Höret, welch ein großes Verbrechen der Rausch bewirkt! Höret es, und hütet euch, ihr, denen die Trunkenheit kein Verbrechen scheint, sondern eine Gewohnheit ist. Die Trunkenheit täuschte den Loth, welchen Sodoma nicht täuschen konnte. Der brennt von den Flammen der Weiber, den Feuer und Schwefel vorher nicht anstecken konnte. Origen. hom. 5. in Genes.

Du bittest zum Vergnügen, und zwingst zum Tode; du ladest zur Mahlzeit, und willst zu Grabe tragen; du versprichst Speisen, und bereitest Qualen; du bietest Wein, und schenkst (durch Unmäßigkeit) Gift ein. Denn Alles, was schadet, ist Gift. Der Wein raubt die Sinne, brennt die Eingeweide aus, beunruhiget

den Schlaf, plagt den Kopf. O wie oft ist die Kraft des Weines größer, als die des Giftes! St. Ambros. libr. de Elia et jejunio c. 14.

Die Trunkenheit ist ein Zunder zur Wollust; sie ist ein Reizmittel zum Unsinn und ein Gift, das Raserei bewirkt. Derselbe ebendaselbst.

Wessen Körpersgestalt ist so fest, daß sie den Uebeln der Trunkenheit widerstehen könnte? Wer, der gleichsam immer im Weine schwimmt, hat seinen Körper erhalten, ohne daß dieser siech wurde und allen Krankheiten verfiel? Der heilige Basilius.

Der Magen ist eine Art von Mühle. Der Schöpfer gab ihm seine angemessene Kraft und bestimmte das Maaß, wie viel er täglich verarbeiten soll. Wenn nun Jemand mehr aufschüttet, als er zu verarbeiten im Stande ist, so verdirbt er das Ganze. Daher Krankheiten, Unpäßlichkeiten und übles Aussehen. Die schönste Person wird dadurch krank und häßlich. Man bedenke wie häßlich es ist, wenn ein Frauenzimmer eckelhaftes Aufstoßen hat und nach gährendem Weine riecht, ungewöhnlich roth wird und den ihrem Geschlechte geziemenden Anstand nicht mehr beobachtet; wenn der Körper schlaff und aufgedunsen mit rothen und weiten Augen, zu einer unförmlichen Fleischmasse heranwächst! Auch habe ich von Aerzten gehört, daß der übermäßige Genuß Manche im Wachsthume gehindert. Denn die Verdauungskraft wird durch die Menge des Genossenen gehemmt und reibt sich auf im Verarbeiten des Ueberflüssigen, statt dem Körper zum Wachsthume neue Kräfte zu geben. Und was soll man sagen von dem Podagra und dem Rheumatismus, der sich bald auf diesen, bald auf jenen Theil des Körpers wirft? Was von allen übrigen abscheulichen Krankheiten, die daraus entstehen? Nichts ist häßlicher als ein gefräßiges Weib. Daher findet man auch weit schönere Gestalten unter den Aermern, indem kein Ueberfluß sie ausdehnt, und lächerlich gleich einem Anstrich von Koth ihnen anklebt. Tägliche Uebung, Arbeit und Mühsal, mäßiger Tisch und ärmliche Kost bewahren ihnen die schlanke Gestalt und die Schönheit. Willst du mir aber von der Wollust des Gaumens reden, so erstreckt sich ja diese nur bis zum Gaumen. Sobald sie über die Zunge hinüber ist, ist sie verschwunden und äßt viele Bitterkeit zurück. Du mußt aber die Schwelger nicht

bloß bei Tisch betrachten, sondern sie auch begleiten, wenn sie von der Tafel aufstehen, und da wirst du sehen, daß sie mehr dem Vieh, als den Menschen gleichen. Da liegen sie mit schwerem Kopfe hingestreckt, wie angebunden, bedürfen des Bettes und einer langen Ruhe; gleich denen, die Schiffbruch gelitten, müssen ihnen Andere zu Hilfe kommen; sie sehnen sich immer zurück in den Zustand, worin sie vor der Ueberfüllung waren. Gleich schwangern Frauen tragen sie eine schwere Bürde, können kaum auf ihren Füßen stehen, kaum sehen und reden. Im Schlafe haben sie lächerliche Träume und Erscheinungen. Und was soll man ferners sagen von jener andern Raserei, von der Fleischeslust? Auch diese hat in der Unmäßigkeit ihren Ursprung. Gleich brünstigen Pferden treibt sie der Wein ohne Unterschied zu Allem, und sie benehmen sich unvernünftiger und rasender als jene Thiere, um von andern Schändlichkeiten zu schweigen, die man nicht nennen kann. Denn sie wissen weder, was mit ihnen geschieht, noch was sie thun. Ganz anders verhält es sich mit dem Nüchternen. Er ruht im Hafen und sieht dem Schiffbruch Anderer zu, genießt eine reine und dauerhafte Freude, und führt ein anständiges Leben. St. Chrysostom. hom. 39 in I. epistol. ad Corinth.

Denk einmal darüber nach, was aus den Speisen wird, worein sie sich verwandeln und übergehen. Wird es dir nicht schon übel, wenn du es nennen hörst? Was plagst du dich nun, um ja recht viel von diesem Stoffe anzuhäufen? Etwas Anderes ist die Schwelgerei nicht, als Vermehrung des Mistes. Die Natur hat nämlich ihr bestimmtes Maaß, und was darüber geht, dient nicht mehr zur Nahrung, sondern mehrt nur den Abfall und Unrath. Nähre deinen Leib, tödte ihn aber nicht. Eben darum heißt die Speise Nahrung, nicht damit wir sie verderben, sondern damit sie uns nähre, und darum, denke ich, findet auch diese Absonderung der Speisen in diesen Stoff statt, damit wir keine Freunde der Schlemmerei werden mögen. Je mehr wir schwelgen, desto mehr Gestank verbreiten wir um uns, indem dann der ganze Körper von Oben bis Unten wie ein Schlauch rinnt. Da übergibt sich einer so, daß selbst den draußen Stehenden der Kopf wehe thut. Von seinem Leibe gehen allenthalben so höllische Dünste aus, wie aus einem Stinkofen. Wenn aber seine Umgebung von ihm schon so

sehr belästiget wird, was mag erst das eigene Gehirn leiden, das unaufhörlich von den Dünsten angegriffen wird? Und was die Kanäle des rollenden Blutes, das sich in seinem Laufe gehemmt sieht? Was jene Gefäße, die Leber, die Milz? Was die Mastdärme selbst? Besonders niederschlagend aber ist dieses: Auf die gewöhnlichen Schmutzröhren nehmen wir so sehr Bedacht, daß sie sich nicht verstopfen und den Koth oben hinausdrängen; wir bieten Alles dafür auf, stoßen mit Stangen darein und fegen sie mit Besen, wogegen wir die Schmutzröhren unseres eigenen Bauches nicht reinigen, sondern sie verstopfen und versperren, und uns gar Nichts daraus machen, wenn der Unrath nach Oben steigt, dahin, wo der königliche Sitz des Gehirns ist. Gerade darum hat Gott jene Glieder so ferne von ihm angebracht, damit es durch sie keinen Schaden leiden möge; wir aber verkehren diese Ordnung, zerstören Alles durch unsere Unmäßigkeit. Was soll man aber von den andern Uebeln sagen? Verstopfe die Schmutzröhren, und gleich siehst du die Pest daraus entstehen. Erzeugt aber der von Außen auf uns eindringende Gestank die Pest, muß dann nicht der Gestank im eigenen Innern, der durch die Leibesverstopfung allenthalben abgesperrt ist und keinen Ausweg findet, dem Leibe und der Seele zahllose Krankheiten verursachen? St. Chrysostom. hom. 13. in epistol. ad Timoth.

4) Geschichtliches.

Beispiele der Mäßigkeit finden sich bei den Artikeln: „Abtödtung" B. 1. S. 91 — 95, und „Fasten" B. 6. S. 189 — 192. — Hier beschränken wir uns auf Beispiele des Gegentheiles.

Von Noe wissen wir, daß er vollkommen unter seinen Zeitgenossen war; aber dennoch geschah es, daß er im Zustande der Trunkenheit sich schändlich entblößte.

Loth erhielt sich rein in dem unzüchtigen Sodoma; aber unmäßiger Genuß des Weines verleitete ihn bis zur Blutschande. Gen. 19.

Weil Holofernes sich unmäßig dem Trunk ergeben hatte, konnte Judith ihm das Haupt abschlagen. Judith 11.

Einer der größten Schwelger war der römische Kaiser Vitellius. Er speiste täglich drei bis viermal, und ließ sich an ein und dem-

selben Tage öfters von Verschiedenen einladen. Bei einer solchen Mahlzeit wurden einmal zweitausend auserlesene Fische und siebentausend seltene Vögel aufgetischt. Vitellius selbst gab einmal eine Mahlzeit, bei welcher nach andern vielen Speisen auch der sogenannte Schild der Minerva aufgetragen wurde. Dieser Schild war eine ungeheure, silberne Schüssel, die angefüllt war mit Lebern des theuern Seefisches, welchen die Römer Skarus nannten, mit Gehirn von Fasanen und Pfauen, mit der Milch der Muräne und den Zungen eines seltenen Vogels, der nach seinen rothen Schwungfedern die Rothschwinge genannt ward. Von Parthien bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge bei Gibraltar) wurden diese Leckerbissen aufgesucht und zusammengebracht. Man gebrauchte häufig ein Brechmittel, um sich von den zu sich genommenen Speisen zu befreien und zum neuen Genusse den Magen fähig zu machen. Für Viele wurden daher solche Gastereien tödtlich. Ein gewisser Fibius Krispus sagte mit Recht einmal, da ihn eine Unpäßlichkeit mehrere Tage abhielt zur Tafel des Kaisers zu kommen: Ich wäre gestorben, wenn ich nicht krank geworden wäre.

Attila gab zur Feier seiner Vermählung mit Ildiko allen Vornehmen seines Reiches ein glänzendes Gastmahl. Dabei überließ er sich ohne Rücksicht allen Freuden der Tafel, und war insbesonders im Trunke sehr unmäßig. Erst spät verließ er das nächtliche Gelag, um sich zur Ruhe zu begeben. Vom Weine und Schlaf überwältiget, sank er sogleich rückwärts auf sein Lager hin. Vollblütig wie Attila war, stellte sich bei ihm öfters das Nasenbluten ein. Dieses geschah auch jetzt; da er aber auf dem Rücken lag, konnte das Blut seinen Ausweg nicht finden. Die Folge war, daß ihm eine Ader zersprang, und er an dem gewaltig hervorströmenden Blute erstickte.

Pipin, König von Aquitanien, war eben so unmäßig im Essen, als im Trinken; er zechte oft ganze Nächte. Endlich verfiel er in Folge seiner Schwelgerei in Wahnsinn und kam auf eine elende Weise um sein Leben. Cf. Exempelbuch von Dr. Herbst.

Bei den Römern war in den bessern Zeiten der Republik die Trunkenheit so verhaßt, daß diejenigen, welche sich diesem Laster ergaben, von dem Senate nicht bloß, sondern überhaupts von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren.

Die Griechen hatten ein Gesetz, welchem gemäß diejenigen, welche das väterliche Erbe durch Trunkenheit durchgebracht hatten, in den Grabstätten ihrer Ahnen nicht begraben werden, sondern an unreinen Orten beerdiget werden mußten.

Die Spartaner pflegten ihre Sklaven öfters zu berauschen, um an ihnen ihren Söhnen zu zeigen, welch ein abscheuliches Laster die Trunkenheit sei, um dadurch denselben Abscheu davor einzuflößen.

Bei den alten Spaniern durfte der nicht mehr als Zeuge auftreten, der einmal betrunken gefunden wurde.

5) Gleichnisse.

Wie ein Schiff, in welches das Wasser eingedrungen ist, untersinkt; so wird auch ein betrunkener Mensch in Abgründe gezogen, in welchen er umkömmt.

Wie das Wasser das Feuer auslöscht; so löscht unmäßiger Genuß des Weines das Licht der Vernunft aus.

Wie ein Mensch, der am Fieber gelitten, auch wenn dieses gewichen ist, doch noch schwach sich fühlet; so ist auch ein Betrunkener, wenn auch der Zustand der Trunkenheit aufgehört, noch schwach am Leibe und an der Seele und zu keinem ernsten Geschäfte tauglich.

Wie der aufsteigende Nebel die Sonne verfinstert; so trübt der vom unmäßigen Genuß des Weines und der Speisen aufsteigende Dunst die Vernunft.

6) Sprüchwörter und Grundsätze.

Viel Speis und Trank macht matt und krank.

Je mehr man Andern Gesundheit trinkt,
Desto mehr die eigene Gesundheit hinkt.

Qui multum bibit, parum sapit, d. h.
Wer viel trinkt, hat wenig Verstand.

Es finden Mehrere im Weine, als im Wasser ihren Tod.

Post vinum verba, post imbrem nascitur herba, d. h.
Viel Trinken macht geschwätzig.

Plato pflegte zu sagen, die leichteste Folter, dem Menschen alle Geheimnisse zu entlocken, sei der Wein.

Als einstens König Alphons von Arragonien gefragt wurde,

warum er dem Weine so abhold sei, gab er zur Antwort: Weil sein unmäßiger Genuß die Raserei und die Ausschweifung zu Töchtern hat.

7) Wie sich die Mäßigkeit in Hinsicht auf den Besitz und Gebrauch des Irdischen zeigt.

Der Christ darf wohl zeitliche Güter besitzen, aber er soll sein Herz nicht daran hängen; denn die erste unter den Seligkeiten heißt: Selig sind die Armen im Geiste. Unser Herz ist viel zu erhaben, als daß es sich an das Irdische hängen dürfte; es ist viel zu edel, als daß es diese Erde sättigen könnte. Die Mäßigkeit ist jene Tugend, welche uns arm im Geiste macht; vermöge der Mäßigkeit besaßen die Heiligen Alles, und waren doch, als hätten sie Nichts. Der heilige Ferdinand, der heilige Heinrich, der heilige Kanut, Stephan und viele Andere waren Kaiser und Könige, und als solche im Besitz aller Herrschaft, alles Ansehens, alles Reichthums und aller Größe; aber dennoch waren sie arm im Geiste: denn die Mäßigkeit ließ sie ihre Güter besitzen, ohne daß sie ihr Herz daran gehängt hätten. Karl Morus war der angesehenste Staatsmann in England, er war mit Glücksgütern überhäuft; aber wie wenig er sein Herz daran hing, bewies er durch seine standhafte Weigerung, dem König Heinrich VIII. in einer Sache beizustimmen, wobei er den Besitz seiner Ehren und Würden und die Gunst des Königs hätte höher anschlagen müssen als Gott. Die Mäßigkeit lehrte ihn, alle Gaben des Glücks dem Wohlgefallen Gottes unterzuordnen. O wie wenig ist diese Tugend in unsern Tagen bekannt! Viele besitzen nicht die zeitlichen Güter, sondern sie werden von ihnen besessen. Darum ist der Reichthum ihr Abgott, und sind sie bereit, für diesen Götzen Alles, auch ihre Seele hinzugeben. Dieses kömmt daher, weil sie die Tugend der Mäßigkeit nicht kennen.

Auch im Gebrauche des Irdischen muß uns die Mäßigkeit als Wächterin zur Seite stehen, um uns vor Unordnungen zu bewahren. Der Leib bedarf Nahrung und Kleidung und nach geschehener Anstrengung der Ruhe; auch der Geist muß oft abgespannt werden und sich zu neuen Arbeiten durch Ruhe und Erholung stärken. Die Tugend der Mäßigkeit macht, daß in diesem Allen

das rechte Maaß und die gehörige Grenze eingehalten werde. Was zunächst die Nahrung betrifft, so ist der Mäßige stets eingedenk, daß man nur ißt, um zu leben; daß man aber nicht lebt, um zu essen. Der heilige Gregor von Nyssä sagt: Unsere erste Sorge sei, gegen die Sinnlichkeit im Essen uns zu verwahren. Stets müssen wir die Vorschriften der strengen Mäßigkeit beobachten, dürfen nie die Befriedigung der Sinne zu unserm letzten Ziel und Ende machen, und nur aus Nothwendigkeit uns den Genuß der Dinge gestatten. Die Frommen haben sich hierin von jeher einer besondern Vorsicht beflissen und eine oft ans Wunderbare grenzende Nüchternheit und Genügsamkeit an den Tag gelegt, wie beim Artikel „Abtödtung" und „Fasten" hierüber mehr gesagt ist. Dieß war überhaupts das Erste, was die Heiligen von einer Seele verlangten, die sich der Vollkommenheit befliß; denn, sagten sie, wer die Gaumenlust nicht beherrschen könne, der würde auch den übrigen Leidenschaften nicht widerstehen können. Wir dürfen uns daher nur so viel Speis und Trank zu genießen erlauben, als zur Erhaltung unsers Lebens und unserer Kräfte nothwendig ist. So that der heilige Makarius. Daher konnte er von sich sagen: Seit zwanzig Jahren habe ich nicht mehr gegessen und nicht mehr getrunken, und auch nicht länger geschlafen, als das Bedürfniß verlangte. Der heilige Thomas von Aquin sagt hierüber: Die Mäßigkeit nimmt nur die Nothdurft des Lebens als Maßregel an; sie gebraucht von den ergötzlichen Dingen, wozu auch Speise und Trank gehören, nicht mehr, als man zur Erhaltung des Lebens bedarf. Und der heilige Hieronymus schreibt an die Jungfrau Eustochium: Deine Speise soll mäßig, und dein Magen nie voll sein. Und bei einer andern Gelegenheit sagt derselbe: Der Mensch soll nach der Mahlzeit so leicht sein, daß er sogleich dem Gebete und der geistigen Lesung obliegen könne. Es läßt sich hier freilich nicht sagen, wie viel man überhaupts essen soll und darf, weil dabei Alles auf das Bedürfniß ankömmt. Wer viel ißt, sagt ein frommer Altvater, aber dennoch hungrig bleibt, wird als ein Mäßiger anzusehen sein; während ein Anderer, der mit Wenigem übersättiget wird, keineswegs mäßig genannt werden kann. Daher heißt ein bekanntes Sprüchwort: Man soll zu essen aufhören, wenn es einem am besten schmeckt. Dieses will nichts Anderes sagen, als daß man zu essen

aufhören soll, wenn das Bedürfniß gestillt ist, und nur die Begierde noch zu essen verlangt. Gerade der Begierde oder der Leidenschaft pflegt es gewöhnlich am besten zu schmecken. O wie wenig wird daran gedacht! Wie groß ist bei Vielen die Unmäßigkeit im Genusse von Speise und Trank! Um aber die Mäßigkeit in Speis und Trank einzuhalten, kommen auch noch einige andere Dinge in Betracht. Ein Leckermaul, das immer nur Ausgesuchtes verlangt, verträgt sich nicht mit der Mäßigkeit. Christus, der Herr, sagt: Esset, was man euch vorsetzt. (Luk. 10, 8.) Und der heilige Paulus schreibt: Ich habe gelernt, mich mit dem, was ich habe, zu begnügen. (Phil. 4, 11.) So dachten und handelten auch die Heiligen. Daher sagt der heilige Franziskus Salesius: Eine Speise sich verbitten und nach der andern greifen, Alles fein prüfen und kosten, nie etwas recht zubereitet, oder reinlich genug finden, bei jeinem jeden Bissen den Kunstrichter machen, zeugt von einer verweichlichten Seele, die ihre Gedanken in den Schüsseln und Töpfen hat. Vielleicht denken sich hier Einige: Nun, was die ausgesuchten und feinen Speisen betrifft, hat es bei mir keine Gefahr; denn Leckerbissen kommen nie in meinen Mund; ich wäre froh, wenn es mir und den Meinigen nur nie an der gewöhnlichen, ganz gemeinen Kost fehlte. Allein, ich muß einen Solchen fragen: Bist du wohl auch zufrieden mit deiner gewöhnlichen Kost; trägst du kein Verlangen nach einem bessern Tisch? Auch die Israeliten hatten in der Wüste nur gewöhnliche Speisen; aber dennoch mißfielen sie Gott ihrer Gaumenlust wegen. Sie aßen zwar ihr Brod, das ihnen Gott vom Himmel gab; aber sie thaten es mit Murren und verlangten nach etwas Besserm; sie seufzten nach den Fleischtöpfen Aegyptens. (2. Mos. 16, 3.) Wenn du also bei deiner gemeinen Kost nach den feinen und ausgesuchten Speisen der Reichen verlangst; wenn du sie um ihre wohlbesetzten Tafeln beneidest; wenn du auch solche Leckerbissen zu haben wünschest: so hast du die wahre Mäßigkeit nicht; du bist in deinem Verlangen vielleicht ein Schlemmer und Schwelger. Der Arme, schreibt der heilige Liguori, der mäßig ist, ist zufrieden, wenn er nur eine Speise hat, das Leben zu fristen; er nimmt, was ihm gegeben wird, ohne Murren und Klage; und so soll ein jeder Christ das, was ihm aufgesetzt wird, als ein Almosen annehmen, das ihm von Gott gegeben wird,

und damit zufrieden sein. — Die Mäßigkeit ißt auch nicht zur Unzeit, und eben so wenig ißt sie mit Unordnung. Das Essen habe seine festgesetzte Zeit, und außer derselben soll man sich des Genusses der Speisen sowohl, als des Getränkes enthalten. Daher sind diejenigen zu tadeln, deren Mühle, wie man zu sagen pflegt, fast nie still steht, und deren Mund immer voll sein muß. Solches ist sogar der Gesundheit nachtheilig. Wer nicht unordentlich essen will, muß es mit nicht zu großer Begierde thun. Davor warnt schon die heilige Schrift. (Sirach 31.) Essen und trinken bloß in der Absicht, um den Gaumen zu kitzeln und der sinnlichen Lust zu fröhnen, ist eines Menschen, und noch viel mehr eines Christen unwürdig, und kann nach dem Ausspruche des Papstes Innocenz XI. nicht ohne Sünde geschehen.

Die Mäßigkeit zeigt sich im Anzuge, indem sie auch hier gehörige Ordnung hält, und nur dem Bedürfnisse genügt. Die Kleidung muß der Gesundheit, der Ehrbarkeit, dem Geschlechte und Stande eines Jeden angemessen sein. Zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes, der Kräfte und der ungehinderten Wirksamkeit der Organe gebraucht man Kleider, welche die schädlichen Einwirkungen der Witterung abhalten; welche die nöthige Ausdünstung des Leibes mäßig befördern, und die dazu dienen, unsere Geschäfte mit Leichtigkeit zu verrichten. Um den Standesverhältnissen zu entsprechen, kleide man sich nicht vornehmer, als es die Stellung, welche man einnimmt, erfordert. Wie Wenige nehmen darauf Rücksicht, und stürzen sich durch übertriebenen Putz oft in Armuth! Am allerwenigsten darf die Kleidung gegen die guten Sitten verstoßen. Wenn überhaupts die Kleidung gar zu nett ist; wenn der Mensch so auftritt, daß man ihm ansieht, als komme er eben vom Spiegel, so ist er eine Zierpuppe. Es ist ein elender Stolz, sagt Cardinal Bona, wenn die Menschen blendenden Scharlach auf dem Leibe, aber eine schmutzige Seele in dem Leibe umher tragen. Einige hängen sich Ketten an, und weil sie vom Golde sind, so merken sie nicht, daß sie wie Sklaven aussehen. Andere tragen nicht nur goldene Zierrathen an sich gebunden, sondern in sich gestochen, ja hängen oft ihr ganzes Vermögen daran, so daß dasjenige, was ehemals zur Strafe geschah, nunmehr zur Pracht geschieht. Aber schmücke dich nur immer mit Gold und Perlen;

wenn deine Zierde Christus nicht ist, so bleibst du nichts desto weniger häßlich. Die Heiligen gingen auch hierin mit dem schönsten Beispiele voraus. Die heilige Elisabeth war nur mit Mühe dahin zu bringen, bei Hoffesten fürstliche Kleider zu tragen; außerdem trug sie ihre einfachen Kleider von Wolle, wie das geringste Weib im Lande. O wie nothwendig wäre uns in der Kleiderpracht und unserer übertriebenen Putzsucht die Tugend der Mäßigkeit! Vergl. auch oben den Artikel Hoffart B. 11. S. 126 u. folg.

Die Mäßigkeit erstreckt sich endlich auch auf den Genuß der Vergnügungen und Ergötzlichkeiten. Der Mäßige erlaubt sich nur solche Freuden, wodurch weder Gott beleidiget, noch die Menschen geärgert werden, und also der Tugend kein Abbruch geschieht, sondern der Geist nur aufgeheitert wird, um mit desto größerer Unverdrossenheit wieder seinen Pflichten nachzukommen. Die Vergnügungen des Mäßigen sind also unschuldige Freuden. Er ist ein abgesagter Feind von jenen wilden Genüssen und rohen Ausschweifungen, in welchen oft alles Gefühl für Tugend erstirbt und alle Leidenschaften genährt werden. Mit Abscheu wendet er sich von diesen Lustbarkeiten ab, und sagt zu sich selbst in den Worten jenes alten Weltweisen: Ich bin größer und zu größeren Dingen geboren, als daß ich der Sklave meiner Sinnlichkeit sein darf. Der Mäßige überschreitet aber auch im Genusse selbst weder Maß noch Ziel. Das Vergnügen muß wie eine Arznei genossen werden, wenn es nicht schädlich wirken soll, oder wir können uns noch eines anderen Gleichnisses bedienen: Die Vergnügungen sind für den Mässigen, was das Salz für die Speise ist. Man darf also hierin nie zu viel sich erlauben, sonst würden nicht bloß Vermögen und Hausstand Schaden leiden, sondern zuletzt selbst die Gesundheit. Das Vergnügen muß überhaupt nur als Nebensache erscheinen, darf daher auch nur genossen werden, wenn der Hauptsache, d. h. den Pflichten genügt ist. So sehr den Vergnügungen nachgehen, daß man selten aus dem Sinnestaumel herauskömmt; sie so lange fortsetzen und so tief in die Nacht hineinziehen, daß man des andern Tages unfähig ist, an seine Geschäfte zu gehen; so sehr den Ergötzlichkeiten obliegen, daß man seine Berufsarbeiten darüber vergißt: — Solches zu thun erlaubt nimmermehr die Mäßigkeit, und nur weil so Vielen diese Tugend fehlt, sind sie im Genusse sinnlicher

Freuden so unersättlich, und machen sie oft aus ihrem Leben eine fortgesetzte Kette von Genüssen, Unterhaltungen und Zerstreuungen. Cf. den Artikel „Freude" B. 7, S. 1 u. folgd.

8) Wie sich die Mäßigkeit im Verluste des Irdischen zeigt.

Der irdischgesinnte, die Welt und was sie bietet, unmäßig liebende Mensch hängt mit ganzer Seele an derselben. Wenn er daher etwas verliert, sei es ein zeitliches Gut, oder eine theuere Person, oder wenn sein eigenes Leben in Gefahr kömmt, so ist er untröstlich darüber. Ganz anders derjenige, welcher die Tugend der Mäßigkeit besitzt. Wie ein Solcher im Glücke nicht übermüthig ist, so kann ihn auch das Unglück nicht verzagt machen; wie er in der Freude nicht ausgelassen ist, so ist er auch in der Traurigkeit nicht verzagt. Er ist auf Alles gefaßt, und weiß Alles mit heiliger Ergebung und mit himmlischem Gleichmuth zu ertragen. Es fließen allerdings seine Thränen, wenn der Tod eines seiner Theueren ihm von der Seite hinweggenommen hat; aber sein Schmerz ist kein unmäßiger; und mitten in seiner Betrübniß richtet ihn die Hoffnung auf, und voll Zuversicht blickt er auf zu dem Herrn, und betet voll Ergebung die geheimnißvollen Wege der Vorsehung an. Auch bei dem Verluste zeitlicher Güter, wie der Ehre, der Würden und Aemter, der Schätze und Reichthümer verliert der Mäßige den Gleichmuth nicht. Unter allen Stürmen des Schicksals steht er da unbeweglich und unerschütterlich wie ein Fels, und sagt voll heiliger Selbstverläugnung mit dem heiligen Dulder Job: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit. Nur deßwegen fällt uns der geringste Verlust so schwer, und murren wir und klagen wir so unaufhörlich, wenn die Hand des Herrn uns berührt, weil wir die Tugend der Mäßigkeit nicht besitzen, und in Folge dieses Mangels unser Herz so unordentlich an der Welt hängt. Daraus läßt sich aber auch abnehmen, daß nur in der Mäßigkeit wahres Glück und wahre Zufriedenheit besteht.

9) Wie die Mäßigkeit die Neigungen zum Irdischen beherrscht.

Der Mensch hat seinem Wesen nach, das aus Leib und Seele oder aus Fleisch und Geist besteht, nach zwei Seiten hin eine Begierde oder ein Verlangen; er will erkennen und will genießen. Dieses war schon die erste Probe, welche unsere Stammeltern im Paradiese bestehen sollten, nach beiden Seiten hin, im Erkennen und Genießen das Begehrungsvermögen zu mäßigen. Sie sollten nicht mehr wissen und nicht mehr genießen wollen, als ihnen zu erkennen und zu genießen erlaubt war. Darum das Gebot: Von allen Bäumen des Gartens dürft ihr essen; aber vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen sollt ihr nicht essen. Willst du also die Tugend der Mäßigkeit üben, so mässige dich in dem, was du zu wissen, und was du zu genießen verlangst. Die Wißbegierde ist zwar an und für sich löblich; aber zu viel wissen wollen ist geradezu Narrheit. Darum sagt der Apostel, es soll Keiner weiser sein wollen, als es ihm geziemt. (Röm. 12, 3.) Und schon im alten Bunde heißt es: Was dir zu hart ist, das suche nicht, und was deine Kräfte übersteigt, dem forsche nicht nach. Damit stimmen auch die heiligen Väter überein. So sagt der heilige Hieronymus: Lerne nicht kennen, was du ohne Gefahr nicht wissen kannst. Und der heilige Basilius sagt: Untersage dir unbedingt alle jene Bücher, in welchen Beispiele oder Lehren enthalten sind, welche das Herz verderben können. — Es wird damit der wahren Aufklärung nicht entgegengetreten und noch weniger verlangt, daß man in Unwissenheit bleiben soll; sondern dem unmäßigen Verlangen nach Vielwisserei soll gewehrt werden, wodurch der Geist, statt aufgeklärt zu werden, nur aufgebläht, und das Herz statt veredelt, vielmehr verkehrt wird. Nicht das Vielwissen, schreibt der heilige Bernard, empfiehlt der heilige Paulus, sondern die rechte Weise zu wissen, empfiehlt er. Was ist aber die rechte Weise im Wissen? Die, daß du verstehest in welcher Ordnung, mit welchem Eifer und mit welchem Endzwecke man wissen müsse. In welcher Ordnung, fragst du, soll ich wissen? Das sollst du zuerst wissen, was zu deinem Heile nothwendig ist. Mit welchem Eifer, fragst du, soll ich wissen? Das sollst du mit heftigerem Verlangen wis-

sen wollen, was die Liebe Gottes mehr entzündet. Zu welchem Endzwecke, fragst du, soll ich wissen? Nicht zur eitlen Ehre, nicht zur Befriedigung des Vorwitzes, sondern zu deiner und deines Nächsten Erbauung und Wohlfahrt sollst du wissen wollen. Wissen wollen, um zu wissen, ist schädliche Neugierde; wissen wollen, um als ein Wissender angesehen zu werden, ist schändliche Eitelkeit; wissen wollen, um Gutes zu stiften, das allein ist Weisheit. Soweit der heilige Bernard. Siehst du also, wie sich die Mäßigkeit im Verlangen nach Wissen zeigt: sie macht, daß du nicht zu viel, sondern nur das Nothwendige; nicht zu hoch, sondern nur das Nützliche; nicht Alles, sondern nur und vor Allem das zu deinem Heile Zuträgliche wissest. Du suchest oft alle Neuigkeiten zu erfahren; mäßige dich und denke: Du brauchst nicht Alles zu wissen. Du suchst unter alle Geheimnisse zu kommen; mäßige deinen Vorwitz und denke: Anderer Leute Thun und Treiben geht dich Nichts an. Du willst selbst in religiösen Dingen allerlei Zweifel gelöst wissen, und forschest nach dem Wie und Warum, wo du demüthig glauben sollst; mäßige deine eitle Zweifelsucht und denke: Was uns Gott zu glauben geoffenbart hat, sollen wir nicht ausforschen wollen.

Die Mäßigkeit beherrscht aber auch das Verlangen nach dem Genusse. Die Mäßigkeit tritt einer jeden Begierde in den Weg und sagt zu ihr: Bis hieher und nicht weiter! Du findest in dir eine große Neigung zum Erwerb von Geld und Gut, und bist darum häuslich und sparsam, arbeitsam und unermüdet in deinem Geschäfte. Es ist dieses innerhalb der gehörigen Schranken eine löbliche Eigenschaft; aber sorge nur, daß diese Neigung nicht zur Leidenschaft wird. Mäßige deine Sparsamkeit, damit sie nicht zum Geiz werde; mäßige deinen Trieb zum Erwerb, damit er nicht zur Geldsucht werde; mäßige selbst deine Arbeitsamkeit, damit sie nicht, wie man zu sagen pflegt, in eine Schinderei ausarte, wodurch du an dir selbst zum Henker wirst, und durch frühzeitige Aufreibung deiner Kräfte dir zuletzt das Leben verkürzest. Mäßige dein Verlangen nach zeitlichem Gewinne, daß du nicht am Tage des Herrn deine gewerblichen Geschäfte treibest. Wahrlich, es heißt alles Maaß überschreiten, wenn man auch an den dem Herrn geweihten Tagen um des schnöden Gewinnes willen fortarbeitet, wie an einem

andern Tage. Haltet Maaß in euren Arbeiten, daß ihr die Eurigen, euere Kinder, euere Gesellen und Dienstboten nicht zu sehr mit Arbeiten überladet. Ja es kommt oft vor, daß sich manche, zu willige Dienstboten krank arbeiten müssen. Dieses thut das unmäßige Verlangen nach irdischem Gewinn. Sehet, wie nothwendig es ist, daß die Tugend der Mäßigkeit auch der Sorge für das Hauswesen, dem Erwerbfleiß und der Arbeitsamkeit ein Maaß und Ziel setze.

Auf gleiche Weise muß die Mäßigkeit das Verlangen nach andern Dingen im Zaume halten. So hat einer Verlangen nach Ehre und Ruhm. Es ist dieses nicht unrecht; denn diese Begierde treibt den Menschen an, große Dinge zu vollbringen. Aber damit sie nicht zur Leidenschaft werde, muß ihr die Mäßigkeit zur Seite stehen. Darum mäßige dein Verlangen nach Ehre und Ruhm, suche diese Güter nicht anders, als auf erlaubtem Wege; kränke dich nicht und härme dich nicht ab, wenn sie dir nicht zu Theil werden. Nicht leicht bringt eine Leidenschaft üblere Folgen mit sich, als eine ungezügelte Ruhmbegierde; diese Leidenschaft hat schon unzählige Uebel über ganze Länder und Völker gebracht; sie hat Verwirrungen und Aufruhr in den bürgerlichen Gesellschaften, Spaltungen und Trennungen in der Kirche veranlaßt. Daraus folgt, daß man auch das Verlangen, seinen guten Namen aufrecht zu erhalten, mäßigen müsse. Denn ein so großes Gut auch der gute Name ist, so darf man doch nicht gar zu empfindlich sein, so daß man bei der geringsten Beleidigung schon einen Angriff auf seine Ehre sieht, und eine Beschimpfung seines guten Namens herausbringt. Gerathe demnach nicht sogleich in Hitze, wenn du hörst, es habe dich Jemand an deiner Ehre angetastet; denke eines unüberlegten Wörtleins wegen nicht sogleich auf Rache oder auf eine Klage zur Genugthuung. Ahme vielmehr das Beispiel der heiligen Johanna Maria Bononi nach und sprich in solchen Fällen: Diese angeblichen Unbilden sind kostbare Schätze, ich muß sie vielmehr am Fuße des Kreuzes niederlegen, als darüber aufgebracht werden. (Cf. Tugendschule v. Maßl B. 2.)

10) Nothwendigkeit der Tugend der Mäßigkeit.

Es ist schon oben angedeutet worden, wie nothwendig die Mäßigkeit ist, da sie gewissermaßen jeder andern Tugend zur Seite

stehen muß, daß diese das rechte Maaß hält, und also wahrhaft eine Tugend bleibt. Ihre Nothwendigkeit leuchtet aber auch aus folgender Betrachtung klar ein. Nimm dem Menschen die Mäßigkeit, laß seinen Neigungen Zügel und Zaum, setze seinen Begierden keine Schranken, und du hast keinen Menschen mehr, sondern ein Thier in Gestalt eines Menschen; denn das Thier pflegt ohne Maaß zu suchen, was die Natur begehrt, und mit Recht gilt von einem solchen Menschen das Wort der heiligen Schrift: Da der Mensch in Ehren war, hat er es nicht eingesehen, er hat sich wie die unvernünftigen Thiere gehalten, und ist ihnen gleich geworden. (Ps. 48.) Der heilige Chrysostomus sagt von einem Solchen, der ohne alle Mäßigung seinen Neigungen nachhängt: Wenn ich dich beim Licht betrachte, bist du nicht einmal ein Mensch. Du schlägst hinter dich wie ein Esel, bist muthwillig wie ein Stier, wieherst wie ein Pferd nach Weibern, mästest dein Fleisch wie ein Schwein, zürnest wie eine Schlange, stichst wie ein Scorpion, bist verschlagen wie ein Fuchs, hältst das Gift der Bosheit bei dir wie eine Viper: — wie will ich dich unter die Menschen zählen? Ich suche an dir den Christen, und habe Noth, den Menschen an dir zu finden. Ist man also ohne Mäßigkeit kaum ein Mensch, so ist man ohne sie um viel weniger ein Christ. Durchgehe alle Gesetze des Christenthums; ohne Mäßigkeit wirst du keines halten können. Die ganze Sittenlehre des Evangeliums ist ja nichts Anderes, als eine Anweisung, seine Neigungen zu mäßigen und zu beherrschen. Dazu, lesen wir in der heiligen Schrift, ist die Gnade Gottes, unseres Heilandes, in der Welt erschienen, um uns zu lehren, daß wir die Gottlosigkeit und weltlichen Gelüste verleugnen, und mäßig und gerecht und gottselig in der Welt leben. (Tit. 2, 12.) Und wiederum werden wir ermahnt: Wie am hellen Tage laßt uns wandeln, nicht im Fressen und Saufen. (Röm. 13, 13.) Wie nothwendig ist dazu die Tugend der Mäßigkeit; denn sobald sich Einer von der Mäßigkeit läßt, wird alsbald das Fleisch gegen den Geist sich erzürnen, und er wird von Sünden zu Sünden fortgerissen werden. Wer demnach seinen Leidenschaften nachgibt, wer nicht mehr mäßig ist, der kann unmöglich nach dem Geiste des Evangeliums leben; er kann kein wahrer Jünger Jesu, kein Christ sein. Aber selbst die, welche bereits den Weg der Vollkommenheit

betreten, und auf demselben nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben, werden sich, wie schon oben gezeigt worden ist, ohne die Mäßigkeit, auf demselben nicht lange erhalten; denn die Tugend bekömmt ohne Mäßigung gar leicht wilde Auswüchse, ja sie entartet selbst, und verliert mehr oder weniger ihren hohen Werth. Darum sagt der heilige Bernard: Ein gar zu großer Eifer selbst im Guten stürzt ohne Bescheidenheit und Mäßigung eine Seele gar oft ins Verderben. Und der heilige Gregor sagt: Je mehr die Tugend sieht, was sie vermag, desto schändlicher fällt sie, wenn sie nicht durch die Vernunft gemäßiget wird. Der heilige Geist selbst sagt: Sei nicht zu viel gerecht, und nicht weiser als nöthig ist. (Predig. 7, 17. Cf. Tugendschule von Maßl, B. 2.)

11) Wie heilbringend die Mäßigkeit ist.

Wem sein Heil am Herzen liegt, wird sich angetrieben fühlen, sich der Mäßigkeit zu befleißen, denn diese Tugend lohnt sich schon hier auf Erden auf die glänzendste Weise. Der Mäßige ist eigentlich der wahrhaft Tugendhafte, indem die Mäßigkeit allen Tugenden den wahren Werth gibt, und sie ebenso vor einem zu Viel, als einem zu Wenig schützt. Der Mäßige ist auch der wahrhaft Zufriedene; denn weil er Nichts unordentlich liebt, so wird er auch nie unmäßig betrübt; mag er was immer verlieren, er bewahrt bei allen Wechselfällen des Lebens einen himmlischen Gleichmuth, und bleibt da in einer bewunderungswürdigen Ruhe und Gelassenheit, wo Alles, wie man zu sagen pflegt, den Kopf verliert, und des Jammerns und Wehklagens kein Ende zu machen weiß. Der Mäßigkeit ist auch noch gar viel anderer geistiger Gewinn in Aussicht gestellt; denn die Mäßigkeit macht uns nicht bloß fähig, die Leidenschaften zu bezwingen, sondern auch geschickt, alle übrigen Tugenden auszuüben, und zur Vollkommenheit zu gelangen. Wer den Weg zur Vollkommenheit antreten will, schreibt Andreas Avellinus, muß den Anfang damit machen, daß er mit besonderem Fleiße die Eßlust abtödte. Wer im Essen sich nicht überwindet und mäßiget, sagt die heilige Katharina von Siena, kann die Unschuld nicht bewahren. Auf ähnliche Weise erklärt sich Kassian; er nennt es eine Unmöglichkeit, daß ein voller Bauch keine unreine Anfechtungen auszustehen hat. Der ehrwürdige Ludwig de Ponte aber

sagt über die Vortheile, welche die Mäßigkeit bringt: Gott erfreut diejenigen, welche sich leibliche Speisen entziehen, mit Speisen der Seele, und statt der Tröstungen der Sinne gibt er ihnen so viel geistigen Trost, daß sie an Freude nicht nur nicht verlieren, sondern vielmehr gewinnen, indem er ihnen eine edlere, bessere, statt der Freude im Fleische eine Freude im Geiste gewährt. Er verleiht ihnen, wie einst dem Daniel himmlische Erleuchtungen; ferner glänzende Siege über ihre Feinde, wie den drei Jünglingen über Nachbuchodonosor, und erhebt sie zur höchsten Anschauung, wie einstens den Moses und Elias, welche Christus, der Herr, um für ihre Fasten sie zu belohnen, Zeugen seiner Herrlichkeit auf dem Berge sein ließ. Endlich wird Gott die Mäßigen auch im Himmel auf eine ganz besondere Weise ersättigen, wird sie mit Christus zu seinem Tische laden, daß sie essen und trinken in seinem Reiche, was Gott selber genießt. Willst du daher, meine Seele, auf Erden zu großer Heiligkeit gelangen, und im Himmel einst der unschätzbaren Belohnungen theilhaftig werden, so fange an bei der Mäßigkeit und mit dem Fasten, durch welches Gott die Laster unterdrückt, das Gemüth erhebt und Tugenden und Belohnungen spendet.

Noch ein anderer, näher liegender und auch für den sinnlichen Menschen anziehender Vortheil, den die Mäßigkeit bringt, besteht darin, daß durch sie die Gesundheit des Leibes erhalten, und von gar vielen Uebeln befreit wird, denen die Unmäßigkeit verfällt. Es ist gewiß, und alle Aerzte stimmen darin überein, daß die Mäßigkeit sehr viel zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens beiträgt. Es gibt freilich Leute, die da meinen, man soll recht essen und trinken; dieß erhalte frisch und gesund, daher das Sprüchwort: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Dieser Meinung war schon der Oberkämmerling des Königs Nabuchodonosor. Der König hatte sich drei israelitische Jünglinge ausgesucht, die sich durch besondere Schönheit auszeichneten, um sie an seinem Hofe zu seinen Diensten erziehen zu lassen; sie sollten täglich von seinen Speisen essen und von seinem Weine trinken, und nach drei Jahren sollten sie ihm wieder vorgestellt werden. Der Oberkämmerling meinte, welch' wunderschöne und gesunde Jünglinge er dem Könige vorführen werde können, wenn er sie mit den köstlichen Speisen und Weinen des Königs recht vollstopfte und anfüllte.

Aber nein, sprach Daniel, einer von diesen Jünglingen, laß uns nur Gemüs essen und Wasser trinken, und schau dann auf unsere Angesichter, und auf die derjenigen Knaben, welche von den Speisen des Königs essen. Der Kämmerer versuchte es auf einige Zeit, und sieh, als er nach einigen Tagen nachsah, fand er die Jünglinge frisch und gesund und aussehend wie das Leben. Der Kämmerer ließ von nun an die Jünglinge bei ihrer einfachen Kost, und sie nahmen wunderbar zu, sowohl an Leibesgestalt, als geistiger Entwickelung. O würden Manche mäßiger sein, so wären sie auch gesünder; die Erfahrung bestätigt es, daß jene am meisten sich unter den Händen des Arztes befinden, die schwelgerisch leben und viel bei kostbaren Tafeln sitzen. Auch das Leben brächten Viele höher, wenn sie mäßiger wären. In den alten, einfachen Zeiten, wo man mäßig aß, und dann nur gewöhnliche, ohne viele Kunst zubereitete Speisen zu sich nahm, erreichten die Menschen ein viel höheres Alter. Es ist bewunderungswürdig, wie alt die Menschen vor der Sündfluth wurden, und welche Stärke und Kraft sie noch in den spätesten Jahren an den Tag legten; es ist aber auch bekannt, daß jene Menschen höchst genügsam lebten. Ihre Speise nahmen sie aus dem Pflanzenreiche (denn Fleisch zu essen, erlaubte Gott den Menschen erst nach der Sündfluth), und ihr Trank war reines Wasser. Die Ueppigkeit und Schwelgerei ist die größte Feindin des Lebens; hingegen Mäßigkeit die Verlängerin desselben. Hievon führt Maßl in seiner Tugendschule ein paar geschichtliche Ereignisse an. Pfarrer Anton Hooseck erreichte ein Alter von 125 Jahren. Als ihn einstens der Churfürst Ernst von Köln besuchte und ihn fragte, wie er es denn zu einem so hohen Alter gebracht habe, in welchem er überdieß noch so jugendlich frisch und kräftig aussehe, gab ihm der über hundert Jahre alte Pfarrer zur Antwort: Ich habe keine besondere Lebensweise gepflogen; aber vor drei Stücken habe ich mich gehütet: Vor Weibern, Trunk und Zorn. Ein Anderer, Namens Ludwig Cornaro, hatte die ersten vierzig Jahre seines Lebens viel an Fiebern, Magenbeschwerden und Entzündungen gelitten. Man rieth ihm eine sehr sparsame Nahrung; der Mann ließ es sich gefallen, und hatte in kurzer Zeit die Freude, von aller Krankheit befreit zu werden. Siehe auch B. 11, S. 119 u. ff.

Alle Aerzte stimmen überhaupt darin überein, daß die meisten

Krankheiten vom Uebermaß im Essen und Trinken herrühren. Gleichwie in einem verschlossenen Gemach, in welchem verschiedenerlei Eßwaaren aufbewahrt werden, Fliegen und Würmer und anderes Ungeziefer sich sammelt: auf ähnliche Weise, sagt Diogenes Laertius, müssen in einem Magen, der mit vielen Speisen angefüllt wird, nothwendig allerlei unverdaute Flüssigkeiten sich sammeln, wodurch die verkochende Kraft der natürlichen Wärme nach und nach gemindert wird. Aus einer schlechten Verdauung des Magens aber entstehen Dünste im Kopfe, schlechtes Geblüt in den Adern und entwickeln sich fast alle Krankheiten, daher das Sprüchwort: Es werden mehr Menschen durch Gefräßigkeit, als durch Degen und Kugeln getödtet. Hingegen verlängert die Mäßigkeit, wie schon oben gezeigt worden ist, das Leben. Der weltberühmte Arzt Galenus erreichte ein Alter von einhundert und vierzig Jahren. Hat er nun vielleicht ein Arzneimittel erfunden, durch dessen Gebrauch er den Tod so lang von sich abhielt? Man kann diese Frage in einem gewissen Sinne bejahen. Er hat sich nämlich im Essen und Trinken so mäßig gehalten, daß er sich niemals satt gegessen; immer blieb ihm noch Appetit übrig, und so starb er ohne Krankheit, bloß vom hohen Alter aufgerieben. Was soll ich erst von so vielen Heiligen sagen? Hilarion ist nach dem Bericht des heiligen Hieronymus im fünfzehnten Jahre in die Wüste gegangen und über achtzig Jahre alt geworden. Antonius hat, wie der heilige Athanasius schreibt, hundert und zwanzig Jahre gelebt, nachdem er schon in der Jugend die Einöde betreten hatte. Der Einsiedler Paulus hat, wie wiederum der heilige Hieronymus berichtet, volle neunzig Jahre in der Wildniß zugebracht, und einhundert und dreizehn Jahre gelebt. In dieser ganzen Zeit blieben diese heiligen Männer frisch und gesund, und haben nie eines Arztes, nie einer Arznei bedurft. Welche gesunde, nahrhafte Speisen und Getränke haben sie zu sich genommen, um ein solches Alter zu erreichen? Wollt ihr sie kennen lernen? Wohlan so höret! In Kräutern und Wurzeln bestund die Kost des heiligen Hilarion; in Brod und Wasser die des heiligen Antonius; Palmenfrüchte und Brunnenwasser waren die Speise und das Getränk des heiligen Paulus, bis ihm durch einen Raben täglich ein halbes Brod von Gott geschickt wurde. Da habt ihr die ganze Arznei, welche diese ausgezeichneten Diener Gottes gebrauchten. Was sie, obgleich sie

ein so strenges Leben führten, dennoch so gesund erhielt und zu solch hohem Alter gelangen ließ, war bloß die Mäßigkeit. Dieß mögen Jene beherzigen, die glauben, sie schaden ihrer Gesundheit schon, wenn sie nur an den Fasttagen der verbotenen Speisen sich enthalten würden, und daher auch an solchen Tagen unter dem Vorgeben, ihre Gesundheit würde Schaden leiden, Alles nach Lust und Begierde durch einander essen, und bis zum Bersten ihren Magen anfüllen. Aber wie Viele sind unter diesen, die, um ihre Gesundheit und ihr Leben zu erhalten, ein so weichliches und wollüstiges Leben führen, in allen Dingen ihrem Geschmack willfahren, und die überdieß noch in weichen Betten die bequemste Ruhe genießen, alle Mühe und Beschwerden aber auf das sorgfältigste meiden, — wie Viele sind unter diesen, welche unter beständiger Gesundheit ein gleich hohes Alter erreichen, wie jene oben erwähnten Einsiedler bei ihrer so rauhen Lebensweise, bei Wasser und Brod erreicht haben? Ach, wie thöricht sind wir! Wir lieben Nichts mehr, als die Gesundheit des Leibes, wir suchen und wünschen Nichts mehr, als ein langes Leben: und dennoch zerstören wir selbst gar oft durch Unmäßigkeit unsere Gesundheit, und schneiden fast muthwilliger Weise unsern Lebensfaden vor der Zeit ab. Es ist nur zu wahr; die Natur ist mit Wenigem zufrieden; aber der Mensch schafft sich durch seine Begierlichkeit so viele Bedürfnisse. Beschränken wir daher unsere Genußsucht; hören wir auf den heiligen Paulus, wenn er uns zuruft: Wenn wir Nahrung und Kleidung, also das Nothwendige im Leben haben, so laßt uns damit zufrieden sein. (1. Timoth. 6, 8.) Geben wir unserm Verlangen eine andere Richtung; seien wir unersättlich im Streben und im Genuße der überirdischen Güter. Dieses verlangt der Herr selbst; denn er sagt: Selig sind die, welche nach der Gerechtigkeit dürsten. (Matth. 5, 6.)

12) Nutzen und Vortrefflichkeit der Tugend der Mäßigkeit.

Groß ist der Nutzen und die Vortrefflichkeit der Tugend der Mäßigkeit. Durch sie wird der Mensch von der Erde getrennt, von sich selbst losgerissen und mit Gott vereiniget; sie versetzt ihn schon während seines irdischen Lebens dem Geiste nach in den Himmel. Ein Solcher hat das ruhigste und zufriedenste Leben, weil weder

der Besitz, noch der Verlust der Geschöpfe sein Herz beunruhiget; er kennt keine Leidenschaft, keine unmäßige Begierde, diese Plaggeister des menschlichen Lebens und Friedensstörer unseres irdischen Daseins. Und wie sanft ist der Tod eines Solchen, der schon bei lebendigem Leibe allen Geschöpfen abgestorben ist! Die Mäßigkeit macht ja das Leben gleichsam zu einem fortgesetzten Sterben, zu einem immerwährenden Marterthum, zur Laufbahn der herrlichsten Siege. Welch' eine herrliche Krone wird aber nicht einem Solchen jenseits in Aussicht gestellt sein!

Wie unglückselig macht dagegen nicht die Unmäßigkeit! Dadurch wird der Mensch an das Geschöpf gebunden. Wie schwer muß es einem Solchen nicht fallen, wenn diese Bande zerreißen, diese Ketten gesprengt werden, und durch Unfälle oder durch den Tod er von seinen Lieblingen getrennt wird. Durch die Liebe und den Genuß der Geschöpfe wächst das Herz gleichsam an die Geschöpfe: welche Wunden, wenn das von dem Herzen wieder losgerissen wird, was so feste Wurzeln in demselben geschlagen hat! Wie muß das Herz bluten, wenn es eine solche Wunde empfängt, und das, was gleichsam mit seinem Wesen verwachsen ist, durch einen Unfall ihm wieder genommen wird!

Durch unmäßigen Gebrauch der Geschöpfe wird das Herz, wie der Heiland selbst sagt, beschwert; es kann sich nicht mehr von der Erde losmachen, nicht mehr in den Himmel aufschwingen, ist unaufgelegt zum Gebete und zur Betrachtung; es kann dem Geistigen keinen Geschmack mehr abgewinnen. Dazu kömmt, daß die böse Lust wächst; das wider den Geist sich empörende Fleisch wird genährt, der Streit mit demselben wird hitziger, der Geist wird schwächer, die Gnaden werden seltener. Der Unmäßige wird immer sinnlicher, irdischer, fleischlicher, er gewinnt die Welt immer mehr lieb, und geht zuletzt mit der Welt zu Grunde.

Deßwegen wird die Tugend der Mäßigkeit von den heiligen Vätern und Geisteslehrern mit Recht gerühmt und hoch angesetzt. Clemens von Alexandrien nennt sie die größte Gabe Gottes, und der heilige Prosper sagt von der Mäßigkeit: Sie macht den Enthaltsamen, den Sparsamen, den Nüchternen, den Gemäßigten, den Züchtigen, den Schweigsamen, den Ernsten, den Schamhaften, den Sittsamen, den Bescheidenen. Wenn diese Tugend einem Gemüthe

einwohnt, bezähmt sie die zügellosen Begierden, mäßiget die Gemüthsbewegungen, vermehrt die frommen Anmuthungen; sie züchtiget die Leidenschaften, ordnet Alles, was in uns ungeordnet ist, und stärkt das Geordnete; sie entfernt die bösen Gedanken und pflanzt heilige ein; sie löscht das Feuer der sinnlichen Wollust aus, entzündet das laue Gemüth und schützt den Geist vor jedem Ungestüm der Laster. Die Mäßigkeit bringt unsere Begierde nach Speise und Trank in ein richtiges Ebenmaaß mit dem Bedürfnisse. Es ist das Werk der Mäßigkeit, daß wir den Alten Ehrerbietung erweisen, die unsers Gleichen sind, wie Brüder ehren, und den Jüngeren väterliche Liebe erzeigen; sie macht, daß wir schweigen, wenn Andere reden, und daß wir, wenn wir reden, Ton und Stimme nicht unmäßig erheben; sie läßt uns beim Lachen nicht in unmäßiges Gelächter ausbrechen; sie macht, daß wir Keinen verleumden, noch die, welche verleumden, anhören; denn der Mäßige sieht nicht auf das, was er an Brüdern tadeln könne, sondern auf das, wie er in dem Guten, welches die Brüder an sich haben, Gott loben möge.

13) Von der Unmäßigkeit im Trinken oder von der Betrunkenheit insbesondere.

Haben wir bisher von der Unmäßigkeit im Allgemeinen geredet, so wollen wir von dem Laster der Unmäßigkeit im Genuß des Getränkes oder der Trunkenheit noch besonders handeln.

In der vorsündfluthlichen Welt kannte man als Getränk nur das Wasser; erst Noe hat den Wein künstlich gepflanzt und bereitet. Indeß scheinen die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob den Wein nur bei besondern Veranlassungen getrunken zu haben. Ueberhaupts war das Alterthum im Gebrauche geistiger Getränke sehr mäßig. Diese heilige Pflicht wird aber häufig im Christenthume bei Seite gesetzt; denn die Trunkenheit ist eine ungemein häufige Erscheinung. Wir wollen daher reden

I. Von der Häßlichkeit und Schändlichkeit dieses Lasters.

Es gibt nichts Abscheulichers als das Laster der Trunkenheit. Dadurch erniedrigt sich der Mensch, dessen Seele nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, und dessen Herz ein Tempel des heiligen Geistes ist, unter die unvernünftigen Thiere. Darum sagt der heilige

Chrysostomus: Um wie viel besser als ein Trunkenbold ist ein Esel ja um wie viel edler ist selbst ein Hund! Denn diese wissen beim Saufen ein Ende zu machen, und gehen nicht über das Maaß hinaus. Der heilige Basilius schreibt: Wodurch, o Mensch, unterscheidest du dich von den unvernünftigen Thieren? Nicht durch die Gabe der Vernunft, welche du von deinem Schöpfer empfangen hast, und durch welche du Fürst und Herr über die ganze Schöpfung geworden bist? Wer sich aber durch die Trunkenheit des Verstandes beraubt, der gleicht den unvernünftigen Thieren. Ja, ich möchte eher sagen, daß die Betrunkenen unvernünftiger sind, als das Vieh ist; denn alle Thiere haben ihre bestimmten Triebe zur Begattung. Diejenigen hingegen, deren Seele durch Trunkenheit beladen, und deren Leib von unnatürlicher Hitze erfüllt ist, fühlen sich zu jeder Zeit zu unreinen und schändlichen Lüsten gereizt. — Was gibt es Häßlicheres als einen betrunkenen Menschen! Betrachtet ihn, wie er dahin wankt; er ist nicht mehr im Stande, aufrecht zu gehen; der schwere Kopf bekömmt das Uebergewicht; die matten Füße scheinen den überladenen Leib nicht mehr schleppen zu können; er stolpert nach allen Seiten hin, und durchkreuzt den Weg nach allen Richtungen. Wie oft fällt er auch mitten in den Koth dahin, und bleibt, nicht Anders, als wäre er ein Schwein, im Moraste liegen, bis man ihn aus demselben herauszieht und in einem völlig bewußtlosen Zustande hinwegträgt. Der Berauschte verliert den Gebrauch aller Sinne. Er sieht nicht mehr, und weiß die bekanntesten Menschen kaum zu unterscheiden; er hört nicht mehr. Die Ohren der Rauschigen, sagt der heilige Basilius, sind von einem solchen Schallen und Tosen erfüllt, wie das des brausenden Meeres ist. Die Sprachorgane entziehen ihm ihren Dienst, die Zunge ist so schwer geworden, daß sie der Betrunkene kaum mehr heben kann; er bringt fast kein vernehmbares Wort mehr hervor. Dabei möchte er doch immer reden, und weil ihn auch die Vernunft verlassen hat, ist das, was er ja noch hervorbringt, das unsinnigste Geschwätz, worüber ihn jeder Verständige auslacht. Die Betrunkenen wissen kein Geheimniß mehr zu bewahren; Alles muß jetzt heraus, was sie in ihrem Herzen verborgen haben, wenn gleichwohl die Entdeckung desselben ihnen eben so zur Unehre, als zum Schaden gereicht. Alles scheint solchen Leuten in Bewegung zu sein, und sie selbst vermögen nicht

mehr ruhig und gerade zu stehen. Die Erde, bemerkt der heilige Basilius, scheint den Betrunkenen in die Höhe zu steigen, und die Berge, meinen sie, bewegen sich vor ihnen im Kreise. In diesem Zustande werden die Berauschten der Spott der Menschen; die leichtfertige Jugend läuft ihnen nach, und treibt mit ihnen ihr Spiel und macht sich über dieselben lustig. Manche kommen aber durch die Trunkenheit in einen Zustand der Raserei; sie toben und wüthen wie die wilden Thiere; sie schmähen und lästern auf die unsinnigste Weise; sie fangen mit aller Welt Händel an, und gehen auf Mord und Tod aus. Im eigenen Hause schlagen sie zu ihrem größten Schaden alle Einrichtung zusammen, und die Familienangehörigen müssen schnell vor ihnen die Flucht ergreifen, um ihren Mißhandlungen zu entgehen. Dieß ist der Mensch im Rausch. Was kann es also Häßlicheres und Abscheulicheres geben, als das Laster der Trunkenheit. Mit Recht ruft der heilige Chrysostomus aus: Was ist erbärmlicher als die Trunkenheit? Der Betrunkene ist lebend todt; er ist vom Teufel freiwillig besessen; ein unentschuldbarer Fehltritt, eine allgemeine Beschimpfung unsers Geschlechts.

II. Von der Schädlichkeit der Trunkenheit.

Der erste Schaden, den sich der Säufer zufügt, ist, daß er seine Gesundheit zerstört, und sich das Leben verkürzt. Warum welkt bei Vielen die Blüthe der Gesundheit so plötzlich; warum schleppen sie in den besten Jahren einen siechen Leib herum? Warum ist ihre Stimme so heiser, ihr Auge so matt, ihr Angesicht so gebleicht und ihre Wange so eingefallen? Warum sterben so Viele in ihrem kräftigsten Mannesalter dahin, und lassen traurige Wittwen und unmündige Kinder zurück? Ach, ihr unmäßiges Trinken ist gar häufig die Ursache davon. Durch das viele Trinken wird der Magen überschwemmt und zuletzt geschwächt, und durch geistige Getränke noch überdieß überreizt. Die Folge davon ist, daß von dem zu sich Genommenen die nahrhaften Theile nicht mehr recht ausgezogen werden, und der Leib überhaupts nicht mehr genährt und gestärkt wird; es gehen vielmehr faule und verdorbene Säfte in das Geblüt über, in Folge dessen Krankheiten entstehen. Dieß bestätiget die heilige Schrift selbst, indem sie sagt: Wer hat Wehe, wer fällt in Gruben, wer hat Wunden ohne Ursachen, wer trübe

Augen? Nicht die, welche beim Wein verweilen, und darauf sich legen, Becher zu leeren? Sieh den Wein nicht an, wenn er so gelb ist, wenn seine Farbe im Glase glänzt, er lieblich hineinschleicht; denn zuletzt sticht er wie eine Schlange, und gießt sein Gift aus, wie ein Basilisk. (Sprüchw. 23, 29 — 33.) Und an einem andern Orte lesen wir: Der Wein hat schon Viele zu Grunde gerichtet.... Was hat der für ein Leben, der es durch Wein verkürzt. (Sirach. 31, 30 und 33.) Nur zu wahr ist, was der heilige Basilius hierüber sagt: Weil sie die Mahnung des Apostels: Berauscht euch nicht mit Wein (Eph. 5, 18.) — nicht hören, ärnten sie sogleich die Früchte der Trunkenheit. Denn die Masse des Körpers schwillt an, die Augen werden feucht, der Mund wird trocken und heiß. Denn wie die Schluchten, so lange die Gießbäche in sie fließen, voll zu sein scheinen, sobald aber das Wasser verlaufen ist, trocken hinterlassen werden; ebenso ist auch der Mund der Betrunkenen, so lange der Wein darin ist, gewissermassen voll und naß; bald nach der Entfernung des Weines aber zeigt sich der Mund trocken und ohne Feuchtigkeit. Ja, da derselbe immer wieder austrocknet und mit übermäßigem Weine benetzt wird, verliert er zuletzt auch die Lebensfeuchtigkeit. Denn welche Beschaffenheit eines Menschen ist so stark, daß sie den übeln Folgen der Trunkenheit widerstehen könnte? Und welches Mittel könnte bewirken, daß der stets erhitzte und immer vom Weine durchnäßte Körper nicht schwach und blöde würde, und der Auflösung nahe käme? Daher kömmt auch das Zittern und die Schwäche; denn wenn der Geist vom Uebermaße des Weines geschwächt und die Kraft der Nerven aufgelöst wird, so befällt die ganze Masse des Körpers eine zitternde Bewegung. Warum willst du dir also durch deine Unmäßigkeit den Fluch des Kain zuziehen, indem du dein ganzes Leben lang zitterst und herumtaumelst? Der französische Arzt Lauvergne bemerkt: Der Mißbrauch starker Getränke verändert zuerst das materielle Gewebe des Gehirns. Dieses artet aus und wird weich, verliert an seiner Consistenz und an seiner Spannkraft; es gibt endlich ohne weitern Widerstand den Blutgefäßen nach, welche die Trunkenheit ausdehnt, und die einen beständigen Druck auf das zarte Gewebe dieses Organs ausüben. Dieser Zustand begründet nun das Drohende der Gefahr bei allen Krankheiten, durch welche die

Vernunft und der Körper zerrüttet werden. Die Hauptkrankheiten aber, welche der Arzt am Krankenbette der Trunkenbolde antrifft, sind vorzüglich: Chronische Entzündungen, Nervenzufälle, beständiges Zittern, Hypochondrie, Epilepsie, Lähmungen, Abzehrungen, Wassersucht, bei den Frauen auch Hysterie u. s. w. Wir stehen auch keinen Augenblick an, in der Trunksucht die Hauptursache der Kürze des Wuchses bei Kindern anzusehen, welche von Eltern abstammen, die diesem Laster ergeben sind.

Welch großen Schaden fügt sich der Trunkenbold nicht an der Seele zu! Durch unmäßiges Trinken schwächt man die Vernunft, macht man den Verstand blöde, das sittliche Gefühl stumpf und untauglich zum Streben nach Tugend, raubt sich die Ruhe des Gewissens und macht sich unfähig zum Reiche Gottes. Wein und Trunkenheit, lesen wir in der heiligen Schrift, rauben den Verstand. (Oseas 4, 11.) Und der heilige Hieronymus sagt: Es ist klar, daß Völlerei und Trunkenheit den Geist ruinirt, und daß wir nicht vollkommen beim Verstande sind, wenn der Geist vom Ueberflusse des Weines eingenommen wird. — Es ist schauerlich, welche Zerstörungen der Trunkenbold in seinen Seelenkräften anrichtet. Der Trunkenbold, schreibt der Arzt Lauvergne, verliert sein Gedächtniß und den Sinn für die Vergangenheit; für ihn ist die Zukunft Gegenwart, nämlich die Stunde, wo er vor einem schäumenden Krug sitzt, und Hirn und Hände nur dazu hat, um durch dieselben dem Selbstmorde des Körpers und der Verwirrung der Seele näher zu kommen. Der Trunkenbold verliert seine edelsten Fähigkeiten, oder kann sie nicht zu ihrem bestimmten Gebrauche anwenden. Da die Seele oder der Geist im ganzen Gehirne wohnt, und da alle Organe, wovon dieses die Vereinigung ist, nur durch den Willen der Seele thätig sind, so folgt daraus, daß diese unfähig ist, zu wollen, oder daß die Organe der Geistesverrichtungen nicht mehr im Stande sind, zu wirken. Hier findet also eine moralische und intellektuelle Atrophie statt; hier ist von keinem Wollen zur Thätigkeit, von keiner innern Anregung mehr die Rede; Wille und That sind von nun an das Erzeugniß einer instinktmäßigen Nachahmung. Ein solcher Mensch gehorcht wie ein folgsames Stück Vieh dem Willen eines Andern; für immer unfähig zu befehlen, ist seine schmachvolle Unterwerfung unter den Willen seines Gleichen

nicht einmal der Gehorsam eines Sklaven. Der Trunkenbold, welcher zuerst den moralischen Willen verliert, zieht nach und nach alle geistigen Fähigkeiten aus. Zuerst wird die Erinnerung an die Vergangenheit geschwächt, und mit derselben alle Gefühle von Liebe und Dankbarkeit; ein Solcher ist undankbar, weil er sich der erhaltenen Wohlthaten nicht mehr erinnert. Der Trunkenbold gleicht auch hier dem Thiere wieder, wie der Genuß vorüber ist, hört auch das Andenken an denselben auf.

Die Trunkenheit schadet aber der Seele noch in einer andern viel gefährlichern Weise, indem sie dieselbe mit einer Menge von Sünden befleckt. Die Trunkenheit ist eine fruchtbare Mutter vieler Sünden. Sie reizt zum Uebermuthe, zum Fluchen, Verleumden, zu Zänkereien, Schlägereien und insbesonders zur Unzucht. Bacchus und Venus sind gewöhnlich beisammen. Darum sagt die heilige Schrift: Der Wein schleicht lieblich hinunter, aber zuletzt sticht er wie eine Schlange und gießt sein Gift aus wie ein Basilisk; deine Augen werden nach fremden Weibern sehen. (Sprüchw. 23, 32. 33.) Und wiederum: Der Wein macht unkeusch, und die Trunkenheit aufrührerisch. (Sprüchw. 20, 1.) Deßgleichen: Der Wein, zu viel getrunken, verursacht Streit, Zorn und viele Unfälle. (Sirach 31, 38.) Auf dieselbe Weise sprechen sich die heiligen Väter aus. So sagt der heilige Augustin: Die Trunkenheit ist die Mutter aller Laster, der Zunder aller Vergehungen; eine Verwirrung des Gehirns, eine Verkehrung des Verstandes, ein Ungewitter der Zunge, ein Sturm für den ganzen Körper, ein Schiffbruch für die Reinigkeit, eine Verderbung der Zeit, ein Wahnsinn, eine schändliche Entkräftung, ein Umsturz der Sitten, ein Gräuel des Lebens, eine Verbannung der Ehrbarkeit und eine gänzliche Vernichtung der Seele. Und der heilige Gregor schreibt: Wer die Trunkenheit liebt, hat nicht Eine Sünde, sondern er ist ganz Sünde. Derselbe Kirchenlehrer sagt, daß aus dem einzigen Laster der Trunkenheit unzählige Kriegsheere von Lastern hervorgehen, welche die Seele bekriegen. Die Erfahrung bestätiget die Wahrheit dieses Ausspruches. Loth, der in Sodoma sich rein erhielt, beging im Weinrausche eine Blutschande; Noe entblößte sich schändlich, nachdem er zuvor im Weintaumel von der Vernunft entblößt worden war; Holofernes wurde im Zustande der Trunkenheit von einem Weibe

ermordet; der unmäßig genossene Wein hat den Absolon zu einem Mörder an seinem Bruder Ammon gemacht. Und welche Schandthaten veranlaßt die Trunkenheit noch heutigen Tages! Durchgeht die Zech- und Schenkstuben, und seht und hört, was hier vorgeht. Welch' ärgerliche Gespräche, welch' ruchlose Zotten und Possen; welch' ein Geschrei und Gezänk; welche Schlägereien; dann wieder welche Unflätherеien! O in welche Abgründe stürzt sich der Mensch durch die Trunkenheit; welche Laster vollbringt er in diesem Zustande, die ihn zeitlich und ewig unglücklich machen.

Die Trunkenheit zieht noch gar manchen andern Schaden nach sich. Sie zehrt das Vermögen ganzer Familien auf, bringt das Hauswesen in Unordnung und macht zuletzt zum Bettler. Mancher Vater hinterläßt seinem Sohne ein ansehnliches Vermögen; er vermehrt es noch durch eine Heirath. Allein in kurzer Zeit geht der ganze Reichthum in Trümmer. Wohin kam dieses Vermögen? Fragt die Wirthe, die können euch Antwort geben; denn der größte Theil davon ist durch die Kehle geronnen, ist verpraßt und verschwelgt worden. — Die Trunkenheit stört den ehelichen Frieden; denn wenn der Mann besoffen nach Hause kömmt, wird das Weib darüber ungehalten; es entspinnt sich oft ein Wortwechsel; es kommt zu gegenseitigen Vorwürfen und Zänkereien, nicht selten auch zu Gewaltthätigkeiten. O wie viele Ehen werden in Folge der Trunkenheit der Männer zerrüttet! Die Betrunkenheit macht den Menschen gefühl- und lieblos. Daher ist es nichts Seltenes, daß der Betrunkene hart gegen seine Umgebung wird, ja selbst Grausamkeiten gegen dieselbe sich erlaubt. Ein auffallender und bemerkenswerther Umstand ist auch noch der, daß die Trunkenbolde frühzeitig das Gefühl für die physische Liebe verlieren, und daß sie Wesen erzeugen, welche schwächlich sind, und ganz aus der Art schlagen. Selten, bemerkt der französische Arzt Lauvergne, sahen wir Kinder, die von einem mit kräftigen Muskeln versehenen Trunkenbolde erzeugt waren, und welche auch nur die mittlere Körpersbeschaffenheit und den Wuchs ihres Vaters erreichten. Im Jahre 1835 wohnten wir dem kurzen Todeskampfe eines Opfers des Bacchus bei. Während wir diesen Mann, einen wahren Herkules bewunderten, waren wir nicht wenig erstaunt, in seiner Familie vier bis fünf rhachitische Kinder zu erblicken, deren Gleich-

giltigkeit an dem Sterbebette ihres Vaters einen neuen Beweis für unsere Meinung über den Einfluß der Trunksucht, in ihrer Beziehung auf die Verschlechterung der Gattung betrachtet, abgab. Ja, die starken Getränke zerstören sogar die Familiengefühle. Es ist auch Thatsache, daß das Laster der Trunksucht den Menschen für die Knechtschaft bildet; er verliert seinen freien Willen, und es wird oft ein Weib sein Gebieter. Es ist Trunksucht und Knechtschaft gewöhnlich auch mit einander verbunden. Daher die Erscheinung, daß Trunksucht ein gewöhnliches Laster der Sclaven ist, und sie überhaupts bei einem Volke einreißt, das unter starkem Drucke seufzet.

III. Vom schlimmen Tode des Trunkenboldes.

Gar schlimm ist der Tod eines Säufers. Häufig trifft ihn ein Schlagfluß, und weit öfter ereilt ihn der Tod allein, als in Gesellschaft von Menschen und ihrer rettenden Hilfe. Sehr oft geht er durch ein Unglück zu Grunde, wie durch einen Fall oder durch Ertrinken. Denn das Wasser täuscht den Betrunkenen, und wenn er etwa einen Fluß auf seinem Wege antrifft, geht er auf denselben wie auf sein Bett zu, und ertrinkt. Beispiele dieser Art sind außerordentlich häufig. Nicht selten hat der Tod des Säufers etwas Tragisches und Fürchterliches; von dieser Art ist nachstehender Fall. Ein Taglöhner aus der Normandie kommt eines Abends nach Paris, und holt sich dort, wie man zu sagen pflegt, einen tüchtigen Hieb. Schwer beladen, macht er sich endlich auf den Weg, ziemlich unsicher auf seinen Beinen und noch weit weniger Herr seines armen Kopfes. Er fällt auf ein Stück Rasen, das sich an der Mauer der Morgue hinzog, und der Zufall läßt ihn nun in ein tiefes, dem Tode ähnliches Erstarren versinken, das zwölf bis fünfzehn Stunden andauert. Was ihm nun während dieses Todtenschlafes begegnete, ist den Schrecken des Grabes ähnlich. Kleine Würmer, welche sich vom verfaulten Fleische nähren, häßliche Insekten fraßen sich in die Haut des Schädels, der Augen, der Ohren, der Nase, des Mundes, endlich des ganzen Körpers unsers lebendig Todten ein, und legten ihre Eier in dieses warme, nach Wein dunstende und für ihre Brut in allen Punkten günstige Fleisch. Wenn der Tod, wie die Alten sagen, immer Leben erzeugt, so bewies dieses besser als der Tod, was es in dieser Hinsicht unter

der Haut unseres Normanen vermag. Er hatte kaum seinen Rausch ausgeschlafen, als die Eckel erregende Brut an das Tageslicht wollte. Nun sah man, wie Myriaden von schmutzigen, kleinen, eckelhaften, weißgrauen Würmern die Haut langsam durchbohrten, aus den Nasenlöchern oder aus den Ohren hervorkamen; auf der Haut der Stirne und des Kopfes herumkrochen, bisweilen warf ein Husten gewaltsam eine ganze Masse derselben aus dem Munde aus; der ganze Körper zeigte das nämliche, abscheuliche Gemälde; man stieß mit einem Worte überall auf Gewürm und Eckel. Dieser Mann starb einige Zeit darauf, indem er langsam und ganz von diesen abscheulichen Thieren zerfressen war. Er hatte das Gesicht, das Gehör, den Geruch unter diesem abscheulichen Gemeng von Würmern und Insekten verloren. Als die Mittel, welche diese Schmarotzer tödten, gewirkt hatten, blieben unter der Haut lange und schmale Furchen zurück, die sich mit Eiter füllten. Man mußte sie aufschneiden und reinigen. Sein Körper sah bald so gefurcht aus, wie eine Landkarte. Man fühlte Uebelkeit, wenn man in die Nähe dieses Menschen kam, und wurde unwillkürlich an Job erinnert. So sehr büßte dieser Mann seinen Rausch.

Der Todeskampf der Trunkenbolde, die in ihrem Bette eines langsamen Todes sterben, fährt Lauvergne fort, zeigt selten etwas Rührendes. Der Grund davon ist eben so leicht einzusehen, wie ihre verringerte und erloschene Geisteskraft. Das Gehirn, welches zu den edelsten Begeisterungen bestimmt ist, beginnt seine erste, selbstmörderische Handlung an dem Tage, wo es die Bahn der durch Wein und andere gegohrene Getränke erschöpfenden Aufreizungen betritt. Wandelt es auf dieser Bahn fort, so muß es früher oder später in eine geistige Verwirrung verfallen, die sich durch eine ganz geschwächte Willenskraft, durch ein Vergessen der Erziehungsgrundsätze und durch ein intellektuelles Unvermögen auszeichnet. In dem Zustande einer moralischen und physischen Zerrüttung überläßt sich der Geist, der nun nicht mehr im Stande ist, über die unvermeidliche Nothwendigkeit des Todes nachzudenken, den schwärzesten Vorstellungen vom Grabe; er sieht seinen letzten Tag als einen Abgrund an, der keinen Ausgang hat, und aus welchem er nicht mehr erwacht; er denkt an das verflossene Leben, und an die Mittel zurück, dasselbe zu genießen. Der Wein bietet

sich seinem Geiste an als die einzige, ihm taugliche Philosophie. Kann er noch die Wachsamkeit der Verwandten und der Wächter täuschen, so sucht er den Schenkschrank auf, um dort vorgeblich seine Kräfte wieder zu wecken. Wie oft haben wir den Trunkenbold am Rande des Grabes gesehen, wie er wankenden Schrittes seiner frühern Leidenschaft huldigt. Wir kannten einen Mann, dem der Tod in den Eingeweiden wühlte, dem der Priester schon die letzte Oelung gegeben hatte, der allein zu sein wünschte, um zu schlafen. Kaum war er allein, so öffnete er, so gut er es vermochte, seinen Weinschrank, und trank auf einen Zug eine Viertelflasche alten Rums aus. Er starb augenblicklich.

IV. Von der schrecklichen Ewigkeit des Trunkenboldes.

Was wird auf den Säufer jenseits warten? Die trostloseste Ewigkeit. Er sieht nun die vielen Stunden, die er beim Bierkrug verschwendete, und die er auf eine viel bessere Weise hätte anwenden können; er sieht die Aergernisse und abscheulichen Thaten, deren er sich im betrunkenen Zustande schuldig gemacht hat; er sieht den Schaden, welchen er dadurch sich selbst an Leib und Seele, und welchen er so vielen Andern, insbesonders auch seinen Angehörigen zugefügt; er sieht alles Unheil, welches aus dem Laster seiner Unmäßigkeit entstanden ist. Dieses grauenhafte Bild steht immer vor ihm, und erfüllt ihn mit Verzweiflung. Er ist auf ewig ausgeschlossen von dem Heile; denn für unverbesserliche Trunkenbolde gibt es keinen Himmel. Dieß spricht die heilige Schrift deutlich aus; denn wir lesen: Wehe euch, die ihr frühe aufstehet, euch dem Rausche zu ergeben, und spät bis in den Abend trinket, daß ihr vom Weine glühet.... Darum wird die Hölle ihren Schlund aufsperren, und ihren Rachen aufthun ohne Maaß. (Js. 5, 11 und 14.) Und der Apostel sagt: Säufer werden das Reich Gottes nicht besitzen. (1. Corinth. 6, 10.) Der Prophet Jeremias aber schreibt: In ihrer Hitze will ich ihnen zu trinken geben und sie berauschen, daß sie betäubt werden, und den ewigen Schlaf schlafen, und nie mehr aufstehen, spricht der Herr. (Jerem. 51, 39.) Wie sollten sich aber auch Trunkenbolde Hoffnung auf Erlangung des Himmelreiches machen können, da sie freiwillig in einer der schwersten Sünde verharren; in einer Sünde, die nicht bloß an und für

sich groß ist, sondern zu vielen andern schweren Sünden nächste Veranlassung gibt; einer Sünde, die überdieß gewöhnlich schwer abzulegen ist und überhaupts die Buße ungemein erschwert. Etwas, schreibt der Prediger Hunolt, das die Trunkenheit vor andern Lastern an sich hat, und diese Sünde besonders schwer macht, ist, daß sie den Menschen unfähig zur Buße macht, mithin die Seele in gewisse Gefahr der ewigen Verdammniß bringt, wenn sie darüber in die Ewigkeit abgefordert werden sollte. Denn in allen übrigen Umständen können wir, wenn der Herr an die Thüre klopft, noch mit genauer Noth, obschon wir gleich jenen thörichten Jungfrauen kein Oel in der Lampe haben, fortlaufen und Oel kaufen, so lange uns noch Zeit zu leben gegönnt ist, d. h. nach allen andern begangenen Sünden kann man, selbst wenn man mitten in der Sünde von einer tödtlichen Krankheit befallen wird, wenigstens noch im Herzen, falls die Zunge nicht mehr zu reden im Stande ist, Reue erwecken, und sich so zur Erlangung der Verzeihung empfänglich machen. Aber wie will der Mensch im Zustande der Betrunkenheit, welcher immer mehrere Stunden dauert, zur Buße sich bereiten? Und wie Viele kommen in der Trunkenheit wirklich um; wie Viele verunglücken, und werden plötzlich in die Ewigkeit abgerufen! Was wird dieß für ein Erwachen sein, wenn sich der berauschte Mensch plötzlich vor dem Richterstuhle Jesu Christi erblickt! — Es ist überdieß glaublich, daß unbußfertige Trunkenbolde in der ewigen Strafe besondere Qualen zu leiden haben, und selbst die allen Verdammten gemeinschaftlichen Qualen werden für sie etwas besonders Schmerzliches haben. Die Vollsäufer, schreibt Pfarrer Stützle, die ihren Schlund mit berauschender Flüssigkeit anfüllten, werden nun selbst von einem Feuerschlunde verschlungen sein, wie jener reiche Prasser, der den armen Lazarus nach seinem Tode im Schooße Abrahams erblickte, und von ihm durch eine unermeßliche Kluft getrennt war. Die Vollsäufer, die so viele Nächte bei Trinkgelagen mit zügellosem Gelächter zubrachten, werden in die äußerste Finsterniß geworfen werden, wo ewiges Heulen und Zähneknirschen sein wird, so daß sich die Worte der heiligen Schrift an ihnen erfüllen: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird. (Math. 22, 13.) Die Vollsäufer, die so oft durch hitzige Getränke die unreine Gluth

fleischlicher Leidenschaften angeflammt hatten, werden in einem Feuermeere von ewiger Gluth und Hitze schmachten, wie es in der heiligen Schrift heißt: Sie werden gequält werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engeln und dem Lamme, und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in die Ewigkeit. (Apok. 14, 10. 11.) Die Vollsäufer, die nie Durst leiden wollten, und sich nicht begnügten, zu trinken, bloß um den Durst zu stillen, sie werden dereinst ewigen Durst leiden, ohne Hoffnung, je einmal getränkt zu werden. Es wird ihnen widerfahren, was dem reichen Prasser begegnet ist. Als dieser in seiner Qual den armen Lazarus im Schooße Abrahams erblickte, rief er aus: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende den Lazarus, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche, und meine Zunge abkühle; denn ich leide große Pein in diesen Flammen. Abraham aber sprach zu ihm: Gedenke, Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus hingegen Uebles; nun aber wird dieser getröstet, und du wirst gepeiniget. (Luk. 16, 19—25.) Die Vollsäufer, welche den Ihrigen so oft Angst und Verzweiflung bereitet haben, werden dereinst selbst von der ewigen Verzweiflung ergriffen werden. Sie werden, wie die heilige Schrift sagt, von schrecklicher Furcht verwirrt werden und vor Angst des Geistes seufzen. (Weish. 5, 2. u. 3.) Dieses ist das Loos der Trunkenbolde in der Ewigkeit. Wen schaudert es nicht davor, und wer wird dieses Laster nicht fliehen, wenn er erwägt, wie unglücklich es ihn macht.

V. Leere Ausflüchte der Trunkenbolde.

Um ihre Saufereien zu entschuldigen, bringen die Trunkenbolde vor:

a) Gott hat die verschiedenen Getränke verliehen, und wozu anders, als daß man sie genießen soll? — Es ist sehr die Frage, ob alle Getränke, wie wir sie haben, und wie sie durch die Kunst der Menschen bereitet werden, als von Gott verliehen, und zwar zur Löschung des Durstes betrachtet werden können. Mit Vorzug läßt sich dieses nur von dem Wasser sagen; es kömmt als ordentliches und gewöhnliches Getränk unmittelbar aus der Hand Gottes. Den Wein erschuf zwar Gott, und läßt ihn noch heutigen Tages wachsen; aber zunächst nicht als

Getränk, sondern als Traube, und in dieser Gestalt genossen, hat sie keine berauschende Kraft; erst durch künstliche Bereitung bekömmt der Wein die berauschende Eigenschaft. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Bier. Wenn aber diese beiden Getränke immerhin dem Menschen zur Stillung des Durstes und zugleich zur Stärkung verliehen sein mögen, so läßt sich dasselbe nicht von so vielen andern künstlich erzeugten, geistigen Flüssigkeiten, wie vom Branntwein u. s. w. sagen. Gott kann nimmer mehr wollen, daß wir uns des Giftes als eines Getränkes bedienen. Der Branntwein ist aber für Viele ein schleichendes Gift, das ihnen Leben und Gesundheit zerstört. Aber auch davon ganz abgesehen, will Gott, daß der Mensch Alles, was er ihm gegeben hat, nach seinen weisesten Absichten gebrauche, und von Nichts einen Mißbrauch mache. Gottes Absicht ist es, daß wir unsern Leib in seiner gehörigen Brauchbarkeit erhalten, und in dieser Absicht ihn mit Speise und Trank im nothwendigen Maaße versehen, nicht aber um durch den Genuß derselben angenehme Empfindungen zu erwecken. Wohl hat Gott mit dem Genusse der Nahrungsmittel auch angenehme Empfindungen verbunden; aber diese dürfen nicht als Zweck selbst, sondern nur als Mittel zum Zwecke angesehen werden. Gott verband, um die Selbsterhaltung desto gewisser zu erzielen, mit dem Nahrungsgenusse ein angenehmes Gefühl. Damit man aber durch diesen Reiz nicht zum zweckwidrigen, schädlichen Mißbrauche verleitet werde, legte er in uns auch das Gefühl der Sättigung, das am unverdorbenen Menschen sich äußert, so bald er sein Bedürfniß befriediget hat. Wir leben nicht, um zu trinken, sondern wir trinken, um zu leben. Wir sollen daher nur trinken, um das Bedürfniß zu stillen, und solche Getränke, die es befriedigen. Dadurch ist eine jede Unmäßigkeit im Trinken ausgeschlossen; denn das Reich Gottes besteht nicht im Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. (Röm. 14, 17.)

b) Der heilige Paulus hat seinem Schüler Timotheus nicht nur angerathen, sondern sogar befohlen, Wein zu trinken. Darum kann auch uns der Genuß geistiger Getränke nicht verboten sein. — Der heilige Paulus hat dieses gethan aus Rücksicht auf die Gesundheit seines Schülers. Wer in der Absicht trinkt, um sich zu laben und zu

stärken, der wird sich nicht nur der schädlichen Getränke, unter welche der Branntwein in allen Fällen gehört, ganz enthalten, sondern auch von den nützlichen Getränken, wie Bier oder Wein, nur sparsam und im Maaße des Bedürfnisses genießen. Mit Unrecht berufen sich daher die Säufer auf den heiligen Paulus.

c) Wer kann das rechte Maaß immer so genau treffen? Was die Schädlichkeit betrifft, so merke ich wenigstens nichts davon; denn ich bleibe bei meinem Trinken immer vollkommen gesund. — Wer mehr seine Vernunft zu Rath zieht, als seiner blinden Sinnenlust folgt, wird leicht das gehörige Maaß einhalten. Man weiß ja dieses auch in anderen Dingen zu treffen, warum soll man es im Trinken nicht finden? Selbst die unvernünftigen Thiere wissen instinktartig, wie viel sie Flüssigkeiten zu sich nehmen sollen; und der Mensch soll sagen können: Wer kann das rechte Maaß immer treffen? Was aber die Schädlichkeit des unmäßigen Trinkens betrifft, so ist der Umstand, daß man die Folgen davon nicht sogleich an seinem Leibe fühlt, kein Grund, sich in diesem Laster nicht mäßigen zu dürfen. Das Sprichwort sagt: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Dieß gilt auch vom unmäßigen Trinken; die traurigen Folgen werden nicht ausbleiben, und vielleicht um so empfindlicher sich einstellen, je länger sie ausbleiben. Deine Natur, ist sie auch noch so rüstig, ist doch nicht von Eisen; sie wird einmal unterliegen. Nicht umsonst sagt die heilige Schrift: Der Wein schleicht lieblich hinunter, aber zuletzt sticht er wie eine Schlange und gießt sein Gift aus, wie ein Basilisk. (Sprichw. 23, 32.)

d) Man muß manchmal der Zeit oder der Gesellschaft wegen etwas Uebriges thun. Es mag allerdings Fälle geben, in welchen man von der gewöhnlichen Ordnung etwas abweichen kann; aber bis zum Uebermaaß darf man sich nicht überladen; denn nie ist es erlaubt, unsittlich zu handeln. Welche anständige Gesellschaft könnte auch Solches billigen? Wenn aber auch eine Gesellschaft so unmoralisch sein soll, daß sie ihren Genossen unmäßiges Trinken zumuthet, und denen, die sich dazu nicht verleiten lassen, unfreundlich begegnen soll, so ist es besser, den Zorn solcher unmoralischen Leute zu tragen, als sich dadurch, daß man ihnen willfahrt, Gott zum Feinde zu machen. Hier gilt der Aus-

spruch des heiligen Augustin: Der sei nicht dein Freund, der dich zum Feinde Gottes macht, und somit dein und sein Feind ist. Wenn du dich, oder einen Anderen berauschest, magst du vielleicht einen Menschen dir zum Freunde machen; Gott aber wirst du zum Feinde haben. Darum sei weise und überlege es, ob es recht sei, daß du dich von Gott trennest, um dich mit den Betrunkenen zu verbinden. (St. Augustin serm. 231. de temp.)

VI. Ueber die Ursachen zur Trunkenheit.

Die Trunkenheit hat in verschiedenen Ursachen ihren Grund. Häufig stammt sie von früher Angewöhnung her. Gewöhnt man sich schon in früher Jugend an, öfter zu trinken, als ein Bedürfniß dazu vorhanden ist, oder fängt man schon als Kind an, hitzige und berauschende Getränke zu sich zu nehmen, so wird der Magen schon frühzeitig dazu eingerichtet, und das Bedürfniß zum Vieltrinken wächst mit den zunehmenden Jahren. Dieß ist der sicherste Weg, ein unverbesserlicher Säufer zu werden; denn ein solches, allmählig herangewachsenes, zur Gewohnheit gewordenes Laster wird selten mehr abgelegt. Nichts ist in menschlichen Sachen so fest, schreibt der heilige Chrysostomus, als die Tyrannei einer alten Gewohnheit. Sie hat eine wunderbare Stärke, sich zu erhalten, und läßt sich mit aller Kraftanstrengung oft kaum austreiben. Beherzigenswerth ist, was der heilige Augustin hierauf bezüglich von seiner Mutter, der heiligen Monika, erzählt. Da es ihr, als einem nüchternen Mädchen, von den Eltern aufgetragen wurde, Wein aus dem Faße zu holen, schlürfte sie, ehe sie den Wein in die Flasche goß, etwas weniges vom Rande des Schöpfbechers, weil sie Mehreres nicht vertragen konnte. Dieses that sie aber nicht aus Vorliebe zum Wein, sondern aus jugendlichem Muthwillen. Zu diesem Wenigen nun täglich noch ein Weniges hinzusetzend, — denn wer Weniges nicht achtet, der verfällt allmählig in Grösseres, — war sie dahin gekommen, daß sie nun bald volle Becher Wein in Einem Zuge austrank. Eine Magd warf ihr einstens dieses Laster mit der bittersten Beleidigung vor, und schalt sie eine Weinsäuferin. Dieses wirkte; sie sah ihren Fehler ein, und besserte sich. O wie Viele werden auf diesem Wege Säufer, ohne daß sie so glücklich sind, daß sie ihren Fehler einsehen, und sich bessern!

Sie werden als zarte Kinder von ihren unklugen Eltern auf die Bierbank mitgenommen, und zum Trinken förmlich abgerichtet. Anfangs nippen sie nur, ja das Getränk ist ihnen sogar widerlich, aber allmählig gewöhnen sie sich daran; sie trinken mehr, wenn ihnen das Glas gereicht wird; sie verlangen es sodann selbst; sie gewöhnen sich daran; das Trinken wird ihnen ein Bedürfniß; sie werden zuletzt Säufer.

Für gar Viele ist der Müßiggang Ursache, daß sie Säufer werden. Hat man nämlich keine Beschäftigung, so entsteht Langweile. Um sich die Zeit zu vertreiben, sucht man Gesellschaften, welche man nirgends besser zu finden glaubt, als in Wirthshäusern. Ist man aber einmal bei solchen Gesellschaften, oder auch nur bei leeren Bänken in der Wirthsstube, so kann man sich vom Trinken nicht mehr zurückhalten, und sucht sich mit dem Bierglas die Zeit zu vertreiben; hiemit ist aber auch schon der Grund zur Trinksucht gelegt. Wie mancher Familienvater, dem im Kreise der Seinigen die Zeit lang wird, findet sich an Sonn- und Feiertagen im Wirthshause ein, um sich die Langweile zu vertreiben, bleibt aber nicht blos den ganzen Nachmittag, sondern oft noch einen großen Theil der Nacht sitzen, und kommt so berauscht nach Hause. Dabei ist zu bedauern, daß Manche in der Verkehrung aller Begriffe sogar einen Ruhm darein setzen, wenn sie öfters berauscht sind. O würde doch die Häßlichkeit und Schändlichkeit dieses Lasters besser erkannt, gewiß man würde sich mehr davor hüten.

Nicht darf man es unerwähnt lassen, daß das Laster der Trunkenheit in den Familien öfters als ein Erbübel fortschleicht. Das Sprichwort: „Wie der Baum, so die Frucht“ — bestätigt sich nur zu oft auch hier. Wenn die Väter Trunkenbolde sind, werden gar häufig auch die Söhne Säufer. Und wie will man sich darüber wundern, sie haben ja nicht blos das schlechte Beispiel der Väter fast täglich vor Augen, welches für die Jugend der hinreißendste Lehrmeister ist, sondern es wird ihnen schon im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß der Keim zu diesem Laster eingeimpft. Denn wenn die Väter im Momente der Zeugung selbst, wie es gar häufig geschieht, im Zustande der Trunkenheit sind, zieht da das Kind nicht im ersten Augenblicke seines irdischen Daseins das Gift dieser Leidenschaft keimartig ein, woraus später der Verderben bringende Baum der Trunken-

heit heranwächst? Dasselbe gilt von Müttern, die zur Zeit ihrer Schwangerschaft sich dem Trunke ergeben, oder auch nur berauschende Getränke genießen. Solche Mütter bringen die Keime des Lasters der Trunkenheit ihren Kindern mit der Muttermilch bei. Wenn nun solche Kinder später Säufer werden: darf man noch fragen, woher es komme?

Eine reizende Einladung zur Trunkenheit sind gewisse Gelegenheiten, insbesonders solche, bei welchen man umsonst trinken kann, so viel man nur will. Das Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe. Sind nun diese Gelegenheiten oben darein von der Art, daß es nichts kostet, man mag trinken, so viel man will, so überschreitet man nur zu schnell das gehörige Maaß. Auf ähnliche Weise geht es mit dem sogenannten Auskarten hitziger Getränke. Da fragt man nicht mehr, wie viel Einer ertragen kann, sondern wie viel es noch zu trinken gibt. Ein Jeder meint, er müsse seinen Theil heraustrinken, und dürfe nicht zu kurz kommen. Was soll man erst von den Trink- und Saufgelagen selbst sagen? Hier ermuntert man sich gegenseitig zum Trinken, ja reißt sich durch das Beispiel selbst dazu fort. Solche Saufbrüder haben selbst Gesetze, bis zu welchem Uebermaaße man trinken muß, und je mehr Einer trinkt, desto höher steht er bei seinen Genossen im Ansehen. Mit Recht bemerkt aber von solchen Saufgelagen der heilige Basilius: Der Anordner des Wettkampfes ist der Teufel, und der Siegpreis ist die Sünde. Wahrlich, Solche rühmen sich in ihrer eigenen Schande.

Gewiß, die Meisten werden durch Verführung zu Trunkenbolden gemacht. Es erfüllt sich, was die Schrift sagt: Kommet, laßt uns Wein einschenken und uns vollsaufen, und wie es heute ist, so wird es morgen und noch länger sein. (Is. 56, 12.) Ja, leider ist es länger, als heut und morgen; denn ist man einmal einer schlechten Gesellschaft einverleibt, so kommt man sobald nicht davon los. Man mag nicht ausgelacht, nicht als ein Sonderling verschrien werden. Wenn man auch zuweilen wenig Lust hat, mehr zu trinken, oder länger zu bleiben, muß man es den Bekannten zu lieb thun, um ihrem Gespötte zu entgehen; denn da heißt es gleich: Ja, du mußt heimgehen, du stehst ja unter dem Pantoffel deines Weibes; man zieht dir schon noch ganz und gar den Weiberrock an.

Nicht selten macht eine gewisse Großthuerei zum Säufer. Man will sich sehen lassen; will zeigen, daß man aufgehen lassen kann; daß man etwas vertragen kann, und deßwegen wird viel, ja unmäßig getrunken. Andere, heißt es, thun es ja auch, und diesen dürfe man nicht zurückstehen.

Viele werden Trinker aus heimlichem Verdruß. Weil sie keine Freude mehr an ihrer Familie haben, weil das Weib zänkisch ist, oder es sonst einen Streit zu Hause gibt, so bringen sie ganze Tage und halbe Nächte im Wirthshause zu. Sie wollen, wie sie sagen, den Verdruß vertrinken; oder sie thun es ihren Angehörigen zum Trotz, um die, welche ihnen das Leben verbittern, wieder zu ärgern.

Manche werden aus Verzweiflung Trinker. Weil sie keine Hoffnung mehr haben, aus ihrer Schuldenlast sich zu erschwingen, ergeben sie sich dem Trunk. Es ist doch Alles hin, heißt ihr Grundsatz; darum will ich mir zuletzt noch gute Tage anthun. Hier lassen sich die Worte der heiligen Schrift anwenden: Lasset uns essen und trinken; denn morgen werden wir sterben. (Is. 22, 13.) Mit diesem Grundsatze im Kopfe und im Herzen zechen sie fort, so lange sie noch etwas aufzutreiben wissen, oder so lange sie noch irgendwo Credit finden.

VII. Von dem sogenannten Gesundheit-Trinken.

Es besteht die sonderbare Gewohnheit, daß man bei Gastereien die geladenen Gäste mit vollen Gläsern zum Trinken auffordert, und dieses oft so lange fortsetzt, bis man, wie man zu sagen pflegt, Alle geliefert, d. h. betrunken gemacht hat. Allein ihr, die ihr Solches thut, sagt mir, warum habt ihr euere Freunde zu Tisch geladen? Nicht wahr, um ihnen eine Freude zu machen? Aber welche Freude kann es Einem machen, wenn du ihn zwingst, bis zum Eckel und zum Nachtheil seiner Gesundheit sich voll zu trinken? Du ladest, sagt der heilige Ambrosius, deinen Freund zu einem Freudenfeste ein, und zwingst ihn, sich gleichsam selbst umzubringen; du trinkst ihm den besten Wein zu, welchen du im Keller hast, vermischest aber denselben durch Ueberfluß mit dem schädlichsten Gifte, welches sowohl seinem Leibe als seiner Seele nachtheilig und verderblich ist; du wünschest deinem Freunde beim Trunk, daß er

noch viele Jahre in bester Gesundheit zubringen möge, und machst durch dein unmäßiges Zutrinken, daß er vielleicht von deiner Tafel hinweg den Keim des Todes mit sich nimmt. Welch einen Dank wird dir dein Freund für das bei dir Genossene wissen, wenn er am andern Morgen erwacht, sich in seinem Kopfe kaum mehr finden kann, und sich beklagt, er habe sein Unwohlsein keiner anderen Ursache, als deinem Gastmahle zuzuschreiben. In den alten, guten Zeiten war es Sitte, daß der, welcher trinken wollte, sich zuvor den Trunk von dem Andern segnen ließ. Daher sagte der Trinkende: „Ich bringe es Euch“; dies war eine christliche Sitte, und eine christliche Sprache. Aber heut zu Tage wirft man den Gästen ganze Gläser hin, und zwingt sie, so viel zu trinken, bis Alles völlig berauscht ist. Hierin werden wir selbst von den Heiden beschämt; denn von dem großen Gastmahl, welches der König Assuerus gab, heißt es: Der beste Wein ward im Ueberfluß aufgesetzt, wie es königlicher Hoheit geziemte, und Niemand ward genöthiget, wider Willen zu trinken, sondern wie der König, der über jeglichen Tisch einen von seinen Fürsten stellte, geboten hatte, sollte ein Jeder trinken, was er wollte. (Esther 1, 7 und 8.) — Und welche Thorheit ist es von den Geladenen, ein Glas nach dem andern, das ihnen zugeworfen wird, zu leeren! Freilich entschuldigt man sich dadurch, daß man sagt: Es wird auf die Gesundheit meines Freundes, auf die Gesundheit des Fürsten, oder sonst eines geachteten Herrn getrunken; ich darf also nicht zurückbleiben; ich muß dem Gefeierten meine Ehrfurcht beweisen. Aber welchen Liebesdienst erweisest du denn deinem Freunde, oder welche Ehre legst du gegen deinen Herrn an den Tag, wenn du über Vermögen den Wein in deinen Magen hinabschüttest? Was trägt es zu ihrer Gesundheit oder zu ihrer Ehre bei, wenn du dich vollsaufst und deiner Gesundheit schadest? Und warum soll sich denn auf die Gesundheit nur trinken, und nicht auch essen lassen? Wenn es nun Jemanden einfiele, daß er dir, nachdem du bereits gesättiget bist, einen großen Topf voll Haberbrei vorsetzte, mit der Zumuthung, du sollst ihn auf seine Gesundheit verzehren: würdest du ihm willfahren? Wirklich verfuhr einmal ein Pole in ähnlicher Weise. Da man ihm bei Gelegenheit eines Gastmahles in Deuschland immer zumuthete, auf die Gesundheit eines deutschen Fürsten zu trinken,

griff er in seiner derben Weise nach der eben auf den Tisch gebrachten Hammelskeule und forderte seinen Nachbar auf, dieselbe mit ihm auf das Wohl seines Herrn, des russischen Kaisers, zu verzehren. Jener erwiderte auf diese Zumuthung ganz verwundert: Aber ich bin ja kein Wolf, daß ich so viel verzehren könnte. Der Pole antwortete ganz kaltblütig: Aber ich bin auch kein Ochse, daß ich so viel saufen könnte, als man mir zumuthet. Eine zwar derbe, aber wahre Antwort, in welcher sich die Tischgäste nicht sehr schmeichelhaft werden getroffen gefühlt haben.

VIII. Mittel gegen das Laster der Trunkenheit.

Die Trunkenheit ist zwar ein schwer abzulegendes Laster, und sehr häufig kommt es vor, daß, wer es sich einmal zur Gewohnheit gemacht hat, in demselben auch stirbt. Es ist auch nichts Seltenes, daß der Trunkenbold im Zustande seiner Trunkenheit verunglückt, und sogleich aus der Welt hinweggenommen wird, was Alles schon im Vorhergehenden besprochen ist. Aber dennoch ist es mit der Gnade Gottes möglich, daß ein Jeder, wenn er auch noch so tief in diesem Uebel steckt, sich davon wieder befreien kann. Wer sich nun hierin bessern will, der muß

a) Vor Allem den Umgang mit sogenannten Saufbrüdern aufgeben. In ihrer Gesellschaft wird sich der dem Trunke Ergebene nie bessern können; denn sie werden ihn immer wieder zur Trunkenheit verführen, mag er sich auch noch so fest vorgenommen haben, ihren Lockungen widerstehen, und nur mäßig trinken zu wollen. Unwillkührlich, und ohne daß er es merkt, wird er betrunken sein. Da gibt es also kein anderes Mittel, als sich von solchen Genossen zu trennen, ihren Umgang zu meiden, ihrer Gesellschaft sich zu entziehen.

b) Man versage sich den Besuch der Wirthshäuser. Sie sind für Trunkenbolde nicht minder die nächste Gelegenheit zu diesem Laster. Wer sich hierin nicht überwinden kann, wird schwerlich von seinem Uebel geheilt. Der Säufer ist zu schwach, als daß er an solchen Orten vor Rückfällen in seine Gewohnheitssünde sich hüten könnte. Das Beispiel vieler Uebrigen, das Zureden des Wirthes und manche andere Versuchung wird ihn fast immer wieder zur Trunkenheit verleiten. Da wird Gesundheit und Bruderschaft getrunken; da heißt

es: Nachbar, es ist noch zu früh zum Aufbrechen; trink noch ein Glas, dann gehen wir mitsammen; der Wirth macht zuletzt noch Einiges in die Zeche; oder man verliert sich auch in verschiedene Gespräche und Unterhaltungen und leert dabei ein Glas nach dem andern; man zählt zuletzt seine Gläser nicht mehr, und wird endlich völlig betrunken. Selbst einem sonst nüchternen Menschen begegnet es bei solchen Gelegenheiten manchmal, daß er zu viel bekömmt: wie läßt sich erwarten, daß der Trunkenbold in den Grenzen der Mäßigkeit bleibe?

c) Man stelle öfters über die traurigen Folgen der Trunkenheit ernste Betrachtungen an; erwäge die Schändlichkeit und Schädlichkeit derselben; stelle sich vor Augen, wie sehr dadurch Gott beleidiget wird, und die Menschen geärgert werden, u. s. w. wie dieses oben Alles näher auseinandergesetzt ist.

d) Man lege sich jedesmal, so oft man in diese Sünde zurückgefallen ist, selbst eine Buße auf, und nehme insbesonders zum Fasten sein Zuflucht. Ein jedes Laster wird ja am meisten durch die entgegengesetzte Tugend geschwächt. Daher ist das Fasten ein vortreffliches Heilmittel wie der Unmäßigkeit überhaupts, so auch insbesonders der Trunkenheit. Wer viel fastet, wird kaum eine Versuchung zur Trunkenheit haben, oder sie doch leicht überwinden.

e) Man nehme zum Gebet seine Zuflucht, und erflehe sich zur Bekehrung von seiner üblen Gewohnheit den göttlichen Beistand; ebenso sei man im Empfange der heiligen Sakramente eifrig, und wähle sich einen eigenen, seeleneifrigen und erfahrenen Beichtvater, dessen Vorschriften man aber genau nachkommen muß. Wer hierin gewissenhaft seinem Beichtvater folgt, wird von seinem Uebel bald geheilt sein.

f) Manchmal ist die Anwendung außerordentlicher Mittel nothwendig. Einem starken Branntweintrinker, der sich lange Zeit umsonst bemühte, diese schlimme Gewohnheit abzulegen, gab einmal der Beichtvater den Rath, er solle in den Becher, aus welchem er seinen Branntwein trinkt, alle Tage ein ganz kleines Kieselsteinchen legen, und jeden Tag ein neues hinzufügen. Wenn er dieses genau beobachte, schade ihm der Branntwein nicht, und er werde dadurch allmählig auch seine Trunksucht überwinden. Der Mann ließ sich dieses gefallen. Je mehr nun Tage vergingen, desto mehr

wuchs die Zahl der Kieselsteinchen im Branntweinbecher, und desto weniger vermochte derselbe Branntwein aufzunehmen. Dadurch gewöhnte sich der Säufer täglich an ein geringeres Maaß Branntwein, und zuletzt brachte er es dahin, daß er sich denselben gänzlich versagen konnte.

IX. Wie sich der heilige Chrysostomus über die Trunkenheit erklärt.

Wir schließen diesen Absatz mit einer ausführlichen Erklärung des heiligen Chrysostomus über die Trunkenheit. Dieser heilige Kirchenlehrer sagt: Die Trunkenheit ist nichts Anderes, als eine widernatürliche Betäubung der Sinne, eine völlige Unordnung der Gedanken, eine Verwirrung der Vernunft und ein Verlust des Verstandes. Sie stürzt die Vernunft in die niedrigste Sklaverei, und zwingt sie, so zu sagen, den ganzen Vorrath ihrer Gedanken ohne Ueberlegung zu verschwenden. Ein Trunkener weiß nicht, was er sagen, oder was er verschweigen soll; vor seinen Lippen liegt weder Riegel noch Schloß. Er weiß das Gewicht seiner Worte nicht gehörig einzurichten; er weiß mit dem Reichthum seines Verstandes nicht hauszuhalten; er weiß das Eine nicht zurückzulegen, und das Andere nicht vorzubringen; kurz er verschwendet und verschüttet Alles. Die Trunkenheit ist eine freiwillige Raserei, eine Verrätherin der Gedanken; ein Leiden, dessen man spottet, eine verlachenswerthe Krankheit, ein freiwilliger Satan, und ärger und gefährlicher als die Tollheit. Willst du lernen, daß ein Betrunkener schlimmer daran ist, als ein Besessener? Mit einem Besessenen haben wir Mitleiden; diesen hingegen hassen wir. Ueber den Besessenen seufzen wir; über den Betrunkenen aber werden wir unwillig und zornig. Denn das Leiden des Besessenen ist ein unverschuldetes Unglück; die Trunkenheit aber ist eine freiwillige Krankheit. Ein Trunkener leidet übrigens eben das, was ein Besessener leidet. Er wird eben so herumgeworfen, er ist seiner Sinne ebenfalls nicht mächtig, er stürzt eben so hin; er liegt eben so auf der Erde und stampft mit den Füßen, sein Mund schäumt ebenso und ist mit unerträglichem Geifer erfüllt. Ein Trunkener ist seinen Freunden zuwider, seinen Feinden lächerlich, seiner Dienerschaft verächtlich, seinem Weibe und allen Menschen verhaßt,

Allen unerträglich, und mehr beschwerlich als ein Thier. Ein Thier sauft so lange, als es durstet; seine Begierde wird mit seiner Nothdurft gestillt. Der Trunkenbold aber überschreitet durch seine Unmäßigkeit seine Begierde, und scheint weniger Vernunft zu besitzen, als die unvernünftigen Thiere selbst. Doch dieses ist noch viel gefährlicher, daß eine Ausschweifung, die so viele schlimme Folgen nach sich zieht, und so viel Unheil anrichtet, nicht einmal für ein Verbrechen geachtet wird, ja, daß man an den Tafeln der Reichen um dieser Schande willen einen Wettstreit anfängt, daß man unter einander streitet, wer sich am meisten entehren, am meisten dem Spott und dem Gelächter sich aussetzen, sich am meisten schwächen und entnerven, und am meisten den Zorn des Himmels auf sich laden kann. Dieses ist ein wahrhaft höllischer Wettkampf. Ein Trunkener ist elender als ein Todter. Dieser liegt ohne Empfindung da, und kann weder Gutes noch Böses stiften; jener aber ist nur fähig, Verbrechen zu begehen, und die Seele, die gleichsam in einem Grabe eingeschlossen liegt, schleppt einen todten Körper mit sich herum. Soll ich dir noch das größte und gefährlichste Uebel nennen? Ein Trunkener kann nicht in das Reich Gottes eingehen. Wer sagt dieses? Der heilige Paulus; denn wir lesen: Weder Hurer, noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Weichlinge, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Geizhälse, noch Trunkenbolde, noch Lästerer, noch Räuber werden in das Reich Gottes eingehen. (1. Corinth. 6, 9 — 10.) Hörst du, unter welch einen Haufen von Nichtswürdigen der heilige Paulus den Trunkenbold setzt? Er setzt ihn mit den Knabenschändern, Weichlingen, Götzendienern, Hurern, Geizhälsen, Lästerern und Räubern in eine Reihe. Da möchte Jemand fragen: Ist denn ein Trunkener und Knabenschänder, ein Trunkener und Götzendiener einerlei? Wende mir dieses nicht ein, ich habe den göttlichen Ausspruch angeführt, fordere mich nicht zur Rechenschaft, frage den heiligen Paulus; er wird dir antworten. Ob der Trunkenbold mit den genannten Verbrechern zu derselben Strafe verurtheilt wird, kann ich nicht sagen; aber das kann ich bekräftigen, daß er eben so wenig, als der Götzendiener in das Himmelreich kommen wird. Daraus ist klar, welch eine schwere Sünde die Trunkenheit ist; ja sie ist etwas höchst Gefährliches, sie ist eine der schwersten Sünden und eines der schlimmsten Uebel.

14) Von der Unmäßigkeit im Essen insbesonders.

Wie im Trinken, so überschreiten Viele auch im Essen das Maaß. Die Einen dadurch, daß sie eine ungewöhnliche Menge von Speisen zu sich nehmen, was Gefräßigkeit heißt; die Anderen dadurch, daß ihnen nicht leicht etwas gut genug ist, und sie nur nach ausgesuchten und delikaten Bissen haschen, was man Leckerhaftigkeit nennt.

Der unmäßige Genuß von Speisen ist eben so sündhaft, als verderblich. Gott hat uns die Nahrung nur gegeben zur Stillung unserer Bedürfnisse. Wer daher unmäßig ißt, handelt dadurch gegen die weisesten Absichten Gottes, und sündiget eben deßwegen. Ein Solcher mißbraucht die Wohlthaten Gottes, und macht sich dadurch eines großen Undankes gegen Gott schuldig. Der Gefrässige verleugnet ferner seine Menschenwürde; er verunstaltet Gottes Ebenbild an sich, und setzt sich unter die vernunftlosen Thiere, welche selten den Grad der Sättigung überschreiten. Daher bemerkt der heilige Chrysostomus: Um wie viel besser als solche Menschen ist ein Esel? Um wie viel besser ein Hund? Denn diese wissen beim Fressen das Ende, und gehen nicht leicht über das Bedürfniß hinaus. Insbesondere vom christlichen Standpunkte aus erscheint die Unmäßigkeit wie im Genusse des Getränkes, so auch in dem der Speisen als höchst sündhaft, da die Gefrässigkeit ganz und gar dem Geiste des Evangeliums entgegengesetzt ist. Denn der Christ soll sich abtödten und selbstverleugnen; er soll sein Fleisch kreuzigen, damit der sinnliche Mensch ersterbe, der geistige aber auflebe. Daher sind Solche, welche dem überflüssigen Essen sich ergeben, für das Reich Gottes nicht geeignet; ja sie werden in der heiligen Schrift als Feinde desselben bezeichnet. Der Apostel sagt von ihnen: Sie wandeln als Feinde des Kreuzes Christi; der Untergang wird ihr Ende sein, weil der Bauch ihr Götze ist. (Phil. 3, 18 u. 19.) Derselbe Apostel schließt sie daher auch vom Reiche Gottes aus.

Daraus erhellt auch, wie verderblich die Unmäßigkeit im Essen ist. Denn was läßt sich noch für ein größerer Schaden denken, als wenn der Mensch, wie es durch Gefrässigkeit und Leckerhaftigkeit geschieht, seine Seele verliert. Daß aber dieser Verlust eintritt, ist um so sicherer, da die Unmäßigkeit nicht bloß an und für sich eine große

Sünde ist, sondern auch zu vielen andern verleitet, insbesondere sind Sittenlosigkeit, Trägheit, Lästerungen, Verläumdung, Lügen, Betrug und Ungerechtigkeit sehr häufig im Gefolge dieses Lasters. Daher sagt der heilige Gregorius: Der Unmäßige hat nicht eine einzige Sünde, sondern er ist ganz Sünde. Und der heilige Ambrosius sagt: Der Unmäßige wird von Gott verabscheut; er ist von allen Tugenden verlassen, und mit allen Lastern umgeben.

Die Gefrässigkeit und Leckerhaftigkeit bringt aber auch schon in zeitlicher Hinsicht großen Schaden. Denn wie durch die Trunkenheit wird auch durch die Gefrässigkeit die Gesundheit untergraben, und werden Krankheiten erzeugt. Denn wie dadurch, daß man den Magen mit zu viel Getränken überladet, der Magensaft zu dünn wird und seine Schärfe verliert; so kann der Magen, wenn er mit zu viel Speisen angefüllt wird, dieselben nicht verdauen und verarbeiten, die nahrhaften Theile der Speisen können nicht mehr ausgezogen werden; im Gegentheile kommen feuchte, faulichte, zu scharfe und zu dichte Säfte in das Geblüt, und in Folge dessen entstehen Krankheiten. O wie Viele werden nur durch ihre Unmäßigkeit krank. Daher sagt der heilige Basilius: Die Unmäßigkeit ist ein Verderben der Säfte, ein frühzeitiges Alter, ein geschwinder Tod. Dasselbe lesen wir in der heiligen Schrift; denn hier heißt es: Ueberlade dich nicht bei dem Mahle; dann wirst du im Schlafe nicht geplagt und keinen Schmerz empfinden: die Schlaflosigkeit, Cholera und Grimmen sind für den Unmäßigen. (Sirach 31.) — Wie wahr sind nicht nachstehende Worte eines Menschenfreundes: „Immer blasser werden die jugendlichen Gesichter; allmälig verschwindet auf den Wangen der Menschheit das schöne Jugendroth. Wild und scheu tritt das Auge zurück vor dem Glanz des Tages, gleichsam als schuldbeladen, und des größten Verlustes höherer Würde sich bewußt. Die bescheidene Fülle kräftiger Sprache geht in Hohlheit über. Der Blick, der ehemals zum Himmel sich wendend das Herz anzog, stößt nun zurück, weil, ausgegossen in die Dinge, er von der Einheit des Ewigen abgezogen ist. Das Antlitz, ein Ebenbild des Himmels, trägt die sichtlichen Spuren eines allseitigen Abfalles vom Göttlichen. Das sind Folgen unserer Genußsucht, unserer Unmäßigkeit, wodurch Leib und Seele zerstört werden. Befremdend sind Manchem die Er-

scheinungen neuer Krankheiten von einem Dezenium zum andern. Jedoch dem, der Kenntniß vom Lauf der Dinge hat, wird die Sache minder auffallen, wenn er bedenket, daß die herrschende Unmäßigkeit eine fruchtbare Mutter von Krankheiten ist. Der Wahrheit wird nicht zu nahe getreten durch die Behauptung, daß der Mensch meistens selbst seine Krankheiten sich zuziehe. Darnach ist es keineswegs Uebertreibung zu behaupten, daß unsere Zeit auch jene Krankheit, der bereits so viele Menschenleben als Opfer gefallen sind, durch ihre Unmäßigkeit sich zugezogen. Ja, die Cholera scheint eine große Strafe für die Sünde unserer Gefräßigkeit und Leckerhaftigkeit zu sein.

Die Gefrässigkeit verzehrt auch, wie die Trunkenheit, Hab und Gut, bringt zuletzt an den Bettelstab, sowie sie noch viele andere traurige Folgen nach sich zieht, die bereits bei der Trunkenheit besprochen worden sind, und auf die hier zurückgewiesen wird.

15) Von der Schwelgerei oder dem Fraß und der Föllerei.

Der Fraß ist eine unordentliche Begierde zur Speise. Die Föllerei eine unordentliche Begierde zum Getränke; die Unordentlichkeit in beiden macht die Schwelgerei. Wie schädlich und verderblich die Schwelgerei ist, wollen wir in Nachfolgendem betrachten.

Der Schwelger opfert seiner Leidenschaft Alles, was er auf Erden hat, nämlich

Die Güter der Natur durch Schwächung seiner Gesundheit;

Die Güter des Glücks durch Verschwendung seiner Habschaften;

Die Güter der Gnade durch seine Sünden.

I. Der Schwelger opfert die Güter der Natur durch Schwächung seiner Gesundheit.

Es ist gewiß, und wird an seinem Orte ausführlicher gezeigt werden, daß der Mensch nicht nach Willkühr mit seinem Leben und seiner Gesundheit verfahren darf; er muß diese kostbaren Güter erhalten und bewahren, um dem Herrn zu dienen. Der Schwelger kürzt sein Leben ab, und zerstört seine Gesundheit. Diese Wahr-

heit bestätiget die tägliche Erfahrung. Von zu vielen Speisen wird man krank, und die unersättliche Begierde zu essen verursacht Schmerzen im Leibe. Ein Sprichwort sagt: Natura paucis contenta est, d. h. die Natur ist mit Wenigem zufrieden; mit Vielem aber wird sie beschwert, und durch öftere Beschwerung wird sie unterdrückt, und sinkt in Bälde in das Grab. Und ein anderes Sprichwort sagt: Mortem vocas, dum ventri studes, d. h. das Vielessen beschleunigt den Tod. — Aber selbst während des kurzen Lebens, welches der Schwelger lebt, erfüllt er nicht den Zweck seines Daseins. Er läßt die Talente, die ihm Gott verliehen, unbenützt liegen; er wirkt nicht mit dem erhaltenen Pfunde, sondern geht hin und vergräbt es. Sehet nur auf sein Thun und Lassen, so werdet ihr bald erkennen, wohin sein Zielen und Trachten geht. Er redet von Nichts lieber, als vom Essen und Trinken; er denkt an Nichts als Erlustigungen. Damit bringt er seine Zeit hin. Wenn er auch manchmal irgend ein anderes Geschäft beginnt; wie lange wird er dabei ausharren, und mit welchem Erfolge wird er es vollbringen? Auf die Schwelger läßt sich anwenden, was der Apostel von den Kretensern sagte: Sie sind böse Thiere und faule Bäuche. (Tit. 1, 12.) Der Schwelger macht sich eben so untauglich zum Dienste für das Reich Gottes, als für die Welt. Denn er hat Ueberdruß an jeder anderen Beschäftigung. Er ist kein Hausvater; denn er gereicht seiner Familie nur zum Aergerniß. Man muß ihn überhaupts nicht bei seiner Familie suchen; der Umgang mit derselben ist für ihn die größte Last, ja ein Kerkerleben: in der Trinkstube ist seine Erholung, unter Saufbrüdern seine Freude, nicht im Kreise seiner Angehörigen. Der Schwelger ist kein Bürger; denn er ist nur eine Last, und eine Schmach für das gemeine Wesen. Er ist auch kein Christ; denn er hat nur den Namen davon, kümmert sich aber nicht um die Pflichten, die das Evangelium auflegt.

II. Der Schwelger opfert die Güter des Glücks durch Verschwendung seiner Habschaft auf.

Der Schwelger verschwendet seine zeitlichen Güter. Wer Gastmahle liebt, sagt die heilige Schrift, wird Mangel leiden. (Sprichwörter 21, 17.) Die Ursache hievon ist begreiflich, und fast ein

jeder Tag liefert neue Belege hiefür. Wie könnte es auch anders sein? Der Schwelger ist ja immer auch ein Müssiggänger und ein Verschwender. Als Müssiggänger braucht er viel, und verdient nichts; darum muß es bei ihm rückwärts gehen. Als Verschwender jagt er Alles durch: darum muß er bald fertig werden. Er trinkt viel; dazu braucht er viel Geld. Er spielt gerne; dieses kostet wieder Geld. Er läßt sich gerne sehen und spielt den Grossen; dazu ist viel Geld nöthig. Auf diese Weise erschöpfen sich in kurzer Zeit die reichsten Vorrathskammern; die fettesten Erbschaften verlieren sich schnell; der beste Wohlstand verkehrt sich in Schuldenlast, Armuth und Noth. Reiche Häuser gerathen in Verfall, und die, welche vor kurzer Zeit noch vielen Leuten borgen konnten, haben kaum Kredit mehr für ihr tägliches Brod. Da erfüllt sich das Wort der heiligen Schrift: Säufer und Schlemmer verarmen, und der Faule wird sich mit zerrissenen Lumpen bekleiden müssen. (Sprichw. 23, 19. 20.)

Das Traurigste dabei ist, daß der Schwelger auch keine besseren Aussichten für die Zukunft hat. Denn welche Hoffnung steht ihm offen? Sind ihm nicht vielmehr alle Wege versperrt? Will er eine Beförderung suchen: welch eine elende Empfehlung für ihn! Will er seine Kinder unterbringen: welch ein starkes Vorurtheil wider ihn! Will er seinen zerrütteten Glücksstand herstellen: welch eine unmögliche Arbeit für ihn! Ein Schlemmer muß gleichsam die Augen vor der Zukunft schließen; er muß in den Tag hinein leben, ohne auf den Morgen zu denken; er muß meinen, entweder daß er eher sterbe, als vielleicht geschieht, oder daß sein Vermögen weiter hinreiche, als wahrscheinlich ist. Und würden doch die üblen Folgen den Schwelger allein treffen; aber wie oft muß die unschuldige Familie am meisten die Verschwendungen des Vaters fühlen! Wie klagen solche Nachkommen ihre Stammväter als die Ursache ihres Unglücks an, weil der, welcher ihre Ehre und ihr Glück hätte sein sollen, ihre Schande und ihr Unfall geworden ist. Denn die Welt erstreckt ihr Mißtrauen bis auf die Kinder; sie rechnet ihnen eine neue Erbsünde an, und wenn sie auch keine andern Vorwürfe zu erfinden weiß, so wirft sie ihnen wenigstens dieses immer vor, daß sie von schlechten Eltern abstammen. Es vergeht oft lange Zeit, bis gewisse Vorurtheile wider

ihre Herkunft bei den Leuten vergessen werden. Darüber entwischt den Kindern manche schöne Hoffnung, und manche gute Aussicht mißlingt ihnen. Man scheuet sich oft sogar, solche nur in seine Dienste zu nehmen: denn man glaubt immer einen schwarzen Schatten neben ihnen zu sehen. —

Aber den Schwelger selbst trifft gewöhnlich im Leben schon Schande und Spott. Er ist ein Schwelger, ein Schlemmer, ein Säufer und Verschwender; — diese Namen sind genug, ihn der Verachtung preiszugeben. Er findet keinen Umgang, als mit Seinesgleichen: denn man scheut seine Gegenwart und ist froh, wenn man auch im Geschäftsverkehr mit ihm wenig in Berührung kommt, weil man seiner Treue nicht traut und seinen Worten nicht viel Glauben schenkt.

III. Der Schwelger opfert die Güter der Gnade durch die vielen Sünden, die er in seinem Leichtsinne begeht.

Der Schwelger ist im fortdauernden Zustande der Sünde wegen seiner schändlichen, nie unterbrochenen Gewohnheit; er ist in der beständigen Wahrscheinlichkeit eines gähen Todes wegen seiner bösen Lebensweise, und in der handgreiflichen Gefahr eines bösen Todes wegen seiner fast unerhörten Besserung. Er ist ein Mensch, der nicht mehr Gott, sondern sich selbst, d. h. seinem Bauche dient; ja er ist ein Feind des Christenthums, weil ein Feind der Abtödtung. Auf einen Solchen lassen sich die Worte des Apostels anwenden: Viele wandeln, wie ich euch oft gesagt habe, jetzt aber unter Thränen sage, als Feinde des Kreuzes Christi, deren Ende Verderben, deren Gott der Bauch ist, die sich in ihrer Schande rühmen. (Phil. 3, 18. 19.) Der Schwelger ist in der That ein Mensch ohne Scham, ein Sünder ohne Reue, ein Büßer ohne Bekehrung. Welch ein Heil sollte ein solcher Mensch zu hoffen haben! Das Wort Gottes läßt uns eine unvermuthete Rache, einen plötzlichen Untergang für Solche befürchten. In der That scheinen sich die Urtheile Gottes über die lüsternen Israeliten in unseren Tagen mehr, als sonst zu erneuern. Noch war die Speise in ihrem Munde, lesen wir, und der Zorn Gottes überfiel sie. (Ps. 77, 30. 32.) Auch bei uns trägt man zuweilen Erschlagene vom Tische hinweg, und Betrunkene findet man oft todt auf

dem Wege. Es sind natürliche Unglücksfälle, ruft der Weltlichgesinnte aus; der ächte Christ aber seufzet in der Stille seines Herzens: Wie unbegreiflich, o Gott, sind deine Gerichte und wie unerforschlich deine Wege! — Wird es aber besser mit dem Schwelger, wenn er länger lebt? Ich sage es frei heraus: Bei keinem Sünder ist weniger zu hoffen, als bei ihm. Es ist zu hart für ihn, auch nur den Anfang der Besserung zu machen; es kostet ihm zu viel, seine Natur im Zaume zu halten; es ist zu vermessen, nach so vielfältigen Sünden für ihn etwas Außerordentliches vom Himmel zu erwarten. Wann hört also dieses Laster gewöhnlich auf? Mit der Noth, wo man nichts mehr hat; mit der Krankheit, wo man nichts mehr mag; mit dem Tode, wo man nichts mehr kann; oder mit einem Wunder, wo Gott das Herz und die ganze Natur eines solchen Menschen ändern muß.

Lernet daraus, ihr unglückliche Esaue unserer Zeiten, die ihr einer Speise, oder eines Trunkes wegen euere ewigen Erbschaftsansprüche verkaufet, wie thöricht ihr handelt, und welch einer Gefahr ihr euer ewiges Seelenheil aussetzet! — Cf. Die herrschende Unmäßigkeit von Tanner.

16) Von der Ueppigket und dem Wohlleben; wie wenig es sich für einen Christen schickt, und welch traurige Folgen es nach sich zieht.

Was man unter Wohlleben versteht, zeigt das Wort selbst an. Es ist dieses ein Leben, wobei man es sich wohl sein läßt. Der üppige Mensch, der seine Tage im Wohlleben hinbringt, läßt sich nichts abgehen; er ißt und trinkt so viel und so lange, als es ihm behagt; er verschafft sich alle Genüsse, die nur immer möglich sind; er sucht eine jede Bequemlichkeit, die er finden kann; gibt sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin und läßt allen seinen Leidenschaften Zügel und Zaum schießen. Ein Beispiel der größten Ueppigkeit und des unbeschränktesten Wohllebens ist Salomon. Er sagt selbst von sich: Ich sprach in meinem Herzen: Ich will hingehen, und der Wollust in Fülle pflegen, und des Guten genießen... Ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge; legte Lust- und Baumgärten an, und pflanzte darin Bäume von allerlei Art; ich machte mir Wasserteiche, um den Wald der grünenden

Bäume zu wässern; ich hatte Knechte und Mägde und eine große Familie, auch Rinder und große Schafheerden, mehr als Alle, die vor mir zu Jerusalem waren; ich sammelte mir Silber und Gold und Schätze der Könige und Länder; ich schaffte mir Sänger und Sängerinen an, und die Lust der Menschenkinder, Becher und Gefäße, die da dieneten zum Weinschenken; ich übertraf an Gütern Alle, die vor mir zu Jerusalem waren. Und Alles, was meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht, und ich wehrte meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen, und sich zu freuen an dem, was ich zubereitet habe, und für mein Theil hielt ich, die Früchte meiner Mühe zu genießen. (Pred. 2, 1 — 11.) Im neuen Testamente ist der reiche Prasser ein Beispiel ungebundenen Wohllebens. Von ihm sagt die heilige Schrift: Er kleidete sich in Purpur und Byssus, und aß alle Tage glänzend und üppig. (Luk. 16, 19.)

Dieß ist das Wohlleben; ein solches Leben ist aber dem Leben eines Christen geradezu entgegen. Der Christ darf es sich nicht wohl sein lassen, und die Tage seines irdischen Daseins in Ueppigkeit hinbringen. Die Aussprüche Jesu Christi lauten ganz anders. Von den Tagen des Johannes an, sagt der göttliche Erlöser, leidet das Himmelreich Gewalt, und nur die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich. (Mtth. 11, 12.) Wiederum sagt er: Gebt acht, daß euere Herzen nicht beschwert werden durch Unmäßigkeit und Trunkenheit. (Luk. 21, 34.) Auch sind es die Weinenden und Trauernden, die Jesus selig preist. Damit verträgt sich das Wohlleben nicht. Dieses streitet eben so gegen die Lehre, als das Beispiel Jesu. Der Heiland ist nicht gekommen, um zu essen und zu trinken, um ein angenehmes und gemächliches Leben zu führen; er ist die rauhen Wege der Selbstverleugnung gewandelt. Er hat Hunger und Durst gelitten, viele Nächte schlaflos hingebracht, und zuletzt dem bittersten Leiden sich unterzogen. Die von Jesus uns geebnete Bahn müssen auch wir betreten. Dazu ladet uns der Herr selbst ein: Wer mein Jünger sein will, muß sein Kreuz auf sich nehmen, und mir nachfolgen. Das Wohlleben vereiniget sich also nicht mit dem Christenthume; denn die Christi sind, kreuzigen ihr Fleisch sammt den bösen Lüsten (Gal. 5, 24.); ja sie tragen das Leiden Jesu beständig an ihrem Leibe.

Das Wohlleben ist auch das Grab aller Tugenden. Wer ist

so thöricht, daß er Oel in's Feuer gießt, um es zu löschen? Und was ist die Ueppigkeit und das Wohlleben anders, als Oel in das Feuer der sinnlichen Begierden? Sie sind wie glühende Kohlen unter der Asche, die bei der geringsten Veranlassung leicht in helle Flammen gerathen. Dieß geschieht insbesonders durch das Wohlleben, wodurch die Leidenschaften genährt und gestärkt werden. Was war die Ursache, daß Israel seinen Gott verließ und in Abgötterei verfiel? Die heilige Schrift gibt keine andere an, als das Wohlleben. Mein Liebling ist fett geworden, heißt es, und schlug aus; er ist dick, fett und breit geworden, und verließ Gott, seinen Schöpfer, und wich von Gott, seinem Heile. (5. Mos. 32, 15.) Auch Salomon erkannte, daß der Unglaube seinen Ursprung in einem Herzen nehme, welches durch Wohlleben übermüthig gemacht wird. Darum betet er: Herr! gib mir keine überflüssigen Reichthümer, damit ich nicht vielleicht vor Uebermuth anfange, meinen Gott zu verleugnen. (Sprüchw. 30, 9.) Nur zu sehr hat Salomon selbst den Beweis geliefert, daß das Wohlleben zur Verleugnung Gottes führe; denn sein Reichthum, die Höhe seines Glückes, und in Folge dessen seine Genüsse machten ihn von Gott abtrünnig. Und wer sind heut zu Tage die Feinde der Religion und des Glaubens? Sind es die gemeinen Leute, die nur ein kümmerliches Auskommen haben, oder sind es nicht vielmehr die sogenannten Glückskinder der Welt? Und wo findet man die, welche die Religion unaufhörlich bestreiten, und immer auf neue Einwürfe wider die Geheimnisse sinnen? Bei denen wird man sie finden, welche im Ueberflusse schwelgen; bei denen, die keine andere Bestimmung haben, als sich gute Tage anzuthun; bei denen, die nur darauf denken, womit sie die Zeit angenehm sich vertreiben; in jenen Häusern wird man sie finden, wo Alles scherzt und lacht, wo Alles nach Wunsch geht, wo Lustbarkeit auf Lustbarkeit folgt, wo man reichlich ißt und übermäßig trinkt. Ja, das Wohlleben ist der größte Feind der Religion; wer sich demselben ergibt, ist taub gegen die nachdrücklichsten Belehrungen und Ermahnungen; der Saame des göttlichen Wortes fällt bei ihm zwischen Dörner.

Das Wohlleben löscht aber nicht bloß das Glaubenslicht aus, sondern vernichtet auch jede andere Tugend. Der heilige Petrus schildert die, welche dem Wohlleben sich ergeben, in folgenden Zügen:

Sie sind wie unvernünftige Thiere, welche von Natur aus dazu bestimmt sind, gefangen und getödtet zu werden, sie lästern, was sie nicht verstehen, und werden in jeder Verdorbenheit zu Grunde gehen; sie werden den Lohn der Ungerechtigkeit empfangen, da sie die Lust eines Tages für Glückseligkeit achten; sie sind Schandflecken und in Wollust versunkene Scheusale, und prassen mit ihren Gastmalen, sie haben Augen voll Ehebruches und unaufhörlicher Sünde; sie locken an sich die leichtfertigen Seelen; ihr Herz ist eingeübt zur Habsucht; sie sind Kinder des Fluches; sie haben verlassen den rechten Weg und gehen irre; sie folgen nach dem Wege Balaams, des Sohnes Bosors, welcher der Ungerechtigkeit Lohn liebte. (2. Petr. 2, 12 — 16.) So schildert der heilige Petrus die Schwelger, und wie wäre bei diesem Leben noch eine Tugend möglich? Nein da, wo Alles auf Scherzen und Lachen, auf Freuden und Vergnügungen hinausläuft, hat die Tugend keinen Platz mehr; da haben alle Versuchungen gebahnten Weg in das Herz, und es wird bald kein Laster mehr sein, dem sich ein solcher Mensch nicht ergibt. Die Liebe zur Pracht, die Sucht zu gefallen, die Begierde, es Andern im Aufwande und Glanz zuvor zu thun, Verschwendung und Unersättlichkeit, — kurz Alles hilft zusammen, um auch noch den letzten Rest einer gewissen bürgerlichen Ehrlichkeit zu verlieren. Denn unersättlich, wie die Schwelger sind, suchen sie, wenn das Ihrige nicht mehr ausreicht, auf fremde Kosten ihren Lüsten genüge zu thun. Sie häufen Schulden an, und nehmen zuletzt, um zur Fortsetzung ihrer Ueppigkeit sich Mittel herbeizuschaffen, zum Betrug und zur List ihre Zuflucht. Und in der That, wo sind die Schulden häufiger, wo gibt man den Hausleuten und den Dienstboten das Ihrige unrichtiger, wo zahlt man die Handwerker schlechter, als in Häusern, wo das Wohlleben daheim ist? Wo tritt gemeiniglich auch die Verarmung häufiger ein, als eben da? Mit Recht lassen sich daher die Worte im Buche Job auf das Wohlleben anwenden: Es ist ein Feuer, welches bis zum Verderben frißt, und alles Gewächs mit der Wurzel ausrottet. (Job. 31, 12.) Ja, ein Feuer ist die Ueppigkeit, das Alles verheert, was nur immer Gutes durch die Gnade Gottes in den Menschen gekommen ist; nicht Eine Wurzel irgend eines Tugendgewächses läßt sie übrig.

Und was wird den Schwelgern bevorstehen? Dieß ist kurz in

folgenden Worten der heiligen Schrift ausgesprochen: Sie bringen ihre Tage im Wohlleben zu, und in einem Augenblick fahren sie zur Hölle hinab. (Job 21, 13.) Darum sagt auch Jesus Christus: Wehe euch, ihr Gesättigten, denn ihr werdet hungern; wehe euch, die ihr jetzt lacht, denn ihr werdet trauern und weinen. (Luk. 6, 24.) Wohin das Wohlleben führt, davon ist der reiche Prasser ein sprechender Beweis. Es ist von ihm nicht bekannt, daß er besondere Laster an sich hatte; daß er aber im Ueberfluß schwelgte und es sich wohl sein ließ, erzählt von ihm die heilige Schrift. Und was war sein Ende? Er wurde in die Hölle begraben. Bedarf es noch mehr, um sich von dem traurigen Loos der Schwelger im jenseitigen Leben zu überzeugen? In dem Maaße, als sie ihren Lüsten fröhnten, wird über sie die Strafe verhängt. Denn also gibt der Richter bezüglich einer solchen Seele den Auftrag: Wie sehr sie sich herrlich gemacht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebt ihr Qual und Leid. (Apok. 18, 7.) — O so laßt uns denn, um nicht zu einem gleichen Loos verurtheilt zu werden, die Ueppigkeit fliehen und meiden! Cf. Maßl ebendas. (Tugendschule).

Anmerkung. Der Artikel „Maaß" sollte eigentlich genau genommen vor „Maria" stehen; da wir aber mit letzterm den vorhergehenden Band bequemer schließen konnten, wird man uns diese Verwechslung, die sich auch sonst noch rechtfertigen dürfte, nachsehen.

Artikel CXV.

Meinung (Absicht, gute).

1) Begriff und Eintheilung.

Die gute Meinung ist nichts Anders, als der fromme Wille, all unser Thun und Lassen auf Gott und seine Verherrlichung zu richten, und in dieser Absicht Alles zu vollbringen. Ohne gute Meinung, d. h. ohne Richtung unserer Handlung auf Gott, ist diese, mag sie an und für sich auch noch so gut sein, nicht wahrhaft verdienstlich, weil nicht Gott wohlgefällig.

Man kann aber aus dreifacher Rücksicht Gott dienen, und daher ist auch die gute Meinung von dreierlei Art, nämlich:

a) der tiefste Grad derselben ist, wenn man Gott dient aus Furcht vor der ewigen Strafe; ein Solcher befindet sich mehr oder weniger im Zustand eines Sklaven.

b) Reiner ist die Absicht, wenn man Gott dient im Hinblick auf die ewige Belohnung. Ein Solcher gleicht einem Taglöhner, der in der Hoffnung auf den täglichen Lohn die Arbeiten seines Herrn verrichtet.

c) Am reinsten ist die Absicht, wenn man Gott um seiner selbst willen dient, und mit seinen Handlungen nur seine Ehre sucht. Dieß ist die Gesinnung eines Kindes, welches den Vater liebt, weil er eben der Vater ist.

Wiederum kann die Meinung oder die Intention sein:

a) aktuell, welche das Werk selbst auf Gott bezieht, und die also bei Verrichtung desselben wirklich erweckt wird; und

b) virtuell, welche früher erweckt worden, und der Kraft nach sich noch auf hieher erstreckt.

2) Schriftstellen.

Freiwillig werde ich dir opfern und deinen Namen preisen, o Herr! weil du gut bist. Ps. 50, 8.

Alle Herrlichkeit der Tochter des Königs ist inwendig. Ps. 44, 14.

Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Hohel. 8, 6.

Wenn du Almosen gibst, soll deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut, so daß dein Almosen im Verborgenen ist. Mtth. 6, 3.

Die Leuchte deines Leibes ist dein Auge; wenn dein Auge einfach ist, so ist dein ganzer Leib helle; ist aber dein Auge schalkhaft, so wird dein ganzer Leib finster sein. Matth. 6, 22. 23.

Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesendet hat. Joh. 4, 34.

Ihr möget essen oder trinken, oder etwas Anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes. 1. Corinth. 10, 31.

Alles, was ihr thuet in Wort oder in Werk, das thut im Namen des Herrn Jesu Christi. Coloss. 3, 17.

Ist die Wurzel heilig, so sind es auch die Aeste. Röm. 11, 17.

3) Väterstellen.

Es kömmt nicht darauf an, wie viel, sondern mit welcher Gesinnung man gibt; denn auch jene Wittwe wird gelobt. Ihr Weniges ist viel, weil sie mehr gab, als sie konnte. St. Ambros.

Würden wir den Martertod erleiden, um von den Brüdern gelobt und bewundert zu werden, so wäre unser Blut vergebens geflossen. St. Hieron. in epist. ad Galat.

Die Gesinnung macht das Werk gut; der Glaube aber leitet die Gesinnung. Merke deßwegen nicht so fast darauf, was ein Mensch thut, sondern was er bei seiner Handlung im Auge hat. St. August. enarrat. 2, in psl. 31.

Gott will umsonst geehrt, umsonst geliebt, d. h. rein geliebt, nicht darum geliebt sein, weil er etwas außer sich gibt, sondern weil er sich gibt. Wer also Gott anruft, um reich zu werden, der ruft eigentlich Gott nicht an. Denn er ruft das an, was er will, daß es zu ihm komme. Wenn also gesagt wird: Gott, gib mir Reichthümer! so willst du nicht, daß Gott, sondern daß der

Reichthum zu dir komme; würdest du Gott anrufen, so wäre er selbst dein Reichthum. Derselbe enarrat in psl. 52.

Es kann Gott nichts Reicheres dargebracht werden, als ein guter Wille. St. Greg. Mag. hom. 5. in Evangel.

Wenn ich genau die Wurzel meiner Gesinnung betrachte, so erkenne ich, daß ich zwar Gott jener Gesinnung wegen habe gefallen wollen; dieser Gesinnung wegen aber, mit welcher ich Gott zu gefallen suche, hat sich heimlich, ich weiß nicht wie, ein Streben nach menschlichem Lobe beigemischt. Denn wie ich hintendrein und langsam unterscheide, finde ich, daß ich anders handle, als ich, soviel ich weiß, angefangen habe. So gesellt sich oft zu unserer Gesinnung, indem sie vor den Augen Gottes recht beginnt, heimlich, und sie gleichsam auf dem Wege erfassend, ein Streben nach menschlichem Lobe. So wird zwar die Speise der Nothwendigkeit wegen genossen; aber beim Essen mischt sich die Lust am Essen dazu, indem der Gaumen heimlich sein Recht geltend zu machen sucht. Daher trifft es sich meistens, daß wir die Erquickung des Körpers, die wir der Gesundheit wegen angefangen, des Vergnügens wegen vollenden Wir müssen also gestehen, daß unsere rechte Absicht, die allein Gott zu verlangen begehrt, zuweilen eine weniger rechte Absicht, die durch die Geschenke Gottes den Menschen zu gefallen sucht, heimlich begleitet. Derselbe Moral. 35. c. ultim.

In jenem, der Böses thut, und es für gut hält, möchte ich die fromme Gesinnung schon des Lobes würdig halten. St. Bernard.

Was der Leib ohne Leben, das ist das Werk ohne gute Absicht. Richard de St. Victor.

Wenn du nie etwas Anderes anstrebst, als das Wohlgefallen Gottes und den Nutzen des Nächsten, so wirst du innere Freiheit genießen. Imitat. Christi lib. 2. c. 4.

Je reiner das Auge deiner Absicht ist, desto beharrlicher wirst du mitten unter Stürmen einherwandeln. Ebendas. lib. 3. c. 33.

4) Gleichnisse.

Wie das Auge alle Glieder des Leibes beherrscht, und in ihren Verrichtungen sie leitet; so muß die gute Meinung die Tugenden ordnen und dieselben durchdringen, um sie Gott wohlgefällig zu machen.

Wie der Bogenschütze mit dem rechten Auge das Ziel visirt, das linke aber dabei geschlossen hält; so müssen wir mit dem rechten Auge, d. h. der guten Meinung, vor jeder Handlung unser Ziel, nämlich die Ehre Gottes scharf visiren, das linke aber schließen, d. h. alle irdischen Rücksichten bei unsern Werken bei Seite setzen.

Wie die Schönheit des Leibes vorzüglich im Gesichte besteht; so hängt die Schönheit, d. h. die Gotteswohlfälligkeit einer Handlung vorzüglich von der guten Meinung ab.

Wie der Baum gut und gesund ist, wenn er gesunde Wurzeln hat; so ist auch ein Werk gut, wenn es sich auf eine gute Meinung fußt.

Wie von dem Gewürze die Schmackhaftigkeit der Speisen abhängt; so von der guten Meinung die Gottwohlgefälligkeit eines Werkes.

5) Sprüche.

Tale erit opus tuum, qualis fuerit intentio tua, d. h.
Der Werth deiner Handlung hängt von deiner Absicht ab.
Deus coronat voluntatem, si non invenerit facultatem, d. h.
Gott ist mit dem Willen zufrieden, wenn es am Vermögen fehlt.
Si desint vires, tamen laudanda est voluntas, d. h.
Wo es an Kräften fehlt, ist auch der Wille löblich.
Nec bonitas sine ratione boni, d. h.
Ohne gute Meinung ist Nichts gut. —

6) Geschichtliches.

Dem heiligen Ignatius von Loyola lag Nichts mehr am Herzen, als daß von den Seinigen alle Werke in der rechten Absicht und in Beziehung auf Gott geschehen. Daher war es sein Wahlspruch: Alles zur größern Ehre Gottes. Und dieses Sprüchlein pflegte nicht bloß er, sondern auch die Seinigen bei jeder Gelegenheit zu wiederholen, und überall in der verkürzten Weise: O. A. M. D. G. anzubringen, so daß man diese Buchstaben gleichsam das Wappen des Jesuiten-Ordens nennen kann.

Ein frommer Klosterbruder brachte es in der Uebung der guten

Meinung so weit, daß er beim Besteigen der Stiege auf jeder Stufe die Worte sprach: Wegen deiner, o Gott!

Der heilige Vincenz von Paul bediente sich beim Anfange seiner Handlungen gewöhnlich der Worte: Mein Gott, ich will jetzt dieses thun, weil ich glaube, daß es dir wohlgefällig ist.

Zwei Königinen, Esther und Jezabel, schmücken sich; aber mit welch ungleichem Erfolge! Esther legt ihren Schmuck an, aber sie thut es nicht aus Eitelkeit, sondern nur um dem Willen Gottes nachzukommen, der sie in diesen Stand gesetzt hat, wo sie genöthiget ist, in solchem Schmucke zu erscheinen. Herr, spricht sie zu Gott, du weißt es, daß ich mich nur gezwungen also schmücke, und daß mir ein Gräuel ist das Zeichen des Stolzes und meiner Herrlichkeit. (Esther 14, 16.) — Auch Jezabel ist eine Königin, auch sie schmückt sich gemäß ihrem Stande; aber sie thut es aus Eitelkeit und um bewundert zu werden. Deßwegen ist der Putz der Letztern in den Augen Gottes sündhaft; Esther aber blieb bei all ihrem Schmuck dem Herrn angenehm. — Dasselbe lehren uns nachstehende zwei Vorfälle: Salomon zeigt der Königin von Saba all seine Schätze und Herrlichkeiten; aber nicht aus prahlerischer Absicht, sondern um zu beweisen, wie sehr ihn Gott gesegnet und mit Gütern überhäuft hat. Darum machte ihn diese Handlung bei Gott nicht mißfällig. Auch Ezechias zeigt den Gesandten des Königs von Babylon seine Schätze, aber aus Eitelkeit und in der Absicht, daß man seine Reichthümer bewundere und zu Babylon davon rede, und dadurch lud er sich den Zorn des Himmels auf.

7) Von dem großen Werth der guten Meinung.

Groß ist der Werth der guten Meinung, sie hat, so zu sagen, eine Wunderkraft. Sie ist im geistigen Leben eine geheime Kunst, Alles in Gold umzuwandeln, und den nichtswürdigsten Dingen einen unendlichen Werth zu geben. Daher sagt mit Recht der heilige Anselm: Alle, auch die gleichgiltigsten und verächtlichsten Handlungen werden gleichsam golden, ja göttlich, wenn sie aus Liebe zu Gott geschehen. Die gute Meinung ist das wunderbare Geheimniß, zu einer außerordentlichen Heiligkeit zu gelangen, ohne eigentlich etwas Außerordentliches gethan zu haben. Sie ist das sichere Mittel, die Zeit sich zu vervielfältigen,

in wenige Jahre das längste Leben einzuschließen, und in kurzer Zeit eine Stufe der Vollkommenheit zu ersteigen, die sich sonst in vielen Jahren kaum erreichen läßt, so daß man auf einen Solchen die Worte der heiligen Schrift anwenden kann: Frühe vollendet, hat er viele Jahre erreicht. (Weish. 4, 13.)

8) Die an sich guten Werke empfangen ihren wahren Werth erst von der guten Meinung, mit welcher sie geschehen.

Die kostbarste Speise wird erst durch das hinzugekommene Gewürz schmackhaft; so werden auch die an sich löblichen Handlungen erst durch die gute Meinung Gott wahrhaft wohlgefällig. Gibt es eines unter den guten Werken, das in der heiligen Schrift einen größern Ruhm hat, als das Gebet? Was ist aber das Gebet ohne gute Meinung? Ein leerer Schall der geschwätzigen Lippe, so daß der Herr von solchen Betern sagt: Dieses Volk ehrt mich zwar mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir entfernt.

Gibt es ein besseres Werk als das Almosen? Welch ein Ruhm wird demselben fast auf allen Blättern der heiligen Schrift beigelegt! Glaubt ihr aber, daß alles Almosen Gott wohlgefällig sei? Geht mit mir in den Tempel, und seht, wie die Israeliten ihre Gaben in den Opferkasten legen. Die Reichen, erzählt uns der Evangelist Markus, warfen viele Thaler in den Schatz der Kirche; aber eine arme Wittwe gab nur eine Kleinigkeit, in unserm Gelde kaum einige Heller. Höret nun, was Jesus hierüber sagt. Diese arme Wittwe, sind seine Worte, hat mehr gegeben, als alle Andern. Wie, ein paar Heller sollen mehr sein, als viele Thaler? Ja, antwortet Didakus; denn die gute Meinung gibt dem Almosen erst ihren Werth. Die Absicht, den Dürftigen aus Liebe zu Gott zu helfen, verkehrt das Kupfer in Gold; die Absicht aber, bei seiner Freigebigkeit nur seine Eitelkeit zu zeigen, verwandelt das Gold in Staub und Asche. Der Erstere gibt seine Almosen aus Liebe zu Gott: und diese vergoldet Alles; der Andere gibt es aus Eigenliebe, und diese nimmt auch dem Golde seinen Werth.

Dasselbe gilt von allen übrigen guten Werken. Wir wollen von diesen noch namentlich die Leiden hervorheben. Wer ist, der hienieden nichts zu leiden hätte? Aber wie Wenige gibt es, die

von ihren Leiden ein Verdienst haben? Daher sagt Jesus nicht bloß: „Wer mein Jünger sein will, muß sein Kreuz tragen,“ — sondern er setzt noch hinzu: „Und mir nachfolgen.“ Das Letztere geschieht durch die gute Meinung. Eine solche hatte Job, als er sprach: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; sein Name sei gebenedeit. Wer in dieser Willensmeinung leidet, der macht sein Leiden verdienstlich, so daß es ihm heilbringend für die Ewigkeit ist. Ohne den guten Willen aber sind auch die schwersten Leiden und Drangsale umsonst ertragen; es gibt für sie keine Belohnung im ewigen Leben.

Des Menschen Güte und Vollkommenheit liegt also nicht in seinem Aeußern, sondern im Innern. Darum sagt die heilige Schrift: Alle Herrlichkeit der Tochter des Königs ist inwendig. (Ps. 44. 14.) Und dieses Inwendige, das in der rechten Meinung besteht, ist es, was den göttlichen Augen gefällt. Hierauf bezüglich sagt Gott selbst von sich: Ich urtheile nicht nach dem Ansehen des Menschen; denn der Mensch sieht das, was erscheint; der Herr aber sieht das Herz. (1. Samuel 16, 7.) Die Absicht ist die Grundfeste von der Güte und Vollkommenheit unserer Handlungen. Die Grundsteine sieht man zwar nicht, und doch tragen sie das ganze Gebäude. So ist auch die gute Meinung das Fundament unserer guten Handlungen, all ihr Werth ruht auf derselben, obschon sie äußerlich nicht erscheint. Mit Recht sagt der Apostel: Ist die Wurzel heilig, so sind es auch die Zweige. (Röm. 11, 16.) Wenn nämlich die Wurzel gesund ist, so wird auch der Baum es sein, und eine gute Frucht bringen. So besteht die Güte unserer Werke in der Reinheit der Absicht, welche gleichsam die Wurzel hievon ist.

Wie viel es bei den guten Werken auf die Absicht ankömmt, zeigt die heilige Schrift in mehreren Beispielen. Ezechias betet, und fast mit denselben Worten betet auch der Pharisäer; aber jener wird erhört, und dieser nicht. David bereuet seine Missethat; auch Saul äußert Reue: Der Eine erhält Verzeihung, der Andere wird verstoßen. Abel bringt Gott ein Opfer dar, und Kain thut dasselbe; das Opfer des Erstern ist Gott wohlgefällig, hingegen auf dem des Zweiten ruhte das Mißfallen des Himmels. Hier haben wir auf zwei Seiten fast immer dieselben Handlungen; aber

mit ganz ungleichem Erfolg. Der Grund hievon liegt in der Absicht; wo diese nicht gut war, gefiel auch die an sich gute Handlung doch dem Herrn nicht.

Daher geschieht es, daß Gott zu unserer Warnung durch den Psalmisten zu uns spricht: Wenn ich mir Zeit nehme, will ich mit Gerechtigkeit richten. (Ps. 74, 3.) Die Zeit Gottes, oder wie sonst die heilige Schrift zu sagen pflegt, der Tag des Herrn ist nichts Anders, als der Tag des Gerichtes. Da wird also Gott auch die Gerechtigkeit richten, das will sagen: Er wird unsere guten Werke untersuchen, ob sie sich als Gold bewähren, oder als Spreu verworfen werden. Diesen Unterschied wird die gute Meinung begründen. Wo diese fehlte, wird auch das beste Werk, welches von den Menschen für das reinste Gold gehalten wurde, als bloße Spreu erscheinen und als solche verworfen werden.

Warum soll aber Gott ein Werk belohnen, das ohne gute Meinung geschehen ist? Mag es an und für sich noch so gut sein, so geschieht es ja doch seinetwegen nicht; er hat keinen Theil daran. Was soll er daher an einer solchen That belohnen? Wer unter uns Menschen belohnt einen Dienst, der nicht ihm geleistet ist? O wir Vermessenen, uns selbst oder der Welt wollen wir dienen, und von Gott begehren wir dafür einen Lohn! Ist es denn nicht schon Güte genug von seiner Seite, daß er sich würdiget, die Dienste, die wir ihm erweisen, d. h. Alles, was wir zu seiner Ehre thun, uns ewig zu belohnen, da wir auch ohne Rücksicht auf einen Lohn ihm zu dienen schuldig wären? Wir gehören ihm ja ganz an, und sind sein Eigenthum; denn wie Alles, was auf einem Grund und Boden wächst, dem Eigenthümer des Bodens gehört, so gehören wir und Alles, was wir thun, von Natur aus schon Gott zu. Ueberdieß hat er uns zu seiner Ehre erschaffen (Is. 43, 7.), und ist auf seine Ehre im höchsten Grade eifersüchtig; denn bei demselben Propheten sagt er: Meine Ehre gebe ich keinem Andern. (Is. 42, 8.) Wie nothwendig ist es daher nicht, daß, wenn je unsere guten Werke einen Werth haben sollen, wir sie ja immer wegen Gott verrichten, und daher unsere Absicht dabei auf ihn zielen muß.

9) Gott sieht weniger auf das Werk, als die demselben zu Grunde liegende Gesinnung und Absicht, und kann daher durch letztere auch eine Kleinigkeit den Werth einer wichtigen That erlangen.

Hier verweisen wir auf B. 10, S. 425 zurück und fügen noch Einiges bei. Es ist ein großer Trost für die, welche zu niedrigen Geschäften und verächtlichen Diensten verurtheilt sind, daß Gott nicht so fast auf das Werk, als vielmehr auf die Gesinnung und die Absicht sieht, in welcher etwas geschieht; denn jetzt hängt es bloß von ihnen ab, sich das Wohlgefallen Gottes zu verdienen, ja sie können in ihrer Niedrigkeit dem Herrn viel mehr gefallen, als viele Andere, welche die wichtigsten Aemter verwalten und die größten Thaten vollbringen. Eine gemeine Magd kann, wenn ihre Absicht dabei auf Gott gerichtet ist, beim Reinigen ihres Zimmers mehr Verdienst haben, als ein bewunderter, aber eitler Prediger, den zu hören eine halbe Provinz zusammenströmt.

Daß dem so sei, und es nicht auf das Werk, sondern die Absicht ankömmt, sehen wir an der Gabe, welche die arme Wittwe in den Opferkasten legte. (Mark. 12, 41.) Auch die heiligen Väter erklären sich hiefür. So sagt der heilige Hieronymus mit Bezugnahme auf die Knechte, die verschiedene Talente erhalten und gewonnen hatten. Der Herr sieht nicht auf die Größe des Gewinnes, sondern auf den Willen der Anstrengung. Salvian schreibt: Das Geopferte gefällt Gott nicht nach dem Werthe, sondern nach der Innigkeit. Der heilige Gregorius drückt dieselbe Wahrheit kurz so aus: Deus non respicit quantum, sed ex quanto, d. h. Gott sieht nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz des Gebers. — Daß dem so sei, sieht auch die Vernunft leicht ein. Gott bedarf ja unserer Güter nicht; er wird daher, wenn wir ihm viel geben, nicht reicher, und durch unsere sogenannten Großthaten an und für sich nicht größer; er erhält dadurch keinen Zuwachs. Darum sagt die Schrift: Wenn du recht thust, was schenkest du ihm, oder was empfängt er aus deiner Hand? (Job 35, 7.) Nicht das Werk an und für sich selbst kann ihm also gefallen, sondern die Absicht ist es, welche ihm etwas wohlgefällig macht, und je mehr diese auf seine Ehre gerichtet ist, desto größern Wohlgefallens erfreuen sich unsere Handlungen von Seite Gottes.

10) Die gute Meinung macht unsere Werke erst vollgiltig.

Die Werke, welche in der gehörigen Richtung auf Gott geschehen, heißen volle Werke, und von denen, welche so leben, sagt der heilige Hieronymus, daß sie volle Tage leben, und wenn sie auch als Jünglinge sterben, voll der Tage seien, wie die Schrift sagt: Frühe vollendet, haben sie viele Jahre erreicht. (Weish. 4, 13.) Hingegen muß man von Einem, der es versäumt bei seinen Handlungen überall die Ehre Gottes zu suchen, sagen, daß er leer an Tagen stirbt, wenn er es auch bis zum höchsten Greisenalter bringt. Von einem Solchen gilt der Ausspruch der heiligen Schrift: Er hat leere Monate gelebt. (Job 7, 3.) Und er muß selbst von seinem Leben sagen: Die Tage meiner Jahre sind wenig und böse. (Gen. 47, 6.)

In den Geschichtsbüchern der mindern Brüder wird erzählt, ein Religios sei von einem andern gefragt worden, wie lange er bereits im Orden lebe. Die Antwort sei gewesen: Vielleicht nicht einen Augenblick. Da der Andere über diese ungewöhnliche Antwort sich wunderte, weil er sie nicht verstand, sagte der Diener Gottes: Ich weiß wohl, daß ich vor fünf und siebenzig Jahren das Ordenskleid genommen habe; aber wie oft und wie lange ich während dieser Zeit meine Werke so verrichtete, daß Gott ein Wohlgefallen daran hatte, weiß ich wirklich nicht. Möchte Keiner in Wahrheit von seinem Leben sagen müssen, was dieser Ordensmann aus übergroßer Demuth von sich sagte; denn es kömmt nicht darauf an, wie lange man Gott dienet, sondern wie und in welcher Absicht man ihm dient. In dieser Beziehung heißt es von Saul: Er war ein Jahr alt, als er zu regieren begann, er regierte aber zwei Jahre über Israel. (1. König 15, 1.) Es ist aber bekannt, daß er vierzig Jahre regiert habe. (Apostelg. 13, 21.) Warum wird also in den Büchern der Chronik von ihm gesagt, er habe nur zwei Jahre über Israel regiert? Weil er nur so lange Gott wohlgefällig regierte, nämlich in der rechten Absicht, und so, wie es einem guten Könige geziemt.

Es ist ein bekanntes Sprichwort: „Leeres Stroh dreschen.“ So pflegt man eine jede vergebliche Arbeit zu bezeichnen; wer seine guten Werke ohne gute Meinung verrichtet, der drischt gleichsam leeres

Stroh; er erreicht mit seiner Mühe vor Gott Nichts. Ein Solcher hat leere Werke gethan; seine Werke sind gleichsam nur ein Stroh, in welchem sich keine Körner befinden; es sind bedeutungslose Werke.

11) Wie viele gute Werke aus Mangel der guten Meinung verloren gehen.

Als einstens der heilige Paulus nach Athen kam, sprach er in einer seiner Predigten: Athenienser, ihr stehet zwar im Rufe großer Gelehrsamkeit; aber ihr seid abergläubischer, als irgend ein anderes Volk; denn ich ging bei euern Altären vorbei, und hier fand ich einen mit der Ueberschrift: Dem unbekannten Gott. (Apostelg. 17, 23.) Ihr verschwendet also euere Zeit, wollte der Apostel sagen, mit der Verehrung eines Gottes, den ihr gar nicht kennet. Ist dieses nicht thöricht? Dasselbe läßt sich aber gar oft auch von uns sagen. Denn wir arbeiten oft den ganzen Tag; denken aber dabei fast nie an Gott; wir ertragen vielerlei Widerwärtigkeiten, aber es kömmt uns nie der Gedanke, daß Solches Gott aufgeopfert sein soll. Für Wen ist nun dieß Alles geschehen? Eigentlich für den unbekannten Gott, weil nicht für den wahren; aber eben deßwegen haben diese Werke keinen Werth, sie sind bezüglich des ewigen Lebens aus Mangel einer Beziehung auf Gott verloren. Und wenn doch damit, daß wir unsere Handlungen auf Gott beziehen, eine Mühe verbunden wäre; allein es ist dieses das leichteste Geschäft, welches nicht den mindesten Zeitverlust nach sich zieht. Der bloße Gedanke: Herr, dir zu Lieb! genügt. Und wie, an dieser Kleinigkeit läßt man es fehlen, und beraubt dadurch seine Werke der Verdienstlichkeit. Dadurch erfüllen sich die Worte der Schrift an uns: Ihr säet viel, aber bringet wenig ein; ihr esset, und werdet nicht satt; trinket, und bekommt nicht genug; kleidet euch, und werdet nicht warm; und wer Lohn erwirbt, wirft es in einen durchlöcherten Sack. (Agg. 1, 6.) Denn wir thun zwar viel, haben aber davon kein Verdienst, weil wir es an der guten Meinung fehlen lassen.

Es ereignet sich unter Christen noch täglich, was sich einstens zugetragen, als der Heiland noch auf Erden wandelte. Es war viel Volk herbeigelaufen und drängte sich von allen Seiten zu ihm hinzu. In diesem Gedränge berührte ein krankes Weib den Saum

vom Gewande des Herrn. Jesus blieb sogleich stehen und fragte, wer ihn berührt habe. Darüber wunderte sich Petrus und sprach: Herr, Alles drängt sich um dich herum, und du fragst, wer dich berührt habe? Aber Christus gab zu verstehen, daß dieses Weib die einzige sei, die ihn nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich durch besondern Glauben und durch Vertrauen berühre. Dazu bemerkt der heilige Augustin: Premit Christum turba multorum, tangit Christum fides paucorum, d. h. Viele drängen sich zu Christus hinzu, aber unter diesen sind Wenige, die ihn mit wahrem Glauben berühren. Viele befassen sich mit heiligen Dingen und verschiedenen Andachtsübungen; aber Wenige sind es, welche diesen Werken der Gottseligkeit mit reiner Absicht und aus übernatürlicher Meinung obliegen. So erscheinen Viele bei der Verkündigung des göttlichen Wortes, aber mehr aus Gewohnheit, als aus innerm Herzensdrange; sie beichten und finden sich am Kommunionstische ein, aber nicht aus Andacht, sondern um den Schein der Frömmigkeit zu haben; sie unterdrücken ihre Neigung zum Zorne; aber nicht wegen Gott, sondern damit sie bei der Welt nicht anstoßen. Alle diese nähern sich Christus, sie scheinen ihn zu berühren; aber es geschieht nicht im Glauben, nicht in der rechten Weise; daher haben ihre an sich guten Werke keine Verdienstlichkeit für das ewige Leben. Das traurigste dabei ist, daß man sich über seinen Zustand täuscht, und auf diese Werke ein Vertrauen setzt. Man sagt gleichsam zu sich selbst, wie jener Bischof in der geheimen Offenbarung: „Ich bin reich," und ist statt dessen recht wahrhaft arm. Man gleicht einem Menschen im Schlafe, der sich bei einem angenehmen Traum einbildet, unermeßliche Reichthümer zu besitzen, der aber, wenn er erwacht, nichts als leere Hände hat. Dieß sind diejenigen, welche nach der Erzählung des heiligen Matthäus, einstens am Tage des Gerichts mit Zuversicht sagen werden: Herr, wir haben in deinem Namen große Dinge gethan. (Matth. 7, 22.) Aber der Heiland wird ihnen entgegnen: „Ich habe euch nie gekannt," — d. h. ich weiß von euern vermeintlichen guten Werken Nichts; dieselben sind im Buche des Lebens nicht eingetragen, weil sie nicht meinetwegen geschehen, sondern aus ganz anderer Absicht verrichtet worden sind. So werden Solche mit vieler Mühe Nichts erreicht haben. Sie haben mit all ihren Anstrengungen es zu keinem

Ziel gebracht; ihre guten Werke sind ein Saame, den sie in die Luft geworfen; daher werden sie mit Job ausrufen müssen: wir haben in unserm Leben viele schlaflose Nächte gehabt, und doch haben wir leere Monate, d. h. bei aller Anstrengung umsonst gelebt.

12) Die gute Meinung wandelt die gleichgiltigen Handlungen in gute und verdienstliche um.

Es gibt gewisse Handlungen, die an und für sich vom moralischen Standpunkte aus gleichgültig sind, z. B. essen, trinken, schlafen, sitzen, u. s. w. Es sind dieß die niedrigsten Handlungen der Menschen, weil auch die Thiere dieselben mit den Menschen gemein haben. Auch diese niedrigen Handlungen können in Werke der Tugenden verwandelt und zum Werthe eines Verdienstes erhoben werden. Es geschieht dieses durch die gute Meinung. Wir wollen die Sache in einem Gleichnisse anschaulich machen. Was gibt es Niedrigeres als Dünste, welche einer übelriechenden Pfütze entstiegen sind? Und doch werden sie, wenn sie die Sonne in ihren Kreis zieht, gereinigt, werden in lichte Wolken verwandelt, und erhalten oft durch die Strahlen der Sonne das Bild der Sonne selbst. Wenn daher auch die natürlichen Handlungen der Sinne ein niedriges und thierisches Gepräge an sich haben, so werden sie doch durch die Sonne der göttlichen Liebe, durch die gute Meinung, dadurch also, daß sie zur Ehre Gottes verrichtet werden und nach der Vorschrift des Apostels auf Gott abzielen, verklärt, in Tugenden umgewandelt und erhalten den Werth eines übernatürlichen Verdienstes, und die Gnade, deren Wirkung diese gute Meinung ist, gestaltet sie zu einem Saamen, welcher ihre Belohnung im Himmel vorbereitet.

Dieses wußten die Heiligen nicht blos des neuen, sondern auch schon des alten Bundes. Wenn ich esse, sagt Job, so seufze ich; und David spricht: Wenn ich esse oder trinke, so netze ich meine Speise und meinen Trank mit Thränen. Was war die Absicht der Heiligen? Keine andere, als durch eine gute Meinung, durch Erhebung des Willens zu Gott, die natürlichen Handlungen des Essens und Trinkens und Schlafens in Werke der Tugenden und Verdienste zu verwandeln. Sind wir also nicht thöricht, daß, während wir auch die gewöhnlichen Handlungen in geringe Verdienste durch eine gute Meinung erheben könnten, wir durch

Versäumung dieses guten Gedankens den Thieren gleich sein wollen? Es ist wahr, der Mensch wird zur Strafe der ersten Sünde zur Arbeit geboren; er muß im Schweiß seines Angesichtes sein Brod essen, er mag ein Hausvater, ein Künstler, ein Handwerker, ein Gelehrter, ein Kaufmann, ein Ackersmann, ein Dienstbote oder ein Bettler sein. Da uns aber die Güte unsers Gottes belehrt, diese uns zur Strafe aufgelegten Arbeiten in Verdienste einer Belohnung, und die Schweißtropfen unsers Angesichts in Perlen für die Krone unserer Glorie verwandeln zu können, werden wir so thöricht sein, daß wir wie die Spinnen arbeiten? Dieses ist es, was der Prophet seinem Volke vorwarf, indem er sagt: Ihre Werke sind unnütz; denn sie haben Spinnenfäden gewebt. Die Spinne arbeitet, bis sie sich vollkommen ausgesponnen hat; aber wozu nützt ihre Arbeit? Sie spinnt nur, um eine elende Mücke zu fangen, und ein Gewebe zu verfertigen, welches von der schwächsten Hand im Augenblicke wieder zerstört ist. So handeln gar viele Menschen: denn so handelt jener Gelehrte, der gleichsam in seinen Anstrengungen sein Hirn ausspinnt; jener Kaufmann, der durch seine gefahrvollen Reisen sein Leben verkürzt; jener Handwerker, der in seiner Werkstätte seine Lebenskräfte abnützt; jener Ackersmann, der an seinem Pfluge ergraut; jener Dienstbote, der in der Arbeit seines Hauses veraltert: — sie handeln alle wie die Spinne, wenn sie bei ihren Arbeiten keine andere Meinung, keine andere Absicht haben, als die, eine elende Mücke des zeitlichen Gewinnes zu erhaschen; ihre Werke sind unnütz, weil sie nicht das Gewicht des Verdienstes haben. Was gibt aber unsern Werken das rechte, volle Gewicht? Die gute Meinung, die Aufopferung unserer Arbeiten zur Ehre Gottes. — Höret das Lob, welches der heilige Geist dem starken Weibe beilegt. Gebet ihr, sagt er, von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke sollen an den Thoren ihr Lob sein, d. h. an den Thoren der Ewigkeit soll sie die Früchte und die Belohnung ihrer Arbeit erhalten. Welches sind denn aber ihre Werke, die eine Belohnung in der Ewigkeit verdienten? Ich finde, daß sie gesponnen, gestrickt, Kleider gemacht und Gürtel gewebt hat, die sie an die Handelsleute von Chanaan verkaufte. Lauter gemeine, natürliche Arbeiten; aber wie konnten sie vom heiligen Geiste gerühmt und im Reiche Gottes belohnt werden?

Dieß sagt uns die heilige Schrift: denn sie hat gearbeitet, aber wie? Mit der Lust ihrer Hände, sagt die heilige Schrift, d. h. alle Arbeiten ihrer Hände wurden mit guter Meinung verrichtet; sie hat Alles zur Ehre Gottes gethan, und diese Meinung hat alle ihre Werke des göttlichen Wohlgefallens und der himmlischen Belohnung würdig gemacht. Klaget demnach nicht mehr, ihr thätigen Hausmütter, ihr arbeitsamen Hände, die ihr durch eure vielen, häuslichen Geschäfte verhindert seid, gewisse verdienstliche Werke zu verrichten; ihr könnet, wenn ihr nur wollet, gar viel Gutes für das ewige Leben thun. Betrachtet die geschäftige Martha; die heilige Schrift sagt selbst von ihr, daß sie in Bedienung des Heilandes sehr mit häuslichen Sorgen beschäftiget gewesen sei. Ist ihr aber darum der Ruhm einer Heiligen entrissen worden? Hat sie nicht die Krone der Herrlichkeit mit den übrigen Heiligen empfangen? Sie hat nämlich wegen Gott, aus Liebe zu Gott gearbeitet; sie zielte mit all ihren Werken auf Gott ab, und that Alles zu seiner Ehre, und diese Meinung, sagt der heilige Bernard, machte auch ihre gewöhnlichsten Arbeiten verdienstlich.

Jesus Christus sagt, das Licht deines Leibes ist dein Auge; ist nun dein Auge einfältig, so wird dein ganzer Leib erleuchtet sein. (Matth. 6, 22.) Der heilige Augustin, Gregorius und andere heilige Väter verstehen unter dem Auge die gute Meinung, und legen die Worte des Erlösers dahin aus, daß sie sagen: Wenn deine Meinung aufrichtig ist, d. h. nur auf Gott und seine Ehre abzielt, so wird der ganze Körper deiner Handlung, d. h. Alles, was du in dieser Meinung thust, auch die gleichgiltigsten Handlungen, nur die Sünde ausgenommen, werden durch die gute Meinung verdienstliche Werke. Ein Diener also, der seinen Herrn ankleidet; eine Magd, die das Zimmer putzt; eine Hausfrau, die das Geringste ihrer Geschäfte verrichtet; ein Handwerker, der in seiner Werkstätte arbeitet; ein Landmann, der hinter seinem Pflug einhergeht: alle diese können, wenn sie bei ihrem Thun und Lassen vor Allem die Ehre Gottes suchen, verdienstliche Werke für das ewige Leben verrichten.

13) Eine gute Absicht macht zwar ein an sich böses Werk nicht gut; aber eine verkehrte Absicht macht auch ein an sich gutes Werk böse.

Mag die Absicht bei einer Handlung noch so gut sein, so kann sie doch eine an sich unerlaubte Handlung zu nichts Gutem machen. Was an sich Sünde ist, sagt der heilge Augustin, kann durch eine gute Absicht nie zu etwas Erlaubtem werden. So darf man z. B. Niemanden etwas nehmen, in der Absicht, damit die Armen zu unterstützen. Darum verbietet auch der Apostel, Böses zu thun, daß Gutes daraus erfolge. (Röm. 3, 8.) Dagegen kann eine böse Absicht auch ein an sich gutes Werk verkehren und schlimm machen. Almosengeben, Beten u. s. w., sind an sich gute Werke, wer aber sein Almosen nur gibt, wie die Pharisäer, um gelobt zu werden; wer nur betet, wie sie, um den Schein der Frömmigkeit für sich zu haben, der verkehrt sich seine vermeintlichen Tugenden in Sünden; denn er verfällt in das Laster des Stolzes und der Heuchelei. Es gibt Leute, welche die größten Schandthaten vollbringen und den ärgerlichsten Lebenswandel führen. Ihr ereifert euch dagegen, und sprecht öffentlich euren Tadel aus; ihr gehet selbst zur Obrigkeit und dringet auf Abstellung dieser Frevel. Dieß ist Alles an und für sich löblich. Untersucht aber dabei eure Absicht. Wenn es vielleicht aus heimlicher Schadenfreude oder gar aus Haß, Feindschaft und Rachsucht geschieht, so ist euere Handlungsweise, als aus einer trüben Quelle entsprungen, vielmehr sündhaft als gut. In all diesen Fällen verbirgt sich eigentlich das Laster nur unter dem Schein der Tugend; wenn aber der Herr kommen wird, die Anschläge der Herzen an den Tag zu bringen, wird er die Larve hinwegnehmen und die vermeintliche Tugend wird als Laster erscheinen.

14) Die gute Meinung muß man schon am frühen Morgen erwecken, und soll sie öfters den Tag hindurch erneuern.

Gleich Anfangs am Morgen, wenn wir vom Bette aufstehen, sollen wir schon Gott alle Gedanken, Worte und Werke des ganzen Tages aufopfern, und ihn bitten, er möge sich herablassen, sie

sämmtlich zu seiner Ehre anzunehmen. Dieß hat sehr gute Folgen; denn auf solche Weise ist schon im Voraus Alles Gott geweiht und aufgeopfert, was wir den ganzen Tag hindurch thun, reden oder denken. Wenn nun später eine eitle Ehre sich einschleichen will, oder auf sonstige Weise der Versucher kömmt und etwas von unsern Werken haben will, können wir ihn kurz mit den Worten abfertigen: Du kommst zu spät; ich habe über meine Werke schon verfügt, sie bereits einem Andern aufgeopfert, und habe jetzt für dich nichts mehr.

Es soll uns aber noch nicht genügen, beim Aufstehen des Morgens Gott Alles aufzuopfern, und auf ihn zu beziehen, was wir den Tag hindurch thun werden, sondern wir sollen die gute Meinung unter Tags öfters erneuern. Dieses kann durch Wiederholung sogenannter Schußgebetlein oder durch kurze Aufblicke zu Gott geschehen. Ja, es wäre gut, wenn man sich daran gewöhnte, kein Werk zu beginnen, bevor man ihm in Kürze eine Beziehung auf die Ehre Gottes gegeben hat. Wir sollen hierin den Mauerern und Steinmetzen gleichen; denn wie diese fast bei jedem Steine, welchen sie dem Gemäuer hinzufügen, das Richtscheit und Senkblei ergreifen, um sich zu überzeugen, ob sie die gerade Linie getroffen, so sollen auch wir bei Allem, was wir thun, gleichsam das Richtscheit der guten Meinung ansetzen, und somit unserm Werke die rechte Beziehung auf Gott geben. Und wie schnell wäre Solches geschehen; denn die wenigen Worte: „Herr, zu deiner Ehre!" würden genügen.

15) Wie wir unsere Handlungen mit reiner Absicht verrichten können, und welchen Trost jener, der mit reiner Absicht handelt, auch dann hat, wenn ihm etwas mißlingt.

Im Evangelium lesen wir, daß sich der Heiland, ermattet von den Anstrengungen der Reise, mit der Samaritanerin am Jakobsbrunnen unterhalten hat. Inzwischen kamen seine Jünger und brachten Speisen herbei. Dabei sprachen sie: Meister, iß! Jesus aber antwortete ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, von welcher ihr Nichts wißt. Als die Jünger hierauf verwundert einander fragten: „Hat ihm vielleicht Jemand zu essen gebracht?" —

erwiederte Jesus: Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat. (Joh. 4.) Durch die letzteren Worte hat Jesus genau die Form vorgeschrieben, wie wir die Absicht bei einer Handlung richtig stellen sollen. Wir sollen nämlich Alles, was wir thun, nicht deßwegen vollbringen, weil uns etwas angenehm ist, und es uns Freude macht, sondern in der Absicht, daß der Wille Gottes geschehe. Dieses soll gleichsam unsere Speise sein. Daher sollen wir jederzeit zu uns selbst sagen: Herr, deinetwegen, und weil du es verlangst, thue ich es. Wer in dieser Absicht handelt, der macht gleichsam alle seine Handlungen golden, oder der zieht über alle seine Handlungen eine Decke von Gold, wie wir lesen, daß auch im Tempel Salomons Alles golden, oder doch mit Gold überzogen war.

Wer mit reiner Absicht etwas thut, der sieht auch weniger auf den Erfolg seiner Werke, als darauf, daß er dadurch den Willen des Allerhöchsten vollbringe. Als die Jünger einstens freudig zu Jesus zurückgekehrt waren, weil sie Wunder gewirkt und Teufel ausgetrieben hatten, sagte Jesus zu ihnen: Darüber sollt ihr euch nicht freuen, daß euch die Teufel unterthänig sind, sondern freuet euch vielmehr, daß euere Namen im Himmel eingeschrieben stehen. (Luk. 10, 20.) Der Heiland wollte uns zu verstehen geben, daß unsere Freude nicht vom Erfolg der Sache abhängen soll, sondern daß wir stets darauf sehen müssen, ob wir überhaupts in der rechten Beziehung auf Gott gehandelt haben. Daraus erhellet, daß uns der geringe Erfolg einer unserer Handlungen nicht beunruhigen soll; wir dürfen vollkommen zufrieden sein, wenn wir uns das Zeugniß geben können, aus reiner Absicht und in der Meinung, Gottes Ehre zu befördern, gehandelt zu haben. Gott schaut ja weniger auf das Werk, als auf den Willen. Wo dieser gut ist, gefällt ihm auch das unbedeutendste Werk; fehlt es aber am guten Willen, so gilt auch eine Heldenthat Nichts vor ihm.

16) Wie man in der Reinheit der Absicht wachsen und emporsteigen muß.

Es gibt mehrfache Weisen, Gott zu dienen. Wem nun an seiner Vervollkommnung gelegen ist, der sucht in der Reinheit seiner Absicht, warum er nämlich Gott dient, immer zu wachsen, und

sich allmählig auf eine höhere Stufe bezüglich der Reinheit seiner Meinung zu erschwingen.

Gott dienen aus Furcht vor der Strafe ist schon etwas Gutes, weil auch diese Furcht eine Gabe Gottes ist. Darum fleht der Prophet um diese Gabe, indem er sagt: Durchbohre mein Fleisch mit der Furcht vor dir. (Ps. 118, 120.) Jedoch, wenn Jemand dächte: Gäbe es keine Hölle, so würde ich Gott nicht dienen, — so wäre eine solche Furcht als böse zu bezeichnen. Denn wer so beschaffen ist, verräth einen verkehrten Willen. Aber aus Furcht vor der Strafe Gott dienen und des Sündigens sich enthalten, ist bereits löblich und heilsam. Darum stellt uns die heilige Schrift diese Dinge oft vor Augen und droht uns mit denselben.

Reiner ist bereits die Absicht, wenn man Gott dient in der Hoffnung auf Erlangung der ewigen Herrlichkeit. Diese Absicht hatte der Psalmist im Auge, wenn er sagt: Meines Herzens Neigung richtet sich zum Thun deiner Satzungen auf ewig um der Belohnung willen. (Ps. 118, 112.) Hier ist bereits ein Fortschritt geschehen; denn besser ist es, etwas aus Hoffnung auf Erlangung der ewigen Herrlichkeit thun, als bloß aus Furcht vor der Hölle. Allein man muß sein Gemüth noch höher heben, wie der Apostel sagt: Noch einen vollkommneren Weg will ich euch zeigen. (1. Corinther 12, 31.)

Diese noch vollkommnere Absicht aber, Gott zu dienen, besteht darin, daß man ihm um seiner selbst willen dient; und hier hat die Meinung die mögliche Reinheit erreicht.

Die heiligen Väter, wie Basilius, Chrysostomus, Gregorius erklären sich hierüber umständlich. Sie sagen: Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Dienste eines Sklaven und Lohnknechtes und dem Dienste eines Kindes. Der Sklave dient dem Herrn aus Furcht vor der Strafe und vor den Geißelhieben; der Lohnknecht dient wegen des Taglohnes, den er vom miethenden Herrn hofft. Wenn er daher in der Arbeit thätiger ist, als das gewöhnliche Maaß verlangt, so thut er es aus keiner andern Absicht, als weil er einen größeren Lohn erwartet. Aber der Sohn dient dem Vater aus Liebe, und nimmt sich wohl in Acht, den Vater zu beleidigen, nicht aus Furcht vor der Strafe, auch nicht in der Anhoffnung eines Erbtheiles, sondern aus bloßer Liebe. Deßwegen dient

der gute Sohn dem Vater, wenn dieser auch arm ist, und ihm kein Vermögen hinterlassen kann; denn Solches verdient er, weil er Vater ist, und dem Vater Freude zu machen, hält der Sohn für eine hinreichende Belohnung seiner Dienste. Auf gleiche Weise sollen wir auch Gott dienen, nämlich nicht aus Furcht vor der Strafe, wie Sklaven thun, auch nicht einzig und allein in Hinsicht auf den Lohn, wie Miethlinge und Taglöhner, sondern wie wahre Kinder, da sich Gott gewürdiget hat, uns zu seinen Kindern zu machen. Sehet doch, schreibt der heilige Johannes, welch eine Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind. (1. Joh. 3, 1.) Wenn wir also Kinder Gottes sind, so sollen wir Gott auch wie Kinder dienen; wir sollen ihn lieben, weil er es verdient, und unendlich gut ist.

Der heilige Bernard redet noch von einer höheren Stufe von Reinheit der Absicht. Er redet nämlich selbst noch von einer reineren Liebe, als die kindliche ist. Und diese noch höhere Liebe ist die der Braut. Diese Art Liebe ist mit sich selbst vergnügt; ihr Lohn ist der Geliebte. Ferner sucht diese Liebe nichts Anderes und verlangt nichts Anderes, als zu lieben, sowie der Bräutigam nichts Anderes will, als geliebt werden. Auf gleiche Weise sollen auch wir Gott dienen und ihn lieben, da er ja ist der Bräutigam unserer Seele. Und dieß ist die höchste Stufe der Reinheit der Absicht. Man darf nicht glauben, man werde, weil man, wie es hier geschieht, vom Lohne absieht, diesen entbehren; umgekehrt wird die Belohnung um so herrlicher und um so größer sein. Ein um so größerer Lohn, schreibt der heilige Chrysostomus, wird dir werden, je entfernter du von jedem Lohne und von jeder Hoffnung eines Nutzens bist; ja ein um so größerer Lohn wird dir werden, je reiner du Gott zu gefallen verlangst, und je weiter du den Miethlingsgeist hinter dir zurücklassest. Denn Gott wird dir nicht blos wie einem Miethling den Taglohn bezahlen, sondern dich wie ein Kind behandeln, welches alle Schätze seines Vaters ungetheilt erben soll.

17) Der Zweck und die Absicht bei all unsern Werken muß die Beförderung der Ehre Gottes sein.

Die Naturkundigen erzählen, die Probe, welche der Adler mit seinen Jungen macht, um zu erkennen, ob sie ächt oder unterscho-

ben seien, bestehe darin, daß er sie mit den Klauen erfasse, und sie, mitten in der Luft schwebend, den Strahlen der Sonne aussetze. Schauen sie nun diese unverrückten Blickes an, so erkenne er sie für die Seinigen, trage sie in sein Nest zurück und ziehe sie auf. Bemerke er hingegen, daß sie nicht unverrückten Blickes in die Sonne sehen können, so halte er sie seines Geschlechtes nicht würdig, und lasse sie aus den Krallen in den Abgrund fallen. Auf gleiche Weise werden wir darin als würdige Kinder Gottes erkannt, wenn wir die Sonne der Gerechtigkeit, welche Gott ist, steif bei unsern Handlungen anschauen, d. h. mit all unserm Thun und Lassen auf Gott abzielen, und Alles zu seiner Ehre vollbringen.

Es wird von einem Einsiedler erzählt, daß er bei einem jeden Werke, welches er unternommen, zuvor ein wenig stille und in sich gekehrt da gestanden sei, und als man ihn fragte, was er denn thue, habe er geantwortet: Die Werke selbst gelten an und für sich Nichts, wenn sie nicht mit guter Absicht geschehen. Wie nun der Pfeilschütze, um das Ziel zu treffen, vorher ein wenig still hält, die Augen zusammennimmt, und das Ziel fixirt; so ordne auch ich, ehe ich ein gutes Werk thue, dasselbe, und gebe meiner Absicht zu Gott hin die Richtung, der Ziel und Ende aller unserer Werke sein muß; und dieses ist es, was ich zur Zeit thue, wo ihr seht, daß ich mich vor dem Werke ruhig halte. So sollen auch wir handeln. Und wie ein Schütze, um besser und sicherer das Ziel zu treffen, das linke Auge zudrückt, und mit dem rechten allein zielt, damit nämlich das Gesicht gesammelter sei, und er desto weniger fehlschieße; so müssen wir bei unsern Handlungen das linke Auge menschlicher Rücksichten schließen, und nur das rechte, nämlich das Auge einer guten Absicht öffnen. So werden wir unfehlbar das Ziel, ja den Mittelpunkt selbst, nämlich das Herz Gottes treffen. Darauf beziehen sich die Worte der heiligen Schrift: Du hast mein Herz verwundet, meine Schwester, meine Braut; du hast mein Herz verwundet mit einem deiner Augen. (Hohel. 4, 9.)

Artikel CXVI.

Der Mensch (seine Erschaffung und sein ursprünglicher Zustand; seine Verschlimmerung; seine Bestimmung; dann sein Leib und insbesonders seine Seele).

1) Einleitende Worte.

Unter allen Geschöpfen auf Erden ist der Mensch das vorzüglichste. Gott hat ihn zum Herrn und König der ganzen Welt gemacht. Er hat ihn ausgezeichnet vor allen übrigen Geschöpfen. Vor seiner Empörung war er das glücklichste Wesen, ein wahrer Herr und König in der Welt. Die ganze Thierwelt war ihm unterthan und erkannte in ihm ihren Gebieter. Selbst nach seinem Falle stund ihm Gott noch gnädig zur Seite und erleichterte ihm seine Lage. Auch ist er gewissermaßen noch der Herr in der Welt. Gott hat ihm noch die volle Herrschaft über die Hausthiere gelassen, die er beliebig zu seinem Nutzen gebraucht; selbst die wilden Thiere zähmt er, und unterwirft sie seiner Herrschaft. Auch die leblose Natur gebraucht er zu seinem Vortheil und seinem Vergnügen. Er öffnet den Schooß der Erde und fördert Metalle aller Art an das Licht; unter seinen Händen erweichen sich die Steine und nehmen jene Formen an, die er ihnen geben will; er zaubert Landschaften und Gegenden mit seinem Pinsel auf die leere Leinwand; er schafft und wirkt überall Großes und Schönes und Herrliches. Will er über die Meere ziehen, seinen Ueberfluß vermehren oder das ihm Fehlende holen, so leihen ihm Winde und Wasser Flügel und tragen ihn um die ganze Erdkugel herum.

Seine Schiffe bringen ihm die Produkte von allen Welttheilen. Vom Firmament bis zur Erdoberfläche gehört alles Sichtbare in das Gebiet seines Gesichts; alle Töne gehören seinem Ohre; alle Gerüche seinem Geruchsorgan; alles Schmackhafte seinem Geschmacksſinn. Die ganze Welt steht im Dienste des Menschen; Alles gehört ihm und erkennt ihn als seinen Herrn. Wer muß da nicht voll heiliger Danksagung gegen den Schöpfer ausrufen: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? Du hast ihn nur wenig unter die Engel gemindert, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt, und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres. (Ps. 8, 6—10.)

2) Schriftstellen.

Laßt uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde und Gleichnisse. Gen. 1, 26.

Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen, und nach seinem Bilde und Gleichnisse ihn gemacht. Weish. 2, 23.

Gott hat uns gemacht, und nicht wir uns selbst. Ps. 99, 3.

Das habe ich gefunden, daß Gott den Menschen recht gemacht, und daß er sich selbst in unzählige Fragen verwickelt hat. Pred. 7, 30.

Gedenke doch, daß von Thon du mich geformt, und zu Staub mich wieder wandeln wirst. Job 10, 9.

Der Staub wird wieder zu seiner Erde kommen, wovon er war, und der Geist wieder zu Gott zurückkehren, der ihn gegeben hat. Pred. 12, 7.

Wahrlich, ich weiß, also ist es, daß der Mensch nicht gerecht ist, vor Gott gestellt. Job 9, 1.

Der Mensch sieht das, was erscheint, der Herr sieht das Herz. 1. König. 16, 7.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Wer ist so ungelehrt, daß er nicht wissen, wer so unverschämt, daß er nicht fühlen sollte, daß dem Menschen etwas Göttliches inwohne? Zeigt nicht der Wuchs unsers Körpers und die Bildung

unsers Gesichtes, daß wir nicht den vernunftlosen Thieren gleichen? Die Natur der Thiere neigt sich zum Boden und zur Nahrung, und hat mit dem Himmel nichts gemein, zu dem sie auch nicht aufblicken. Der Mensch aber wird durch seine aufrechte Stellung, durch sein in die Höhe gerichtetes Antlitz zur Betrachtung der Welt aufgefordert; er hat von Gott seine Bildung und seine Vernunft, er kennt die Urvernunft. Er allein ist mit Weisheit ausgerüstet, damit er die Religion versteht, und gerade darin besteht sein größter Vorzug. Lactant. lib. de ira Dei c. 7.

Wen Gott mit der Würde seines Ebenbildes geehrt, den hat er durch gleiche Schönheit der Bildung geschmückt. Alle übrigen Wesen liegen entweder mit dem ganzen Körper auf dem Boden, indem sie durch das Gesetz der Natur nicht die Kraft zu gehen, sondern zu kriechen erhalten haben, oder sie sind zur Erde geneigt und zeigen so durch ihre Gestalt, daß sie kein Erbrecht auf den Himmel haben. Der Mensch allein zeigt schon durch die Art seiner Bildung seinen Adel, indem er aufrecht gegen den Himmel schaut. Er berührt zwar mit seinen Füßen die Erde, während er eine kurze Zeit auf derselben verweilt; mit dem Antlitze aber erhebt er sich zu dem Gewölbe des Himmels und zeigt mit ausgebreiteten Händen dem Geiste das himmlische Vaterland und spricht schon vor den Zeiten des Paulus das Wort desselben: Unser Wandel ist im Himmel. Basil. Orat. 1.

Gott hat Alles dem Menschen unterworfen, damit der Mensch sich Gott unterwerfe. Der heilige Augustin.

Wer begreift nicht die Vortrefflichkeit des Menschen, und seinen Schmuck, wodurch er alle übrigen lebenden Wesen übertrifft? Der Mensch schifft über die Meere, durchwandelt im Geiste die Himmel, begreift die Läufe, die Zwischenräume und die Größen der Gestirne, beherrscht Erde und Meer, verachtet wilde Thiere und Wallfische, behandelt mit Umsicht jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Lehre, bespricht sich, ohne von seinem Körper gehindert zu werden, schriftlich mit Abwesenden, sagt das Zukünftige voraus, herrscht über Alles, gebietet Allem, gebraucht Alles, redet mit den Engeln und mit Gott, befiehlt den übrigen Geschöpfen nach Gefallen, gebietet selbst den Dämonen, erforscht die Natur der Dinge, untersucht eifrig das Wesen der Gottheit, wird eine Wohnung und ein Tempel

Gottes. Erinnern wir uns also unserer Vortrefflichkeit, und daß wir Sprossen des Himmels sind, und entehren wir unsere Natur nicht, damit wir nicht so großer Geschenke unwürdig befunden werden. Nemesius lib. de hom. c. 1.

Erkenne, o Seele, wie schön du bist, wie du bist das Ebenbild Gottes, wie du bist die Ehre und Freude Gottes. St. Ambr.

Willst du wissen, wie groß der Werth deiner Seele sei? Bedenke, daß, um deine Seele zu erkaufen, der eingeborne Sohn Gottes sein kostbares Blut als Kaufpreis hingegeben hat. St. Chrys.

Welche Wuth ist es, daß ihr eure Seelen für gering achtet, die selbst nach der Ansicht des Teufels so kostbar sind? Salvian.

Die Seele ist nicht nur das Erste, sondern auch das Einzige. Sie besiege Alles, wie sie auch Allem vorangehet. St. Eucherius.

Wer vermöchte das Lob der Seele würdig zu verkünden. Wenn aber Niemand die Seele genügend loben kann, wie groß ist erst das Lob dessen, der die Seele erschaffen hat? St. Augustin. Enarrat. in ps. 145.

4) Geschichtliches.

Der Arzt Galenus soll einstens zum Gottesleugner Epikur gesagt haben: Betrachte deinen Körper und seinen wunderbaren Bau, und sage mir, ob du noch am Dasein Gottes zweifeln kannst. Ich gebe dir hundert Jahre zum Nachdenken, ob du am menschlichen Körper auch nur den geringsten Fehler dem Meister, der ihn gebaut hat, nachweisen, und ob du die Glieder des Leibes verändern kannst, ohne ihm die Schönheit, Brauchbarkeit, Kraft und Stärke zu rauben.

Von Lucius Mumius, der wohl ein tapferer Feldherr, aber ein schlechter Kunstkenner war, wird erzählt, daß er einstens ein erbeutetes Kunstgemälde an den König Attalus verkaufte, und diesem ganz die Bestimmung des Kaufpreises überließ. Attalus ließ ihm eine ungeheure Summe Geldes dafür ausbezahlen. Dieses machte den Verkäufer stutzen, und er schloß aus der Größe der Geldsumme, daß sein Bild mehr werth sein müsse, als ihm geschienen. Darum wies er das Geld zurück und behielt das Bild. Ebenso können wir aus dem unschätzbaren Kaufpreise, den der Herr in

seinem Sohne für unsere Seele dargegeben, auf den Werth derselben schließen. Cf. Schmids historischer Katechismus.

Es kam einmal ein Offizier zum Kaiser Karl V. und bat um seine Entlassung. Da der Offizier bei seinem Regiment in hoher Achtung und Liebe stund, so wunderte sich der Kaiser nicht wenig über sein Vorhaben, und fragte ihn um die Ursache seines Entschlusses. Da antwortete ihm der brave Offizier: Majestät, ich habe eine unsterbliche Seele, und diese möchte ich retten; darum will ich mich meiner zeitlichen Geschäfte entlediget wissen, um einzig und allein nur dem Seelenheile leben zu können.

Friedrich Christian, Markgraf von Bayreuth, schrieb mit seinem Ringe, um sich beständig an den hohen Werth seiner Seele zu erinnern, folgende Worte in das Fenster seines Kabinets: Eile und rette deine Seele; denn auf dieser Welt ist keine wahre Ruhe zu finden. Cf. Mehler's Beispielsammlung.

5) Die Schöpfung der ersten Menschen, Adam und Eva, und was zunächst daran sich reiht.

Gott hatte bereits die Welt sammt ihrem Schmucke und ihren Geschöpfen ins Dasein gerufen, aber der Mensch fehlte noch. Das große Buch der Welt, sagt ein Schriftsteller, war geschrieben, aber es fehlte noch der Leser desselben; das prächtige Gemälde war da, aber es hatte noch keinen Beschauer und Bewunderer. Die Welt stund da, wie ein kostbarer Palast; er ist mit Allem geziert, was den Aufenthalt in derselben angenehm und bequem machen kann. Gleich eben so vielen Kronleuchtern am Himmelsgewölbe aufgehängt, erleuchten es Millionen von Sternen Tag und Nacht. Die ganze Erde ist mit einem reichen, grünen Teppich belegt, der mit Blumen aller Art geschmückt ist; die Luft ist mit den angenehmsten Wohlgerüchen balsamirt; die Bäume sind mit Früchten belastet; die Bäche murmeln; die Fische spielen im Wasser; die Vögel, gleich eben so vielen Tonkünstlern, lassen die Gefilde von den angenehmsten Concerten ertönen; die Thiere erwarten in ehrfurchtsvoller Stille den Herrn, der ihnen befehlen soll; Alles ist bereit. Wer wird nun der König sein, dem Gott dieses herrliche Reich bestimmt hat? Wer der Besitzer und Bewunderer dieses kostbaren Gemäldes? Der Mensch, den Gott zuletzt von allen Geschöpfen ins Dasein rief.

Die heilige Schrift erzählt uns die Schöpfung des ersten Menschen in folgender Weise. Gott sprach: „Laßt uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse." Hier spricht Gott zu sich selbst; der Vater spricht zum Sohne und heiligen Geiste. Die heilige Dreifaltigkeit geht gleichsam mit sich selbst zu Rathe, wie sie den Menschen schaffen soll. — Und wie schafft Gott den Menschen? Nach seinem Bilde und Gleichnisse. Welch eine Würde, welch ein Vorzug! Der Mensch ist nach der Aehnlichkeit Gottes geschaffen: welch eine Größe! Wir werden in einem eigenen Absatze es weiter ausführen, in wie ferne der Mensch Gottes Ebenbild und Gleichniß ist, und verweisen hier darauf hin.

Gott schuf aber den Menschen also, daß er dessen Leib aus Erdenstaub bildete, und sodann in sein Angesicht den Odem des Lebens hauchte. (Gen. 2, 7.) Mit Rücksicht darauf vergleicht der Prophet Jeremias Gott mit einem Töpfer, den Menschen aber mit Koth. (Jerem. 18, 2.) Des Ursprunges des Menschen ist auch sonst öfters in der heiligen Schrift gedacht. So sagt Job zu Gott: Deine Hände haben mich gemacht, sie haben mich ringsum gebildet. (Job 10, 8. 9.) Und im Prediger heißt es, daß der Staub wieder zu seiner Erde kommt, wovon er ist, und der Geist zurückkehrt, der ihn gegeben hat. (Pred. 12, 7.) Mehrere Schriftausleger und wohl auch heilige Väter sind der Meinung, Gott habe eine Gestalt angenommen, und den Menschen mit eigenen Händen aus Lehm gebildet. Tertullian sagt: Wer ist würdiger, Gottes Werke zu bewohnen, als sein Abbild und sein Gleichniß? Ihn (den Menschen) hat eine vorzüglichere Güte gemacht, nicht mit befehlendem Spruch, sondern mit freundlicher Hand. Contra Marcion cap. 4. — Prosper schreibt: Da Gott Alles durch sein Wort schuf, so würdigte er sich, den Menschen mit seinen Händen zu bilden, damit er ihm mehr Vater wäre. Carmin. de provid. Und Prudentius singt:

Machtwort schuf allseits noch nicht gewesene Formen;
Nur allein des Menschen Gestalt war der bildenden Rechten
Gottes für werth erachtet, und sein Hauch gab ihm das
Dasein.

Hingegen Irenäus schreibt: Der Mensch ist durch die Hand

Gottes gebildet worden, d. h. durch den Sohn und den heiligen Geist, zu welchen er auch sprach: Laßt uns den Menschen machen.

Nachdemder Leib des Menschen fertig war, hauchte ihm Gott einen Lebensgeist ein, d. h. gab ihm die Seele. Die heilige Schrift sagt: „Gott hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens.“ Hier muß das Wort: „Er hauchte“, zunächst in Erwägung gezogen werden. Damit ist angedeutet, daß die Seele nicht aus einer Materie gebildet, sondern daß sie ein Hauch, d. h. ein Geist ist. Eben deßwegen kann sie weder gesehen, noch betastet werden; denn ein Geist läßt sich mit den äußeren Sinnen nicht wahrnehmen. Es ist ferners damit gesagt, daß die Seele etwas ganz Göttliches ist, weil sie von Gott selbst kömmt, und ursprünglich durch einen Hauch von ihm mitgetheilt wurde. Sie ist zwar kein Theil der Gottheit; denn Gott ist nicht theilbar. Auch der Hauch oder das Wort, welches von mir ausgeht, ist kein Theil von mir: aber es geht aus meinem Innersten hervor, und ist viel mehr mein Werk, als jedes andere, das ich äußerlich vollbringe. So verhält es sich mit der Seele: sie ist ein vorzügliches Werk der Gottheit, in ihrer ursprünglichen Reinheit gewissermassen der Spiegel Gottes. Die heiligen Väter können daher die Schönheit einer reinen, und insbesonders einer verklärten Seele nicht genug loben und erheben. — Es heißt auch: „Gott hauchte dem Menschen den Odem des Lebens in das Angesicht.“ Die Seele ist zwar in allen Theilen des Leibes; aber vorzüglich im Antlitze spiegelt sie sich ab. Im Gesichte läßt der Mensch gleichsam seine Seele schauen, wie sie beschaffen ist, und alle Zustände, in welche diese tritt, malen sich in den Zügen desselben. Es gibt wenige Menschen, welche ihr Inneres so geschickt verbergen können, daß man ihnen die Zustände desselben nicht im Gesichte ankennt. Darum heißt es höchst bedeutungsvoll: „Gott hauchte dem Menschen die Seele in das Gesicht.“

Gott nahm den ersten Menschen, welcher den Namen Adam, d. h. Erdgeborner erhielt und setzte ihn in das Paradies. Adam war also nicht im Paradiese, sondern außerhalb desselben erschaffen. Dadurch sollte er fortwährend daran erinnert werden, daß das Paradies ihm nicht in Folge eines Rechtes gebühre, sondern daß es ihm nur aus Gnaden geschenkt worden sei, und daß er es auch

wieder verlieren könne, wie er es durch die Sünde wirklich verloren hat.

Gott setzte aber den Adam in das Paradies, auf daß er es bebaute und bewachte. Auch im Paradiese sollte der Mensch nicht müßig sein; denn Nichts ist gefährlicher als Müssiggang. Allein die Arbeit war damals noch nicht lästig, sondern vielmehr angenehm; erst durch die Sünde wurde sie beschwerlich; im unschuldigen Zustande war vielmehr ein Vergnügen damit verbunden.

Gott gab aber dem Adam auch ein besonderes Gebot, nämlich von dem Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen nicht zu essen, wie wir unten ausführlicher zeigen werden, um seinen Gehorsam zu prüfen.

Gott führte sofort dem Adam die Thiere vor, auf daß er ihnen ihren Namen gebe. Dieser Umstand beweist die große Wissenschaft, deren sich Adam im Zustande der Unschuld erfreute, und andern Theils die vollkommene Herrschaft, die er über die ganze Thierwelt ausübte. Denn einem Dinge den Namen geben, heißt auch dasselbe kennen. Indem also Adam allen Thieren den ihnen gebührenden Namen gab, zeigte er dadurch, daß er sie alle genau kannte. Darum schreibt der heilige Chrysostomus: Wie sollte der, welcher einer jeden Thiergattung den angemessenen Namen zu geben verstand, nicht hohe Weisheit besitzen? Ferners bezeugt dieser Vorfall die Oberherrschaft, welche damals der Mensch über die Thierwelt hatte. Dadurch, daß der Mensch den Thieren den ihnen entsprechenden Namen gab, erklärte er sie gleichsam als sein Eigenthum, und bewies sich als ihren Herrn. Das Namenbeilegen nennt der heilige Chrysostomus ein Symbol der Herrschaft. Noch ist dieses, fährt er fort, unter den Menschen gewöhnlich. Daher pflegt derjenige, welcher einen Sklaven gekauft hat, demselben einen neuen Namen zu geben, um ihn als sein Eigenthum zu erklären.

In diesem glücklichen Zustande, in welchem sich Adam damals befand, fehlte ihm noch Eines, er hatte Niemanden, der seines Gleichens war, mit dem er seine Freude hätte theilen können. Da sprach Gott: „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei. Lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm gleich sei.“ Aus dieser Stelle erhellet deutlich der Irrthum derjenigen, welche behaup-

ten, der erste Mensch sei Mann und Weib zugleich gewesen, und die Schöpfung der Eva habe nur darin bestanden, daß Gott die Eva von Adam trennte, und zwar das Wörtchen „allein“ ist hier entscheidend; denn wenn Adam allein war, so hat ja die Eva noch gar nicht existirt.

Die Eva sollte für Adam eine Gehilfin sein, die ihm ähnlich ist. Auch die Thiere sind gewissermaßen dem Menschen zu Gehilfen gegeben; denn er bedient sich vielfältig ihrer Dienste. Aber sie sind ihm nicht ähnlich; sie haben mit ihm nicht gleiche Wesenheit, sie stehen tief unter ihm. Gott wollte dem Menschen aber eine Gehilfin von gleicher Wesenheit geben, mit der er freundlich verkehren und in innigen Verhältnissen leben könnte. Das Weib ist also dem Manne zur Gehilfin und nicht zur Herrin gegeben. Schon in dem Worte, daß sie die Gehilfin sein soll, ist ihre Unterordnung ausgedrückt. —

Wie schuf nun Gott die Eva? Er ließ über Adam einen Schlaf kommen. Dieß war kein gewöhnlicher Schlaf, sondern eine *geheimnißvolle Verzuckung*, in welcher Adam Alles sah, was Gott vornahm. Daher wußte er nach der Hand auch sogleich, daß die Eva von seinem Fleische genommen sei. Im höheren Sinne ist der Schlaf Adams ein Vorbild von dem Tode Christi; denn während Adam schlief, nahm Gott von ihm eine Rippe, um daraus die Eva zu bilden; und nachdem Jesus Christus entschlafen, d. h. gestorben war, öffnete man seine Seite, um daraus gleichsam die zweite Eva, die Kirche, mit welcher Jesus Christus in ein bräutliches Verhältniß trat, zu bilden. Gott nahm von Adam eine Rippe, und machte daraus die Eva. Diese zwei Worte sind nicht gleichnißweise zu verstehen, sondern, wie es die meisten Schriftausleger thun, buchstäblich zu nehmen. Der Einwendung, daß sonach Adam vor der Abnahme dieser Rippe entweder ungestaltet gewesen wäre, oder daß ihm nach der Hinwegnahme der Rippe etwas gefehlt hätte, begegnet der heilige Thomas, indem er sagt: Diese Rippe war ein Bild des Saamens, den das Individuum als solches allerdings entbehren kann, welchen es eben zur Zeugung nothwendig hat. Wie nun der Abgang des Saamens eben so wenig eine Unförmlichkeit am Leibe erzeugt, als das Vorhandensein desselben, so habe es sich auch mit jener Rippe verhalten. Aber konnte

eine Rippe zum Weibe werden? Dieß ist allerdings wunderbar. Allein sind nicht alle Werke des Herrn, bemerkt mit Recht der heilige Chrysostomus, wunderbar? Was ist leichter, den Leib des Adam aus Erde zu bilden, oder aus der Rippe des Adam die Eva zu schaffen? Gewiß ist beides gleich schwer! Ein jedes Werk ist ein Wunder, und als solches nur dem allmächtigen Gott möglich. Wenn wir nun glauben, daß Gott das Erste möglich gewesen ist, verräth es nicht Unverstand, es zu bezweifeln, daß er jenes Andere vermocht habe? Uebrigens hat Gott von Adam nicht blos eine Rippe, sondern mit derselben von ihm auch einiges Fleisch genommen. Daher sagt auch Adam von der Eva, als sie ihm Gott vorführte: „Dieß ist Bein von meinem Beine, und Fleisch von meinem Fleische." Dieser mit Fleisch umgebenen Rippe des Adam fügte Gott in seiner Allmacht noch andere Theile bei, gewonnen aus der Erde und der Luft, und schuf so die Eva.

Gott hatte weise Absichten, warum er die Eva aus einer Rippe des Adam schuf, und nicht aus andern Dingen. Dieß geschah zunächst zur Ehre des Adam; denn dieser sollte der Ursprung seiner ganzen Gattung sein, sowie Gott selbst der Ursprung für die ganze Schöpfung ist. Adam sollte so recht wieder das Bild Gottes in seiner Art auf Erden darstellen. Dieses wäre weniger in die Augen gesprungen, wenn Gott die Eva aus einer andern Materie gebildet hätte; jetzt aber, nachdem auch die Eva, unsere Stamm-Mutter, von Adam genommen ist, erscheint dieser so recht als der Ursprung des ganzen Menschengeschlechtes. Daher konnte auch Paulus sagen, daß Gott aus Einem Menschen das ganze Menschengeschlecht machte. Gott bildete ferner die Eva aus einer Rippe des Adam, um beide in desto innigerer Liebe zu vereinen, und sie unauflöslich aneinander zu binden. Es ist also hier schon die Unauflöslichkeit der Ehe angeordnet; denn was so innig mir angehört, wie mein eigenes Fleisch, das kann nur durch den Tod von mir getrennt werden. Ferner sagte ich, das Andenken an den Ursprung sollte die gegenseitige Liebe zu einander vergrößern und die Eintracht vermehren; denn wie Mann und Weib eigentlich nur Ein Fleisch sind und Einen Leib ausmachen, so sollen sie auch nur Eine Seele, d. h. nur Eine Gesinnung und Einen Willen haben. Ueberdieß haßt Niemand sein eigen Fleisch, sondern ein Jeder pflegt

und liebt es. So soll es auch unmöglich sein, daß Mann und Weib sich einander hassen, da ja dadurch ein Jedes gegen sein eigenes Fleisch grausam würde.

Auch der Umstand ist nicht zu übersehen, daß Gott die Eva gerade aus einer Rippe des Adam bildete. Gott nahm das Weib, sagt der heilige Thomas, nicht aus dem Haupte des Menschen, auf daß es sich keine Herrschaft über denselben anmasse; er nahm es aber auch nicht aus den Füssen, auf daß der Mann es nicht verachte und als Sklavin behandle; sondern aus der Seite, aus der Nähe des Herzens, nahm er sie, auf daß beide einander mit Liebe zugethan sind. Dieser Ursprung wird oft von beiden Theilen vergessen. Denn manche Frauen wollen Alles unter ihre Befehle bringen, auch ihre Männer. Diesen muß man zurufen: Gedenket eures Ursprunges! Ihr seid nicht aus dem Haupte hervorgegangen, sondern aus der Seite, nicht zum Herrschen hat euch Gott geschaffen, sondern zum Gehorsam. Es fehlen aber auch oft die Männer, indem sie ihre Frauen mit sklavischer Geringschätzung behandeln. Auch Solchen muß man zurufen: Gedenket des Ursprunges des Weibes; nicht aus den Füßen hat sie Gott genommen, daß ihr sie verachten dürftet, sondern aus der Seite, daß ihr sie liebet; nicht eine Sklavin hat er euch in dem Weibe gegeben, sondern eine Gefährtin.

Uebrigens hat Gott in der Erschaffung des Adam und der Eva einigermassen jene Art nachgeahmt, nach welcher er von Ewigkeit her sich selbst setzte. Denn wie er von Ewigkeit her den Sohn zeugte, als das Ebenbild seiner Gottheit, und der heilige Geist aus beiden, dem Vater und dem Sohne, hervorgehet, und daher gleiche Natur mit dem Vater und dem Sohne hat, so schuf er in der Zeit den Adam nach seinem Bilde und Gleichnisse, so daß Adam gleichsam der zeitliche Sohn Gottes ist; aus dem Adam aber schuf er die Eva, auf daß sie die Liebe des Adam wäre, und dieser mit ihr sich unzertrennlich vereinigte, gleichwie der heilige Geist die Liebe Gottes ist, und Vater und Sohn mit ihm unzertrennlich in einer Natur geeinigt sind.

Auch noch ein anderer geistiger Sinn liegt in der Stelle. Der erste Adam ist ein Bild des zweiten Adam. Die von Adam genommene Rippe, das Weib zu bilden, bezeichnet durch ihre Festig-

keit die Kraft und Stärke der mit der geheiligten Menschheit Jesu Christi vereinigten Gottheit. Das Fleisch aber, wodurch die von der Seite genommene Rippe an dem Leibe des ersten Menschen ersetzt ward, stellt uns vor, daß Jesus Christus, um uns mit seiner Stärke zu erfüllen, sich mit unserer Schwachheit bedeckt hat; damals nämlich, als das Wort ist Fleisch geworden, d. h. als es, um die Menschheit zu erlösen, ein schwacher, sterblicher Mensch ist geworden. Jesus ist also schwach geworden, um uns stark zu machen. Dieß Alles aber that er nicht gezwungen, sondern freiwillig. Daher beziehen sich die Worte des Psalmisten auf ihn: Ich habe mich niedergelegt, ich bin eingeschlafen, ich bin wieder aufgestanden. (Ps. 3, 8.) Er hat sich nämlich niedergelegt, als er sich kreuzigen ließ; er ist eingeschlafen, als er am Kreuze starb, und wieder auferstanden, als er aus eigener Macht siegreich aus dem Grabe hervorgegangen.

Noch wirft man die Frage auf, wo ist Eva geschaffen worden? Die Antwort ist von sich klar, nämlich im Paradiese selbst, und nicht wie Adam außer demselben; denn das Ereigniß fiel vor, nachdem Adam bereits ins Paradies versetzt worden war.

Als Gott die Eva dem Adam zuführte, sprach dieser: „Das ist nun Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleische." Diese da, wollte Adam sagen, ist nicht wie die Thiere, die eine von mir verschiedene Natur haben, sondern ist von meinem Fleisch und meinen Beinen, sie ist von meiner Natur und Wesenheit, und daher meines Gleichens. Man soll sie Männin heißen, sprach er, weil sie vom Manne genommen ist. O wie wird Adam entzückt gewesen sein, als er das erste Mal der Eva ansichtig wurde, und in ihr ein Wesen seines Gleichens schaute! Wie wird er Gott für diese neue Gnade gedankt haben! In der That war es ein grosser Beweis von Liebe, daß Gott dem Adam eine Gehilfin erschuf; denn wie traurig wäre es für den Menschen, wenn er allein in der Welt sein müßte? Wie wenig wissen wir aber das Glück zu schätzen, daß wir unsers Gleichens um uns haben! Wer läßt es sich einfallen, dafür Gott zu danken, daß er ihn in die Gesellschaft von andern Menschen gesetzt hat? Wir halten es in unserer Kurzsichtigkeit sogar oft für eine Plage, mit Anderen zusammenleben zu müssen. Und doch ist dieß der größte Beweis der Liebe Got-

tes. Wenn Einer aus uns auf eine menschenleere Insel gebracht würde, wo er nirgends seines Gleichens fände, dann würde er einsehen, welch ein Glück es ist, mit Andern zusammen leben zu können; wenn ein Solcher wieder ein Mal ein menschliches Wesen sähe, so würde er vor Freude außer sich werden, und meinen, einen Engel gefunden zu haben. O, wenn wir dieses bedächten, so gäbe es gewiß weniger Zank und Streit unter den Menschen. Schon der Gedanke an unsern gemeinschaftlichen Ursprung müßte allen Streit aus unserer Mitte entfernen. Wir haben ja Alle nur Einen Stammvater. Wer also seinen Bruder haßt, der haßt sein eigenes Fleisch. Kann es etwas Unsinnigeres geben? Laßt uns daher Alle Feindschaft ablegen, und brüderlich zusammenleben, die wir alle nur Einem Mutterschooße entsprossen sind.

Adam sprach weiter: „Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhängen, und es werden zwei in Einem Fleische sein.“ Ein großes Geheimniß spricht hier Adam durch Erleuchtung des heiligen Geistes aus. Gott erklärt durch Adam die Ehe als ein von ihm eingesetztes, unauflösliches Verhältniß. Das eheliche Band ist so innig, daß ihm ein jedes andere gewissermaßen nachsteht. Daher heißt es: Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhängen; dieses gilt aber nicht bloß von dem Manne, sondern auch von dem Weibe; auch sie wird Vater und Mutter verlassen, und dem Manne anhängen. So geschah es auch immer. Gewissenhafte Eheleute hängen sich mit unverbrüchlicher Treue an. Selbst unter den Heiden finden sich solche Beispiele. Hypsikratäa, die Gemahlin des Mithridates, des Königs von Pontus, hing mit solcher Liebe an ihrem Gemahl, daß sie, als dieser in einem unglücklichen Kriege Reich und Freiheit verlor, ihn überall in seiner Gefangenschaft begleitete und durch keine Gewalt von ihm losgerissen werden konnte. Auch solche Frauen hat es unter den Heiden gegeben, die nach dem Ableben ihres Gatten lieber den Tod wählten, als daß sie einem Andern, und wäre es auch die glänzendste Verbindung, die Hand gereicht hätten. Mehrere aus euch werden auch schon gehört haben, daß in Indien die Frauen vornehmer Häuptlinge nach dem Tode ihrer Gatten sich lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen. Es ist dieß allerdings große Grausamkeit; aber

wie häufig, so liegt dem heidnischen Aberglauben auch hier eine tiefe Wahrheit zu Grunde. Es ist dieses Verfahren ein Beweis, für welch ein inniges Verhältniß jene unglücklichen Schlachtopfer die Ehe halten, da sie meinen, sie müßten ihren abgeleibten Ehemännern durch einen freiwilligen Tod in die Ewigkeit nachfolgen. Wie selten ist unter christlichen Eheleuten eine solche Treue zu finden! Welche Schande ist es aber nicht, wenn Christen von Heiden übertroffen werden!

In den Worten: „Es werden zwei in Einem Fleische sein,“ ist deutlich, sowohl die Einheit der Ehe, als die Unauflöslichkeit derselben ausgesprochen; ich sage, die Einheit, weil, wenn z. B. der Gatte mehrere Frauen hat, eine solche Vereinigung, daß sie nur Ein Fleisch ausmachen, nicht möglich ist. Der Mann kann mit mehreren Frauen zugleich nicht Ein Fleisch werden. Daher ist die Vielweiberei eigentlich keine Ehe, weil sie nicht so fast eine Einigung, als vielmehr eine Trennung ist: der Mann trennt sich, indem er sich mehreren Frauen hingibt. In einem solchen Verhältnisse ist der Begriff der wahren Ehe verloren gegangen, und es findet nur ein geschlechtliches Zusammenleben statt. Aber auch die Unauflösbarkeit der Ehe ist klar ausgesprochen; denn was Ein Fleisch geworden ist, gehört sich unzertrennlich an. Die Ablösung irgend eines Gliedes vom Leibe ist immer ein Uebelstand, und kann nach Verhältniß selbst lebensgefährlich werden. Die Ehe ist also schon vom Anfange an unauflöslich, und ist dieses um so mehr in der katholischen Kirche der Fall, wo sie zur Würde eines Sakramentes erhoben ist, und in ihr das Verhältniß versinnbildet wird, in welchem Christus zur Kirche steht.

Gott segnete die ersten Menschen und sprach: „Wachset und mehret euch, und erfüllet die Erde und macht sie euch unterthan, und herrschet über die Fische des Meeres, über das Geflügel des Himmels, und über alle Thiere, die sich regen auf Erden.“ — Auch im Stande der Unschuld hätten die ersten Menschen ihre Nachkommenschaft gehabt. Denn es lag in der Absicht Gottes, daß die Menschen sich vermehren und die Erde bevölkern sollen. Aber sie würden dadurch nicht geschwächt worden sein, und Eva hätte nicht mit Schmerzen ihre Kinder geboren. Aus dem Umstande, daß Gott zu den ersten Menschen sprach: Wachset und ver-

mehret euch, — geht zugleich hervor, daß Gott die Menschen im jugendlichen Mannesalter und zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes bereits fähig erschaffen hat. So ist es auch Gott angemessen; denn die Werke des Herrn sind vollkommen. Seine Vollkommenheit aber hat der Mensch als solcher im jugendlichen Mannesalter erreichte.

Gott machte den Menschen zum Herrn und König der ganzen Schöpfung. Deßwegen sprach er: „Herrschet über alle Thiere, die sich regen auf Erden.“ Wie nämlich der Mensch Gott unterthänig sein sollte, so sollte die ganze Schöpfung dem Menschen gehorchen. So lange der Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott verharrte, blieb er auch Herr der Schöpfung; den Gehorsam, welchen er Gott erwies, fand er auch bei der ihm unterworfenen Thierwelt wieder. Dieses Verhältniß wurde erst durch die Sünde gestört. Dadurch empörte sich der Mensch gegen Gott, und wie er that, so geschah ihm wieder: auch die ihm unterworfenen Geschöpfe empörten sich wider ihn, und traten ihm theilweise feindlich gegenüber. Ich sage theilweise; denn ganz verlor er die Herrschaft über die Thierwelt nicht, sondern nur sehr geschwächt wurde sie, und zwar bei einer Thiergattung mehr, bei einer anderen weniger; daher leisten dem Menschen noch heutigen Tages einige Thiere leichter, und andere schwerer Gehorsam, und manche bringt er fast nicht zum Gehorchen.

Indem Gott sprach: „Sieh, ich habe euch gegeben alles Kraut, das sich besaamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Saamen haben nach ihrer Art, daß sie euch zur Speise seien“ — weist er den Menschen ihre Nahrung an, und offenbar nur aus dem Pflanzenreiche. Erst nach der Sündfluth gab ihnen Gott auch die Thiere zur Speise. (Gen. 9, 4.) Es ist also wahrscheinlich, daß die ersten Menschen sowohl, als ihre Nachkommenschaft in der vorsündfluthlichen Zeit kein Fleisch gegessen haben. Davon finden sich auch bei den Heiden Spuren, und namentlich Ovidius besingt in seinen Metamorphosen die einfache Lebensweise der Menschen im goldenen Zeitalter.

Noch sagt die heilige Schrift von den ersten Menschen: „Es waren beide nackt, Adam und sein Weib, und schämten sich nicht.“ Im höheren Sinne ist damit angedeutet, daß ihr Herz an Nichts

mit unordentlicher Liebe hing, sondern noch ganz und gar Gott hingegeben war. Daß sie sich ihrer Nacktheit nicht schämten, ist natürlich; denn die Scham ist eine Folge der Sünde, eigentlich der bösen Begierlichkeit. Daher schämt sich noch heutigen Tages der Mensch nicht eher, als bis die Begierlichkeit in ihm erwacht. Weil also im Paradies noch keine Begierlichkeit war, so gab es dort auch keine Scham. Daraus läßt sich abnehmen, wie verkehrt es ist, wenn heut zu Tage die sogenannten Naturmenschen die Scham als eine bloße Einbildung erklären, und meinen, man müsse, um diesen Wahn aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, solchen Gefühlen gleichsam trotzen. Dadurch würde man zum ursprünglichen Zustande zurückkehren. Nichts ist lächerlicher, als diese Träumerei. Gerade das Schamgefühl, das unverwüstlich dem Menschen innewohnt, ist ein Beweis, daß wir uns nicht mehr im ursprünglichen Zustande befinden, sondern daß wir gesündiget haben; denn des Bösen schämt man sich. Soll aber der Wächter abgestellt werden, so muß man zuvor den Dieb hinwegnehmen, d. h. soll das Schamgefühl ausgerottet werden, so muß man zuvor die Sünde hinwegnehmen. Im gegenwärtigen Zustande ist die Scham eine mächtige Schutzwehr gegen die Sünde. Die Schamhaftigkeit ist gleichsam ein Höhenmesser der Sittlichkeit. Sich seines Unrechtes nicht schämen, heißt daher dasselbe gar nicht kennen.

6. Von dem Gebote, welches Gott den ersten Menschen gab.

Der Herr gebot dem Adam und sprach zu ihm: „Von einem jeden Baum des Gartens magst du essen; aber von dem Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen sollst du nicht essen; denn an welchem Tage du davon ißest, wirst du des Todes sterben.“ (Gen. 2, 16. 17.) Gott gab diesen Befehl dem Adam allein; denn die Eva war noch nicht erschaffen. Nichts desto weniger war er auch für sie verbindlich; denn sie machte mit Adam nur Einen Leib aus. Die Eva erkannte auch für sie die verbindende Kraft dieses Befehles. Daher sprach sie zur Schlange: Gott hat uns verboten, von der Frucht des Baumes in Mitte des Gartens zu essen. (Gen. 3, 3.) Der heilige Chrysostomus bemerkt hiezu: Gott sprach zu Adam: „Iß nicht davon“, — um schon im ersten An-

fange anzudeuten, daß Mann und Weib Eines seien, und wollte dem Manne Gelegenheit geben, daß er, als das Haupt, alsogleich nach der Erschaffung der Frau dieselbe unterrichten sollte. Erkennet hier, wie innig Mann und Weib verbunden sind, und wie sie alle Pflichten miteinander gemeinschaftlich haben; wie sie sich gegenseitig belehren und unterrichten, und insbesondere der Mann, als das Haupt und als der Stärkere, seine Gattin, als den schwächeren Theil durch Unterricht und Lehre gleichsam stützen soll. In unseren Tagen ist aber das Verhältniß fast umgekehrt worden; bei uns müssen die Frauen die Lehrer machen, und immer ihre pflichtvergessenen Männer ermahnen und unterweisen. Ist das nicht schmählich? Ja wahrlich, es gibt keine größere Schande, als wenn der Mann erst vom Weibe lernen muß, was seine Pflicht ist. Was soll ich aber noch von Männern sagen, die, ungeachtet sie von ihren Frauen täglich in Unterricht genommen werden, und fast stündlich hören, was ihnen zu thun obliegt, doch nicht zur Einsicht kommen? Solche gleichen jenen verächtlichen Buben, die immer in die Schule gehen, aber doch nichts lernen, weil es ihnen entweder an Fähigkeit hiezu fehlt, oder an gutem Willen.

Man könnte hier fragen: Warum gab Gott dem Menschen ein solches Gebot? Die Antwort ist einfach: Um seinen Gehorsam zu erproben. Der Mensch hatte vom Anfange an die Bestimmung, Gott zu lieben und ihm zu dienen. Er wurde aber mit Freiheit des Willens geschaffen, und vermöge dieses Gutes konnte er in der Anhänglichkeit an Gott verharren, sich aber auch von ihm abwenden. Es sollte sich nun zeigen, ob er mit freier Selbstbestimmung in der Treue und Liebe zu Gott verharre oder nicht. Dazu bedurfte es eines Gebotes, und dieses gab ihm Gott, indem er sprach: „Iß nicht von dem Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen.“ Darum sagt der heilige Chrysostomus: Gott gab ein Gebot, um den Gehorsam auf die Probe zu stellen; er erließ ein Gesetz, um den Willen des Menschen zu erforschen. Allerdings brauchte dieses Gott nicht erst zu erfahren; denn er wußte von Ewigkeit dieses schon voraus, daß der Mensch im Gehorsam nicht verharren werde; aber es sollte Himmel und Erde durch einen thatsächlichen Beweis das fast unglaubliche Ereigniß erfahren. Denn allerdings scheint für den ersten Augenblick unglaublich zu sein, daß ein Geschöpf,

welches in der nächsten Verbindung mit Gott stund und zahllose Beweise seiner Liebe hatte, einen so leichten Auftrag, von der Frucht eines Baumes sich zu enthalten, ungeachtet ihm die wohlschmeckendsten Früchte anderer Bäume zum Genusse dargeboten waren, nicht sollte erfüllt haben. Dazu ist auch dieses zu bemerken: Alles, was der Mensch bisher von Gott erhalten, besaß er nur aus Gnaden; es konnte ihm daher auch wieder genommen werden, weil er keine rechtlichen Ansprüche darauf hatte. Gott wollte nun dem Menschen Gelegenheit geben, daß er sich das, was er aus Gnaden empfangen hatte, einigermaßen verdiene, sich dasselbe als unverlierbaren Besitz aneigne. Dieß wäre geschehen, wenn er das ihm gegebene Gebot beobachtet hätte und in der Liebe zu Gott verharrt wäre. Er hätte sich dadurch das ihm aus Gnaden Gegebene einigermassen verdient. Dadurch würde auch seine Seligkeit um Vieles erhöhet worden sein; denn das Bewußtsein, sich etwas verdient zu haben, ist weit süßer, als der Gedanke, es einzig und allein als Geschenk zu besitzen. Endlich sollte durch dieses Gebot es dem Menschen immer in Erinnerung bleiben, daß Gott, der Herr, von Allem der Obereigenthümer, der Mensch aber nur der Nutznießer sei. Gott machte es, sagt der heilige Chrysostomus, wie ein weiser Fürst, der seinen Unterthanen große Landgüter verleiht, sich aber eine kleine, jährlich zu reichende Abgabe vorbehält, damit es immer im Bewußtsein bleibt, daß er der Obereigenthümer ist, und die Beschenkten zu ihm sich im Unterthanenverhältnisse befinden. Durch das gegebene Gebot sollte also die Oberherrlichkeit Gottes über alle Dinge dem Menschen im lebendigen Andenken erhalten, und er zu fortwährender Danksagung gegen ihn angespornt werden. Es war dieses Gebot nicht minder auch ein Denkmal der unendlichen Liebe Gottes zu den Menschen und seiner Freigebigkeit zu ihm, da er ihm von allen Bäumen des Gartens zu essen erlaubte, und nur die Frucht eines einzigen ihm zu genießen verbot. Man könnte noch sagen: Da aber Gott den Fall des Menschen und in Folge dessen sein grenzenloses Unglück voraussah, so wäre es immerhin weiser und besser gewesen, dieses Gebot nicht zu geben. Keineswegs; das Gebot zu geben, war Gott sich selbst schuldig: seine Ehre verlangte es; seine Oberherrlichkeit über alle Dinge mußte dem Menschen gegenüber scharf ausgeprägt und dargestellt werden; der Mensch

mußte lebendig in seinem Bewußtsein die Ueberzeugung bewahren, daß Gott sein höchster Herr sei, und er zu ihm im Verhältnisse der Unterthänigkeit stehe. Dazu bedurfte es eines Gebotes; denn es gibt kein Unterthanenverhältniß, wenn keine Gesetze bestehen. Was sich aber Gott selbst schuldig ist, das muß auch geschehen. Gott sah wohl den Ungehorsam und als Folge dessen das Unglück der Menschen voraus; allein er wußte auch, welche Werke seiner Verherrlichung dieses Ereigniß nach sich ziehe. Die Sünde der ersten Menschen veranlaßte die Erlösung; durch die Erlösung ist aber Gott eine viel größere Ehre zugegangen, als er durch die Sünde der Menschen Schmach erlitten hat. In diesem Verhältnisse verschwindet gleichsam das, was die Sünde Beleidigendes für Gott enthält, und man kann sagen, sie habe nur zur Erhöhung und Verherrlichung Gottes beigetragen. Durch die Erlösung ist auch der Mensch aus dem Abgrunde seines Verderbens emporgehoben und in sein ursprünglich kindliches Verhältniß zu Gott wieder eingesetzt worden. Die Wunde, welche durch die Sünde dem Menschen geschlagen worden, ist vollkommen wieder geheilt, und ich getraue mir zu behaupten, es sei die Möglichkeit gegeben, daß der in Jesus wieder zu Gnaden angenommene Mensch selbst einer höheren Seligkeit fähig sei, als wenn er nie gefallen wäre. Endlich erscheint jetzt auch die Ohnmacht des Satans in einem um so helleren Lichte, und um so klarer tritt seine Schmach hervor, weil, ungeachtet er die Menschheit bereits als seine Beute in den Händen hatte, dennoch dieselbe ihm wieder abgenommen worden ist, und er von all seinen Anstrengungen, das ganze Menschengeschlecht in sein Garn zu bringen, nichts als Schande und Strafe hat. Darum nennt auch die Kirche in ihren Gebeten die Sünde Adams im Hinblick auf die künftige Erlösung eine glückliche Schuld. Was nun so große Güter in sich schloß, das durfte Gott allerdings geschehen lassen, ja seine Weisheit, welche dieses Alles voraussah, konnte gar nicht hindernd eingreifen, weil er sich dadurch selbst die herrlichsten Pläne zur Offenbarung seiner Allmacht und Liebe zerstört hätte.

Gott fügte seinem Gebote die ernste Drohung hinzu: „An welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ Durch diese Drohung umgab Gott sein Gesetz gleichsam mit einem Wall, um den Menschen desto leichter in Beobachtung desselben zu er-

halten. Nichts vermag ja leichter den Gehorsam zu bewahren, als die Androhung einer Strafe. Wäre dem Menschen immer die Strafe vor Augen gestanden, die auf eine Uebertretung des göttlichen Gebotes gesetzt war, so würde er in Ewigkeit nicht gesündiget haben. Aber er vergaß die Strafe, ja er zweifelte sogar daran, und dieses brachte ihn zum Falle. Dasselbe gilt noch heutigen Tages: Würden wir immer die Strafen vor Augen haben, die wir uns durch unsere Sünden zuziehen, so würden wir nie in eine solche fallen. Das Andenken an die Hölle und das Gericht würde uns mächtig zurückhalten vor jeder Uebertretung eines göttlichen Gebotes. Aber wir denken nicht an die Folgen der Sünden; ja wir zweifeln sogar daran. Es wird so arg nicht sein, heißt es oft; und der Ungläubige geht noch weiter. Es gibt keine Hölle, sagt er. Dieß öffnet der Sinnlichkeit alle Thore; jetzt werden wir unaufhaltsam in die gräulichsten Verirrungen fortgerissen und stürzen von Abgrund zu Abgrund.

Es war ein besonderer Beweis der Liebe Gottes, daß er die Menschen sogleich auf die Folgen ihres Ungehorsams aufmerksam machte. Der Mensch wußte jetzt, wohin ihn die Sünde führe, und konnte daher auch später Keinem die Schuld geben; er konnte nicht sagen: O hätte ich dieses gewußt, ich würde es nicht gethan haben. Er wußte es ja; denn Gott hat es ihm gesagt. Dasselbe ist heutigen Tages der Fall. Wenn wir Priester euch aufmerksam machen, wohin die Sünde führt, und die traurigen Folgen derselben euch vor Augen stellen, so thun wir Solches nicht, um euch, wie es oft heißt, das Leben zu verbittern; nein, die Liebe zwingt uns dazu. Wir reden zu euch von der Hölle und ihren Qualen, und von dem Gerichte und seinem Schrecken, um euch davor zu bewahren. Wir betrüben euch zeitlich, um euch vor der ewigen Trauer zu bewahren. Wir rütteln euch auf von euerem Schlafe, damit das über eurem Haupte brennende Haus nicht über euch einstürze, sondern ihr euch noch zeitlich retten könnet. Für solche Liebesdienste sollt ihr uns nicht tadeln, sondern ihr sollt uns dafür danken.

Indem Gott sprach: „Du wirst des Todes sterben" — deutete er sowohl den Tod der Seele als den des Leibes an. Durch die Sünde wurde der Mensch dem Leibe nach sterblich, und zu-

gleich auch der Seele nach, indem diese nach ihrem Abscheiden von der Zeitlichkeit der Hölle verfallen wäre; die Verdammniß aber wird in der heiligen Schrift ein Zustand des ewigen Todes genannt. Der Tod ist also eine Folge der Sünde, und wäre diese nicht geschehen, so würde auch der Tod nie in die Welt gekommen sein. Denn obschon der Mensch von Gott so geschaffen wurde, daß er gemäß der Theile, aus welchen er besteht, hat sterben können, so wäre er doch nicht gestorben, hätte er nicht gesündiget. Daher sagen die Gottesgelehrten: Im Paradies war der Mensch fähig, nicht zu sterben, weil er die Sünde hätte vermeiden und dadurch auch dem Tode entgehen können; in der Ewigkeit ist er unfähig zu sterben, weil es dort keinen Tod gibt; in diesem zeitlichen Leben aber ist er unfähig, nicht zu sterben, weil er durch die Sünde dem Tode verfallen ist. Dieses zeitliche Leben ist eigentlich nichts Anderes, als der Weg zum Tode; wir werden nur geboren, um zu sterben. Daher haben wir auf der Welt auch nichts Anderes zu thun, als die große Kunst zu lernen, wie man gut stirbt.

7) Vom Wohnorte der ersten Menschen.

Gott setzte das erste Menschenpaar in das Paradies, einen Ort der Wonne und der Freude, der daher auch Ort der Lust genannt wird. Die heilige Schrift sagt über das Paradies: „Gott, der Herr, pflanzte von Anbeginn einen Lustgarten, und setzte darein den Menschen, den er gebildet hatte. Und Gott, der Herr, brachte aus dem Boden hervor allerlei Bäume, schön zu schauen und lieblich zu essen. Und ein Fluß ging aus vom Lustorte, zu bewässern den Garten, und von da an theilte er sich in vier Flüsse. Der Name des einen ist Phison, der umfließt das ganze Land Hevilath, wo Gold wächst; und das Gold dieses Landes ist sehr gut, da findet man Bdellium und den Stein Onyx. Der Name des andern Flusses ist Gehon, der umfließt das ganze Land Aethiopien. Und der Name des dritten Flusses ist Tigris, der geht gegen Assyrien. Der vierte Fluß aber ist Euphrates. Gen. 2, 8—15.

Nach dieser Schilderung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Paradies ein wirklicher Ort war, und es nicht rein geistig aufgefaßt werden darf, was Origenes that, der unter der Verstoßung des Menschen aus dem Paradies die Ausschließung der

Geister aus dem Himmel und ihre Einkerkerung in die Leiber verstund. Indeß läßt sich das Paradies allerdings nicht bloß körperlich nehmen, sondern auch geistig auffassen, und in dieser Weise nehmen es auch viele heilige Väter.

Was die Lage des Paradieses betrifft, so haben es die Gelehrten in alle Richtungen hin versetzt, und einige sich dasselbe auch außer dieser Erde gedacht. Wenn man der Bibel folgt, so wird man auf das östliche Asien gewiesen. Am meisten hat sich die Meinung Geltung verschafft, daß es in Armenien, im Quellengebiete des Tigris und Euphrat gelegen war.

8) Von dem ursprünglichen Zustande der Menschen.

Wie der Mensch aus Gottes Hand hervorging, befand er sich im glücklichsten Zustande. Zunächst war er unsterblich. Gott, lesen wir, hat den Menschen unsterblich erschaffen, nach seinem Bilde und Gleichnisse hat er ihn gemacht; aber durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen. (Weish. 2, 23. und Röm. 5, 12.) Ebenso wußte er nichts von Leiden, Krankheiten und den übrigen Plagen dieses irdischen Lebens, welche Uebel alle ihn erst in Folge der Sünde trafen. Gen. 3, 16—20. Wie am Leibe, so gab es auch an der Seele keine Unordnung. Der Mensch kannte in seinem ursprünglichen Zustande keine böse Begierlichkeit, diese war erst eine Folge der Sünde. (Gen. 3, 11.) Daß ferners der Mensch ursprünglich im Zustande der Gerechtigkeit sich befand, bezeugt ebenfalls die heilige Schrift. Denn der Prediger sagt: Nur dieses habe ich gefunden, daß Gott den Menschen recht gemacht, und daß er sich selbst in unzählige Fragen verwickelt hat. (Pred. 7, 30.) Aus unzähligen andern Stellen erhellt, daß hier der Ausdruck „recht" (rectus) so viel bedeutet als „gerecht" (justus). Cf. Ps. 91, 16; 24, 21; 139, 14. Dasselbe sagt auch der Apostel in den Worten: Erneuert euch im Geiste eures Gemüthes, und legt den neuen Menschen, den nach Gott in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit Geschaffenen an. Manche Ausleger verstehen unter dem nach Gott geschaffenen Menschen Adam vor seinem Falle; wenn man aber auch die Stelle auf Christus deutet, so ist ihre Kraft nicht geschwächt; denn Christus hat ja bekanntlich wieder hergestellt in uns, was Adam zerstört

hat. Der Kirchenrath von Trient erklärt sich über die Folgen der ersten Sünde also: „Wenn Jemand nicht bekennt, daß Adam, der erste Mensch, als er das Gebot Gottes im Paradiese übertreten hatte, die Heiligkeit und Gerechtigkeit, worin er gestanden, sogleich verloren, und durch die Schuld dieser Uebertretung sich den Zorn und Unwillen Gottes, wie auch den Tod, den ihm Gott vorher gedroht hatte, und mit dem Tode die Gefangenschaft unter die Macht dessen, der von nun an die Herrschaft des Todes hatte, das ist, des Teufels, sich zugezogen, und daß der ganze Adam durch die Schuld dieser Uebertretung, dem Leibe und der Seele nach, in einen schlechtern Zustand gekommen sei; — der sei verflucht." (Sess. 5. c. 1.) Daraus ist zugleich ersichtlich, welcher Güter der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande sich erfreute. Cf. B. 6. S. 21. und folg.

Ferner muß bezüglich der Vollkommenheit des ursprünglichen Zustandes des Menschen noch gesagt werden: Es ist anzunehmen, daß, um von dem Geringern zu beginnen, ein Leib, der weder dem Tode, noch den Schmerzen und Krankheiten unterworfen war, vor dem gebrechlichen und verweslichen Körper, der jetzt die Seele des Menschen niederdrückt, viele und große Vorzüge hatte. Denn sollte Gott die Fruchtbarkeit und Reize der äußern Natur so sehr erhöhet, sollte er das Paradies erschaffen, und nicht auch den Menschen, der es bewohnte, dem Leibe nach in demselben Verhältnisse reichlicher ausgestattet haben? Es ist auch eine beim heiligen Augustin oft wiederkehrende Lehre, daß nicht nur aller Irrthum aus der Sünde, sondern auch alle Schwierigkeit der Erkenntniß aus dem gestörten Verhältniß zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit und aus der Beschaffenheit unsers Leibes, welcher die Seele in ihrer Wirksamkeit hindert, ihren Ursprung haben. Wenn aber auf der einen Seite das Licht der Vernunft in ihm ungehindert leuchtete, und auf der andern Seite keine ungeregelte Neigung ihn störte, so mußte er auch zum sittlich Guten geneigt sein, und keine Schwierigkeit in der Beobachtung des Gesetzes, das dem Menschen ins Herz geschrieben ist, finden; und der heilige Augustin folgert aus jener seiner Lehre, daß diese Wissenschaft in Adam ohne allen Vergleich vollkommener war, als jetzt in den größten Gelehrten auf Erden. Der Mensch mußte aber in seinem ursprünglichen Zustande

auch übernatürliche Erkenntnisse und Tugenden besitzen. Er hatte die Gnade der Rechtfertigung und also mit ihr zugleich die Gaben der Tugenden, namentlich den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, empfangen. Es mußten ihm die Wahrheiten der übernatürlichen Ordnung, in die er erhoben war, geoffenbart sein. Denn ohne Offenbarung konnte er so wenig, als die Engel, sie erkennen. Daß er aber zur Kindschaft und Erbschaft berufen worden, ohne es zu wissen, werden wir doch nicht annehmen; wie überhaupts Niemand zweifeln kann, daß Gott dem, welchem er die Erstlinge der Gnade verlieh, das Licht der Erkenntniß versagt habe. Ebenso werden mit der heiligmachenden Gnade auch die habituellen Tugenden und die Gaben des heiligen Geistes verliehen, so daß unsere Seele, wenn sie jene Gabe des Himmels in sich aufgenommen hat, nur deßwegen noch Schwierigkeit in der Uebung aller Tugenden findet, weil ihr die ungeregelten Triebe unsers Herzens entgegenkämpfen, und die durch diese erzeugte Dunkelheit unsers Geistes den Einfluß ihres Lichtes schwächt. Welche Wirkungen mußte also die göttliche Gnade in einer Seele hervorbringen, die mit aller natürlichen Vollkommenheit des Erkennens und Wollens ausgerüstet war?

Die hier ausgesprochenen Wahrheiten werden sowohl durch die heilige Schrift, als die heiligen Väter bestätiget. In der heiligen Schrift lesen wir: Gott schuf den Menschen aus Erde und machte ihn nach seinem Bilde.... Er schuf aus ihm eine Gehilfin, die ihm ähnlich war. Er gab ihnen Vernunft, Sprache, Augen, Ohren und ein fühlendes Herz, und erfüllte sie mit weiser Lehre. Er theilte ihnen die Wissenschaft des Geistes mit, machte gefühlvoll ihr Herz, und zeigte ihnen das Gute und Böse. Sein Auge wachte über ihr Herz, und ließ sie schauen die Herrlichkeit seiner Werke, damit sie lobten seinen heiligen Namen, seine Wunderthaten rühmten, und die Herrlichkeit seiner Werke verkündeten. Dazu gab er ihnen die Lehre und das Lebensgesetz zum Erbe. Einen ewigen Bund errichtete er mit ihnen, und Recht und Gerechtigkeit offenbarte er ihnen. Ihre Augen sahen seine große Herrlichkeit, ihre Ohren hörten seine herrliche Stimme, und er sprach zu ihnen: Hütet euch vor allem Unrechte. (Sirach 17, 1—12.) Mit Recht werden diese Worte ganz besonders von dem ursprüng-

lichen Menschen verstanden, und dieses um so mehr, als die heiligen Väter von den Vorzügen der Weisheit und der Tugend, deren sich der erste Mensch erfreute, in den stärksten Ausdrücken sprechen. So schreibt der heilige Cyrillus von Alexandrien: Es ist ersichtlich, daß unser erster Vater Adam nicht wie wir im Verlaufe der Zeit sich Weisheit erwarb, sondern gleich vom ersten Anfange seines Daseins an mit vollendeter Einsicht erscheint. (In Joan. l. 1. c. 9.) Die heiligen Väter, wie Chrysostomus, Augustinus und Andere, erkennen vorzüglich auch hierin den Beweis, daß der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande große Einsicht und Wissenschaft besaß, weil er alle Thiere nennen konnte. Welch ein vorzügliches Zeichen der Weisheit dieses war, schreibt der heilige Augustin, daß Adam allen Thieren ihren Namen gab, lesen wir auch in weltlichen Büchern. Denn Pythagoras selbst, von dem die Philosophie ihren Anfang nahm, soll gesagt haben, der sei unter Allen der Weiseste gewesen, welcher zuerst den Dingen ihren Namen gegeben. —

Bezüglich des Wissens des ersten Menschen äußern sich spätere Lehrer der Gotteswissenschaft, und zwar Peter, der Lombarde, im zweiten Buche der Sentenzen: Der erste Mensch erkannte seinen Schöpfer durch irgend einen innern Hauch, durch welchen er Gottes Gegenwart betrachtete, freilich nicht auf eine so ausgezeichnete Weise wie die Heiligen nach diesem Leben Gott schauen werden; aber auch nicht in Räthseln, wie wir ihn in diesem Leben erkennen. Der erste Mensch scheint ferner eine solche Erkenntniß seiner selbst erhalten zu haben, daß ihm seine Pflichten gegen Höhere, Gleiche und Niedere nicht unbekannt waren. Auch erkannte er seine Lage und die Ordnung seiner Natur, nämlich wie er gebildet worden war, wie er sich verhalten, was er thun, was er meiden soll. — Der heilige Bonaventura sagt: Man nimmt gewöhnlich an, daß die Kenntniß, welche Adam von Gott hatte, zwischen der Kenntniß und dem Zustande unsers Elendes und der Kenntniß im Zustande der Glorie mitten inne stehe. Auch der berühmte Theologe Petavius schreibt: Adam war mit einer ausgezeichneten Weisheit und einer Kenntniß seiner selbst und der übrigen Dinge begabt.

Bezüglich der übrigen Vorzüge Adams sagt der heilige Johannes Damascenus: Gott schuf den Menschen unschuldig, gerad,

gerecht, mit jeder Art von Tugend gekrönt, wie einen zweiten Engel. (De fide orthodoxa l. 2. c. 12.) Bezüglich der Erleuchtung durch die Gnade, deren sich die ersten Menschen erfreuten, ist der heilige Augustin der Ansicht, daß Gott mit ihnen vor dem Falle jene Sprache geredet, in welcher er mit den Engeln verkehrt, nämlich durch die unwandelbare Wahrheit selbst ihre Seele erleuchtend, so daß sie zwar nicht in demselben Grade, aber durch dieselbe Art der Offenbarung an der göttlichen Weisheit Theil genommen. (Augustin. Gen. ad lit. l. 11. c. 33.) — Der heilige Gregorius, der Große, sagt: Im Paradiese war der Mensch gewohnt, der Anrede Gottes sich zu erfreuen und durch Reinheit des Herzens und Erhabenheit der Beschauung mit den seligen Geistern des Himmels zu verkehren. (Dial. l. 4 c. 1.) Der heilige Ambrosius sagt von Adam vor dem Falle: Aus seiner Seele strahlte der Abglanz der Herrlichkeit und das Bild der Wesenheit des Vaters wieder, weil sie die leuchtende Gnade der Tugenden und den Glanz der Frömmigkeit besaß. (Exaem. l. 6. c. 7.) Cf. Kleutgen, die Theologie der Vorzeit. B. 2.

9) Worin die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott besteht, und Unterschied zwischen Ebenbild und Gleichniß.

Es fehlt nicht an Solchen, welche die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott in den Leib setzen; allein da Gott keinen Leib hat, so kann auch der Mensch nicht dem Leibe nach Gottes Ebenbild sein, sondern es muß dieses auf die Seele bezogen werden. Aber die der Seele eigene Aehnlichkeit Gottes spiegelt sich gewissermaßen im Leibe ab. Im Aeußern spiegelt sich ja überhaupts das Innere des Menschen; so leuchtet auch die Ebenbildlichkeit der Seele am Leibe wieder.

Der Seele nach ist der Mensch auf verschiedene Weise nach Gottes Ebenbild geschaffen, nämlich in Allem, worin sein Geist mit Gott Aehnlichkeit hat. Nun ist die Seele des Menschen unkörperlich und untheilhaft, wie Gott selbst, und hierein setzt der heilige Augustin die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott. Die Seele des Menschen ist unsterblich, wie Gott; dieß ist nach Origenes die Ebenbildlichkeit Gottes. Die Seele des Menschen

ist mit Verstand und Erkenntniß begabt, wenn auch in unendlich geringerm Grade, wie Gott; hierin findet Johannes Damascenus das Ebenbild Gottes im Menschen. Die Seele hat freien Willen; dieses nennt Ambrosius die Ebenbildlichkeit Gottes. Die Seele des Menschen ist fähig der Weisheit, der Tugend und Glückseligkeit; hierein setzt Gregor von Nyssa die Ebenbildlichkeit Gottes. Nach dem heiligen Basilius besteht die Ebenbildlichkeit der Seele mit Gott darin, daß der Mensch König und Herr der ganzen irdischen Schöpfung ist. Allein nicht durch einen einzelnen dieser Vorzüge ist der Mensch das Ebenbild Gottes, sondern alle mit einander machen ihn dazu. Es läßt sich indeß die Ebenbildlichkeit Gottes am menschlichen Geiste noch anderweitig zeigen. Wie Gott allmächtig ist, so nimmt der Mensch im gewissen Sinne und Verhältnisse an der Größe und Allmacht Gottes Theil, da er so viel Bewunderungswürdiges durch seine Kunstfertigkeit und seinen Verstand vollbringt. Welcher Ausbildung ist der Geist des Menschen fähig! Welche Erfindungen macht er! Wie Gott die ganze Welt regiert, und überall zugegen ist, und zwar überall ganz und ungetheilt; so regiert auch der Geist des Menschen, und überall im Leibe ist die Seele, und ganz und ungetheilt ist sie überall. Wie Gott dadurch, daß er sich selbst erkannte, das Wort, seinen eingebornen Sohn erzeugte, und durch die Liebe zum Worte mit demselben den heiligen Geist hauchte, d. h. hervorbrachte, so bringt auch der Mensch, indem er verständig wird und dadurch sich selbst erkennt, das Wort hervor, was gleichsam etwas ihm Aehnliches, weil Verständiges ist, und dadurch entsteht auch in seinem Willen die Liebe zu demselben. In der That liebt ein Jeder sein Wort; denn wo wäre der Mensch, dem Nichts an seiner ausgesprochenen Meinung läge? So stellt er, wie der heilige Augustin sagt, deutlich die heilige Dreifaltigkeit dar; er ist wahrhaft ein Ebenbild derselben. Andere finden in den drei Grundkräften der Seele (Fühlen, Erkennen und Wollen) eine Ebenbildlichkeit des Menschen mit der heiligen Dreifaltigkeit. So groß indeß immerhin die geistigen Vorzüge des Menschen sind, er ist doch nur ein Bild Gottes; sein Abstand von Gott selbst aber ist größer als der des Schattens von der Wirklichkeit. Dieß vergißt der Mensch oft in seinem Wahne; er übersieht es, daß er nur ein Ebenbild Gottes ist, und benimmt

sich in seinem Stolze, als wäre er Gott selbst. Dadurch verliert er aber auch Alles, was er ist. Und dieses ist natürlich; denn der Schatten kann nur bestehen so lange, als ein wirklicher Gegenstand sich in ihm abbildet. Nimmt man den wirklichen Gegenstand hinweg, so hört der Schatten von selbst auf. So auch hier; wenn der Mensch sich von Gott trennt, wenn er Gott nicht mehr als seinen Herrn anerkennt, so hat er all seine Bedeutung verloren.

Man kann auch zwischen Ebenbildlichkeit und Aehnlichkeit oder Gleichniß Gottes unterscheiden. Unter Ebenbildlichkeit Gottes versteht man alle geistigen Vorzüge, die dem Menschen naturgemäß zukommen, und die er daher nicht verlieren kann, und auch durch die Sünde nicht verloren hat; unter Aehnlichkeit oder Gleichniß aber begreift man die Vorzüge der Gnade, wie die ursprüngliche Gerechtigkeit. Man kann daher sagen: Der gefallene Mensch ist zwar noch das Ebenbild Gottes, aber er ist nicht mehr nach der Aehnlichkeit Gottes. In diesem Sinne sagt auch der heilige Bernhard: Das Ebenbild Gottes beim Menschen kann in der Hölle brennen, und es wird nicht verbrennen. Die Aehnlichkeit mit Gott aber bleibt nur den Frommen; die Sünder hingegen sind mehr den unvernünftigen Thieren, als Gott ähnlich. Daher sagt Jesus nicht, daß wir ein Ebenbild Gottes werden sollen; dieses ist ein jeder Mensch; sondern er sagt, daß wir Gott ähnlich werden, d. h. die Güter der Gnade, nämlich Tugend und Frömmigkeit uns aneignen sollen. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß der Sünder die Ebenbildlichkeit Gottes zwar nicht verliert, aber befleckt und entstellt wird das Ebenbild Gottes dadurch: denn die Sünde verfinstert ja unsern Geist und schwächt die moralische Freiheit.

Man kann demnach unter Ebenbildlichkeit die natürlichen Güter und unter Aehnlichkeit oder Gleichniß die Güter der Gnade verstehen. Mehrere heilige Väter deuten daher den biblischen Ausdruck: „Gott hauchte dem Menschen in das Angesicht den Odem des Lebens“ (Gen. 2, 7.) dahin, daß sie darunter die Mittheilung der Güter der Gnade, mit andern Worten, seine Heiligung verstehen. So schreibt der heilige Basilius: „Sobald durch die unaussprechlichen Winke des Schöpfers die menschliche Natur ins Dasein gesetzt war, wurde ihr auch die Verbindung mit dem Geiste geschenkt. Denn es heißt: Er hauchte ihm ins Angesicht den Geist des Lebens,

weil er, denke ich, jenen leuchtenden Vorzug der Heiligkeit und Verwandtschaft mit Gott nur dadurch erhalten konnte, daß er mit der Gemeinschaft des heiligen Geistes geschmückt wurde. Als daher der Eingeborne Mensch geworden war, und die menschliche Natur jenes ursprünglichen Gutes beraubt fand, drängte es ihn, sie in den Besitz desselben wieder einzusetzen, und aus seiner Fülle, wie aus der Quelle schöpfend, sprach er: Empfanget den heiligen Geist, — die Natur des Geistes durch die leibliche und sinnliche Hauchung vortrefflich ausdrückend. (Dialog. IV. de trinitat.) Nachdem der Mensch seiner eigenen Natur nach in jeder Hinsicht vom göttlichen Schöpfer vollendet war, empfing er alsobald auch die Aehnlichkeit mit ihm. Denn es ward ihm der heilige Geist eingehaucht, und dadurch das Bild der göttlichen Natur eingeprägt. (De adorat. in spirit. l. 1.) Der heilige Hieronymus sagt, daß wir Ebenbilder Gottes durch die Freiheit sind; zu seinem Gleichnisse aber durch die Taufe werden. (In Ezech. c. 28.) Daher unterscheidet der heilige Augustin einen thierischen und geistigen Menschen in Adam, und sagt, daß er ersteres durch die Schöpfung, letzteres aber dadurch geworden, daß ihn Gott in das Paradies versetzte, wobei wieder Natur und Gnade deutlich hervortreten. Cf. B. 9. S. 467 und folgd.

10) Heidnische Ueberlieferungen über den Ursprung des Menschengeschlechts.

Auch in den heidnischen Ueberlieferungen haben sich einzelne Spuren von der biblischen Erzählung über die Entstehung des ersten Menschen erhalten. So lassen sie gewöhnlich den Menschen zuletzt erst, nachdem schon alles Andere da war, ins Dasein treten. In einem der den Indiern heiligen Bücher heißt es: Wischnu schuf alle Arten von vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln, Insekten und Gewürm; auch Bäume und Gras entstanden unter seinen Händen. Allein der Mensch fehlte noch, um das Ganze zu regieren; da befahl Brahma dem Wischnu, ihn zu bilden. — Deßgleichen lassen die Chinesen den Menschen zuletzt erschaffen werden. Nicht minder ist bekannt, daß Ovid in seinen Metamorphosen den Menschen zuletzt ins Dasein treten läßt.

Die Tradition, daß der erste Mensch aus Lehm gebildet sei,

hat sich so fest im Gedächtniß der Völker erhalten, daß sie den Menschen nur den „Erdgebornen“ nannten. Bei den Aegyptiern wurde Kneph (der Demiurg) dargestellt, sitzend an einer Töpferscheibe, um aus Lehm Menschen zu bilden. Nach der indischen Sage ist der erste Mensch (Puru) aus der Erde hervorgewachsen, und die Chinesen lassen ihn aus gelber Erde entstehen. Bei den Griechen nennt Aristophanes den Menschen ein Gebild aus Lehm. Bekannt ist die griechische Sage, daß Prometheus den ersten Menschen aus Lehm gebildet, und Minerva ihm die Seele gegeben habe. Nach der Vorstellung der alten Deutschen ließ die Edda den Urmenschen Buri aus dem Erdfelsen allmälig hervorsteigen. Die Mexikaner sagten, Gott habe den ersten Menschen aus Erde geschaffen, und die Peruaner nannten den Menschen „die beseelte Erde.“

Es ist durchgehends Lehre der alten Völker, daß das erste Weib später als der erste Mann und auf eine andere Art, als dieser entstanden ist; selbst von ihrer Schöpfung aus der Seite oder aus einem Knochen des Mannes finden sich Ueberlieferungen bei einzelnen heidnischen Völkern. So sagen die Mexikaner, der Urriese Xolotl habe, um das Menschengeschlecht des jetzigen Weltalters hervorzubringen, aus der Unterwelt den Knochen eines Mannes geholt, und daraus, nachdem er ihn mit seinem Blute besprengt hatte, das erste Weib, welches die Stammmutter des Menschengeschlechts ist, gebildet. Auf ähnliche Weise lassen die Indier das erste Weib aus einem Knochen des Mannes entstehen.

Vom Paradies, dem Wohnsitze der Urmenschen, finden sich bei den alten Völkern nicht minder Spuren. Die Indier und Chinesen haben ihren Paradiesberg, den sie in ihrer Weise sich ausmalen; im chinesischen Paradies finden sich sogar vier Flüsse, die einer gemeinschaftlichen, wasserreichen Quelle entströmen. Bei den Griechen ist der Atlas, der bis an den Himmel reicht, der Paradiesberg. Dort liegt der Garten der Hesperiden mit dem Wunderbaume und seiner goldenen Frucht; er ist aber mit Mauern umschirmt und von einem Drachen bewacht, so daß Niemand hineinkommen und von seiner Frucht nehmen kann. Dort wohnen noch die seligen Urmenschen, die Atlantiden oder Hyperboreer, die unter beständigem Sonnenschein und bei einem glücklichen Klima Zwietracht, Leiden

und frühen Tod nicht kennen; die daher die Langlebenden heißen, sich aber auch der Thierspeisen völlig enthalten und nur Früchte genießen u. s. w.

Den ursprünglichen Zustand der Menschen stellt sich das Heidenthum durchweg als glücklich vor; die Verschlimmerung läßt es erst in späterer Zeit entstehen, und zwar auf eine Art, wobei man mehr oder weniger an die biblische Erzählung erinnert wird. Nach den Persern hat Ormuzd zuerst ein Land erschaffen, welches ein Ort der Annehmlichkeit und des Ueberflusses war. Damals gab es keinen Betrüger, keinen Bettler, keinen Feind. Die ersten Menschen waren hier unaussprechlich glücklich, und aßen vom Baume des Lebens so viel, als ihnen beliebte. So blieb es, bis Ahriman, der Geist der Finsterniß, in das Lichtreich eindrang, und dem ersten Menschen den Tod brachte. — Die Indier schmücken die Glückseligkeit des ersten Zeitalters der Welt mit allen Farben eines sinnlichen Wohllebens aus; Brahma aber habe sich im Hochmuthe Gott gleichgestellt, und sei nun aus dem Orte der Glückseligkeit vertrieben worden. Nach einer andern Sage habe ihn das erste Weib zur Sünde gebracht und dadurch ins Unglück gestürzt. — Nach der Vorstellung der Chinesen wuchs in der Urzeit Alles von selbst, man war überall zu Hause; der Mensch wohnte mitten unter den Thieren friedlich; man lebte in Unschuld, ohne Reizungen des Fleisches zu fühlen. Aber nachdem der Mensch die Wissenschaft erlangt hatte, wurden ihm alle Thiere feindlich; Himmel und Erde veränderten sich, und der Mensch erschien nicht mehr als derselbe. Die Wissenschaft brachte ihm aber ein Drache, hervorgekommen aus der Tiefe. Dabei spielt das Weib eine wichtige Rolle; ja sie wird in den heiligen Büchern der Chinesen geradezu als die erste Quelle und die Wurzel aller Uebel bezeichnet. — Bei den Griechen schildert Hesiod den Zustand der ersten Menschen also: „Wie die Götter lebten sie sorgenlosen Gemüthes, frei von Mühseligkeiten und Kummer; selbst die Plagen des Alters nahten sich ihnen nicht; in Wonne und Freude lebend, war Alles gut für sie, und wie vom Schlafe bewältiget war ihr Sterben.“ Aus Zorn ließ Zeus durch Hephästus das erste Weib bilden, Pandora genannt, die der unbedachtsame Epimetheus, durch ihre Schönheit bezaubert, in sein Haus aufnahm. Dadurch kam alles Uebel in die Welt; denn

Pandora öffnete ihre Büchse, welche die Uebel des Lebens enthielt, und sogleich zerstreuten sich die Freigewordenen über die ganze Erde. Auf gleiche Weise hatten die Römer ihre verschiedenen Zeitalter; das erste war das goldene, die Zeit des Glückes. So singt Virgil, daß unter Saturnus das goldene Zeitalter geblüht habe, bis endlich ein schlechteres Zeitalter und mit ihm die Wuth des Kriegs und die Begier nach Besitz und die übrigen Uebel eintraten.

Um zu den spätern Völkern zu kommen, so sagen die Mexikaner von ihrem goldenen Zeitalter, die Erde sei in demselben so fruchtbar gewesen, daß sie Aehren hervorgebracht so schwer, daß sie ein Mensch kaum zu tragen vermochte; die Baumwolle habe sich von selbst gefärbt u. s. w. Das Unglück lassen sie durch das Weib beginnen, die hiebei mit einer Schlange in nahe Verbindung gebracht wird. So wird sie in einem mexicanischen Hieroglyphengemälde abgebildet, wie sie mit der Schlange redet, und hinter ihr stehen ihre Zwillingssöhne, deren verschiedener Charakter durch ihre verschiedene Farbe angedeutet wird, und wovon einer den andern umbringen zu wollen scheint. Cf. Die Traditionen von Lücken.

11) Von der ersten Sünde. Siehe B. 6. S. 11 — 21.

12) Von dem Zustande der ersten Menschen nach der Sünde oder von den Folgen der ersten Sünde an den Stammeltern B. 9. S. 21 — 25.

13) Von dem Dasein und der Fortpflanzung der Erbsünde und von den Folgen derselben für die Nachkommenschaft Adams. B. 9. S. 39 — 61.

14) Bestandtheile des Menschen.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Dieß ist Lehre der heiligen Schrift und der katholischen Kirche. So lesen wir: Ist das Leben erloschen, so wird unser Leib Asche, und der Geist verfliegt wie dünne Luft. (Weish. 2, 3.) Ferner: Warum zerriß ich mein Fleisch mit meinen Zähnen, und trage meine Seele in meinen Händen? (Job 13, 14. Cf. Ps. 16, 9; 103, 16; Gen. 2, 7. u. s. w.) Deßgleichen im neuen Testament: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (Matth. 26, 41.) — Ist Christus

in euch, so ist zwar der Leib tödtlich um der Sünde willen, der Geist aber lebt um der Gerechtigkeit willen. (Röm. 8, 10.) — Ich, zwar abwesend dem Leibe nach, aber gegenwärtig dem Geiste nach u. s. w. (1. Corinth. 5, 3. Cf. Galat. 5, 17; 2. Corinth. 7, 1; Jak. 1, 26 ꝛc.) Dieß ist auch Lehre der katholischen Kirche, die sich in allen ihren Bekenntnißschriften ausspricht.

Die sogenannte Trichotomie, wornach der Mensch aus Leib, Seele und Geist bestünde, ist von Pythagoras erfunden und wurde von Platonikern und andern Philosophen angenommen. Auch einige heilige Väter, wie Justin, Irenäus sprechen sich auf eine Art aus, daß es scheint, als huldigten sie dieser Ansicht; allein nicht mit gehöriger Bestimmtheit. Bei näherer Betrachtung findet man vielmehr, daß ihnen Seele und Geist ein und dieselbe Substanz ist, und die Verschiedenheit nur in den Beziehungen liegt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß mehrere heilige Väter im Menschen Leib, Seele und Geist annahmen, aber wie schon bemerkt, ohne daß sie deßwegen Trichotomisten waren, um im Menschen eine Parallele zur Trinität zu haben. Strenge Dichotomisten hingegen sind: Gregor von Nazianz, Ephrem der Syrer, Chrysostomus, Johannes Damascenus, Gennadius u. s. w. Ueberhaupts vereinigen sich alle bedeutenden griechischen und lateinischen Väter darin, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe. Dahin erklären sich auch die Concilien. So sagt die achte allgemeine Kirchenversammlung von Constantinopel vom Jahre 869 im 11. Canon: Apparet quosdam id temporis in tantum impietatis venisse, ut hominem duas animas habere impudenter dogmatizent. Tales igitur impietatis inventores et similia sentientes, cum vetus et novum testamentum omnesque ecclesiae patres unam animam rationalem habere hominem asseverent, sancta et universalis synodus anathematizat.

15) Ueber die Vorzüglichkeit des menschlichen Leibes.

Hiebei verweisen wir auf B. 10. S. 110 — 112.

16) Von der Seele und ihrer Beschaffenheit, namentlich ihre Geistigkeit, ihre Freiheit und Unsterblichkeit.

Die Seele ist im Allgemeinen das den Körper belebende Princip, und in Beziehung auf den Menschen ist die Seele der nach Gottes Ebenbild geschaffene, unsterbliche Geist, der in ihm denkt und will, und in welch letzterm Begriff das von einigen getrennte ψυχη sowohl als πνευμα enthalten ist.

Die wirkliche Subsistenz der Seele und ihr substantieller Unterschied von dem Leibe ist deutlich ausgesprochen, wenn es z. B. heißt: Fürchtet jene nicht, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet vielmehr den, der sowohl Seele als Leib in die Hölle werfen kann. (Mtth. 26, 41.)

Die Seele des Menschen ist ein Geist. Als solcher wird sie in den heiligen Urkunden bezeichnet. So wird der Tod, welcher in der Trennung der Seele vom Leibe besteht, als ein Aufgeben des Geistes bezeichnet. (Luk. 23, 46.) Ferner lesen wir: In welchem er auch zu den Geistern kam, die im Gefängniß waren und ihnen predigte. (1. Petr. 3, 19.) Hier werden unter Geistern die abgeleibten Seelen verstanden. (Cf. 1. Corinth. 2, 11; Röm. 8, 16. u. s. w.) Einige Väter, wie Tertullian, Methodius 2c., dachten sich zwar die Seele körperlich; hingegen die bei weitem meisten und ansehnlichsten Väter, wie Basilius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Augustinus u. s. w. lehren die Geistigkeit der Seele. So fordert es auch die Vernunft. Denn wenn die Seele körperlich wäre, bemerkt Klee in seiner Dogmatik, so vermöchte sie nicht sich selbst durchweg präsent zu sein, deßgleichen auch den Dingen nicht, so könnte sie nicht über die Gegenwart und in die Fernen des Raumes und der Zeit hinausgehen, und ihren Inhalt in sich wie in einem Brennpunkte sammeln, und wiederum vermöchte sie nicht sich in sich selbst zu reflektiren, ihr Denken zu denken, ihr Wollen zu wollen. Sich selbst und Alles sich gegenwärtig zu haben, das ist die Natur und Macht des Geistes, wie außer sich selbst und dem andern zu sein, das Wesen der Materie ist.

Die Seele ist frei. Davon, d. h. von der Freiheit des Menschen ist umständlich gehandelt B. 6. S. 581 und folgd.

Die Seele ist unsterblich. Hierüber ist bereits das Nöthige bemerkt B. 6. S. 137 und folgd.

17) Ueber die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts.

Alle Menschen stammen von dem Einen Menschenpaar Adam und Eva ab. Dieß ist Dogma, und darf uns die Verschiedenheit unter denselben, die man Raçen zu nennen pflegt, in diesem Glauben nicht irre machen. Daß übrigens in den verschiedenen Raçen der Menschen kein hinreichender Grund liegt, zu leugnen, daß Alle von Einem Menschenpaar abstammen, haben wir bereits B. 3. S. 137 — 140. dargethan.

Was die Fortpflanzung selbst betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dem Leibe nach Adam und Eva und nach ihnen alle Eltern Urheber des Daseins ihrer Nachkommenschaft sind, oder mit andern Worten: Unsern Leib haben wir zunächst von unsern Eltern und zuletzt von Adam und Eva. Anders verhält es sich mit der Seele. Hierüber bestehen drei verschiedene Systeme oder Ansichten, und zwar:

I. Der Präexistentianismus. Urheber dieser Lehre ist Plato, die sich in der jüdisch-alexandrinischen Schule fortpflanzte und zu der sich mehrere Sekten, wie die Marcioniten, Priscillianisten, Katharer ꝛc., bekannten. Auch einige Väter, wie besonders Origenes, Nemesius, Bischof von Emesa, Methodius ꝛc. huldigten diesem System. Nach dieser Lehre hätten die Seelen schon vor ihrem Eintritt in diese Welt existirt, und werden sie nur zur Läuterung in die menschlichen Leiber, wie in einen Kerker, verbannt. Die Kirche hat die Präexistenz der Seelen verworfen, namentlich auf dem zweiten allgemeinen Concilium zu Constantinopel im Jahre 381.

II. Der Traducianismus (Generatianismus). Nach dieser Theorie würde die Seele wie der Leib durch die Zeugung fortgepflanzt. Dafür erklären sich unter den Vätern Tertullian, Makarius, Anastasius. Auch neuere Theologen huldigen dem Generatianismus, unter diesen besonders Klee. Er führt für seine Behauptung mehrere Gründe an, so namentlich: Jeder Organismus erzeugt ein sich selbst Gleiches, also ist auch der Mensch Urheber eines nach seiner Weise, also durch einen Geist Lebendigen. Nach dem Creatianismus wären die Eltern nicht Urheber eines Menschen, sondern nur einer todten Fleischmasse, und ein Verhältniß wahr-

haftiger Eltern- und Kindschaft gäbe es nicht. Ferners sagt Klee: Nur durch die Abstammung des ganzen Menschen vom Menschen ist die Uebertragung der Ursünde erklärlich. Im Creatianismus muß angenommen werden, daß die todte Körpermasse mit der Sünde behaftet sein kann, wo dann auch der Todte getauft werden könnte, wornach ferners auch Thiere und Pflanzen der Sünde fähig sein könnten.... Im Creatianismus muß weiters angenommen werden, daß aus dem Leibe die Sünde in die Seele übergeht, aus einem körperlichen Modus ein geistiger wird, und da dieser Uebergang in Folge der Verbindung der Seele mit dem Leibe, als deren Urheber Gott angenommen wird, statt findet, so läßt sich nicht begreifen, wie Gott dadurch nicht zum Urheber der Sünde gemacht wird, insoferne er nämlich die von ihm rein erschaffene Seele in diesen Leib versetzt, durch dessen Berührung sie sofort zur Sünderin wird. Auch wäre nach dem Creatianismus die Menschwerdung keine Annahme des Menschen, sondern nur des Leibes gewesen, die Seele hätte er als schaffend mit sich gebracht. Bei allem dem hat dennoch

III. der Creatianismus, wornach Gott die Seele aus Nichts erschafft, das Meiste für sich. Dem Generatianismus liegt offenbar eine materialistische Anschauung von der Seele zu Grunde. Es ist gar nicht denkbar, daß der individuelle Geist einen andern individuellen Geist zeuge; denn der Geist ist untheilbar. Schon Laktantius sagt: Corpus ex corporibus nasci potest, quoniam confertur aliquid ex utroque (patre et matre); de animis anima non potest, quia ex re tenui et incomprehensibili nihil potest decedere. Itaque serendarum animarum ratio uni ac soli Deo subjacet. De mortalibus non potest quidquam nisi mortale generari.... Terreni parentis nihil est, nisi ut humorem corporis, in quo est materia nascendi, cum sensu voluptatis emittat etc. Es huldigen auch die meisten der heiligen Väter, und namentlich die bedeutendsten unter ihnen dem Creatianismus, so Ephrem, Hilarius, Hieronymus, Theodoret, Cyrillus von Alexandrien, Augustin u. s. w.

18) Von der Bestimmung des Menschen auf Erden.

Gott hat Millionen von Geschöpfen erschaffen, aber keines hat er dem Menschen an Würde und Herrlichkeit gleichgesetzt, keines hat er zum Edelsteine und zur Perle in seiner Krone gemacht, wie

den Menschen; keinem hat er eine Bestimmung gegeben, wie sie er erhalten. Alle geschaffenen Dinge', vom Stäubchen, das am Ufer des Meeres liegt, bis hinauf zur feurigen Sonne, welche am Firmamente leuchtet, stehen zu Gott nur in ferner Beziehung, sie treten nicht in unmittelbaren Verkehr mit ihm, sie wissen Nichts von ihrem Schöpfer und lernen denselben auch nie kennen. Der Mensch aber ist mit Gott im innigsten Verbande, zu ihm steigt bald Gott liebevoll herab, bald zieht er ihn gnädig zu sich empor; der Mensch kennt den Schöpfer, er weiß seinen Ursprung und seine Bestimmung, und es ist ihm zur Lebensaufgabe gemacht, diesen seinen Herrn und Gott immer mehr zu erkennen, ihm immer mehr zu dienen: um durch diese Erkenntniß, diesen Dienst und diese Liebe immer näher zu ihm zu gelangen, bis er endlich ganz zu ihm kommt, und im Himmel auf die innigste Weise mit ihm vereinet wird. Höre es also, o Mensch, höre es, o Christ, Gott zu erkennen und zu dienen, und auf diese Weise das Himmelreich zu erlangen, das ist deine Bestimmung, deßwegen bist du auf diese Welt her gesetzt, das ist deine Lebensaufgabe. Daß dieses die Bestimmung des Menschen sei, hat Gott schon bei seiner Schöpfung an den Tag gelegt. Alles, was nur immer unsere Augen erreichen, schuf Gott durch das bloße Wort seiner Allmacht: Es werde das Licht, sprach er, und das Licht ward; am Himmel leuchten Sonne und Mond und Sterne, und sogleich senden sie ihr Licht auf die neue Schöpfung herab; es wimmelte das Meer von Fischen und die Luft von Vögeln, und auf der Erde erschienen Thiere von allen Gattungen, und Alles geschah, wie Gottes Wort es gesprochen. Das bloße Wort seiner Allmacht hat Alles hervorgerufen, und von den Engeln und Erzengeln, von den Lichtgeistern, welche unmittelbar am Throne Gottes stehen, wird nicht gesagt, daß sie auf andere Weise entstanden. Als es aber an die Schöpfung des Menschen kam, da sprach Gott nicht: Es werde der Mensch! sondern höre es, o Christ, und bete an deinen Schöpfer, der dich, Staub und Erdenwurm, so sehr geehrt hat, und lerne einsehen, welche Würde du an dir trägst. Es handelte sich darum, dem Werke der Schöpfung die Krone aufzusetzen, und in die Krone den herrlichsten Edelstein zu fügen. Darum ging Gott bei der Schöpfung des Menschen mit sich selbst zu Rathe: Laßt uns den Menschen schaffen, sprach er, und

laßt uns ihn schaffen nach unserm Bilde und Gleichnisse. Höre es, o Mensch, nach wessen Bilde du geschaffen bist! Hätte dich Gott nach dem Bilde irgend eines Engels, eines Seraphs oder Cherubims geschaffen, du würdest billig über deine Würde erstaunen; nun aber, da du das Bild des dreieinen Gottes an dir trägst und nach seinem Gleichnisse geschaffen bist, wo findest du Worte, dein Staunen auszudrücken? Gott hat aber den Menschen deswegen nach seinem Ebenbilde geschaffen, daß er ihm nacheifern soll. Deßwegen spricht Jesus Christus im Evangelium: Seid vollkommen wie euer himmlischer Vater. Und der heilige Bernhard sagt: Deßwegen hat uns Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen, daß wir ihn um so mehr lieben sollen, je mehr wir es einsehen, wie wunderbar er uns geschaffen hat. Und wie schuf Gott den Menschen? Ließ er von irgend einem der seligen Geister, die ihn legionenweise umgaben, seinen Leib bilden, und von einem Cherubim ihm eine Seele einhauchen? O unaussprechliche, namenlose Herablassung der Majestät Gottes! Er, der dreieine Gott selbst nahm Erde und machte daraus einen menschlichen Leib, und über diesen todten Leib neigte er sich, und hauchte ihm die unsterbliche Seele ein: er theilte ihm also gleichsam von seinem eigenen Leben mit, er hauchte ihm von seinem eigenen Geiste ein, auf daß der Mensch von Gott gleichsam durchdrungen und erfüllt, ganz in Gott und bloß für Gott lebe. Mit Recht kann man also auf die menschliche Seele die Worte der Schrift anwenden: Aus dem Munde des Allerhöchsten ging sie hervor. Lerne es einsehen, o Sterblicher, wie sehr dich Gott schon am Tage deiner Schöpfung geehrt und ausgezeichnet hat, und wie er es schon damals aller Welt verkündete und allen Engeln es sagte, daß du sein Augapfel und die kostbarste Perle in seiner Himmelskrone seiest! Gott hat Alles, was er auf Erden gemacht, des Menschen willen geschaffen: für ihn sprossen die Früchte der Erde; in seinem Dienste stehen alle Thiere; für ihn leuchtet die Sonne am Firmamente; für ihn wechseln die Jahreszeiten; für ihn sind die Annehmlichkeiten der Natur: Alles dienet ihm, Alles ist ihm unterworfen; und er steht da wie ein Herr und Gebieter über dieses Alles. Denn solch ein Recht hat ihm Gott gegeben. Denn, wachset und vermehret euch, sprach Gott zu den Menschen, und erfüllet die Erde, und macht sie euch unterthan, und

herrschet über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf Erden. (Gen. 28.) Alles hat Gott in die Hände seines Lieblings, des Menschen, hingegeben. Daher ruft der Psalmist in dankbarer Begeisterung aus: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, oder des Menschen Sohn, daß du ihn heimsuchest? Du hast ihn nur ein wenig unter die Engel erniedriget, mit Herrlichkeit und Ehre hast du ihn gekrönet und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände; Alles hast du seinem Geiste unterworfen, Schafe und Rinder und die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres. Ja, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde! (Ps. 8, 5.) Wie aber Alles dem Menschen unterworfen ist, so soll der Mensch Gott unterworfen sein! Wie alles Uebrige in ihm seinen Herrn und Gebieter erkennt, so soll der Mensch in Gott seinen Herrn und Meister erkennen und anbeten; wie alles Uebrige dem Menschen hingegeben ist, so soll der Mensch dem Dienste Gottes sich hinopfern, und diesen Dienst soll der Mensch nie enden, in diesem Dienste soll er alle seine Kräfte anwenden, in diesem Dienste soll er sich gleichsam selbst verzehren und wie zur Asche verbrennen. Gott verlangt auch unsern Dienst, wiewohl er dadurch nicht seliger und nicht glücklicher wird. Er verlangt nach unserm Dienst; denn er hat uns zu Beförderern und Verbreitern seiner äußeren Ehre geschaffen, und auf seine Ehre ist er eifersüchtig, seine Ehre kann er nicht vernachlässigt sehen. Aber auch unsere Seele verlangt nach dem Dienste Gottes, und sie ist bei allem Glücke und bei aller irdischen Herrlichkeit so lange unglücklich und unzufrieden, als sie Gott nicht dienet. Gott hat dem Menschen die Bestimmung gegeben, daß er im Dienste Gottes seine Seligkeit finde, deßwegen stattete er ihn mit so herrlichen Vorzügen des Leibes und der Seele aus. Während alle übrigen Geschöpfe zur Erde niedergebeugt einhergehen, ist der Leib des Menschen allein aufwärts gerichtet, damit er auch nach oben streben und dahin trachten soll, wohin schon die natürliche Lage seines Leibes gerichtet ist. Diese Stellung des menschlichen Leibes ist nicht ein geringer Vorzug, sie ist eine immerwährende Predigt an den Menschen: Mache dein Herz los von der Welt, halte es nicht mit dem, was auf Erden ist, und was du mit deinen Füßen trittst, sondern trachte nach dem Ewi-

gen, nach dem Unvergänglichen, nach dem, was da oben ist, nach Gott und dem Himmel. — Während alle übrigen Geschöpfe in beständiger Bewußtlosigkeit dahin leben, glimmt im Menschen allein der göttliche Funke der Vernunft, und leuchtet in ihm das Licht des Verstandes, auf daß er es vermöge, die Offenbarung Gottes aufzunehmen, und sie in so weit zu verstehen, als es ihm nöthig und nützlich ist. Während alle übrigen Geschöpfe willenlose Werkzeuge sind und nur von einem geheimen Trieb geleitet werden, handelt der Mensch allein mit vollkommner Freiheit des Willens, auf daß er bei seinem Dienste Gottes ein Verdienst habe und ein Recht auf Belohnung bekomme. Während alle übrigen Geschöpfe für die blosse Zeitlichkeit da sind, ist die Seele des Menschen allein unsterblich, unverweslich und unvergänglich, auf daß sie ewig bei und mit Gott sein könne. Doch was rede ich noch Vieles von den Vorzügen der Seele in Menschenworten, und lasse nicht vielmehr einen der heiligen Väter reden, durch deren Mund der heilige Geist gesprochen. Die Seele, sagt der heilige Augustin, ist um so vortrefflicher, je näher sie Gott steht, und je ähnlicher sie ihm ist. Und wieder sagt er: Nichts von Allem, was Gott geschaffen, steht ihm näher, als die Seele. Ja in der That ist die Seele das wahrhafte Abbild Gottes. Wie in Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist drei Personen und ein Gott sind: so sind auch der Verstand, der Wille und das Gedächtniß drei Grundkräfte ein und derselben Seele; und wie vom Vater der Sohn gezeugt ist, und von beiden der heilige Geist ausgeht, so ist der Wille ein Erzeugniß des Verstandes und beide bringen das Gedächtniß hervor. Wie Gott ein Geist ist ohne Materie und Zusammensetzung, so ist auch die Seele ein Geist; wie Gott heilig ist, so ist auch die Seele zur Heiligkeit geschaffen; wie Gott ewig ist, so ist es auch die Seele wenigstens hinsichtlich der Zukunft; wie Gott in der ganzen Welt zugegen ist, so ist auch die Seele im ganzen Leibe überall zugegen; wie Gott in jedem Augenblicke an jeden beliebigen Ort sich versetzen kann, so kann es auch die Seele vermöge der Schnelligkeit der Gedanken: sie kann jetzt ihre Gedanken am fernsten Ende der Welt haben und dann gleich darauf mit Gegenständen in der Nähe sich beschäftigen; sie kann in ein und demselben Augenblicke Afrika durchfliegen und zugleich auch in Asien ihre Ge-

danken haben; sie kann in diesem Augenblicke im Himmel sein, und im nächsten mit den Verdammten in der Hölle sich beschäftigen. Wie Gott Alles, was er will, im Himmel, auf Erde und in den Abgründen thut, so ist auch die Seele Herrin ihrer selbst, und thut, was sie will; wie Gott unsichtbar ist, so ist es auch die Seele; wie Gott unzerstörbar ist, so ist es auch die Seele: sie wird vom Schwerte nicht durchschnitten, wird vom Gifte nicht angegriffen, wird von der Gewalt nicht getödtet. Wie Gott die Welt leitet und regiert, so leitet und regiert die Seele den Leib. Siehe diese wunderbare Aehnlichkeit, welche zwischen Gott und der Seele besteht. Deßwegen deutet auch der ehrwürdige Beda jene Stelle: Es ist das Licht deines Gesichtes, o Herr, über uns bezeichnet, auf die Seele, und sagt, so deutlich ist in der Seele das Bild Gottes abgedrückt, als in irgend einer Statue das Bild eines Menschen. O Mensch, ruft deßwegen der heilige Bernhard aus, was bewunderst du die Höhe der Gestirne und die Tiefe des Meeres, steige in den Abgrund deiner Seele hinab, und bewundere sie, wenn du kannst. O Perle, sagt der heilige Thomas von Villanova, wenn du dich sehen, und deine ausgezeichnete Schönheit erkennen würdest, du gäbest dich nicht so der Nichtigkeit der Welt hin. Deßwegen wird die Seele auch von Gott und dem ganzen Himmel so hoch geschätzt. Zur heiligen Brigitta sprach einstens Jesus Christus: Meine Liebe zu einer Seele ist so groß, daß, wenn es möglich wäre, daß ich so oft stürbe, als verdammte Seelen in der Hölle sind, ich es bereitwilligst thun würde, und für jede einzelne dieselbe Marter ausstünde, welche ich einst für Alle zugleich ertragen. Aus diesem Allen erkennen wir die hohe Würde und Bestimmung des Menschen; wir erkennen, daß er gemäß seiner Würde keine andere Bestimmung haben kann, als sich mit dem Höchsten selbst, mit Gott, zu beschäftigen.

Gottes Wille ist es, daß wir ihn erkennen und in dieser Erkenntniß selig sein sollen. Deßwegen stieg er in seiner Offenbarung liebevoll zu uns herab, redete schon im Paradiese zu den Menschen, offenbarte sich im Laufe der Zeit vielfältig und auf mannigfache Weise durch den Mund heiliger Männer, bis er in den letzten Tagen durch seinen eingebornen Sohn, durch Jesus Christus, zu uns gesprochen. Dieser Jesus Christus stiftete die heilige, katholische

Kirche, hinterlegte in ihr, wie in einer reichen Vorrathskammer, alle Wahrheit und sorgte dafür, daß es nie an Solchen fehlte, welche diese Anderen verkündeten und erklärten, auf daß Alle zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit gelangten. Nun dürfen wir nicht mehr viel umfragen, wo man Gott kennen lerne: in seiner Kirche ist seine Erkenntniß hinterlegt, dort kann sie geholt und gefunden werden.

Gottes Wille ist es, daß wir ihm dienen. Es verlangt ihn nach unserem Dienste, wiewohl er dadurch nicht seliger und nicht glücklicher wird, dennoch verlangts ihn darnach; denn er hat uns zu Beförderern und Verbreitern seiner äußern Ehre geschaffen, und auf seine Ehre ist Gott eifersüchtig, diese kann er nicht vernachlässiget sehen. Damit wir seinem Dienste desto vollkommener vorstehen mögen, gibt uns Gott auch die nothwendige Gnade dazu; er reget uns zum Guten an, ladet uns dazu ein, zieht uns sanft zu demselben hin, entflammt uns zu frommen Vorsätzen und hilft uns dieselben ausführen; schiebt uns die Hindernisse zur Tugend aus dem Wege und hilft uns das Gute vollbringen, ja er ist es selbst, der in uns das Gute thut, so daß er seine eigenen Werke in uns krönet. Hingegen hat aber auch der Mensch ein Verlangen Gott zu dienen, und die Seele ist bei allem Glücke und bei aller irdischen Herrlichkeit unglücklich und unzufrieden, so lange sie Gott nicht dienet. Denn die Seele, sagt der heilige Bernhard, ist für Gott; daher kann sie Nichts außer Gott befriedigen und erfüllen.

Gottes Wille ist es, daß wir einstens zu ihm in den Himmel kommen sollen, und deßwegen hat Gott so viel für uns gethan. Er hat uns nicht bloß wieder in Gnaden aufgenommen, nachdem wir gesündigt; er hat uns nicht bloß den Schatz seiner Erbarmung geöffnet, nachdem uns seine Gerechtigkeit hätte verwerfen sollen; er hat uns nicht bloß für den Himmel gerettet, nachdem wir die Hölle verdient hatten, sondern er hat für unser Heil und unsere Seligkeit das Theuerste und Liebste hingegeben, was er hatte. Retten wollte er uns, und den Weg zum Heile wollte er uns öffnen, sollte es auch kosten, was es wolle. Und weil nur durch den Tod seines geliebtesten Sohnes dieses möglich gemacht werden konnte, so gab er ihn in seiner unendlichen Liebe

zu uns zum Opfer hin, ließ ihn unsere Sünden tragen, ließ ihn die größten Qualen ausstehen, ließ ihn am Kreuze leiden und am Kreuze sterben. Und auch jetzt, nachdem wir erlöset sind, ermüdet seine Barmherzigkeit nicht, uns unsere Sünden, wenn wir solche begangen haben, gnädig zu verzeihen, wenn wir anders reumüthig zu ihm unsere Zuflucht nehmen. Und haben wir auch noch so Schweres verbrochen, und haben wir auch noch so viele Schuld angehäuft, Gott will uns wieder begnadigen, und wunderbar ruft er uns selbst zur Buße, und mit Gewalt will er uns zu ihr hinziehen, wenn wir allenfalls zu lange damit zögern. Sehet, wie Gott unser Heil am Herzen liegt, wie er dafür besorgt ist, wie es sein ernstlicher Wille ist, daß wir einstens zu ihm in den Himmel kommen. — Und so erhellet es denn klar aus Allem, warum Gott den Menschen auf die Erde hergesetzt hat: Deßwegen sind wir hier auf Erden, um Gott zu erkennen, ihm zu dienen, und dadurch selig zu werden. Das ist das höchste Ziel des Menschen, das seine Bestimmung, das seine Lebensaufgabe.

19) Wie wenig der Mensch seiner Bestimmung gemäß lebt.

Wenn uns Gott auf die Erde hieher gesetzt hat, daß wir ihn erkennen, ihm dienen, und dadurch unsere Seligkeit finden sollen, so laßt uns fragen, wie wir dieser unserer Bestimmung nachleben. Wir sollen Gott erkennen, und sollen in der Erkenntniß Gottes täglich wachsen; das ist unser Vorzug, das unsere Würde, das unsere Ehre. Deßwegen nennt der weise Mann Alle eitel, in denen keine Erkenntniß Gottes ist. (Sap. 13.) Nun aber trachten wir wirklich mit solchem Eifer nach der Erkenntniß Gottes, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert? Haben wir ein so glühendes Verlangen nach der Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, daß es unser erstes und letztes, unser wichtigstes und angelegenstes Geschäft ist? O Freunde, seien wir aufrichtig und vermehren wir unsere Sündenlast nicht noch durch eine Lüge. Wo sind denn diejenigen, welche mit solchem Eifer nach göttlichen Dingen trachten? Ja, in irdischen Dingen den Kreis unserer Erfahrungen zu erweitern, Gewerbe und Künste für das Leben zu erlernen, in

menschlichen Wissenschaften sich bewandert zu machen — das liegt uns sehr am Herzen, und hiefür haben wir Eifer, hiefür tragen wir Sorge. Aber die Kenntniß der göttlichen Dinge, die doch über alles Uebrige so weit hervorragen, als der Himmel über die Erde erhaben ist, solche Kenntnisse hat man angefangen in den höheren Ständen als etwas den feineren Sitten und der Bildung Nachtheiliges zu erklären, sie in den Bürgerständen als etwas Ueberflüssiges zu bezeichnen, und selbst in den untersten Volksklassen als etwas Gleichgiltiges zu übersehen. Dieses Urtheil ist unserer Zeit mit deutlichen Buchstaben an die Stirne geschrieben: die Erkenntniß Gottes in göttlichen Dingen ist das letzte und unbedeutendste Geschäft geworden, und man darf noch froh sein, solche zu finden, welche darein nicht eine Schande setzen, und es sich zur Unehre anrechnen, in himmlischen Dingen sich unterweisen zu lassen. Diese Gleichgiltigkeit und Geringschätzung der Erkenntniß Gottes zeigt man in unseren Tagen auf die offenbarste und schreiendste Weise: man zeigt sie durch die Lauigkeit, womit der größte Theil der Christen an der Verkündigung des göttlichen Wortes Antheil nimmt, indem man sich überall besser unterhält, überall lieber sich einstellt, überall mehr Vergnügen findet, als bei einer Predigt; man zeigt diese Geringschätzung gegen die Erkenntniß Gottes durch den Eckel und die Langeweile, welche man da gleich fühlt, wo von Gott und göttlichen Dingen die Rede ist; man zeigt sie durch die Mühe und Ueberwindung, ich möchte sagen durch den Abscheu, mit welchem man an die Lesung eines geistigen Buches geht, aus welchem der Geist Gottes zu uns spricht, während doch jede andere mit noch so thörichten Mährchen und aberwitzigen Lügen angefüllte, aber nach dem Geschmacke der Welt verfaßte Schrift mit aller Hastigkeit ergriffen wird. Daher kommt es aber auch, daß es Christen gibt, welche von den ersten und nothwendigsten Glaubenswahrheiten nichts wissen. Heißt nun das seinen Zweck erfüllen, heißt das Gott erkennen, und in der Erkenntniß Gottes wachsen? Heißt es nicht vielmehr Gott verkennen, und in dieser Verkehrtheit sich bis zur teuflischen Hartnäckigkeit verstocken? O die undankbaren Menschen! Gott war so gnädig, daß er sich uns zu erkennen gab, uns sich offenbarte, er verwendete viele hundert heilige Männer zur Ausführung dieses Geschäftes,

und zuletzt sendete er uns seinen eingebornen Sohn, der uns Alles sagen sollte, und wirklich gesagt hat, was wir zum Heile nothwendig haben, und die Stimme dieses göttlichen Sohnes Jesu Christi spricht noch fort und fort in der von ihm gestifteten katholischen Kirche, und wir Menschen halten es nicht der Mühe werth, diese göttliche Stimme anzuhören, und von ihr es uns sagen zu lassen, was uns in Bezug auf Gott und unser Seelenheil zu wissen nöthig ist!

Gott hat uns die Bestimmung gegeben, ihm zu dienen und seinen heiligsten Namen zu verherrlichen. Nun aber, wie ist unser Gottesdienst beschaffen? Wenn Gott dienen die Sünde thun und das Laster verüben hieße, dann wären wir freilich Alle eifrige Diener Gottes. Gott dienen heißt aber in seinen Geboten wandeln und seinen heiligsten Willen vollziehen. Und nun frage ich: wer läßt sich dieses angelegen sein? Wie steht es mit der Uebung unserer Religionspflichten? Das Evangelium verlangt von uns Werke der Barmherzigkeit, und daß wir, wenn wir mit Zeitlichem gesegnet, gerne unserm dürftigen Bruder mittheilen sollen: wir aber sind hartherzig und theilnahmslos bei fremder Noth; das Evangelium macht uns Gebet, fleißiges Besuchen des Gottesdienstes und andachtsvolle Gegenwart in der Kirche zur Pflicht: wir aber schämen uns selbst oft des Gebetes, halten die Beiwohnung des Gottesdienstes für eitlen Zeitverlust und betreten die Kirche nur, um Aergerniß zu geben, statt zu erbauen; im Evangelium ist uns Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit empfohlen: wir aber tragen kein Bedenken, auch das Heiligste des schnöden Gewinnes wegen gröblich zu verletzen. Im Evangelium wird uns empfohlen, ehrbar und in aller Züchtigkeit wie am hellen Tage zu wandeln; wir aber scheinen durch unsere Ausschweifungen und unsere Sinneslust mit Sodoma und Gomorrha zu wetteifern. Als katholische Christen sollen wir uns an gewissen Tagen gewisser Speisen, des Fleisches, enthalten; wir aber scheinen dieses Gebot nicht mehr zu kennen, oder trotzen der Kirche und lassen uns gerade da die verbotenen Speisen am besten schmecken. Mit Einem Worte, wir haben keine Religion mehr, sondern nur noch einen Anstrich davon. Das Unrecht, welches man Gott zufügt, rührt uns nicht mehr, sondern wir freuen uns, es mit eigenen Händen vermehren zu können; wir

sind gegen alles Göttliche und Heilige gleichgiltig und kalt, und ebenso auch gegen die Ehre und den Ruhm Gottes. Wie viele freche Scherze und wie vielen gottlosen Spott erlaubt man sich nicht täglich vor unseren Ohren gegen Religion und Kirche: und wir halten das nicht für böse, ja es fehlt oft wenig, daß wir nicht Wohlgefallen daran finden. Wie oft macht man von dem Göttlichen und Heiligen verkehrte und boshafte Anwendungen, und wir mißbilligen es oft nur, weil es nicht witzig genug ist. Wie oft verachtet und verhöhnt man den Namen unsers Herrn und Heilandes, vor dem sich alle Kniee im Himmel, auf Erde und unter der Erde beugen, und wir machen stumme Zuhörer. So dienen wir Gott, so verehren wir ihn, so vermehren wir seinen Ruhm! Wahrhaftig, jene Worte, welche Gott vor der Sündfluth gesprochen: „Es reuet mich, den Menschen geschaffen zu haben, weil all sein Sinnen und Trachten auf das Böse geht,“ würden wir unaufhörlich in unseren Ohren hören, wenn noch die Zeit des sichtbabaren Wandelns Gottes unter den Menschen wäre, und hätte Gott sich nicht selbst das Wort gegeben, ein solches Verderben nicht mehr über die Erde hereinbrechen zu lassen, längst würde eine abermalige Sündfluth sie vertilgt haben: so ganz ist alles Fleisch ins Böse ausgeartet und vom Wege Gottes abgewichen, und vielleicht daß in dieser zweiten Fluth wenige Noe sich finden würden, welche die Rettung verdienten!

Unsere Bestimmung ist es, nach dem Heile zu trachten, um einstens selig zu werden. Was kümmert uns aber der Himmel, wenn nur hier auf Erden uns Nichts mangelt. Nicht nach dem Himmel geht unser Streben, sondern an die Erde sind wir mit Leib und Seele gebunden. Sich hier das Leben angenehm zu machen, Ansehen sich zu verschaffen, seine Besitzthümer und Güter zu vermehren, wenn man sie auch nicht genießen kann, sinnlichen Freuden nachzujagen: — das ist unsere Arbeit und unser Bestreben, darüber vergessen wir alles Uebrige, und es ist gerade, als wäre der Mensch nicht mehr als jedes Thier, als wären auch wir nur für die Zeitlichkeit geschaffen, als wäre es nach diesem Leben ganz und gar mit uns zu Ende, oder als ob wir auch nach dem Tode noch an den irdischen Herrlichkeiten Antheil hätten. So ganz sind wir in die Zeitlichkeit versunken und vergraben, so wenig denken wir an Himmel

und Ewigkeit. Wenn uns Gott auch den herrlichsten Lohn anbietet, wenn er uns den Weg zum Himmel auch noch so sehr erleichtert, wenn er gleichsam die Hand herabstreckt, und uns zu sich emporziehen will; — wir lassen nicht von der Erde und der Zeitlichkeit, und sind an sie wie angeschmiedet.

Auf solche Weise trachten wir nach der Erkenntniß Gottes; auf solche Weise suchen wir Gott zu dienen; auf solche Weise verlangen wir nach dem Himmel. Und unsere Seele, welche von Gott so herrlich geschaffen und mit so erhabenen Vorzügen ausgerüstet ist, wir fürchten uns nicht Sünden, sie in Koth und Schlamm zu treten. Wenn wir in die Welt eintreten, ist uns eine Seele gegeben, die nach Gottes Ebenbild geschaffen ist; wenn wir die Welt verlassen, bringen Viele eine Seele vor Gottes Richterstuhl hinüber, welche zur teuflischen Natur ausgeartet ist, und der eher das Bild der Hölle, als das des Himmels eingedrückt ist. Durch jede Sünde entstellen wir unsere Seele und bewerfen sie mit Koth und Unrath; da wir aber täglich so viele Bosheit ausüben, welche Gestalt und Form muß endlich die Seele erhalten? Es ist dieß eine schauerliche That, das Ebenbild Gottes in sich so freventlich zu entstellen. Wenn Jemand nur das Bild eines Königs mit Füßen träte, würde er nicht alsogleich eingezogen und strengstens bestraft? Und ihr glaubt, Gott werde von euch ungestraft sein Ebenbild entstellen und verwüsten und zerstören lassen? — Unsere Seele ist eine Wohnstätte des heiligen Geistes; wir aber scheuen uns nicht, sie zur Mord- und Räuberhöhle und zum Aufenthalt des Teufels umzuwandeln. Weißt du, was einstens einem Könige geschah, der den jerusalemitischen Tempel entweihte? Reich und Krone und Leben ist ihm genommen worden. Und du meinst ungestraft zu entkommen, wenn du den lebendigen Tempel des Herrn entweihest und entheiligst? Wer den Tempel Gottes verletzt, sagt der heilige Paulus, den wird Gott vernichten; denn der Tempel Gottes ist heilig, und dieser seid ihr. Unsere Seele hat einen unendlichen Werth, und wir sind mit ihr verschwenderischer als Esau mit seiner Erstgeburt, wir verkaufen sie um jede niedere Leidenschaft an die Hölle. Unsere Seele findet nur in Gott Ruhe, weil sie nur für ihn geschaffen ist, und wie jene Taube, welche Noe aus der Arche abfliegen ließ,

nicht fand, wo ihr Fuß ruhen könnte, so findet unsere Seele in der Losreißung von Gott kein Plätzchen der Ruhe: und dennoch leben wir von Gott entfernt, und denken nicht an die Rückkehr zu ihm!

Wie weit sind wir entfernt, unsere Lebensaufgabe zu erreichen, und die Absicht zu erfüllen, um welcher willen uns Gott hieher gesetzt hat! Und wenn wir diese Lebensaufgabe nicht lösen, was hilft es uns dann gelebt zu haben und auf der Erde gewesen zu sein? O es wäre besser, wir wären nie aus dem Leibe unserer Mutter hervorgegangen; es wäre besser, wir hätten nie die Sonne gesehen; es wäre uns besser, nie gewesen zu sein; denn wir haben nur gelebt, um den Zorn Gottes auf uns zu laden; wir haben nur gelebt, um die Stunde unserer Geburt zu verfluchen; wir haben nur gelebt, um verdammt zu werden! Schauerliche Betrachtungen. Ist es dir also möglich, o Christ, noch länger von der Erreichung des Zieles abzuirren, bloß der Zeitlichkeit zu leben, und der Ewigkeit keine Sorge zu widmen? Und wenn du es thuest, bist du nicht der größte Thor? Sieh, ein vornehmer Beamter rief einstens unter Schmerzen auf dem Todbette aus: Ach, wie unsinnig war ich, so viele Ballen Papiers habe ich im Dienste meines Fürsten abgeschrieben, und für mein Seelenheil nicht Ein Blatt! Daß nicht auch du, mein Christ, im Angesichte des Todes ausrufen mußt: So viele Tage habe ich dem Dienste der Welt gewidmet, und meiner Seele habe ich nicht einen einzigen gegönnt! Wenn du mehrere Seelen hättest, ließe ich mir's noch gefallen, eine auf das Spiel zu setzen; dann könnte man sich denken, geht die eine zu Grunde, so kann doch die andere gerettet werden. Nun da du aber nur Eine Seele hast, und diese so leicht verlierbar ist, wie ist es möglich, daß du sie eines leichtfertigen Vergnügens wegen, oder um einem Geschöpfe zu gefallen, oder des eigennützigen Gewinnes willen täglich einer hundertfachen Gefahr der Verdammung aussetzen kannst! Welch eine Verblendung! O so lernet denn einmal verständig werden: lernet es einsehen, daß das allein Nothwendige ist, Gott dienen und selig werden; lernet es einsehen, daß wir zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen müssen; lernet es einsehen, daß es dem Menschen nichts hilft, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er an seiner Seele Schaden

leidet. (Matth. 16.) Wer seine Seele verliert, sagt der heilige Eucherius, der hat Alles verloren. Sucht also das eine Kleinod zu retten und zu erhalten, und achtet alles Uebrige für Hinfälligkeit und Eitelkeit, das euch in Ewigkeit nicht befriedigen kann. Sagt euch's immer vor, daß wir deßwegen auf Erden sind, um Gott zu erkennen, ihm zu dienen, und selig zu werden; sagt euch's immer vor, daß ihr die unglücklichsten Geschöpfe seid, wenn ihr dieses Ziel nicht erreichet; fragt euch täglich, ob ihr diesem Ziele nachlebet und erforschet euch täglich, wie weit ihr hierin schon gekommen seid.

20) Welch einen großen Werth die Seele des Menschen in den Augen Gottes hat.

Schon aus der Schöpfungsgeschichte der menschlichen Seele, im Vergleiche zu den übrigen geschaffenen Wesen, können wir schließen, wie hoch sie in den Augen Gottes stehen müsse. Und nur deßwegen, glaube ich, bildete Gott mit eigenen Händen den menschlichen Leib aus Erde, und schuf ihn nicht durch die einfache Kraft seines Wortes, weil er die Bestimmung hatte, ein so köstliches Kleinod — die gottähnliche, unsterbliche Seele zu umschließen und mit ihr zu einer Person sich zu vereinigen. Gott muß aber auch, so zu sagen, die menschliche Seele schätzen und theuer halten, weil er sie ja geschaffen hat nach dem höchsten Modelle, — weil er sie nach seinem eigenen Bilde und Gleichnisse geschaffen hat, und er hat sie so geschaffen, eben weil er sie ehren und hochhalten wollte. Und wie hat Gott nicht in der That diese Seele schon auf Erden ausgezeichnet! Es ist zwar nicht zu leugnen, daß manche andere Geschöpfe verschiedenerlei Vorzüge haben, durch welche sie über die Menschen hinwegzuragen scheinen, so erreicht z. B. die Sehkraft des Adlers aus unabsehbarer Höhe den kleinsten Gegenstand auch im tiefsten Abgrunde noch, und die Schärfe seines Auges vermag selbst dem Sonnenlichte zu trotzen; andere Geschöpfe übertreffen den Menschen durch das Maaß ihrer Körperstärke, wieder andere durch Behendigkeit und Leichtigkeit der Bewegung, noch andere durch die Schärfe ihres Geruches. Allein was wiegt die Seelenkräfte des Menschen auf? Was vermag sein Geist? Was Großes schafft, welche Wunder vollbringt er? In welchen Künsten

versucht er sich, bis in welche Tiefen des Ergründens und Forschens bringt er, und wo findet er seine Grenzen, als nur in dem, der ihm das Dasein gegeben — in Gott? Die Erde ist ihm zu klein, auch in ihre Eingeweide dringt er und in ihre tiefsten Abgründe steigt er hinab, und dieß Alles ist ihm noch zu wenig, mit dem kühnsten Adler steigt er zu den Sternen auf, und betrachtet dort die sich umwälzenden Lichtkörper, berechnet die Bahnen der Sterne, und gibt an ihre Umlaufszeiten. So ist der menschliche Geist — so die Seele, gleichsam alldurchdringend und schrankenlos, ein treues Ebenbild seines gnädigen Gottes, der ihn also geschaffen hat. Und wenn auch noch im Körper, ist er so zu sagen schon wie entkörpert; denn in Blitzesschnelle durchfliegt der Geist Millionen Meilen und ist, wenn auch körperlich hier, geistig in den entferntesten Räumen. Aber dieses Alles ist nur Rauch, und im Vergleich zu dem Uebrigen noch wie nichts zu achten: die Gottähnlichkeit der Seele leuchtet noch in viel hellerem Glanze, indem die menschliche Seele durch Gottes gnädige Erbarmung mehr oder weniger fast an allen göttlichen Eigenschaften Theil nimmt. Gott besitzt Alles im höchsten, im unaussprechlichen und unerreichbaren Grade, er ist die vollendetste Vollkommenheit und die vollkommenste Vollendung; aber nach Umständen nimmt verhältnißmäßig auch die menschliche Seele an seiner Größe Theil, und oft schon auf dieser Erde. Gott ist der Ewige und Unvergängliche, seine Jahre nehmen nie ab, und seine Tage gehen nie zu Ende. Die menschliche Seele nimmt zwar einen Anfang, allein wer kann ihr Ende nennen; wie Gott, so hört auch sie nie auf; wie Gott, so ist auch sie unsterblich; wie Gott, altert sie nie, sie bleibt immer. Die Welt geht einstens unter, selbst die Millionen Sterne, welche an der Himmelsdecke leuchten, sie werden einstens nicht mehr sein, nur die Seele, die jetzt oft in so gebrechlichem Leibe eingeschlossene Seele fragt nach Millionen und abermals Millionen abgelaufenen Jahren vergebens um ihr Ende; sie ist ewig, unzerstörbar, unauflösbar, unvertilgbar. Selbst derjenige, der gerne um jeden Preis seine Existenz vernichten möchte, er kann sich zwar ein Leben von wenigen Jahren nehmen, aber keinen Tag, keinen Augenblick von der endlosen Ewigkeit hinwegschneiden; er kann zwar seinen Leib tödten, aber seiner Seele nichts anhaben; denn sie ersäuft nicht

im Abgrunde des tiefsten Meeres, sie erkält sich nicht im Sturze vom höchsten Thurme; sie verkohlt nicht im heißesten Gluthofen; sie haucht nicht aus unter den Zähnen der grimmigsten Thiere: ja selbst die Hölle kann ihre Existenz nicht zerstören, und die Teufel können ihr mit allen Martern und Qualen nicht den Tod geben: sie ist und bleibt ewig und unvertilgbar. —

Bei Gott ist die höchste Macht, er ist allmächtig; Gottes gnädige Erbarmung theilt auch, so zu sagen, mit den Seelen seiner Getreuen oft in auffallend hohem Grade seine Macht. Versichert uns ja der göttliche Heiland selbst: Wir können Berge durch gläubiges Gebet versetzen, und der Apostel ruft uns zu: Wer ist gegen uns, wenn Gott mit uns ist? — Und wieder: Ich kann Alles in dem, der mich stärkt. In der That, was vermochten nicht schon so viele Heilige durch Gott? Um nicht in das Alterthum hinabzusteigen, der heilige Vinzenz von Paul, ein armer Priester in Frankreich, der sich sein tägliches Brod erbettelte, und das einzige Gewand an seinem Leibe nur fremdem Mitleide verdankte, wie viele Hunderttausende von Gulden waren es, die durch seine Hand nur in das durch Krieg und Hunger und Pest verwüstete, benachbarte Lothringen flossen? Der heilige Franz Xaver, ein einfacher Ordensmann, hatte er nicht die Kraft, die Gräber aufzuschließen und die Todten lebendig herauszunehmen? Der fromme Nikolaus von der Flüe, hatte er seinen Leib nicht so sehr unter seine Botmäßigkeit gebracht, daß er zwanzig Jahre lang, mit Ausnahme des Empfanges des heiligen Altarssakramentes, nicht die geringste Speise über sein Herz brachte?

Gott ist gnädig und langmüthig und verzeiht gerne, und ist auch seinen Feinden nicht abhold; er läßt regnen über die Felder der Sünder wie über die der Gerechten, und seine Sonne sendet ihre Strahlen nicht kärger auf den Bösewicht als auf den Gerechten herab. So ahmt ihn auch die gottähnliche Seele in Allem nach, und ist dem Feinde nicht hartherziger als dem Freunde und gegen den Beleidiger nicht mitleidsloser als gegen den Wohlthäter. Kurz, die Züge alles Schönen und Erhabenen und Himmlischen schuf Gott der menschlichen Seele ein, auf daß sie ein treues Ebenbild von ihm wäre. Vorzüglich aber leuchtet diese Ebenbildlichkeit Gottes hervor an ihrer Fähigkeit, mit der Gnade Gottes ein immer höheres Maaß von Heiligkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit

zu erlangen, und eine ganze Ewigkeit hindurch auf eine immer höhere Stufe von Seligkeit sich aufzuschwingen, und so der Gottähnlichkeit immer näher zu kommen, — ein Ziel, welches uns Jesus Christus mit dem Rufe vorzeichnet: Werdet heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist! — Und eine Seele, welche dieser Einladung Gehör gibt, was wird ihr Gott jenseits einstens geben, wenn sie zu ihm selbst gekommen ist? Alles habe ich gesagt, wenn ich den Apostel reden lasse, der da spricht: Eine Seligkeit gibt Gott den vollendet zu ihm Hinübergegangenen, wie sie noch kein menschliches Auge gesehen, wie sie noch kein menschliches Ohr gehört, wie sie noch in keines Menschen Herz gedrungen ist.

Wie theuer muß nun unserm Gott die menschliche Seele sein, die er also verherrlichet und erhöhet und auszeichnet! Aber höret weiter: Der Mensch erkannte seine Würde nicht, er zerriß seinen Adelsbrief durch die Sünde, und wendete sich dem Teufel zu. Und nun, was that Gott? Ließ er die Seele in ihrem Verderben untergehen, gab er sie der Hölle Preis, erlösete er sie nicht mehr? Ja, als einstens jene Lichtgeister, welche als herrliche Sonnen an seinem Throne glänzten, durch die Sünde fielen, — da hatte Gott kein Erbarmen mehr. Er stieß ihn hinab, jenen herrlichen Morgenstern — jenen Lucifer — mit seinem Anhange in den tiefen Abgrund der Hölle, und Jahrtausende weheklaget er — der einst so Glückliche, im finstern Orkus — am Orte des Heulens und des Zähneknirschens, und eine Ewigkeit wird dahingehen, und ihm keine Erlösung bringen. So erbarmte sich Gott dieser gefallenen Geister nicht mehr, rettete sie nicht mehr aus der Hölle; aber als der Mensch sündigte und durch die Sünde fiel, da war Gott seine Seele zu theuer, als daß er sie hätte verstoßen können. Er sendete Hilfe, und durch Wen? Etwa durch einen Engel oder Erzengel, oder durch einen Seraph oder Cherubim; oder durch eine Legion von Mächten und Herrschaften? Nein, seinen von Ewigkeit her gezeugten, innigstgeliebten, gleich göttlichen Sohn selbst sendete er zur Erlösung. Und wie sollte er die Erlösung bringen? Etwa durch die Allmacht seines Wollens oder durch die Kraft seines Wortes, durch welches er einstens die Welt aus ihrem Nichts hervorgerufen? Nein, sondern dadurch, daß Gott sich gleichsam seiner Gottheit entkleidete und sich vermenschlichte; dadurch, daß er den im Elende Schmach-

tenden in Allem ähnlich wurde, daß er ihre Sünden auf seine Schultern lud, daß er alle Qualen und Marter ausgestanden, daß er sich hat kreuzigen lassen und gestorben ist. Dadurch hat er uns die Erlösung gebracht, und denen hat er sie gebracht, die ja eben seine Peiniger und seine Kreuziger waren. Aber auch die so erlöset sind, kehren nach ihrer Befreiung nur zu oft wieder in die Knechtschaft des Teufels zurück; allein auch jetzt ist Gottes Vatergüte bereit, die Sklaven wieder zu Söhnen der Freiheit zu machen. Die gefallenen Engel sündigten nur einmal, und für sie gab es kein Erbarmen mehr, und die Menschen, sie sündigen so oft, kreuzigen so oft ihren Gott und Heiland, und der Gerechteste unter ihnen fällt des Tages siebenmal; und dennoch streckt Gott immer wieder seine Arme nach dem im Schlamm und Koth Versunkenen aus, nie ist ihm die Thüre des Heils verschlossen, immer steht ihm der Weg zum Hause seines Vaters offen, und wenn er siebenzig oder achtzig Jahre lang dem Teufel und der Hölle gedient hat, wenn er ergraut ist in den Lastern, und sein Leben lang seinen Gott verleugnet und mit Füßen getreten hat, aber am Abende seines Lebens noch zum Kreuze kriecht, und Buße thut und sich bekehrt: — er ist gerettet und der Himmel ist ihm geöffnet, ja wenn er nur noch den letzten Athemzug für Gott verhaucht, er darf hoffen an Gott einen gnädigen Erbarmer zu finden.

Gerechter Gott, welch einen unaussprechlichen Werth müssen die menschlichen Seelen vor deinem Angesichte haben! Die gefallenen Engel sündigten einmal, und für sie gab es keine Hilfe mehr; die Menschen sündigen so oft, und für sie trocknet der Gnadenstrom der göttlichen Erbarmungen nie aus. Die gefallenen Engel sündigten, und um sie zu erlösen, sendetest du keinen ihres Gleichen; die Menschen sündigten, und um sie zu retten, sendetest du deinen Eingebornen. Die gefallenen Engel sündigten, und um sie zu retten, sprachst du kein Wort deiner Allmacht; die Menschen sündigten, und für ihre Loskaufung schlachtetest du deinen innigst geliebten Sohn Jesum Christum. Wer kann es sagen, wie kostbar die menschlichen Seelen vor Gott seien? Lieben muß er sie fast inniger als sich selbst, denn seinen Eingebornen schonte er nicht, um sie verschonen zu können; theurer müssen sie ihm sein als der Himmel; denn dieser ist beauftragt, sie zu schützen und zu wahren, und die

Geister, welche den Thron seiner Herrlichkeit umstehen, sie sind zugleich die schützenden Engel unserer Seelen; denn sie sind Geister, zum Dienste derjenigen abgeordnet, welche das Erbe des Heils erlangen werden; — sein müssen sie — die Seelen — unserm Gotte wie der eigene Augapfel, so kostbar, so theuer, so werthvoll.

21) Wie gering viele Menschen ihre Seelen achten.

Unsere Seele hat vor Gott einen solch unaussprechlichen Werth, daß Nichts ihren Schätzungspreis aufwiegen kann; denn schau an die Schönheiten des Firmaments und betrachte die Gestirne des Himmels, und du mußt sagen: Ich habe noch ein Herrlicheres in mir selbst, weit vortrefflicher noch ist meine Seele. Für dieses Alles ist kein Sohn Gottes gestorben; meine Seele aber zu erlösen, hielt es der Eingeborne des Vaters nicht unter seiner Würde, dreiunddreißig Jahre lang als vermenschlichter Gott alle Mühseligkeiten zu ertragen und zuletzt noch am Kreuze zu sterben; — dieses Alles wird einstens nicht mehr sein — es wird einmal keine Sonne mehr leuchten und keine Sterne werden mehr glänzen, aber meine Seele wird dennoch leben. Dieses Alles, — und nicht einmal die Engel, selbst nicht die ersten Würdenträger am Throne Gottes, — ist nicht nach Gottes Ebenbild geschaffen; meine Seele aber ist das Bild und Gleichniß des dreieinen Gottes. Die Engel, die Cherubim und Seraphim, die Mächte und Herrschaften, die Thronen und Gewalten werden Gott dienen; meine Seele aber wird mit ihm herrschen. Daher ruft aus im Genusse dieses seligen Gefühles der Psalmist: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? Nur eine kurze Zeit hast du ihn unter die Engel erniedrigt, mit Ruhm und Herrlichkeit hast du ihn gekrönet, und gesetzt hast du ihn über alle Werke deiner Hände (Ps. 8, 6.). Allein diese so edle, kostbare Seele, welche einstens herrlich am Throne Gottes leuchten und dort die Stelle der gefallenen Lichtgeister einnehmen soll, — wie so wenig geachtet erscheint sie oft in unsern Augen. Den Leib, welchen die Motten einstens verzehren und die Würmer auffressen werden, schmückt man auf das sorgfältigste, ihn wascht und badet man auf das reinlichste, ihn pflegt man auf das eifrigste, und jedem Gliede wendet man die unverdrossenste Aufmerksamkeit zu, und selbst natürliche Gebrechen weiß man künstlich zu ersetzen; allein die edle Seele, das Bild Gottes — ihr

Wohl überläßt man dem blinden Ohngefähr, sie zu schmücken, sie zu pflegen, für ihr Heil zu sorgen — das hält man nicht der Mühe werth. Man läßt sie in Koth und Schlamm versinken und statt sie herauszuziehen, tritt man sie mit eigenen Füßen nur noch um so tiefer hinein; man sieht sie in Krankheit und Mühseligkeit durch eigene Schuld verfallen; aber statt ihr Hilfe angedeihen zu lassen, beschleunigt man vielmehr ihren Tod. Ja, man ist so verkehrt und so verblendet, daß man in sein eigenes Leben das Mordeisen stoßt, und dann kaltblütig hinsterben läßt — die unsterbliche Seele. O wer mag sie nennen jene Legionen, die Mörder ihrer eigenen Seelen werden! Und ich rede nicht von jenen, die da an ihrem zeitlichen Leben sich vergreifen, und durch einen gewaltsamen Tod sich dem Strafgerichte Gottes überliefern, — ihrer sind weniger, und von ihnen glaubt man gerne, daß sie im Zustande einer gänzlichen Geisteszerrüttung und Verstandesverwirrung den schrecklichen Schritt thun; — nicht von solch' Unglücklichen, sondern von denen spreche ich, die noch zu leben scheinen, obwohl sie sich schon längst getödtet und gemordet haben, von jenen spreche ich, von welchen die heilige Schrift sagt, daß sie zwar noch den Namen der Lebendigen tragen, daß sie aber in der That todt sind. (Apoc. III. 1.) Von den Sündern rede ich; jeder, der die Sünde thut, ist ein Mörder, und ein Selbstmörder, ein Mörder seines eigenen Lebens, ein Mörder des Ebenbildes Gottes, ein Mörder an seiner unsterblichen Seele und an seiner ewigen Seligkeit. Denn das Leben der Seele besteht in der Gnade, in dem Frieden mit Gott, in der Vereinigung mit Jesus, dem göttlichen Heilande; durch die Sünde fällt man aber aus diesem seligen Verbande, trennt sich von der Lebensquelle, und die Folge davon ist der geistige Tod. Wie nämlich der Mensch nur so lange lebt, als der Leib mit seiner Seele vereinigt ist, aber sogleich stirbt und zerfällt, sobald diese aus dem Körper fährt, so ist auch die Seele, reißest du sie aus ihrem Verbande mit Gott, dem Tode verfallen. Der Sünder ist also todt, er bewegt sich zwar noch, er handelt und wirkt, er redet und hört, er sieht und fühlt; allein sein Leben dient nur dazu, sich im Tode noch mehr zu befestigen. Und welchen Tod stirbt er? Nicht den zeitlichen, nicht den Tod, der da gleich ist einem Einschlafen am Abende und einem freudigen Wiedererwachen

im Jenseits; er verliert nicht ein Leben, das nur eine Zeit währt, sondern ein Leben, welches für eine ganze Ewigkeit geschaffen ist; denn nicht der verwesliche Leib, sondern seine Seele stirbt, und sie stirbt, weil von ihm selbst gemordet — durch seine Schuld stirbt sie, durch seine Schuld ist das Ebenbild des dreieinen Gottes zerstört und vernichtet; durch seine Schuld ist todt und der Hölle verfallen eine Seele, die Gott nur aus Liebe erschaffen, die der Eingeborne des Vaters mit so vielen Leiden erlöset, die der Geist der Heiligkeit zum Tempel Gottes eingeweiht hat; eine Seele stirbt, die eine Ewigkeit lang mit Gott endlose Freuden genießen soll. Diese Seele tödtet der Sünder! O daß er die Erde untergrübe und sie einfallen machete, daß er die Sterne vom Himmel risse, daß er die Sonne am Firmament auslöschete; — er hätte weniger gethan, hätte gegen Gott weniger sich aufgelehnt und geringer gefehlt; denn nur Vergängliches hätte er zerstört; durch die Sünde aber mordet er Gottes erstes und vornehmstes Geschöpf, — sein eigenes Ebenbild löscht er aus, die Seele tödtet er. Und Andere, welche die theure Seele so dahin sterben sehen, wie kaltblütig und gleichgiltig sind sie bei ihrem Tode? Wenn ein Haus in Flammen steht, eilet Alles herbei, um zu löschen und dem Feuer Einhalt zu thun; aber wenn eine Seele vom Brande der Sünde ergriffen wird, und daran ist, in die ewigen Flammen der Hölle hinabzustürzen, da bleibt man ein müßiger Zuschauer. Wenn die Pest oder eine herrschende Krankheit in einer Stadt wüthet, trifft man alle möglichen Anstalten, das leidige Uebel wieder zu entfernen; aber von der Pest der Sünde läßt man ruhig ganze Ortschaften entvölkert werden. Wenn ich zu einem Vater sagte: Eile, denn eben haben Räuber deinen Sohn überfallen, er ist in Gefahr von ihnen erschlagen zu werden, — da würde er das ganze Haus zu Hilfe rufen; aber wenn ich ihm sage: Dein Sohn, deine Tochter, alle deine Kinder schweben in Gefahr, durch die Sünde ihre unsterbliche Seele zu verlieren, — das greift ihn nicht an, das kümmert ihn nicht. —

So schätzen wir unsere Seelen; wir lassen sie in Krankheiten und Mühseligkeiten verfallen, und vernachlässigen sie; wir tödten sie und wüthen selbst gegen die getödtete noch, indem wir Sünde auf Sünde häufen, und sie so gleichsam zum fortgesetzten Schlachtopfer machen. Das Theuerste achten wir als das Geringste und

geben es dahin für Tand und Erdenstaub. Welch einen unendlichen Lösepreis gab Jesus Christus, um unsere Seele vom Teufel und der Hölle loszukaufen; Gott fand sie so viel werth, daß er es nicht für zu viel erachtete, sie durch den Tod seines Sohnes wieder einzulösen. Wir entziehen aber die so theuer erkaufte Seele unserm Gotte und verkaufen sie um jede Kleinigkeit an den Teufel, und sind auf diese Weise gleichsam Diebe und Verschwender zugleich. Esau verkaufte das Recht seiner Erstgeburt um ein Linsenmuß an seinen Bruder Jakob, und man tadelt seinen Leichtsinn; wir aber verkaufen eine viel vorzüglichere Erstgeburt, die uns zur Erbschaft des Himmels berechtiget, an den Teufel. Und um was? Um jeden Preis; nichts kann die Hölle wohlfeiler von uns erhalten, als eben unser theuerstes Gut, unsere unsterbliche Seele. Der Geizhals achtet einige Klumpen Goldes oder einige Stangen Silbers, die ihm die Diebe über Nacht stehlen, oder einige zu einem Hause zusammengefügte Steine und einige Stämme Holz, was in einer Stunde die Flamme auffressen kann, also Koth und Erdenstaub — ein Fraß der Würmer und eine Speise der Motten, diese Besitzthümer achtet er höher als seine unsterbliche Seele, und gerne gibt er diese hin, wo der Teufel ihm jene gibt. Dem Ehrsüchtigen gelten Würden und vornehme Aemter, wegen deren schlechten Verwaltung vielleicht die Nachwelt seinem Andenken flucht, mehr, als die ewige Seligkeit; der Stolze und Eitle hält es für wichtiger, seinen Körper, der bald im Pfuhl der Hölle brennen wird, mit Gold und Seide zu schmücken, als seine Seele mit Tugend und Gerechtigkeit zu bekleiden; dem Schlemmer behagt es besser, seinen Leib für die Würmer zu mästen, als das Ebenbild Gottes an sich zu pflegen. Viele sind gegen den Teufel noch freigebiger: der Dieb verkauft seine Seele, um am Galgen zu vollenden; der Wohllüstling, um im Siechhause zu sterben; der Unmäßige, um sich den Tod hineintrinken zu können. Das sind die Güter, welche wir für den Verlust unserer Seelen einlösen.

O, wollen wir es doch bedenken, was es heiße, eine Seele geht zu Grunde; wollen wir es erwägen, das schreckliche Wort, wenn sich Einer sagen muß: Meine eigene Seele ist es, die zu Grunde geht. O was hilft es einer Seele, wenn sie auf Erden Alles genossen und Alles besessen hat; wenn sie in Goldpalästen

gewohnt, und an Fürstentafeln gespeiset; wenn sie in Eiderdunen geschlafen, und in Silber sich gekleidet hat; was nützen dem Geizigen seine Hunderttausende; was dem Wollüstling die genossenen Stunden seiner befriedigten Lust; was der Schönheitsgöttin die gezollte Bewunderung; was dem Ehrsüchtigen die verwalteten Aemter. Was nützt dieses Alles in der Hölle: was helfen da die schönen Kleider, was die vollen Geldrollen, was die besessenen Paläste, was die bekleideten Würden? Dieses Alles kühlt nicht ihre Flamme, dieses Alles erleichtert nicht ihre Qual, dieses Alles tröstet nicht in der Pein, dieses Alles lindert nicht den Schmerz. So wollen wir den Ausspruch des Herrn vernehmen, wenn er uns zuruft: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? (Math. 16, 16.) Wollen wir doch unsere Seele würdig schätzen, wollen wir sie halten für das köstlichste Kleinod und den herrlichsten Edelstein. Ferne sei es daher von uns, die Seele noch einmal durch eine Sünde dem Teufel zu verpfänden: nein, Gott, der sie erschaffen hat aus Liebe, und für sich sie erschaffen hat, und die ihm von der Hölle Entrissene, und in die Gefangenschaft des Teufels Gerathene um das kostbare Blut seines Eingebornen wieder eingelöset hat, — ihm, dem dreieinen Gott — dem Vater, der sie erschaffen, dem Sohn, der sie erlöset und dem heiligen Geiste, der sie geheiliget hat, soll sie gehören in alle Ewigkeit.

22) Die Rettung einer Seele ist das Gott wohlgefälligste Werk.

Es sind zwar alle Tugenden Gott wohlgefällig, und haben die Verheißung auf das ewige Leben; aber die Krone unter allen ist die Stellung der Seelen. Durch alle übrigen Tugenden, die ein Mensch ausübt, wird Gott nicht größer, nicht reicher. Aber durch die Rettung einer Seele, läßt sich im gewissen Sinne sagen, wird Gott größer und geehrter. Denn der Anblick des Sünders ist es, welcher den Himmel mit Betrübniß erfüllt; der, wenn es möglich wäre, die Freude der Auserwählten störte und Gott selbst mit Klagen erfüllte. Wer also eine Seele rettet, der trocknet gleichsam Gott und dem Himmel die Thränen; wer eine Seele rettet, der macht Gottes und des Himmels Klagen verstummen; wer eine

Seele rettet, nimmt Gott und dem Himmel das Herzeleiden ab. — Alle andern Tugenden, sagte ich, machen Gott nicht reicher; aber wer eine Seele rettet, der füllt einen leeren Platz im Himmel aus, der führt Gott zu, was bisher nicht sein gewesen, der erweitert die Grenzen des Reiches Gottes, hat Gottes Herrschaft ausgedehnt, hat, ja ich darf es sagen, dem das kostbarste Geschenk gemacht, dem Alles gehört; er hat mit einem Worte Gott um eine Seele reicher gemacht. — Wer eine Seele rettet, dem ist bei Gott Alles möglich, dessen Gebete wird nichts versagt werden; denn er hat gleichsam das Herz Gottes in seine Hände bekommen. Wenn ein Vater einen geliebten Sohn hat, welchem er schon Jahre lang alle Mühe und alle Sorge zugewendet, auf dem alle seine Hoffnungen ruhen, der die Freude seines Lebens ist; — wenn aber dieser sich einmal vom väterlichen Hause entfernt, und sein Leben da in Gefahr kömmt; wenn ein wilder Strom ihn ergriffen hat und ihn in seinen Abgrund zu führen droht, und der Vater dieses Alles aus der Ferne sieht, und dabei vor Herzeleid zerbersten möchte: wenn aber ein Menschenfreund am Ufer, der ebenfalls diese Gefahr sieht, sich schleunig in den Strom wirft, dem schon Untersinkenden nacheilt, mit ihm glücklich das Ufer gewinnt, und das schon verloren gegebene Kind gerettet in die Arme des trostlosen Vaters führt: sagt, wie wird der Vater den Retter seines Sohnes aufnehmen, wie wird er ihn belohnen, was wird er ihm versagen, welche Bitte wird er ihm abschlagen können, und wäre dieser auch sein ärgster Todfeind gewesen, wird er ihm nicht dieser einzigen That wegen, Alles verzeihen? — Wer eine Seele rettet, der hat mehr gethan als hätte er hundert Jahre in der strengsten Buße gelebt; er hat mehr gethan, als hätte er alle Drangsale ausgestanden und alle Verfolgungen auf sich genommen; er hat mehr oder doch gewiß nicht weniger gethan, als hätte er seinen Leib der Geißlung und der Verwundung und dem Tode hingegeben. Denn mit all diesen Werken, so bewunderungswürdig und löblich sie sind, wird Gott nur zeitlich und beschränkt verehrt; eine für den Himmel gerettete Seele aber ist der lebendige Lobpreis Gottes, eine solche Seele verherrlicht ihn ohne Maß und Grenze die ganze Ewigkeit hindurch auf die allervollkommenste Weise.

Wer eine Seele rettet, der hebt auch durch diese einzige That

größere Uebel und Greuel auf, als alle Menschen aller Zeiten thun können, weil nach dem Ausspruche eines frommen Geisteslehrer gar kein Vergleich ist zwischen den Sünden, die auf dieser Welt begangen werden, und den gräßlichen Verfluchungen und Verwünschungen und den ungeheuern Lästerungen, welche ein Verdammter in der Hölle die ganze Ewigkeit hindurch gegen Gott auswirft. Alle diese greulichen Flüche und Gotteslästerungen aber, welche eine ganze Ewigkeit dauern, nimmt der hinweg, welcher eine Seele vom Tode errettete. —

Wer eine Seele rettet, der hat dem Nächsten größere Dienste erwiesen, und mehr Liebe gegen ihn gezeigt, als hätte er ihm was immer gethan. Was nützt es einem, wenn ich ihm Tausende schenke, wenn ich ihn von den empfindlichsten Schmerzen befreie, wenn ich ihn mit Ehren aller Art überhäufe, wenn ich ihn in Gold und Seide kleide, wenn ich ihn auf die höchste Stufe des menschlichen Ansehens stelle: was nützt ihm Alles, wenn ich aber darüber seine Seele zu Grunde gehen lasse? Meint ihr, ein Solcher wird mir einstens in der Hölle dafür danken, wird mir und meiner glänzenden Last, die ich ihm angehangen, nicht vielmehr fluchen? Wird er mich vor Gottes Angesicht als seinen Wohlthäter segnen, und nicht vielmehr wie auf seinen Uebelthäter gegen mich Verwünschungen ausstoßen? So habe ich ihm also mit allen meinen Gnaden und Auszeichnungen vielmehr geschadet statt genützt; ich habe nichts weiter gethan, als daß ich den Empfänger meiner Huld auf dem Wege zur Hölle einen Vorschub gegeben. Wenn ich hingegen meinen Mitmenschen gar keinen andern Dienst erwiesen, ihre Seele aber aus den Händen des Verderbens gerettet habe: meint ihr, ich hätte noch Größeres thun können? Die Rettung einer Seele überwiegt alle übrigen Liebesdienste: es ist auch vortrefflicher als Almosen, noch vortrefflicher als Krankenpflege, selbst vortrefflicher als die Hingabe seines eigenen Leibes für das Wohl seines Bruders.

Wer eine Seele rettet, der hat Jesum Christum, unserm göttlichen Erlöser, einen Kummer abgenommen; denn der Verlust eines einzigen seiner Schäflein ist für ihn der größte Jammer; — wer eine Seele rettet, der hat eines jener Schwerter aus dem Herzen der seligsten Jungfrau Maria gezogen, von denen sie einstens unter dem Kreuze ihres geliebten Sohnes durchbohrt worden; denn die

Sünden der Menschen haben sie in ihr Herz gestoßen. — Wer eine Seele rettet, der hat alle Engel erfreut und den ganzen Himmel mit Jubel erfüllt; denn so lesen wir in der heiligen Schrift: Ueber einen einzigen Sünder, der Buße thut, ist im Himmel eine größere Freude als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen. Und um zum Ende noch Alles zu sagen, wer eine Seele rettet, der kann kaum mehr verloren gehen. Denn wird die gerettete Seele im Himmel glücklich sein können, ohne ihren Retter bei sich zu haben? Was wird ihr also die Liebe gegen ihren Wohlthäter nicht Alles eingeben? Wird sie aufhören zu bitten und zu flehen, bis sie auch das Heil ihres Retters von Gott erlangt hat? Ja, wird der Himmel selbst so undankbar sein, wird er sich ein Freudenfest bereiten lassen, und dann den, welcher es ihm bereitet, im ewigen Leiden und Jammer sehen können? Und endlich wird Gottes Vaterherz es über sich bringen können, den, welcher ihm ein geliebtes, aber schon verlornes Kind wiederum zurückgeführt hat, von sich ohne all Erbarmen zu stoßen; wird er nicht vielmehr schon dieser einen That wegen ihm verzeihen und ihn in Gnaden aufnehmen. — So ist denn wahrhaftig die Rettung der Seele der größte Gewinn.

23) Es ist Allen möglich, zur Rettung der Seelen mitzuwirken.

Es ist eine häufig verbreitete Meinung, daß nur die Kirchendiener für das Heil der Seelen zu sorgen hätten, alle Uebrigen ginge diese Sorge nicht an, sie können dabei gleichgiltig sein. Aber so steht es nicht im Evangelium. Wir lesen vielmehr, daß die Unwissenden lehren, den Zweifelnden rechtrathen und die Sünder bekehren — also die Verirrten auf den Weg der Tugend und der Rechtschaffenheit zurückführen — geistige Werke der Barmherzigkeit seien; es wird uns sogar in demselben befohlen, die Verirrten wiederum zu Gott zurückzuführen; denn so wird uns gesagt: Ist Jemand unter euch von einer Sünde übereilt worden, so richtet ihn, die ihr geistig seid, wiederum auf. An einer andern Stelle heißt es: Hat dein Bruder wider dich gesündiget, so halte es ihm zwischen vier Augen vor; höret er dich, so hast du seine Seele gewonnen, höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei als

Zeugen dazu; höret er auch diese nicht, so zeige es der Kirche an. Sehet, hier ist sogar die Art und Weise bezeichnet, wie man die in Sünde Gefallenen behandeln soll. Es ist aber auch für Alle gar leicht, an dem Bekehrungsgeschäft der Menschen Antheil zu nehmen, und unsterbliche Seelen zu retten. Und das Wie hiebei soll sogleich erklärt werden. Die Einen können dieses durch Unterricht und Rath.

Zur Ehre der Menschheit wollen wir es bekennen, daß Wenige unter uns aus Bosheit und teuflischem Willen sündigen, sondern Viele aus Unwissenheit und Mangel eines festen Entschlusses fehlen. Würden wir diesen ein Wegweiser sein, würden wir ihnen die verschlossenen Augen öffnen, würden wir ihre Finsterniß durch das Licht des Glaubens erleuchten, würden wir ihnen die Binde von den Augen nehmen, würden wir sie von ihren unseligen Zweifeln heilen, würden wir ihnen zur Festigkeit eines Entschlusses verhelfen: — wir hätten sie aus ihrem Abgrunde heraufgezogen, vor Verderben bewahret und ihre Seelen gerettet. Und warum wollen wir es nicht thun? Unwissende lehren und Zweifelnden rechtrathen ist ja doch ein geistiges Werk der Barmherzigkeit, ist der Befehl und der Wille unsers göttlichen Erlösers. Wenn sich ein Wanderer verirrt, so ist Niemand so unbillig, daß er ihm nicht den rechten Weg weiset; aber wenn einer vom Wege des Heiles abgewichen und die Straße zum Himmel verloren hat, da können wir ihn gleichgiltig seinem Verderben entgegen gehen sehen? Und gleichgiltig können oft sogar die gegen einander sein, welche durch die zärtlichsten Bande verbunden sind: mit gleichgiltigen Augen können oft Eltern ihre Kinder, können Geschwisterte, können die innigsten Freunde einander sich dem Verderben entgegeneilen sehen. O brennete in dem Herzen dieser, ich will nicht sagen, das Feuer der christlichen, sondern nur ein Funke der natürlichen Liebe, sie müßten einander hilfreich die Hand bieten. Die Apostel opferten Blut und Leben hin, um unsterbliche Seelen zu retten, die Missionäre setzen sich noch heut zu Tage allen Leiden und Drangsalen aus, um die Grenzen des Reiches Gottes zu erweitern, und wir lassen in unserer Nähe so viele Seelen zu Grunde gehen, die wir oft durch ein einziges Wort der Belehrung oder des Rathes retten könnten! Die Feinde der Wahrheit sind so unermüdet beschäftiget, um der Hölle Dienste

zu leisten; die Feinde unserer heiligen Kirche weihen Vermögen, Zeit und Kräfte dem verderblichen Geschäfte, Irrthum und Unglaube und gefährliche Bücher und verkehrte Grundsätze auszubreiten, und wir bleiben müssige Zuschauer und räumen der Hölle das Feld? Wie, der Satan findet so eifrige Gehilfen, und Jesus Christus muß seine Sache verlassen sehen? Wie, der Hölle bereiten wir durch unsere Schläfrigkeit den Ruhm, mehr als Jesus Christus zu vermögen? Ist es nicht unsere eigene Schande, wenn wir die Wahrheit unterliegen und den Irrthum triumphiren sehen; ist es nicht unsere eigene Schuld, wenn Gott darüber anfängt, uns ungnädig zu werden; ist es nicht unser eigenes Verderben, wenn wir dennoch in unserer gewohnten Schläfrigkeit verharren! O unsere Voreltern, denen der katholische Glaube das kostbarste Gut noch gewesen, die sich für dieses Heiligthum in blutigen Kriegen schlugen, wie würden sie staunen, wenn sie unsere Gleichgiltigkeit sähen, wie würden sie sich wundern, wenn sie wüßten, daß wir uns dafür oft kaum ein Wort mehr zu sagen getrauen, wofür sie Blut und Leben geopfert; wie würden sie sich aber auch schämen, solche Kinder und Nachkommen gefunden zu haben.

Ein zweites Mittel, wodurch wir Seelen retten könnten, wären Almosen und milde Gaben. Viele machen aus der Sünde ein Gewerbe, sie sündigen, um den Lebensunterhalt sich zu erwerben. Glaubt es, meine Freunde, es gibt junge Leute, die deßwegen Diebereien und dem Betruge sich ergeben, weil sie nichts Anders gelernt, und auf andere Weise ihr Leben nicht zu fristen wissen; es gibt Mädchen, die sich oft deßwegen dem Schandleben in die Arme werfen, um Unterhalt zu finden, — die oft später wiederum von ihrem tiefen Falle aufstehen wollten, aber des elenden Lohnes wegen, und aus Besorgniß darben zu müssen, zurückgehalten werden in den Banden der Hölle; es gibt Eltern, die ihre Kinder oft deßwegen zu bösen Dingen abrichten, weil sie diese nicht anders ernähren können. Glaubt es, meine Freunde, der Unglaube und die Sittenlosigkeit hat deßwegen so überhand genommen, weil es auf allen Seiten an den Mitteln einer geregelten Erziehung fehlet. Wenn da die Gaben der Mildthätigkeit reichlicher flößen, wie viele Seelen könnten gerettet werden! Und wahrhaftig, es wäre dann besser angewendet, als wenn man es der Eitelkeit und Hoffart

weihet; es wäre besser angewendet, als wenn man durch üppige Gastmähler die Gesundheit zerstört; es wäre besser angewendet, als wenn man in unmäßigem Genuß sich das Leben verkürzt. In der Vorzeit thaten sich fromme Männer vom ersten Range zusammen und stifteten Vereine und Gesellschaften, die durch ihre Wohlthätigkeit den christlichen Namen in den entferntesten Ländern zu Ehre und zum Ansehen brachten. Um hiefür Beispiele anzuführen: Der Edelmann Hieronymus Emiliani stiftete einen Orden zur Erziehung armer Waisenkinder; Petrus Nolaskus einen Orden, um die christlichen Gefangenen aus den Händen der Ungläubigen loszukaufen. Die Bedürfnisse sind heut zu Tage noch dieselben, aber wo sind denn die Petri Nolaski, wo die Emiliani? — Die Bedürfnisse sind heut zu Tage noch größer: nicht bloß die Leiber sitzen in der Knechtschaft der Ungläubigen, sondern die Seelen schmachten in der Gefangenschaft der Hölle; aber wo sind die, welche den Preis der Loskaufung geben? — Schon in den apostolischen Zeiten kamen christliche Gemeinden in ihren Nöthen einander zu Hilfe, und der heilige Paulus rühmt die kleinasiatische Kirche ihrer Freigebigkeit wegen; aber wie fremde ist Vielen unter uns dieser Wohlthätigkeitssinn geworden, wie wenig thun wir bei ähnlichen Gelegenheiten! Die, welche draußen sind, beschämen uns; denn habt ihr noch nie gehört, welche Summen sie zur Verbreitung ihres Wahnes verwenden; habt ihr noch nie gehört, wie viel sie sich kosten lassen, damit das Wort Gottes in seiner Verfälschung verbreitet werde, damit es in todten Buchstaben unter die Völker käme? So wisset es, Millionen erreichen ihre jährlichen Beiträge. Aber was haben wir bisher zur Verbreitung unseres heiligen Glaubens gethan? In unsern Tagen hat sich ein eigener Verein zur Unterstützung der Glaubensverbreitung gebildet, und zur Ehre sei es gesagt, daß dieses Werk von vielen Seiten warme Theilnahme gefunden; aber auch nicht verschwiegen sei es, daß es bisher verhältnißmäßig mehr bei den Thüren der minder Begüterten als der reichlich Gesegneten Eingang gefunden. Und wie wir gegen den Hilferuf aus fremden Ländern taube Ohren haben, so haben wir auch verschlossene Herzen gegen die leiblichen und geistigen Nöthen vor unsern eigenen Augen. Wir sind immer arm, wenn wir Gott geben sollen; aber wir sind übermäßig reich, wenn die Welt von uns verlangt; große Summen

kann man gleichgiltig im Spiele verlieren, aber Pfennige spart man, wo die bedrängten Brüder nach unserer Hilfe schreien; Tausende gelten Nichts, wenn es sich darum handelt, sich einen frohen Tag zu bereiten, auf welchen gewöhnlich eine lange Reue folgt; aber Groschen sind zuviel, wo es die Rettung einer Seele gilt. —

Wer aber auf keine der genannten Arten Seelen retten kann, dem hat die Barmherzigkeit Gottes noch einen andern Weg offen gelassen. Auch durch Gebet und Bußwerke können wir bekehren. Und diese wirken oft mehr als alle Belehrung und als alles Almosen. Schon Jesus Christus nahm zum Gebete seine Zuflucht, um Sündenvergebung von seinem himmlischen Vater zu erhalten. Verzeih ihnen, Vater, denn sie wissen nicht was sie thun, — so flehte er noch am Kreuze. Und wie oft meinst du, wird er während seines irdischen Lebens gebetet, wie inbrünstig geflehet haben, daß die Welt zur Einsicht komme, und die Sünder bekehrt werden möchten? Wenn es so oft in der heiligen Schrift heißt: Der Herr ging bei Seite, um zu beten: für wen meinst du, hat er da gebetet? Etwa für sich, und nicht vielmehr für das Heil der Menschen? Und wenn er selbst für die Gerechten, deren Namen doch schon im Himmel aufgeschrieben waren, so inbrünstig betete, daß sie nicht wiederum vom Wege des Heiles abkämen: wie oft und mit welcher Inbrunst, glaubst du, wird er nicht erst um Bekehrung der Sünder gefleht haben? Wir sehen dieses Mittel auch zu allen Zeiten in der Kirche Jesu angewendet. Tausende haben ihr Leben verweint und im heißesten Gebete hingebracht, um Sündenvergebung und Bekehrung für Andere zu erflehen. Die Kirche selbst betet alle Tage, und insbesonders aus aller Kraft am Charfreitage, für die Bekehrung und das Heil des ganzen Erdkreises. Wenn die Kirche besondere Gnaden ausspendet, wenn sie einen Ablaß ertheilet, legt sie unter den übrigen immer auch diese Verpflichtung auf, die Gläubigen sollen für die Bekehrung der Sünder flehen. Und diese Waffen, Gebet und Bußwerke, haben oft gesegnetern Erfolg als alle Belehrung und alle Almosen. Der heilige Ignatius hatte lange und viel einem Manne zugeredet, ein gewisses, liederliches Haus nicht mehr zu betreten. Aber es half nichts. Da warf sich der heilige Mann eines Tages im frostigen Winter in einen eisigen See, vor welchem der Bösewicht auf seinem Wege zum Schandhause

vorbeigehen mußte. Der Lasterhafte kam, und aus Neugierde redete er den heiligen Ignatius mit den Worten an: Narr, was thust du denn da im Schnee und Eise? Hier, antwortete unser Heiliger, hier will ich für dich Buße thun, während du dort im Schandhause sündigest. Diese Worte waren ein Dolch in die Seele des Lasterhaften; nun war er bekehrt und gerettet. Und weißt du auch, was den heiligen Augustin bekehrt hat? Das siebenzehnjährige Gebet und die Thränen seiner Mutter, der heiligen Monika, waren es. Weißt du ferner, was man von der heiligen Felicitas erzählt? Weißt du es, daß die Legende von ihr sagt, sie habe ihren Bruder selbst nach dem Tode noch in den Himmel hineingeweint? So bete auch du, mein Christ, für die Bekehrung deiner gefallenen, bete für die Erleuchtung deiner in der Verblendung lebenden Brüder.

Das sind die Wege auf denen wir Seelen retten können. O laßt es uns ein heiliges Geschäft sein! Die heilige Theresia pflegte oft auszurufen: Ich fühle mein Herz von Schmerz durchbohrt, wenn ich an die Menge der Seelen denke, welche zu Grunde gehen! Was würde diese Heilige in unsern Tagen sagen, wo oft die Besseren nicht mehr gut sind! Ja, verhehlen wir es uns nicht, daß in unserer Zeit bei weitem reichlicher die Hölle als der Himmel einärndtet, und vielleicht reifen auch wir für die erstere heran, vielleicht sind wir schon ganz nahe zum Abfalle. Erwachen wir demnach aus unserer trägen Ruhe, sagen wir nicht, Andere gehen mich Nichts an, mögen sie selbst zusehen. Wer beim Brande seines Nachbars ein müßiger Zuschauer ist, der wird bald sein eigenes Haus über seinem Haupte zusammenbrennen sehen. Retten wir also auf jede mögliche Weise die unsterblichen Seelen unserer Brüder, sonst gehen wir selbst verloren! —

Artikel CXVII.

Messe, die heilige; (dabei auch vom Opfer überhaupts.)

1) Begriff und Eintheilung der Opfer.

Das Wort „Opfer“ wird in der heiligen Schrift bald im weitern, bald im engern Sinne genommen. Im weitern Sinne wird alles das ein Opfer genannt, sei es ein geistiges oder körperliches Gut, das der Mensch Gott darbringt, um ihn zu ehren und ihm zu gefallen. In diesem Sinne ist ein bußfertiges Herz ein Opfer. Daher sagt David: „Ein Opfer vor Gott ist ein betrübter Geist.“ (Ps. 50, 18.) So ist auch das Gebet, der Gehorsam, das Fasten u. s. w. ein Opfer. Darum nennt der Apostel die Danksagungen gegen Gott ein Lobesopfer. (Hebr. 13, 15.) Und im alten Bunde lesen wir: Wer das Gesetz hält, bringt viele Opfer dar; auf die Gebote acht haben, und sich von allen Sünden entfernen, ist ein heilsames Opfer. Sich von der Ungerechtigkeit entfernen ist so viel, als ein Versöhnungsopfer für seine Ungerechtigkeit opfern, und für seine Sünden beten. Wer ein Speiseopfer bringt, erzeiget sich dankbar; und wer Barmherzigkeit übt, bringt auch ein Opfer dar. (Sirach. 35, 1—5.) Und der heilige Paulus schreibt: Ich bitte euch Brüder um der Erbarmungen Gottes willen, daß ihr euere Leiber als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darbringet. (Röm. 12, 1.) In diesem weiten Sinne gibt es keine ächte Tugendübung, die kein Opfer wäre, und daher kann das Leben der Frommen ein fortgesetztes Opfer genannt werden.

Im engern Sinne aber versteht man unter Opfer, daß Gott, dem Herrn, ein in die Sinne fallender Gegenstand dargebracht, und von einem dazu besonders bevollmächtigten oder geweihten Priester, ohne daß jedoch andere Personen ausgeschlossen sind, zur Ehre Gottes und zum Zeichen der Anerkennung seiner höchsten Herrschaft über alle Dinge auf irgend eine Weise vernichtet werde.

Die Opfer sind entweder

a) blutige, oder

b) unblutige —

je nachdem dabei ein Thier geschlachtet wird, und also Blut fließt, oder Solches nicht der Fall ist, wie z. B. bei den Opfern aus dem Pflanzenreiche.

Bezüglich der den Opfern zu Grunde liegenden Gesinnung werden sie eingetheilt: In

a) Lob- oder Huldigungs- und Anbetungsopfer. Durch sie wird Gott, als dem allerhöchsten Herrn, gehuldiget, und ihm der Tribut der Anbetung und des Lobes dargebracht.

b) Bitt- und Dankopfer. In den letztern werden die Gefühle des Dankes für bereits empfangene Wohlthaten ausgesprochen; in den erstern aber die Hoffnung und das Vertrauen in Beziehung auf noch zu erwartende Güter an den Tag gelegt.

c) Sühnopfer. Sie werden im Gefühle der Reue wegen begangener Sünden und im Vertrauen auf Erlangung der Verzeihung dargebracht.

2) Schrift- und Väterstellen.

Solche eigens anzuführen, ist kaum nöthig, da im Laufe des Artikels deren eine Menge vorkömmt.

3) Geschichtliches.

Die heilige Elisabeth, Königin von Portugal, hatte einen Edelknaben, dessen sie sich bei der Vertheilung der Almosen bediente; denn er war ihr wegen seiner Frömmigkeit und Sittenreinheit der liebste Diener. Da Don Dionys, ein Kammerdiener des Königs und dessen Vertrauter, die große Gunst bemerkte, in welcher jener Page bei der Königin stund, so suchte er, theils aus Neid, theils um sich beim Könige noch beliebter zu machen, denselben in Ungnade zu

bringen, indem er ihn eines vertrauten Umgangs mit der Königin beschuldigte. Höchst betroffen über diese Anzeige, beschloß der König, den Angeklagten heimlich aus dem Wege zu schaffen. Da er eines Tages einen Spazierritt machte, kam er an eine Stelle, wo er einen Hochofen hatte, der eben in der größten Hitze stand. Er rief die Heizleute herbei und befahl ihnen, einen seiner Pagen, welchen er mit der Botschaft hieher senden würde, ob sie des Königs Befehl vollzogen hätten, sogleich zu ergreifen und in den Gluthofen hineinzuwerfen, so daß er darin umkäme, indem dieses die gebührende Strafe für sein Vergehen wäre. Kaum war der nächste Morgen angebrochen, so gab der König jenem Pagen der Königin den Auftrag, er solle mit der erwähnten Botschaft zum Hochofen sich begeben. Der Jüngling machte sich ungesäumt auf den Weg; allein da er bei einer Kirche vorüberging, wo man gerade zur Wandlung klingelte, trat er hinein, und wohnte in Andacht der heiligen Messe bei, und auch noch einer zweiten, die unmittelbar darauf folgte. Mittlerweile verlangte der König zu wissen, ob das Todesurtheil schon vollzogen sei. Da er zufällig seinen Kammerdiener sah, den nämlichen, welcher falsches Zeugniß wider die Königin abgelegt hatte, so schickte er ihn eilig zum Gluthofen, um zu erfahren, ob man seinen Befehl vollzogen habe. Kaum mit der Botschaft angelangt, wurde er, weil man ihn für den vom Könige Bezeichneten hielt, sogleich von den Männern ergriffen, gebunden und lebendig in den Ofen geworfen. In der Zwischenzeit hatte der andere, unschuldige Jüngling, seine Messen gehört, und ging nunmehr hin, die königliche Botschaft den Arbeitsleuten zu entrichten, mit der Frage, ob sie gethan, was sein Herr ihnen befohlen. Nachdem diese die Frage bejaht hatten, kehrte er zum Könige zurück, der bei seinem Anblicke wie außer sich kam, weil er sogleich erkannte, daß die Sache ganz gegen seinen Willen und Auftrag ausgefallen war. Hierauf zu dem Pagen sich wendend, fragte er ihn, wo er sich so lange verhalten hätte. Dieser erwiderte: Herr, da ich hinging, Euern Befehl zu vollziehen, führte mich der Weg bei einer Kirche vorbei, in welcher das Glöcklein zur Wandlung läutete; ich ging hinein und hörte diesen Theil der Messe bis zum Ende, und sobald diese geendiget war, fing eine andere an, und ich wohnte auch dieser noch bei; denn mein Vater sagte zu mir auf seinem Sterbebette bei

Ertheilung seines Segens: Sohn, harre bei allen heiligen Messen, deren Anfang du siehst, bis zum Ende aus. Nun erkannte der König, daß Gott selbst gerichtet habe, und daß seine Gemahlin eben so wenig, als dieser treue Diener schuldig sei, sondern daß durch eine wunderbare Fügung des Himmels den eigentlichen Bösewicht die verdiente Strafe traf.

In einem alten Exempelbuch wird erzählt, daß an einem Orte zwei Handwerker beisammen wohnten, welche das gleiche Geschäft trieben. Einer derselben, obwohl er Weib, Kinder und Hausgesinde hatte, war dessenungeachtet so eifrig in täglicher Anhörung der heiligen Messe, daß er sie um keinen Preis unterließ. Der Herr segnete ihn auch; denn sein Gewerbe ging gut und seine Habe vervielfältigte sich. Der Andere hingegen, welcher keine Kinder und ein viel geringeres Gesinde hatte, arbeitete Tag und Nacht, und selbst an Feiertagen, und hörte ganz selten eine Messe. Dessenungeachtet kam er nie aus seinem Elende heraus, sondern litt vielmehr große Noth. Da nun dieser hörte, daß die Sachen seines Nachbars so glücklich gingen, fragte er ihn, als er ihm eines Tages begegnete, wie er bei dem nämlichen Geschäfte, welches ihn selbst kaum nähre, so großen Gewinn machen könne. Hierauf entgegnete der Nachbar, der täglich der heiligen Messe beizuwohnen pflegte, er wolle ihm am nächsten Morgen den Ort zeigen, wo er seinen Gewinn finde. Am nächsten Morgen ging er in das Haus desselben, nahm ihn mit sich in die Kirche, und nachdem sie die heilige Messe gehört hatten, sagte er zu ihm: Nun gehe nach Hause und beginne deine Arbeit. Dasselbe that er am zweiten Tage, und entließ ihn mit den nämlichen Worten. Als er aber am dritten Tage wieder kam, um jenen mit sich in die Kirche zu führen, erwiderte er ganz ungehalten: Bruder, wollte ich in die Kirche gehen, so bedarf es nicht, daß du mich dahin führest; diesen Weg weiß ich allein sehr gut; von dir möchte ich nur den Ort wissen, wo du deine Reichthümer hernimmst; dahin sollst du mich führen. Hierauf erwiderte der Nachbar: Freund, ich will eben das thun, und dich an den Ort führen, woher ich meinen Ueberfluß habe. Es ist dieses die Kirche, und weil ich sie gerne besuche, und insbesonders täglich der heiligen Messe beiwohne, so glaube ich, daß der Herr mich segnet, und mir Alles von Statten gehen läßt. Diese

Rede fand bei dem Andern Eingang; auch er fing an, frömmer zu werden, und besuchte nun täglich mit seinem Nachbar die heilige Messe, — und sieh' da, auch er hatte mehr Segen, seine Verhältnisse besserten sich, und er wurde zuletzt noch ein wohlhabender Mann.

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, pflegte täglich zwei und auch mehrere heilige Messen zu hören. Als seine Hofherren darüber murrten und sprachen: es schicke sich nicht, daß der König wie ein Mönch den ganzen Vormittag in der Kirche zubringe, antwortete der König: Es wundert mich, daß meine Minister wegen des vielen Messe-Hörens über mich murren; ich bin überzeugt, wenn ich ganze Tage im Spiele hinbrächte, würden sie über mich nicht klagen.

General Tilly pflegte täglich, auch mitten im Kriegsgetümmel, die heilige Messe zu hören. Als er sich einmal anschickte, derselben, welche sein Beichtvater Pierson lesen sollte, beizuwohnen, brachte ihm Baron von Lindelo die Nachricht, daß der Herzog Christian von Braunschweig auf dem Marsche sei, das kaiserliche Lager zu überfallen. Tilly befahl dem Lindelo, das Kriegsvolk schnell in Schlachtreihe zu stellen, um dem Angriffe begegnen zu können. Er selbst wohnte indeß der heiligen Messe bei und empfahl dabei die Seinigen dem Schutze Gottes. Als er nach Vollendung derselben zum Heere eilte, sah er mit Verwunderung, daß das feindliche Heer schon geschlagen und in wilder Flucht begriffen sei.

Der edle Thomas Morus, der als Lordkanzler von England ungemein viel Geschäfte hatte, wohnte dennoch täglich vor Beginn seiner Arbeiten der heiligen Messe bei. Ebenso pflegte Maximilian I., Churfürst von Bayern, täglich die heilige Messe zu hören; und sehr oft versah er dabei die Dienste eines Ministranten.

Vom heiligen Isidor, einem Landmann, wird erzählt, daß er oft, wenn er bei seinen Feldarbeiten beschäftiget war, und das Glöcklein, welches zur Messe rief, vernahm, seinen Pflug verließ und zur Kirche eilte, um der heiligen Messe beizuwohnen. Das Gespann blieb aber inzwischen nicht stehen; denn ein Engel Gottes ergriff den Pflug und führte denselben, während Isidor bei der heiligen Messe war.

4) Von den Opfern überhaupts.

Wie schon oben erwähnt worden ist, verlangt der Begriff des Opfers die Darbringung eines äußeren Gegenstandes, auf welchen der Mensch für sich verzichtet, welchen er also hingibt. Daher können z. B. innere Entsagungen nur im uneigentlichen Sinne Opfer genannt werden. Zum Begriffe des Opfers gehört ferner, daß die Hingabe des äußern Gegenstandes an Gott geschehe; geschieht sie an ein anderes Wesen, so ist sie eigentlich kein Opfer, sondern nur ein Geschenk. Wie der Empfänger des Opfers Gott sein muß, so wird zur Darbringung desselben ein vernünftiges Geschöpf erfordert. So kann Gott kein Opfer darbringen, weil es über ihm Niemanden gibt, welchem er opfern könnte. Daraus erhellt die Unrichtigkeit der Bezeichnung, wenn der Pantheismus die Schöpfung ein Opfer nennt, da sich Gott in ihr hingegeben hätte.

Das Opfer ist, wie ebenfalls oben schon angedeutet worden ist, je nach Verschiedenheit der ihm zu Grunde liegenden Gesinnung ein Bitt-, Dank-, Lob-, oder Sühnopfer.

Das Letztere setzt eine Schuld (Sünde) voraus. Die Sünde ist nach dem Falle der Stammeltern in der Menschheit eine allgemeine Thatsache. Die That der Sünde fordert aber zu ihrer Tilgung eine That der Sühne. Da nun die Sünde eine thatsächliche Verläugnung des göttlichen Willens durch den sich überhebenden menschlichen Willen ist, so muß die Sühnungsthat folgerichtig das umgekehrte Verhältniß darstellen. Der eigene Wille muß in irgend einem Objekt sich absterben, und dem göttlichen Willen die unbedingte Herrschaft thatsächlich und freiwillig wieder zuerkennen. Um dieses in der That darzustellen, greift der Mensch nach einem Gegenstande, der seinem Willen untergeben ist, bringt ihn als seinen verkörperten Willen vor das Angesicht Gottes, leistet seinerseits entschieden darauf Verzicht und erklärt den göttlichen Willen allein für seinen Herrn. Zum Wahrzeichen dessen zerstört und vernichtet er den dargebrachten Gegenstand, wodurch eben die Vernichtung des eigenen Willens scharf ausgedrückt wird; denn was man vernichtet, hat man nicht mehr. Als Gegenstand des Sühnopfers erscheint überall ein Lebendiges, indem der Mensch entweder ein thierisches Leben oder ein anderes Menschenleben, oder gar sein eigenes zum Opfer brachte. Daher sind die Sühnopfer immer blu-

tige. Dieses liegt in der Natur der Sache. Durch die Sünde hatte nämlich der Mensch das Leben verwirkt, er war dem Tode verfallen. Gott selbst sprach dieses aus: An welchem Tage ihr von der Frucht des Baumes esset, werdet ihr des Todes sterben! Aus diesem Bewußtsein erklärt sich vollständig, daß der Mensch um das, was durch die Sünde verwirkt war, wieder zu gewinnen, vor Allem das Opfer eines Lebens geeignet finden mußte. Indem er dieses Gott darbrachte, konnte er um so leichter Hoffnung schöpfen, daß dadurch die Sünde gesühnt werde. Denn entgegengesetzt der ersten Sündenthat, entsagte er in dem Opfergegenstande, indem er ihn Gott hingab, durchaus dem eigenen Willen, und erkannte den göttlichen als ausschließlichen Herrn; er brachte überdieß einen Gegenstand dar, an welchem das göttliche Urtheil über die erste Sünde wirklich vollzogen werden konnte, ja er selbst vollzog dieses Urtheil in eigener Person. Dieses war geeignet, sein Vertrauen auf Gott zu beleben und ihn Vergebung der Schuld hoffen zu lassen. Daß alle diese menschlichen Versuche die wirkliche Sühnung nicht erwirkten, und nicht erwirken konnten, ist bekannt; allein die Versuche selbst waren nichtsdestoweniger löblich. Daraus ist auch erklärlich, daß das Sühnopfer für den gefallenen Menschen als das nothwendigste und daher angemessenste Opfer erscheint. Hingegen im Zustande der Unschuld war für den noch völlig reinen Menschen nichts natürlicher, als das Lobopfer; an dieses reiht sich das Dankopfer, und den letzten Platz nimmt das Bittopfer ein. Darnach muß auch die Behauptung Einiger, daß es im Paradiese noch kein Opfer gegeben, als unrichtig bezeichnet werden. Schön sagt der heilige Augustin: Im Paradies brachten sich die Menschen, so lange sie noch rein und unversehrt von jeder Sünde waren, selbst Gott als die reinsten Opfer dar.

Was nun die übrigen Arten der Opfer betrifft, so war z. B. beim Bittopfer die Wahl der darzubringenden Gabe viel unbeschränkter, als beim Sühnopfer, zu welchem stets etwas Lebendiges gefordert wurde. Beim Bittopfer stund nicht bloß das weite Gebiet der Natur offen, sondern auch Werke der menschlichen Arbeit und überhaupts Alles, was im Leben einen Werth hatte, konnte dazu gewählt werden. Je größer und dringender jedoch das besondere

Anliegen war, desto werthvollere Gaben fühlte man sich gedrungen, darzubringen.

Die Wahl des Gegenstandes beim Dankopfer ward naturgemäß durch die Geschenke und Wohlthaten geleitet, welche man von Gott empfangen zu haben glaubte. Daher brachte man einen Theil der erhaltenen Güter als Dankopfer dar. So geschah es, daß der Landmann Feldfrüchte, der Hirt ein Thier seiner Heerde, der Künstler ein Werk seines Fleißes u. s. w. darbrachte.

Auch bei den Lob- oder Anbetungsopfern, mit welchen die Weihgeschenke nicht zu verwechseln sind, welch' letztere eine bloß äußere Ehrenbezeigung gegen Gott sind, während das Opfer eine Handlung der Hingabe verlangt, ist die Auswahl der zu opfernden Gegenstände unbeschränkt; nur pflegte man immer unter Dingen der gleichen Gattung das Beste auszuwählen, was schon die Gott schuldige Ehre verlangt. cf. Stiefelhagen's Theologie des Heidenthums.

5) Von den heidnischen Opfern insbesondere.

Unter allen religiösen Uebungen sind auch im Heidenthum die Opfer der wichtigste Ritus. Den Gegenstand zum Opfer nahm sich das Heidenthum nicht bloß aus dem Bereiche der Natur, sondern auch das, was der Mensch durch Kunst und Fleiß verfertigt hatte, wählte man dazu; die bedeutungsvollsten Opfer waren aber immerhin die blutigen. Nach der Anschauung des Alterthums ist das Blut der Sitz des Lebens, und daher als das Beste in der Natur der Gottheit vorzüglich angenehm. Ferner galt das Blut bei seinem engen Zusammenhang mit den menschlichen Leidenschaften als die Wurzel der Sünde, woran sich der Gedanke reihte, daß der Himmel gegen Fleisch und Blut erzürnet sei, und durch Blut besänftiget werden könne. Man glaubte aber auch zugleich, daß statt des eigenen Blutes ein fremdes substituirt werden könne. Das Bewußtsein der Schuld also und der Glaube von der sühnenden Kraft der Vergießung des Blutes war, wie schon oben erwähnt worden, die Bedeutung der Thieropfer. Es wurden aber zu diesen Opfern keine wilden, dem Menschen fremde Thiere, wie Bestien, Schlangen 2c. genommen, sondern man wählte jene Thiere, die wegen ihrer Nützlichkeit am kostbarsten, die zugleich die sanftesten und un-

schuldigsten waren und am meisten mit dem Menschen in Verbindung stunden; mit einem Worte, man wählte, um den Menschen zu sühnen, aus dem Thiergeschlechte die ihm am nächsten stehenden Thiere, damit die Substitution eine um so würdigere sei. Im Blutvergießen bestund der wesentlichste Theil des Opfers. Es waren aber mit dem Opfer gewöhnlich auch Mahlzeiten verbunden. Die Menschen wollten nämlich zum Zeichen der Versöhnung gleichsam mit ihrer Gottheit zu Tische sitzen; denn nur Freunde laden sich gegenseitig zu Gast. Diese Opfermahle waren demnach so recht eine Art Kommunion, d. h. eine Verbindung mit der versöhnten Gottheit. Jene Theile des Opferthieres, welche verbrannt wurden, gehörten der Gottheit, und das Feuer, welches sie verzehrte, war das Sinnbild, daß der Gott sie zu sich genommen. Das Feuer war also das Aneignungsorgan, gleichsam der Mund der Gottheit, der das Opfer zur Speise dargebracht wurde. Die übrigen Stücke genossen die Opfergäste selbst.

Die Anschauungsweise von der Bedeutung der Thieropfer, welcher eine tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, nämlich das Bewußtsein der Schuld und das Bedürfniß nach Versöhnung, führte in falsch verstandener Weise auf den Gräuel der Menschenopfer. So schauerlich nun an und für sich diese Thatsache ist, so liegen doch auch in ihr wieder tiefe Wahrheiten. Die Menschenopfer sind nicht bloß ein Beweis dafür, daß der Mensch das edelste und daher auch das der Gottheit angenehmste Geschöpf sei, sondern auch ein Zeugniß für die stellvertretende Genugthuung, nämlich daß durch die Hingabe und die Opferung des Einzelnen die Gesammtheit gerettet werden könne, und daß es besser sei, es sterbe der Einzelne, als daß die Gesammtheit zu Grunde gehe. Menschenopfer finden wir allenthalben im Heidenthum, und zwar nicht bloß bei den rohen, sondern auch den gebildeten Völkern. Bei den Griechen steht Athen in der Verfeinerungskunst und Aufklärung an der Spitze. Nichts desto weniger hatte es seine Menschenopfer. An dem der Geburt des Apollo zu Ehren gefeierten Thargelienfeste wurden zwei Menschen geopfert. Man ernährte auch auf öffentliche Kosten eigens gewisse Menschen, um sie, wenn der Stadt ein Unheil drohte, zur Sühne zu opfern. Auf der Insel Leukas wurde am Feste des Apollo zur Sühnung für das Volk jährlich ein Mensch in das Meer ge-

stürzt. Auch an vielen andern Orten kamen in Griechenland Menschenopfer vor. Es war in frühern Zeiten bei den Griechen insbesondere auch Sitte, vor dem Auszuge zu einem Krieg oder vor einer Schlacht ein Menschenopfer darzubringen. Dem kanaanitischen Moloch opferten die eigenen Eltern ihre Kinder. Die gräßliche Sitte hatte ihren Grund in der Vorstellung, daß Kinder theils als das theuerste Gut der Eltern, theils als reine und unschuldige Wesen die wohlgefälligste Gabe, das den Zorn der Götter am sichersten besänftigende Sühnopfer seien. — Die Aegyptier opferten zu Heliopolis der Hera alle Tage drei Menschen, so wie auch an andern Orten Menschenopfer vorkamen. — Daß die Römer in den ältesten Zeiten häufig Menschen opferten, ist sattsam bekannt. Im Jahre 95 vor Christus wurden zwar alle Menschenopfer durch einen Senatsbeschluß abgeschafft; allein bei außerordentlichen Veranlassungen setzte man sich über dieses Verbot hinweg. Ueberdies pflegten sie den Todten zur Sühne Menschenleben als Opfer darzubringen, womit die bekannten Gladiatorenspiele zusammenhingen. Wie weit herab die Gewohnheit, Menschen zu opfern, bei den heidnischen Römern reichte, beweist der Umstand, daß noch der Kaiser Aurelian im Jahre 270 nach Christus bei dem Einfall der Markomanen dem Senat das Anerbieten machte, er wolle ihm zu den etwa vorzunehmenden Sühnopfern Gefangene aus allen Nationen liefern. — Auch die übrigen Völker hatten Menschenopfer. Von den alten Galliern, berichtet Cäsar: Jeder Gallier, der von einer schweren Krankheit befallen wurde oder den Gefahren des Krieges ausgesetzt war, opferte Menschen oder gelobte, deren zu opfern, indem er glaubte, die Götter könnten nicht besänftiget, noch das Leben eines Menschen anders losgekauft werden, als durch das Leben eines andern Menschen. Diese Opferungen, welche durch die Hände der Druiden verrichtet wurden, waren zu öffentlichen und gesetzlichen Einrichtungen geworden, und wenn es an Schuldigen fehlte, ging man bis zur Hinopferung von Unschuldigen u. s. w. (de bello Gall. VI. 16.) — Als man zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Amerika entdeckte, fand man auch dort den Gräuel der Menschenopfer. So mußten den mexikanischen Priestern jährlich bei zwanzig tausend Menschen als Schlachtopfer geliefert werden; um sich dieselben zu verschaffen, mußte oft mit einem Nachbarvolke ein Krieg begonnen werden; im

Falle der Noth schlachteten die Mexikaner auch ihre eigenen Kinder. — Die heiligen Bücher der Indier sagen: Das Opfer eines einzigen Menschen erfreuet die Gottheit tausend Jahre lang. Es ist auch bekannt, wie im heidnischen Indien noch heutigen Tages Menschenopfer vorkommen.

Verlassen wir den Gräuel der Menschenopfer, um die heidnischen Opfer noch in anderer Beziehung ins Auge zu fassen.

Wir haben schon bemerkt, daß man von den Thieren die edelsten derselben, die zugleich dem Menschen am nützlichsten waren, schlachtete. So opferten die Griechen Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, auch Pferde. Es wurden aber bei einem einzigen Opfer oft mehre Hunderte derselben geschlachtet. Dabei mußten die Thiere rein, gesund, unversehrt und noch ungebraucht sein. Mit den Thieropfern waren häufig auch Trankopfer, in Wein, Honig, Milch, Oel 2c. bestehend, verbunden; es bestunden aber die letzteren auch für sich allein. Man opferte ferners Weihrauch, Früchte u. s. w. Jenen, welche am Opfer Theil nahmen, wurde wenigstens körperliche Reinheit zur strengen Pflicht gemacht; daher der Gebrauch des Händewaschens, des Besprengens mit Wasser, die Sitte in reinen Kleidern zu erscheinen 2c. Viel Gewicht legte man darauf, daß das Thier bereitwillig zum Altare hinging, was in der Idee von dem Werthe eines freiwilligen Opfers seinen Grund hatte.

Bei den Aegyptiern wurde das zu opfernde Thier auf das genaueste untersucht. Man stellte es aufrecht, legte es dann auf den Rücken, zog ihm die Zunge heraus u. s. w. Fand sich an dem zu opfernden Ochsen ein einziges schwarzes Haar, so war er untauglich. Es waren eigene Männer aufgestellt, die nach besondern Vorschriften diese Prüfung vornehmen mußten.

Die Römer hatten ungemein viele Opfer und brachten dieselben häufig dar; denn Dank für gewährte Wohlthaten, Erfüllung gethanener Gelübde, Versöhnung der Götter und Hoffnung auf Erlangung neuer Wohlthaten waren Anläße zu außerordentlichen Opfern, welche neben den stehenden, und regelmäßig widerkehrenden verrichtet wurden; dazu kamen noch die konsultatorischen Opfer, bei denen die Besichtigung der Eingeweide zur Erforschung des göttlichen Willens der Hauptzweck war. Die Menge der zu einem einzigen Opfer verwendeten Thiere war oft sehr groß. Die Aus-

wahl der Opferthiere erforderte große Sorgfalt; denn es bestunden hierüber die genauesten Vorschriften. Dann gab es bei der Opferhandlung selbst eine Menge schlimmer Zeichen, die es zweifelhaft machten, ob die Gottheit das Opfer auch wirklich angenommen habe, wie wenn z. B. das Thier beim Altare brüllte, oder entfloh, oder wenn es nicht reichlich blutete. — Der Opfernde mußte, nachdem er sich im Quellwasser gebadet, in frischen, weißen Gewändern bei der heiligen Handlung erscheinen und sich vorher die Hände waschen. Bei manchen Opfern wurde auch Enthaltung vom ehelichen Umgange in der voraus gegangenen Nacht, und oft noch weiter zurück verlangt.

Aus dieser Darstellung erhellet:

a) Daß die Opfer bei allen heidnischen Völkern die bedeutungsvollste Religionsübung waren.

b) Daß man durch dieselben namentlich die Gottheit sich zu versöhnen und gnädig zu machen glaubte.

c) Daß man bei Darbringung derselben mit der größten Vorsicht zu Werke ging.

6) Von den Opfern bei dem auserwählten Volke.

Diejenigen, welche sich im Besitze der wahren Religion erhielten, hatten von jeher das Bedürfniß, Gott Opfer darzubringen, und dadurch ihm als dem höchsten Herrn zu huldigen und ihre Abhängigkeit vor ihm auszudrücken. Daher finden wir die Opfer schon in der Wiege des menschlichen Geschlechtes. Das älteste Zeugniß für Darbringung eines Opfers enthält Gen. 4., wo uns erzählt wird, daß Kain und Abel, die unmittelbaren Söhne unserer Stammeltern, Gott ein Opfer darbrachten. Diese hatten aber die Uebung, Gott Opfer darzubringen, sicher nicht aus sich selbst, sondern sahen wahrscheinlich Adam und Eva dasselbe thun. Gott gab dem Abel sein Wohlgefallen über die vollbrachte Handlung zu erkennen; und dieses mußte für die damaligen Menschen Aufmunterung genug sein, den Herrn auf dieselbe Weise zu verehren, woraus von selbst folgt, daß die antediluvianische Welt Gott vielfältig Opfer dargebracht haben wird, wiewohl wegen mangelhafter Berichte geschichtlich Gewisses hierüber nicht vorliegt.

Nach der Sündfluth finden wir, daß Noah einen Altar baute,

und dem Herrn ein Dankopfer darbrachte. (Gen. 8, 20.) Ausdrücklich bezeugt Gott auch an diesem Opfer sein Wohlgefallen (Gen. 8, 21.), was die Familienglieder des Noah mächtig aufmuntern mußte, diese Art Gottesverehrung beizubehalten und auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen. Unmittelbar darauf (Gen. 3, 5. 6.) verbietet Gott, einen Menschen zu tödten, beugte daher damals schon dem spätern Gräuel heidnischer Völker, Menschen zu opfern, vor.

Von den Noachiden ging die fromme Uebung, Gott Opfer darzubringen, auf Abraham über. Wirklich brachte Abraham in seinem Leben Gott öfter Opfer dar. — Gen. 12, 7—8 wird von ihm erzählt, daß er zu Sichem dem Herrn, der ihm erschienen war, einen Altar gebauet; dasselbe that er, als er weiter gezogen und in Bethel gegen Abend sein Zelt aufschlug. (Gen. 12, 8. Cf. Gen. 13, 18.) Der Altar deutet darauf hin, daß Abraham auch ein Opfer dargebracht habe. — Gen. 15, 9—17 befahl Gott selbst dem Abraham, daß er ihm ein Bundesopfer bringe. Das wichtigste und bedeutungsvollste Opfer, welches Gott dem Abraham ausdrücklich befohlen hatte, ist jenes, in welchem sein Sohn der Gegenstand des Opfers sein sollte. (Gen. 22.) Dazu kam es zwar in der Wirklichkeit nicht; denn Gott hatte ja selbst die Menschenopfer verboten: aber dem Abraham sollte Gelegenheit gegeben werden, die Größe seines Glaubens und seines Gehorsams an den Tag zu legen. — In die Zeit des Abraham fällt auch das Opfer des Melchisedech, von welchem unten ausführlicher die Rede ist.

Wie Abraham, so brachte auch Isaak Gott Opfer dar. (Cf. Gen. 26, 25.) Dasselbe that Jakob. (Gen. 28, 11; u. Gen. 35, 1—7. rc.) Diese Art Gottesverehrung erhielt sich auch unter den Söhnen Jakobs und seiner Nachkommenschaft. Selbst in Aegypten scheinen die zu einem Volke herangewachsenen Israeliten dem Gotte ihrer Väter geopfert zu haben; denn als Moses den Abzug des Volkes vom Könige Pharao verlangte, setzte er als Grund hinzu, damit es dem Herrn in der Wüste ein Opfer darbringe. (Exod. 7, 16.)

Eines der ältesten Zeugnisse über das Bestehen der Opfer enthält auch das Buch Hiob, in welchem erzählt wird, daß Hiob zur Vergebung der Sünden seiner Söhne Brandopfer darbrachte.

Bisher gab es für die Opfer keine positive, göttliche Anordnung unter den Menschen, wer eigentlich opfern sollte, was zu

opfern sei, und wie es geschehen soll; es war dieses der eigenen Wahl überlassen. Gewöhnlich brachte das Familienhaupt die Opfer dar. Durch Moses aber gab Gott dem Opferdienst eine besondere Einrichtung. Ein eigener Stamm wurde zum Priesterthum berufen, welcher dem Gottesdienste vorstehen und die vorgeschriebenen Opfer darbringen sollte. Die darzubringenden Opfer waren genau bestimmt; auch die Art und Weise, die Ceremonien und Feierlichkeiten, unter welchen sie darzubringen waren, so wie die Zeit und der Ort, wann und wo sie entrichtet werden sollten, nämlich anfangs bei der Stiftshütte und später im Tempel. Daß die Israeliten von nun an nur durch die Priester und am heiligen Orte ihre Opfer darbringen durften, geschah offenbar, um sie vor Götzendienst sicher zu stellen. Alle Opfer hatten übrigens nicht bloß den Zweck, die religiösen Gefühle der Israeliten zu wecken, darzustellen und zu erhalten, sondern sie bildeten zugleich manche Heilsanstalten vor, die im neuen Bunde durch Christus eingeführt werden sollten.

Die von Moses auf göttliche Anordnung eingeführten Opfer waren daher 1) theils blutige, 2) theils unblutige.

I. Von den blutigen Opfern: Zu diesen wurden Rinder, Schaafe, Ziegen und in gewissen Fällen Turteltauben oder sonst junge Tauben genommen. Die blutigen Opfer selbst waren wieder:

a) Sünd- und Schuldopfer: Die Sündopfer wurden dargebracht, um sich von unwissentlichen und übereilten Uebertretungen des Gesetzes zu reinigen. Bei öffentlichen Sündopfern, die sich auf das ganze Volk bezogen, war das Opferthier ein Ziegenbock; bei Privat-Sündopfern aber fand für bestimmte Vergehen einzelner Personen eine gewisse Abstufung statt; so war das Sündopfer für den Hohenpriester ein junger Stier, für Jemanden aus dem gemeinen Volke eine Ziege oder ein weibliches Lamm, und für einen Armen genügten auch zwei Turteltauben. — Das Schuldopfer war nur eine Nebenart des Sündopfers, und hatte solche Vergehen zum Zweck, bei welchen es sich um irgend eine Veruntreuung handelte, für welche Restitution eintreten mußte. (Cf. Levit. 5, 15; 17, 21 2c.)

b) Brandopfer: Sie wurden am häufigsten dargebracht, und zwar entweder für das gesammte Volk, wie das tägliche Früh- und Abendopfer von einem Widder, oder auch von einzelnen Israeliten entweder freiwillig, oder in Folge eines Gelübdes oder sonst nach

Vorschrift des Gesetzes. Zu diesen Opfern durften nur männliche Thiere genommen werden, und wurde bei ihnen Alles verbrannt. Daher auch der Name Brandopfer. Mit dem Brandopfer war immer auch ein unblutiges Opfer verbunden, bestehend in Mehl oder Brod, Oel, Wein und Weihrauch, dessen Größe sich nach dem Thiere richtete, das geopfert wurde. Das Mehl mit Oel und Weihrauch bildeten das Speiseopfer, der Wein das Trankopfer; von den Speiseopfern wurde nur immer ein kleiner Theil geopfert, das Uebrige gehörte den Priestern.

c) Dankopfer: Zu diesem durfte ein jedes Thier, das überhaupts zu Opfern erlaubt war, ohne Rücksicht auf das Geschlecht genommen werden. Die gewöhnlichen Opferstücke von einem solchen Thiere wurden auf dem Altare verbrannt; das rechte Schulterblatt aber und die Brust gehörten den Priestern. Gewisse Theile aber verzehrte der Opfernde selber mit den Seinigen als Opfermahlzeit. Auch mit dem Dankopfer war gewöhnlich ein unblutiges Opfer verbunden.

Alle blutigen Opfer haben das Merkmal der Sühne gemeinschaftlich; am meisten tritt dieses beim Sündopfer hervor, wo die Ausgießung des Blutes, welches gewöhnlich an die Hörner des Altars, als die wichtigsten Theile desselben, gestrichen wurde, als die Hauptsache erscheint. Diese Opfer waren ein offenes Bekenntniß der Schuld- und Strafbarkeit vor Gott, und der Ausdruck des Verlangens nach Verzeihung und Wiederversöhnung. Damit verband sich zugleich die Kundgebung des Vertrauens auf die Barmherzigkeit Gottes. Es war hiebei üblich, daß der Opfernde seine Hand auf das Haupt des Opferthiers legte, um dadurch seine Sünden gleichsam auf das Thier zu legen und mit demselben zu schlachten. —

Bei den Brandopfern tritt das Verbrennen des Opferthieres als Hauptsache hervor, worin die gänzliche Hingabe des Opfernden an Gott gesinnbildet ist. Zugleich wird durch das gänzliche Verbrennen der Reichthum und die Unabhängigkeit Gottes bezeichnet, der Nichts bedarf, sondern Alles gibt. Das Feuer selbst ist ein Bild der Gottheit. Oft ist es auch geschehen, daß Feuer vom Himmel die dargebrachten Gaben verzehrte. Dieses Opfer war wohl das häufigste; es wurde täglich zweimal am Morgen und am Abende dargebracht. Das Abendopfer mußte bis zum Morgen, und

das Morgenopfer bis zum Abend verbrannt werden, und das Feuer durfte auf dem Altare nicht erlöschen. Deßwegen wurde dieses Opfer auch das immerwährende Brandopfer genannt.

Beim Dankopfer, wie bereits erwähnt, wurde nur Einiges verbrannt, nämlich das Fett, die Nieren und der Schweif; die rechte Schulter und die Brust gehörte den Priestern, und das Uebrige verzehrte der Opfernde mit den Seinigen als Opfermahlzeit. Hier ist also das Essen des Opfernden vom Opferthiere Hauptmoment. Da nämlich das Dankopfer auf bereits erhaltene Wohlthaten sich bezieht, so liegt ihm die Voraussetzung zu Grunde, daß der Opfernde bereits Gottes Wohlgefallen habe, und eben dieses wird dadurch angedeutet, daß er von dem Opfer, welches er Gott darbringt, selbst essen, und so gleichsam der Tischgenosse Gottes sein dürfe.

Außer diesen gewöhnlichen Opfern gab es noch außerordentliche, und zwar:

a) Das Bundesopfer wurde von jenen dargebracht, welche ein Bündniß schlossen. Davon ist unten die Rede unter dem Absatze: Das Opfer der heiligen Messe im alten Bunde vorgebildet sub Nr. IV.

b) Das Einweihungsopfer der Priester und jenes der Leviten. Davon ist Exod. 29, 1—37 u. Num. 8, 5. etc. die Sprache.

c) Das Reinigungsopfer. Hieher gehört besonders das Opfer der rothen Kuh. Cf. den Artikel Jesus B. 11. S. 405. — Auch der gesund gewordene Aussätzige mußte ein besonderes Opfer darbringen, das in einem modificirten Schuldopfer, einem Sündopfer, einem Brandopfer und dazu gehörigen unblutigen Opfern bestund.

d) Das Paschalamm. Cf. unten den Absatz: „Das Opfer der heiligen Messe im alten Bunde vorgebildet" sub Nr. II; und den Artikel Jesus B. 11. S. 403.

e) Das Opfer der beiden Böcke am Versöhnungstage. Cf. Artikel Jesus B. 11. S. 404.

II. Von den unblutigen Opfern. Diese bestunden vorzüglich in Mehl, Brod, Weihrauch, Oel und Wein. Indeß erscheinen als die wichtigsten Bestandtheile der unblutigen Opfer das Mehl und der Wein. Diese beiden Produkte sind zunächst die Frucht menschlicher Arbeit und Sorgfalt, und ein Symbol, daß der Gläubige im Dienste Gottes auch seine sittliche Kraft üben und mit den Früchten geistiger Arbeit, also mit guten Werken vor Gott

erscheinen will. Von den übrigen Zugaben war das Oel ein symbolischer Hinweis auf die Gnade des heiligen Geistes; der Weihrauch ein Ausdruck der Andacht und des Gebetes; das Salz ein Zeichen der Weisheit, die Wahres vom Falschen unterscheidet und den Menschen vom Verderben bewahrt.

Die unblutigen Opfer wurden, wie schon oben erwähnt, häufig mit den blutigen vereint dargebracht; es gab aber auch solche unblutige Opfer, die unabhängig von den blutigen und für sich allein dargebracht wurden. Die vorzüglichern der letztern Art sind:

a) Das tägliche Speiseopfer. Davon unten beim Absatze: Das Opfer der heiligen Messe im alten Bunde vorgebildet sub Nr. III.

b) Die Schaubrode. Ebendas.

c) Das Eiferopfer, welches eine Frau darbringen mußte, die ihr Mann wegen der ehelichen Treue in Verdacht hatte. Num. 5. 11—31.

d) Noch verschiedene andere, periodisch wiederkehrende Opfer; so wurde zu Anfang der Ernte eine Garbe geopfert 3. Mos. 23, 10.; beim Schluß derselben das erste Brod, ehe noch die Israeliten von der neuen Ernte gegessen hatten u. s. w.

7) Ob es eine Pflicht ist, zu opfern.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch verpflichtet ist, sich seinem Herrn und Gott gänzlich hinzugeben, und all' seine körperlichen und geistigen Kräfte nach den göttlichen Absichten zu gebrauchen. Dieß verlangt Christus, der Herr, ausdrücklich von seinen Anhängern durch das Gebot: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüthe und aus allen deinen Kräften. (Mrk. 12, 28.) Darnach leuchtet von selbst ein, daß das innerliche, geistige Opfer ganz gewiß eine allgemeine Pflicht der Menschen ist. Auch dieses ist eine ausgemachte Sache, daß der Mensch verbunden ist, seine innerliche, religiöse Gesinnung durch Handlungen nach Außen zu offenbaren, ja es ist ihm selbst ein Bedürfniß, Solches zu thun; denn das Innere strebt nach Außen. Daraus folgt von selbst, daß es Pflicht eines jeden Menschen ist, sich manchmal einer Sache, die Werth vor ihm hat, zu entäußern, d. h. sie hinzugeben, also zu opfern, um dadurch seine inneren Gefühle an den Tag zu legen. Ueber-

dieß wird der Mensch, wie die Erfahrung lehrt, zu sinnlichen, ja thierischen Gefühlen und Handlungen angestachelt. Dieser Zustand erfordert einen beständigen Kampf, eine immerwährende Uebung, damit die gute Gesinnung von der thierischen Begierde nicht erdrückt werde. Es muß daher der Mensch seine religiösen Gefühle von Zeit zu Zeit ermuntern und stärken; er muß sich in der Losreißung von der Anhänglichkeit an irdische Dinge, in der gänzlichen Hingabe an Gott üben; er muß sich daher manchmal auch in dieser Absicht einer Sache, zu welcher er eine Zuneigung hat, begeben, sie sich selbst entziehen, und zur Stärkung seiner religiösen Gefühle verwenden, d. h. opfern. So stellt sich auch von dieser Seite das Bedürfniß der Opfer heraus. Daher finden wir denn auch bei allen Völkern, welche irgend eine Gottheit anerkannten, Opfer; die Geschichte bezeugt noch überdieß, daß, sobald bei einem Volke die Opfer verfielen, sich bei ihm über kurz oder lang auch die religiösen Kenntnisse und Gefühle verloren.

8) Ueber das Wort Missa (Messe).

Ueber den Ursprung dieses Wörtchens herrschen verschiedene Meinungen. Einige wollen es von dem hebräischen Missah, d. h. Opfer, ableiten. Allein sein wahrscheinlicher Ursprung ist das lateinische: „Missa est“, was sich darauf bezieht, daß im grauesten Alterthum vor Anfang der heiligen Geheimnisse die Nichtchristen und Unwürdigen, namentlich die Katechumenen und Büßer fortgeschickt wurden. Das Wort Missa (Messe) findet sich übrigens schon im grauesten Alterthum als Bezeichnung der heiligen Geheimnisse; wir finden das Wort in diesem Sinne namentlich bei Ambrosius (epistol. 33. ad Marcell.), bei Augustin (serm. 91.) u. s. w. — Die Griechen bezeichnen die heilige Handlung gewöhnlich mit Liturgie (*λειτουργια*); auch andere Ausdrücke haben sie noch dafür, wie *μύσταγωγια, προσφορα* u. s. w.

9) Was ist die heilige Messe?

Von der heiligen Messe werden denen, die außer der Kirche stehen, oft die widersinnigsten Begriffe beigebracht. Im Heidelberger protestantischen Katechismus wird diese heiligste Handlung der Katholiken geradezu eine vermaledeite Abgötterei genannt. Leider

müssen wir gestehen, daß selbst viele Katholiken oft die unrichtigste Vorstellung von der heiligen Messe haben. Was ist sie also? Kurz läßt sich die Erklärung dahin geben: Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung jenes Opfers, welches Jesus Christus blutiger Weise am Kreuze vollbrachte. Oder ausführlicher: Die heilige Messe ist jene Handlung, bei welcher ein rechtmäßig geweihter Priester nach der Anordnung Christi und an seiner Statt Brod und Wein in den Leib und in das Blut des Herrn verwandelt, der sich sodann unter diesen Gestalten wahrhaft, wirklich und wesentlich, sowie er einstens am Kreuze gehangen und jetzt im Himmel thront, durch die Hände des Priesters in Vereinigung mit dem gläubigen Volke dem himmlischen Vater für uns Menschen, lebendige und abgestorbene, auf unblutige Weise als Opfer darbringt, und als das wahre Lamm Gottes, das geschlachtet worden ist für das Heil der Welt, zunächst von dem opfernden Priester genossen, und hierauf auch als solches den Gläubigen gespendet wird, so daß durch die heilige Messe Priester und gläubiges Volk der Früchte des Erlösungstodes Jesu Christi theilhaftig werden.

Die heilige Messe ist daher mit dem Kreuzopfer identisch, weil jenes mit diesem denselben Gegenstand, d. h. dasselbe Opfer und denselben Priester in sich faßt; jenes ist mit diesem ein und dasselbe Opfer, weil bei beiden derselbe Leib und dieselbe darbringende Person dargestellt wird. Jedoch unterscheiden sich beide von einander darin, daß beim Kreuzopfer Christus auf eine blutige, den Tod wirklich zur Folge habende Art sich hingab, und zwar nur Ein Mal; daß er aber in der heiligen Messe sich öfter, und zwar auf eine unblutige und geheimnißvolle Weise opfert. Daher reden die heiligen Väter und Synoden in Bezug auf die heilige Messe von einem geheimnißvollen Schlachten, und von einem unblutigen Dienste. Das Concilium von Trient sagt: Una eademque est hostia, idem nunc offerens sacerdotum ministerio, qui se ipsum tunc in cruce obtulit, sola offerendi ratione diversa. Sess. 22. cap. 2.

10) Die heil. Messe ist im alten Bunde vorherverkündet.

Mehrere heilige Väter, wie der heilige Cyprian, Augustin u. s. w. finden im Buche der Sprichwörter in den Worten: „Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut, sie opferte ihre Schlachtopfer, mischte den

Wein und richtete ihren Tisch zu" (Cap. 9, 1, u. 2.) — das heilige Meßopfer angedeutet. Die Kirche selbst gebraucht diese Worte in der Fronleichnamsoctav und gibt ihnen also eine geheime Beziehung auf das heilige Altarssakrament. Die Weisheit, d. h. Jesus Christus, hat sich in der That durch Gründung der katholischen Kirche ein Haus gebaut, wo sie ihre Schlachtopfer opfert. Sie selbst, die göttliche Weisheit, nämlich Jesus Christus, ist das Opfer und bringt es zugleich dar. Von keinem andern Opfer, als nur von der heiligen Messe läßt sich sagen, daß es Gott selbst darbringt. Hier mischt die göttliche Weisheit auch den Wein mit Wasser; und wenn das Opfer vollbracht worden, ist der Tisch zubereitet, d. h. es genießt das gläubige Volk in der heiligen Communion den Leib des Herrn.

Eine noch wichtigere Weissagung bezüglich des heiligen Meßopfers ist beim Propheten Malachias aufgezeichnet. Diese Stelle lautet: „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, spricht der Herr der Heerschaaren, und nehme kein Opfer an aus euern Händen. Denn vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert, und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern, spricht Gott, der Herr der Heerschaaren." (Malach. 1, 10 u. 11.) Was der Prophet in dieser Stelle weissagt, läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: Es kömmt eine Zeit, und dieses kann keine andere sein, als die messianische; denn diese hat ja der Prophet im Auge, — es kömmt eine Zeit, wo

a) die Opfer der Juden aufhören, und von Gott verworfen sind. „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, und nehme kein Opfer an aus euern Händen."

b) Gott sich aus allen Völkern seine Diener und Anbeter sammelt. „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern." Hier ist recht klar die messianische Zeit bezeichnet.

c) Statt der vielen jüdischen Opfer wird in jener Zeit nur Ein Opfer gefeiert werden. „An allen Orten wird meinem Namen geopfert, und ein reines Opfer dargebracht werden."

d) Dieses Eine Opfer wird an und für sich rein und unbefleckt sein. „Ein reines Opfer.“

e) Ungeachtet seiner Einheit wird es dennoch an allen Orten, auch unter den ehemals heidnischen Völkern dargebracht werden. „An allen Orten. . . . . Groß wird mein Name werden unter den Völkern.“

Alles, was der Prophet Malachias vorausverkündet, hat sich im neuen Testament in der heiligen Messe erfüllt; denn die jüdischen Opfer haben aufgehört; Gott hat sich aus allen Völkern seine Anbeter gesammelt; statt der vielen jüdischen Opfer wird im Christenthume nur ein einziges Opfer gefeiert; denn in allen Ländern und bei allen Völkern, wohin nur immer das Christenthum gedrungen ist, wird das heilige Meßopfer dargebracht; es ist überall auf allen Altären dasselbe Opfer des Leibes und Blutes Jesu Christi. Dieses Opfer ist zugleich ein reines; denn welche Mackel könnte dem Lamme Gottes ankleben? Es bleibt auch immer heilig und rein, mögen die Darbringer oder Anwesenden bei dieser heiligen Handlung an und für sich noch so befleckt sein. Daraus ist klar, daß Malachias nur das heilige Meßopfer bei seiner Prophetie im Auge haben konnte. Leugnet man aber die Wirklichkeit des heiligen Meßopfers, so gibt es im neuen Bunde überhaupts kein Opfer, dann hat aber auch diese wichtige Prophetie weder Sinn noch Bedeutung, und man muß sie für einen bedeutungslosen Traum erklären.

Umsonst sucht man sich dadurch aus der Klemme zu helfen, daß man sagt, Malachias rede vom Opfer am Kreuze; denn Christus hat sich nur einmal und an Einem Orte am Kreuze dargebracht. Das Opfer aber, wovon der Prophet spricht, wird an allen Orten dargebracht und schließt schon deßwegen auch eine Wiederholung in sich. Der Prophet bedient sich auch in seiner Sprache nicht des Ausdruckes eines blutigen Opfers, sondern er wählt jenes Wort, welches Speiseopfer bedeutet. Nun war das Opfer am Kreuze ein blutiges, und kann also die von Malachias gewählte Bezeichnungsart nicht passen, wohl aber paßt sie vollkommen für die heilige Messe; denn diese fällt nach jüdischer Vorstellung unter den Begriff eines Sühnopfers.

Eben so falsch ist es, wenn man unter dem Opfer, von welchem Malachias in den messianischen Zeiten spricht, das fromme

Gebet der Christen, ihren gläubigen Gehorsam und ihre sonstigen guten Werke verstehen wollte; denn diese geistigen Opfer, d. h. die guten Werke, sind im neuen Bunde keineswegs neu, da sie allerdings auch im alten von den Frommen geübt worden sind, während der Prophet an der angeführten Stelle von einem neuen Opfer in der messianischen Zeit spricht. Die guten Werke hat auch Gott nicht verworfen, wie es von den jüdischen Opfern der Fall ist. Es können also im ersten Satze der Weissagung des Malachias unter Opfer nicht die guten Werke verstanden werden, sondern man muß die wirklichen, jüdischen Opfer darunter begreifen; und eben deßwegen darf auch im Nachsatze der Ausdruck Opfer nicht figürlich gedeutet werden, sondern man muß ein wirkliches, äußeres Opfer darunter verstehen; dieses um so mehr, als der Ausdruck des Propheten ein Speiseopfer bedeutet, und also auf ein äußerliches, genießbares Opfer sich bezieht. Endlich redet der Prophet von einem absolut reinen Opfer. Dieses läßt sich auf die geistigen Opfer der guten Werke, deren Werth von der individuellen Reinigkeit abhängt, nicht beziehen.

Auch beziehen die heiligen Väter die Prophetie des Malachias insgesammt auf das Opfer der heiligen Messe. Wir wollen hievon nur einige anführen. Der heilige Justin, der Martyrer, sagt in seinem Gespräche mit dem Juden Trypho: Von den Opfern, welche von euch damals dargebracht wurden, spricht Gott also durch Malachias: Ich will kein Opfer von euern Händen u. s. w. (Malachias 1, 10.). Von jenen Opfern aber, welche Gott von uns (aus den Heiden Kommenden) an allen Orten dargebracht werden, nämlich von dem Brode und dem Kelche der Eucharistie, sprach er schon damals mit Wohlgefallen, und fügte noch bei, daß sein Name von uns verherrlichet werde. — Der heilige Irenäus sagt: Er (Jesus) nahm das Brod, dankte und sprach: Dieses ist mein Leib; auf gleiche Weise bekannte er vom Kelche, daß es sein Blut sei. So lehrte er im neuen Bunde ein neues Opfer, welches die Kirche von den Aposteln erhielt, und das sie nun in der ganzen Welt Gott darbringt, und wovon Malachias also prophezeite: Ich habe kein Wohlgefallen an euch, und will von euch keine Opfer u. s. w. Dadurch gab er auf das deutlichste zu verstehen, daß das frühere Volk aufhören wird, Gott zu opfern; daß ihm aber an jedem Orte ein

reines Opfer dargebracht werden wird. lib. 4. c. 17. Auf ähnliche Weise sprechen sich aus der heilige Augustin de civit. Dei lib. 18. c. 34.; Johannes Damascenus de orthodoxa fide lib. 4. c. 14. u. s. w. Ebenso hat das Concilium von Trient die Prophetie des Malachias auf das heilige Meßopfer bezogen, und dieses als in derselben vorausgesagt gefunden. Sess. 22. c. 1.

11) Das Opfer der heiligen Messe im alten Bunde vorgebildet.

Gott pflegte von jeher wichtige Ereignisse vor ihrem wirklichen Eintreten in Schatten und Bildern voraus zu bezeichnen, um dadurch die Menschen auf dieselben vorzubereiten; insbesonders hat Gott alle Geheimnisse des neuen Testamentes im alten Bunde in verschiedenen Gleichnissen vorgebildet. Es müssen sich daher auch von der heiligen Messe schon im alten Bunde Vorbilder finden. Dieses ist wirklich der Fall, und soll in Nachstehendem umständlich gezeigt werden. Die Vorbilder der heiligen Messe im alten Bunde sind nämlich:

I. Das Opfer des Melchisedech ist eines der klarsten und sprechendsten Vorbilder der heiligen Messe. — Das ganze Ereigniß besteht im Folgenden: Nachdem Abraham von dem Kriege mit Chodorlahomar und der übrigen Könige, die mit ihm waren, zurückkehrte, ging ihm der König von Salem, Melchisedech, entgegen, und brachte Brod und Wein (dar); denn er war ein Priester Gottes, des Allerhöchsten, und er segnete ihn und sprach: Gesegnet sei Abraham von dem höchsten Gott, welcher Himmel und Erde erschaffen hat. Und gepriesen sei der höchste Gott, durch dessen Schutz die Feinde in deinen Händen sind. Und Abraham gab ihm den Zehent von Allem. Gen. 14, 17—21.

Das Opfer, welches Mechisedech darbrachte, ist ein Vorbild des von Jesus Christus eingesetzten, heiligen Meßopfers. Darum nennt auch der heilige Paulus unsern Herrn und Heiland den Hohenpriester nach der Ordnung Melchisedechs in Ewigkeit, d. h. was damals Melchisedech vorbildlich that, das thut Jesus Christus in der Wirklichkeit fortwährend in seiner Kirche. Und in der That wird vom Anfange an in der katholischen Kirche bei der heiligen Messe Brod und Wein dargebracht, was durch die Kraft der von Jesus vorge-

schriebenen Worte in das Fleisch und Blut unsers Herrn und Heilandes verwandelt wird. Melchisedech erscheint überhaupts in jeder Beziehung als ein Vorbild Jesu Christi, und zwar schon durch die Bedeutung seines Namens. Melchisedech heißt nämlich so viel als König der Gerechtigkeit, und überdieß Fürst von Salem, welch' letzteres Wort Friede bedeutet, so daß Melchisedech auch Friedensfürst genannt werden kann. Beides ist in viel höherem Sinne Jesus Christus; er ist wahrhaft König der Gerechtigkeit und durch ihn werden wir Alle gerecht; er ist der wahrhaftige Friedensfürst, und hat uns Allen den Frieden gebracht. Melchisedech ist ferner ein Vorbild Christi durch den Stand und das Amt; denn er war nicht bloß König, sondern zugleich auch Priester. Jesus Christus ist nicht bloß König, sondern in Wahrheit zugleich auch Priester des Allerhöchsten, und opfert als solcher fortwährend Gott, seinem himmlischen Vater, sein Fleisch und sein Blut unter den Gestalten des Melchisedech'schen Opfers, unter den Gestalten des Brodes und Weines. Melchisedech ist auch ein Vorbild Christi durch die Geburt; denn wie die Abstammung des Melchisedech geheimnißvoll und unbekannt ist, und er gleichsam wie ein neuer Mensch ohne Vater und Mutter dastehet, so ist die Geburt Jesu Christi wunderbar und unaussprechlich, und nicht minder seine ewige Zeugung aus dem himmlischen Vater, als seine zeitliche Geburt ohne Hinzuthun eines Mannes aus dem Schooße der allerseligsten Jungfrau Maria, in welch' letzterer Beziehung er wahrhaft als neuer Mensch, als zweiter Adam dastehet, aus dem wir geistiger Weise Alle geboren werden müssen, sollen wir Ansprüche auf das ewige Leben haben. (Cf. Hebr. 7, 1—4.)

Melchisedech setzte also damals dem Abraham und seinen Leuten nicht etwa bloß zu essen vor; sie waren ja bereits von der gemachten Beute gesättiget, wie es klar V. 24 ausgesprochen ist, sondern er brachte Gott ein Opfer dar; denn er war ein Priester, dessen vorzügliche Pflicht und Eigenschaft es ist, zu opfern. Sein ganzes Priesterthum, das doch von jeher berühmt gewesen, wäre demnach in Frage gestellt, wenn hier kein Opfer stattgefunden hätte; denn ein anderes Opfer, als das hier in Rede stehende, ist von Melchisedech nicht bekannt. Eben deßwegen muß auch die heilige Messe ein Opfer sein; denn sowohl David als der heilige Paulus

nennen Christum einen Priester nach der Ordnung des Melchisedech: Christus muß also auch auf eine ähnliche Art wie Melchisedech ein Opfer dargebracht haben. Nun wissen wir, daß Christus, der Herr, sein vorzüglichstes Opfer am Kreuze vollbracht hatte. Damals opferte er aber nicht nach der Ordnung des Melchisedech; denn das Kreuzopfer war ein blutiges, das Melchisedech'sche Opfer aber ist ein unblutiges. Am Kreuze opferte Christus vielmehr nach der Ordnung des Aaron; denn die Opfer des Aaronischen Priesterthums waren blutig, weil man Thiere schlachtete. Wo ist nun die Aehnlichkeit zwischen Christi und des Melchisedech Opfer? Soll die heilige Schrift nicht Blendwerk und Täuschung sein, so muß Christus in seinem Leben noch ein Opfer dargebracht haben, welches mit dem des Melchisedech Aehnlichkeit hat. Und dieß ist auch der Fall, nämlich beim letzten Abendmahle geschah es. Damals brachte der Heiland ein Opfer in Brod und Wein dar. Er nahm nämlich das Brod, segnete es, gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, dieß ist mein Leib. Auf gleiche Weise nahm er den Kelch, worin Wein war, segnete ihn, blickte zu seinem himmlischen Vater auf und sprach: Trinket alle daraus, dieß ist der Kelch meines Blutes des nenen und ewigen Bundes, das Geheimniß des Glaubens, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Da ist die Aehnlichkeit zwischen Christus und Melchisedech dargestellt; denn wie Melchisedech, so opferte auch Christus beim letzten Abendmahle in Brod und Wein. Das Opfer Christi muß aber mehr sein, als jenes des Melchisedech; denn dieses ist nur das Vorbild von jenem. Das Vorbild verhält sich zur Wirklichkeit dessen, was es darstellt, gerade wie der Schatten zum Gegenstande, welchen er abbildet. Das Opfer Jesu Christi beim letzten Abendmahle muß also zwar Aehnlichkeit haben mit dem von Melchisedech dargebrachten, und dieß ist der Fall, denn wie dieses wird auch jenes in Brod und Wein dargebracht; aber es muß zugleich mehr sein. Auch dieses ist erfüllt; denn das Opfer Christi ist nicht mehr Brod und Wein, sondern das wahre Fleisch und Blut des Sohnes Gottes unter den Gestalten des Brodes und Weines. Es muß aber jene Handlung, die Jesus beim letzten Abendmahle vornahm, zugleich ein wahres Opfer sein; denn es ist ja die Erfüllung dessen, was Melchisedech nur vorbildete. Wie dort ein

Opfer stattfand, so muß auch hier eines dargebracht werden; denn der Erfüllung darf keine wesentliche Eigenschaft des Vorbildes abgehen.

Ferner nennen sowohl David (Ps. 109, 4.) als Paulus (Hebr. 7, 17.) Christum einen Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Das Opfer, welches Christus nach der Weise des Melchisedech, d. h. in Brod und Wein darbringt, soll ewig währen, also nicht einmal, wie das Kreuzopfer, dargebracht, sondern immer wieder erneuert werden. Wie deutlich ist hier die heilige Messe bezeichnet! Sie ist jenes Opfer, welches in der katholischen Kirche in Brod und Wein alle Tage bis an das Ende der Zeiten dargebracht wird, und zwar ist bei der heiligen Messe Christus selbst nicht bloß das Opfer, sondern auch der Priester; denn der menschliche Priester vertritt nur die Stelle Christi. So ist Christus wirklich Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech.

Gegen diese klare Auffassung vermögen die Gegner nichts mit ihren gesuchten Einwendungen; denn wenn sie sagen, Melchisedech habe überhaupt nicht Brod und Wein geopfert, sondern den ermüdeten Leuten Abrahams eine Erfrischung bringen wollen, so haben wir hierauf schon oben erwidert. Wenn sie aber weiters vorbringen, daß der heilige Paulus, der einen ausführlichen Vergleich zwischen Christus und Melchisedech anstellt, gerade den Umstand überging, daß Christus in Brod und Wein ein Opfer darbringen werde, so erwidern wir ihnen: Der Apostel hat so deutlich gesprochen, daß die Gläubigen ihn verstehen konnten; den Ungläubigen aber sollte dieses Opfer nach damaliger Disciplin absichtlich Geheimniß bleiben. Daß aber der Apostel hier von außerordentlichen, wunderbaren und geheimnißvollen Dingen sprach, deutet er mit den Worten an: Hievon haben wir große Dinge zu sagen, die schwer zu verstehen sind." (Hebr. 5. 11.)

Auch die Kirchenväter finden nach einstimmiger Erklärung im Opfer des Melchisedech die heilige Messe vorgebildet. Clemens von Alexandrien schreibt: Melchisedech, König von Salem, der Priester des allerhöchsten Gottes, gab Wein und Brod, geheiligt zur Speisung, als Vorbild der Eucharistie. Strom. l. 4. c. 25. Der heilige Cyprian sagt: Im Hohenpriester Melchisedech sehen wir ein Vorbild des geheimnißvollen Opfers unsers Herrn. Epist. 63 ad Caecil. — Der heilige Hieronymus sagt in einem Briefe an die Marcella: Schlag

einmal auf das erste Buch des Moses; dort findest du Melchisedech, den König von Salem, als den Fürsten dieser Stadt, der schon damals als Vorbild Christi Brod und Wein opferte und das Geheimniß des Christenthums im Fleische und Blute des Erlösers weihte. — Epiphanius sagt: Melchisedech ging dem Abraham entgegen und brachte ihm Brod und Wein dar, wodurch er die verborgenen Geheimnisse andeutete, ein Gegenbild des Herrn, da er sagte: „Ich bin das lebendige Brod", und seines Blutes, das aus seiner durchstochenen Seite floß zur Versöhnung und Reinigung der Befleckten. — Der Geschichtsschreiber Eusebius bemerkt: Wie Melchisedech, als Priester der Völker, nirgends sich der Thieropfer bedient zu haben scheint, sondern nur durch die Darbringung von Brod und Wein den Abraham segnete, so auch unser Erlöser und Herr, dann alle Priester seiner Ordnung unter allen Völkern, indem sie nach den kirchlichen Verordnungen die geistige Opferung vollbringen, in Wein und Brod die Geheimnisse des Leibes und Blutes desselben Erlösers darstellen. Demonstrat. evangel. l. 5. c. 3. — Der heilige Augustin sagt: Das Opfer der Juden bestund, wie ihr wisset, nach Aarons Weise in Thieropfern; dieß ist aber ein Geheimniß: das Opfer des Leibes und Blutes des Herrn bestand noch nicht; die Gläubigen kennen es, und wer das Evangelium gelesen hat, der weiß, daß dieses Opfer nun in der ganzen Welt gefeiert wird. Denket euch also zweierlei Opfer, jenes nach der Weise Aarons und dieses nach Melchisedechs Weise. Es heißt: Der Herr hat es geschworen: Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedechs. Von Wem heißt es so? Von unserm Herrn Jesus Christus. Melchisedech brachte Brod und Wein dar und segnete Abraham. Dann heißt es: Du bist auf ewig Priester nach der Ordnung Melchisedechs. Dieß sagte David in Begeisterung lange nach Abraham; zu Abrahams Zeiten aber lebte Melchisedech; von welch' Anderm sagte er also: „Du bist auf ewig Priester" — als von Jenem, dessen Opfer ihr kennet. Das Opfer Aarons ist aufgehoben; das Opfer nach Melchisedechs Weise aber ist eingetreten.

Theodoret erklärt sich in pslm. 109 also: Melchisedech ist kein Priester der Juden, sondern der (heidnischen) Völker. So hat sich auch unser Herr Jesus Christus nicht bloß für die Juden, sondern

für alle Menschen Gott dargebracht. Es nahm aber sein Priesterthum in der Nacht vor dem Kreuztode seinen Anfang, wo er das Brod nahm, dankte, brach und sagte: Nehmet hin und esset, es ist dieß mein Leib u. s. w. Wir finden aber, daß Melchisedech sowohl Priester als König war; denn er war das Vorbild des wahren Priesters und Königs; er opferte nicht unvernünftige Thiere, sondern Brod und Wein. Diese Gaben brachte er auch dem Abraham dar, da er das Vorbild seines Priesterthums in den Lenden des Patriarchen im heiligen Geiste voraussah. Wenn also Christus dem Fleische nach von David abstammt, David aber von Juda, und Christus sein Hohespriesterthum nach der Ordnung des Melchisedech empfing, so hörte das levitische Priesterthum auf, und auf die Zunft Juda ging der Segen des höheren Priesterthums über. Der Priester ist jetzt Christus, dem Fleische nach von Juda stammend; er selbst bringt nichts dar, sondern ist das Haupt derer, die opfern; denn er nennt die Kirche seinen Leib, und durch sie versieht er das Priesterthum wie ein Mensch, er nimmt aber das, was geopfert wird, als Gott an. Es opfert aber die Kirche die Symbole seines Leibes und Blutes.

Deßwegen hat auch der Kirchenrath von Trient bezüglich des heiligen Meßopfers erklärt, daß der Heiland sich dadurch als einen Priester nach der Ordnung des Melchisedech bewiesen habe, und daß er seinen Leib und sein Blut unter den Gestalten von Brod und Wein Gott dem Vater zum Opfer brachte.

II. Das Osterlamm. Bezüglich dessen gibt Gott seinem Volke Israel durch Moses folgenden Auftrag: „Am zehnten Tage dieses Monats*) nehme ein Jeder ein Lamm für sein Gesinde und sein Haus. Ist aber die Zahl zu geringe, um hinzureichen, das Lamm aufzuessen, so nehme er seinen Nachbar, der in seinem Hause wohnet, nach der Anzahl der Seelen, die genug sein können, ein Lamm aufzuessen. Es soll aber ein Lamm sein ohne Fehler, ein Männlein und einjährig, und nach dieser Vorschrift könnet ihr auch ein Ziegenböcklein nehmen. Ihr sollt es aufbewahren bis zum vierzehnten Tage dieses Monats. Dann soll es die ganze Gemeinde

*) Darunter wird der Monat Nisan verstanden, welcher der Hälfte nach in unsern März und der Hälfte nach in unsern April fällt.

der Söhne Israels schlachten gegen Abend. Und sie sollen von seinem Blute nehmen, und es an die beiden Pfosten und an die Thürschwellen ihrer Häuser streichen, darin sie es essen. Sie sollen das Fleisch essen in derselben Nacht, gebraten am Feuer, und ungesäuertes Brod mit wildem Lattich. Ihr sollt Nichts roh davon essen, oder in Wasser gesotten, sondern nur am Feuer gebraten; seinen Kopf mit den Füßen sammt dem Eingeweide sollt ihr essen. Und Nichts soll davon übrig bleiben bis zum Morgen; was aber übrig bleibt, sollt ihr mit Feuer verbrennen. Ihr sollt es aber also essen: Eure Lenden sollet ihr umgürten, und Schuhe an euern Füßen haben und Stäbe in euern Händen halten, und eilig es essen; denn es ist Phase, das ist der Vorübergang des Herrn. Und ich will in derselben Nacht durch das Land Aegypten gehen, und schlagen alle Erstgeburt vom Menschen bis zum Vieh, und will an allen Göttern Aegyptens Gericht halten, ich der Herr. Und das Blut soll euch zum Zeichen sein an den Häusern, in denen ihr seid: wenn ich das Blut sehe, will ich vor euch vorübergehen, und soll die verderbende Plage nicht unter euch kommen, wenn ich das Land Aegypten schlage. Es soll euch aber dieser Tag zum Gedächtniß sein, und ihr sollt ihn festlich dem Herrn feiern von Geschlecht zu Geschlecht mit ewigem Gottesdienste. Sieben Tage sollet ihr ungesäuertes Brod essen; am ersten Tage soll kein Sauerteig mehr in euern Häusern seyn; wer etwas Gesäuertes ißt vom ersten Tage bis zum siebenten Tage, diese Seele soll ausgerottet werden aus Israel. Der erste Tag soll heilig sein und festlich, und der siebente Tag soll in gleicher Festlichkeit gefeiert werden; keine Arbeit sollt ihr thun an diesem Tage, sondern nur was zum Essen gehört. Haltet das Essen des ungesäuerten Brodes; denn an demselben Tage werde ich euch heerweise aus dem Lande Aegypten führen, und haltet diesen Tag von Geschlecht zu Geschlecht als ewige Vorschrift. Im ersten Monate am vierzehnten Tage des Monats am Abende sollt ihr ungesäuertes Brod essen bis zum einundzwanzigsten desselben Monats am Abend. Sieben Tage soll kein Gesäuertes gefunden werden in euern Häusern; wer Gesäuertes isset, dessen Seele soll zu Grunde gehen in der Gemeinde Israels, es sei ein Ankömmling oder ein Eingeborner des Landes. . . . . Und Moses rief das Volk zusammen und sprach:

Halte diese Vorschrift als eine Satzung für dich und deine Söhne bis in Ewigkeit. Und wenn ihr in das Land gekommen, das der Herr euch geben wird, wie er versprochen hat, so haltet diese Gebräuche. Und wenn euere Kinder zu euch sagen: Was ist dieses für ein Gottesdienst? so saget ihnen: Es ist das Opfer des Vorüberganges des Herrn, da er vor den Häusern der Söhne Israels vorüberging und die Aegyptier schlug, und unsere Häuser verschonte. (2. Mos. 12.)

In diesen Worten, die wir ausführlich hieherſetzten, erzählt uns die heilige Schrift die Feier des jüdischen Osterlammes. Es ist außer allem Zweifel, daß das jüdische Osterlamm ein Vorbild Jesu Christi war. Deßwegen wird auch Christus das Lamm Gottes genannt, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Die Frage ist hiebei nur, wie Jesus Christus dieses Vorbild erfüllt hat, geschah es durch sein blutiges Opfer am Kreuze oder durch die Einsetzung des heiligen Altarsgeheimnisses? Die Gegner unsers Glaubens lassen nur das Erstere gelten. Nun geben wohl auch wir Katholiken zu, daß im jüdischen Osterlamm der Kreuztod Jesu Christi gesinnbildet ist. Als blutiges Opfer ist es ein wahres Vorbild des Kreuztodes, sowie auch darum, weil diesem Lamme nach einer ganz besondern Vorschrift kein Bein gebrochen werden durfte; denn auch der Kreuztod Jesu war ein blutiges Opfer, und ebenso wurde auch ihm kein Bein am Kreuze gebrochen, während man den beiden Mitgekreuzigten die Beine zerschlug. Aber abgesehen von diesen beiden Umständen ist im jüdischen Osterlamme vielmehr das eucharistische Opfer vorgebildet, als das Opfer am Kreuze, ja es läßt sich nachweisen, daß das jüdische, vorbildliche Osterlamm schon vor dem Kreuztode in der Einsetzung und Feier des heiligen Abendmahles erfüllt worden ist; denn schon vor dem Kreuztode gab Christus seinen Jüngern bei der Einsetzung des heiligen Altarssakraments sein Fleisch und sein Blut zum Genusse, und bei dieser Gelegenheit aßen die Jünger das wahre Osterlamm. Das christliche Osterlamm besteht noch heutigen Tages im Empfange des heiligen Altarssakraments, welches auch jeder katholische Christ in der Osterzeit zu empfangen verpflichtet ist. Daraus ist klar, daß das jüdische Osterlamm vorzüglich ein Vorbild des heiligen Altarsgeheimnisses ist, und in demselben zunächst seine Erfüllung findet. Es liegt

aber ferner in der Natur der Sache, daß dem Essen die Opferung oder die Schlachtung dessen vorausgehen muß, was genossen werden soll. Auch die Juden mußten ihr Osterlamm zuvor schlachten, und dann erst konnten sie es genießen. Es mußte demnach auch dem eucharistischen Abendmahle die geheimnißvolle Schlachtung, d. h. die Aufopferung des Leibes und Blutes Christi vorhergehen, mit andern Worten: Christus hätte den Jüngern sein Fleisch und Blut nicht geben können, wenn er sich nicht zuvor geopfert hätte; aber wie der Genuß ein unblutiger und geheimnißvoller war, so war auch das Opfer ein unblutiges und geheimnißvolles. Daraus erhellt, daß nicht bloß der Kreuztod Jesu Christi, sondern auch die Feier des heiligen Altarssakramentes ein wahres Opfer ist, und daß Letzteres im jüdischen Osterlamm vorgebildet ist. Daß das jüdische Osterlamm in der Feier des Altarsgeheimnisses seine Erfüllung gefunden, erhellt noch aus vielen andern Umständen. Christus selbst deutet dieses nicht unklar dadurch an, daß er unmittelbar auf den Genuß des jüdischen Osterlammes die Einsetzung und Feier des christlichen Osterlammes folgen ließ. Dadurch gab er zu verstehen, daß Ersteres abgeschafft und also erfüllt, und Letzteres an dessen Stelle getreten sei. Deßwegen nahm Christus auch die Einsetzung des Altarsgeheimnisses genau zu der Zeit vor, zu welcher das jüdische Osterlamm gegessen wurde, nämlich am vierzehnten Nisan und gegen Abend, während sein Kreuztod zu einer andern Zeit, nämlich am fünfzehnten und um die Mittagszeit sich vollbrachte. Das jüdische Osterlamm wurde ferners geopfert zur Erinnerung an den Vorübergang des Herrn vor den Häusern der Israeliten und ihrer Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft; auf gleiche Weise wird das heilige Abendmahl gefeiert zum Andenken an den Vorübergang des Herrn durch sein Leiden aus dieser Welt zum Vater, und unsere Befreiung von der Macht des Satans, die uns durch seinen Tod zu Theil geworden ist. Das jüdische Osterlamm wurde geopfert, um es zu essen, und auch daß es eine Wegzehrung auf die Reise wäre. Christus aber wurde nicht gekreuziget, auf daß sein Fleisch nach der Kreuzigung auf eine roh sinnliche Weise gegessen würde, und es war auch Niemand da, der Solches gethan hätte; hingegen wird die Eucharistie als eine Wegzehrung auf der Reise in das himmlische Vaterland genossen. Das jüdische Oster-

lamm mußte nach der Vorschrift in einem Hause genossen werden, und wer davon essen wollte, mußte beschnitten und rein sein; ebenso kann auch das Abendmahl nur in der Kirche und von Solchen empfangen werden, die getauft und reinen Herzens sind, während das Kreuzopfer außerhalb der Stadt Jerusalem und für Alle, für Juden und Heiden, dargebracht wurde, weil Christus für Alle gestorben ist. Cf. B. 1. S. 408—411.

Auch die heiligen Väter sehen im jüdischen Osterlamm ein Vorbild des heiligen Altarssakraments. So stellt der heilige Cyprian das Osterlamm als Vorbild dem heiligen Altarssakrament, als dem Vorgebildeten gegenüber, wenn er sagt: Als das Abendmahl unter geheimnißvollem Essen angeordnet wurde, da begegneten sich alte Anordnungen und neue, und als das Lamm verzehrt war, welches die alte Ueberlieferung aufsetzte, legte der Meister seinen Jüngern unverzehrbare Speise vor.

Der heilige Hieronymus schreibt zum 26. Kap. des Matth.: Nachdem das vorbildliche Osterlamm erfüllt war, und Jesus das Fleisch des Lammes mit seinen Aposteln gegessen hatte, nimmt er das Brod, welches das Herz des Menschen stärkt, und schreitet nun zum wahren Geheimnisse des Osterlammes.

Der heilige Gregor von Nazianz schreibt: Wie das jüdische Osterlamm gegen Abend geopfert worden ist, so hat auch Christus gegen Abend das Geheimniß seines Leibes seinen Jüngern übergeben.

Der heilige Chrysostomus sagt: Es gab ein jüdisches Osterlamm; aber dieses ist nun hinweggenommen und eitel geworden durch die Ankunft des geistigen Opferlammes, das Christus dargebracht hat; denn als sie aßen und tranken, nahm er das Brod, brach es und sagte: Das ist mein Leib. Wenn nun das Vorbild schon von der Knechtschaft befreit hat, um wie viel mehr wird die Wahrheit den Erdkreis frei machen.

Umständlich erklärt sich der heilige Gaudentius, ein Zeitgenosse des heiligen Hieronymus, hierüber also: Zur Zeit der Schatten- und Vorbilder der ehemaligen Osterfeier schlachtete man nicht ein Lamm, sondern mehrere, und zwar in einem jeden Hause eines, weil ein einziges für Alle zu wenig gewesen wäre, und weil dieses Geheimniß nur Vorbild, nicht aber die Wirklichkeit des Leidens unsers Herrn war. Da nun aber in der Wahrheit des neuen

Gesetzes ein einziges Lamm für Alle gestorben ist, so ist auch gewiß, daß, weil es in allen Häusern, d. h. in allen Kirchen geopfert wird, es auch unter den Geheimnissen des Brodes und Weines ernährt und das Leben gibt denen, die glauben, und jene heiliget, welche es opfern. Es ist das Fleisch des Lammes, es ist das Blut des Lammes; denn es ist jenes lebendige Brod, das vom Himmel kam und sprach: Das Brod, welches ich geben werde, ist mein eigenes Fleisch. Es ist die Osterfeier des Herrn, sagt die Schrift, das heißt: Der Vorübergang des Herrn. So wie im alten Testament befohlen war, den Kopf des Osterlammes und auch seine Füße zu essen, so sollen wir jetzt im neuen Gesetze das Ganze essen; den Kopf Jesu Christi, der seine Gottheit ist, und seine Füße, welche seine Menschheit sind, und die in den heiligen und göttlichen Geheimnissen vereiniget und verborgen sind. Glauben wir Alles, wie es uns überliefert worden ist.... Hüten wir uns, dieses Gebein zu zerbrechen, welches sehr fest ist, nämlich: Dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut. Was von dem Lamme übrig bleiben könnte, werdet ihr durch das Feuer verzehren; darunter verstehe ich alles das, was in unsern Geheimnissen unsern Verstand übersteigt, was wir bis jetzt davon nicht begreifen können, und was uns erst am Tage der Auferstehung wird geoffenbart werden; denn jetzt, sagt der Apostel, erkenne ich nur zum Theil, dann aber werde ich erkennen, wie ich selbst erkannt bin. Alles das soll durch das Feuer verzehrt, d. h. dem göttlichen Geiste überlassen werden, damit die Dinge, deren Grund wir nicht erreichen können, durch den Geist eines brennenden Glaubens verzehrt werden.

Demnach findet sowohl der Natur der Sache nach, als den Aussprüchen der heiligen Väter gemäß das jüdische Osterlamm nur in Bezug auf das heilige Altarssakrament seine volle Erfüllung. Ebendeßwegen muß aber auch die Eucharistie nicht bloß ein Sakrament, welches die Gläubigen genießen, sondern auch ein Opfer sein, welches Gott dargebracht wird; denn auch das jüdische Osterlamm war ein Opfer und eine Mahlzeit zugleich. Darum nennen wir das jüdische Osterlamm mit Recht ein Vorbild der heiligen Messe, und nur in Beziehung auf letztere findet jenes seine volle Erfüllung. In Bezug auf die heilige Messe erfüllet sich in einem viel höhern, geistigen Sinne fast Alles, was Gott bezüglich des

irdischen Osterlammes anordnete, und namentlich läßt sich darauf auch der Auftrag des Herrn beziehen: Halte diese Vorschrift als eine Satzung für dich und deine Söhne bis in Ewigkeit. Denn in der katholischen Kirche, zu welcher die geistigen Kinder Abrahams sich bekennen, wird der Vorschrift des Herrn genügt bis zum Ende der Tage, indem in derselben täglich das wahre Osterlamm, welches Jesus Christus ist, bis zum Untergang der Welt dargebracht wird. Cf. Westermayer's zeitgemäße Glaubenspredigten.

III. Die Speiseopfer. Die Juden hatten nicht bloß blutige, sondern auch unblutige Opfer. Daß die erstern eine Vorbildung des Kreuztodes Jesu Christi waren, und daher in demselben ihre Erfüllung fanden, ist an sich klar. Aber auch die unblutigen Opfer sind vorbildlicher Art, und müssen als solche im neuen Bunde ihre Erfüllung finden. Nimmt man aber das heilige Meßopfer hinweg, so sind sie nicht erfüllt, und daher eigentlich auch ohne wahre Bedeutung. Von den unblutigen Opfern müssen insbesonders zwei hervorgehoben werden, die deutlich auf das Opfer der heiligen Messe hinweisen. Das eine hievon ist das tägliche Speiseopfer. Es mußte nämlich täglich für den Hohenpriester eine Gabe von Weißmehl und Oel dargebracht werden. Ein Theil hievon mußte für den Herrn auf dem Altare verbrannt werden; den andern Theil mußte Aaron mit seinen Söhnen essen, und zwar ohne Sauerteig am heiligen Orte. Nur was männlich ist vom Stamme Aaron, durfte davon essen. Und dieses Opfer nennt Moses ein hochheiliges, und jener, der es berührt, soll heilig sein; auch sagt Moses: Es soll ein ewiges Gesetz sein, d. h. es soll fortwährend dargebracht werden. Wer sieht hier nicht die heilige Messe angedeutet? Wie das alttestamentliche Opfer besteht auch das eucharistische aus Mehl; wie im alten Testamente dieses Speiseopfer täglich sich erneuerte, so im neuen die heilige Messe; wie von jenem Speiseopfer zuvor ein Theil Gott dargebracht und das Uebrige in ungesäuertem Brode von Aaron und seinen Söhnen genossen wurde, und zwar am heiligen Orte; so wird bei der heiligen Messe zuerst Brod und Wein Gott dargebracht, und dann verwandelt in den Leib und das Blut Christi von dem Priester am heiligen Orte, beim Opferaltar genossen; wie das alttestamentliche, tägliche Speiseopfer ein ewiges sein, d. h. so lange dauern soll, bis der alte Bund

im neuen seine Erfüllung gefunden; so soll auch das eucharistische Opfer dauern, bis dieses selbst durch die Aufnahme der Erde in den Himmel in das Höhere sich vollendet. Wie endlich jenes tägliche Speiseopfer ein heiliges war, und nur von Heiligen berührt werden durfte; so gilt dieses noch um viel mehr vom Opfer der heiligen Messe.

Das zweite, besonders wichtige, unblutige Opfer war das der Schaubrode. Bezüglich dieser lautet der göttliche Befehl: „Nimm Weißmehl und backe daraus zwölf Brode, ein jedes von zwei Zehntheil, und lege sie vor den Herrn, je sechs und sechs gegen einander, auf den Tisch von feinem Golde, und lege darauf ganz reinen Weihrauch zur Erinnerung, daß dieses Brod ein Opfer für den Herrn sei. Und die Brode, die man empfangen von den Söhnen Israels zu ewigem Bunde, sollen ausgewechselt werden jeglichen Sabbat vor dem Herrn, und sollen dem Aaron sein und seinen Söhnen, sie zu essen am heiligen Orte; denn es ist ein Hochheiliges von den Opfern des Herrn durch ewiges Recht." Levit. 24, 5—10. Die oben zu dem täglichen Speiseopfer gemachten Bemerkungen beziehen sich auch hieher. Wie nämlich im alten Bunde die Schaubrode, aus Weißmehl bestehend, als Opfer für den Herrn, immerwährend auf dem goldenen Tisch lagen, so werden die heiligen Hostien, aus Waizenmehl bereitet und in der heiligen Messe in den Leib des Herrn verwandelt, als heiliges Opfer im Tabernakel fortwährend aufbewahrt, und wie im Heiligthum des alten Bundes neben dem goldenen Tische, worauf die Schaubrode waren, der goldene Leuchter brannte, so brennt im neuen Bunde neben dem Altare, wo die konsekrirten Hostien aufbewahrt werden, eine Lampe. Wie im alten Bunde die Schaubrode jeden Sabbat ausgewechselt werden mußten, und die hinweggenommenen nur die Priester essen durften, so dürfen auch die heiligen Hostien, wenn sie der Priester aus was immer für einem Grunde aus dem Tabernakel hinwegnimmt, ohne sie als Sakrament dem gläubigen Volke zu spenden, nur von ihm verzehrt werden. Ueberhaupts haben die Schaubrode ohne Opfer der heiligen Messe gar keine Bedeutung, die doch Moses selbst ein Hochheiliges von den Opfern des Herrn nennet. Aber als Vorbild der heiligen Messe sind sie wichtig und bedeutungsvoll, und finden in derselben die herrlichste Erfüllung.

IV. Das Bundesopfer. Im alten Testamente waren unter andern Opfern auch die Bundesopfer gewöhnlich. Man brachte sie dar bei Schließung eines Bündnisses zur Befestigung und Besieglung desselben. Die Stücke der geschlachteten Opferthiere wurden dabei in zwei Reihen gelegt, und die beiden Theile, welche ein Bündniß schlossen, gingen in Mitte dieser Opferstücke hindurch, wodurch sie sagen wollten, daß derjenige, welcher das Bündniß brechen würde, ebenso zerstückelt werden soll, als die Theile der Opferthiere. Von solchen Bundesopfern lesen wir Gen. 15., Jerem. 34, u. s. w. Auch nach der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai schloß Gott mit den Israeliten einen Bund, und dieser Bund wurde ebenfalls mit Opfern besiegelt; denn wir lesen: „Moses kam und erzählte dem Volke alle Worte des Herrn und die Gesetze, und alles Volk antwortete mit Einer Stimme: Alle Worte des Herrn, die er gesprochen, wollen wir thun. Und Moses schrieb alle Worte des Herrn und machte sich auf am Morgen, und baute unten am Berge einen Altar mit zwölf Säulen nach den zwölf Stämmen Israels. Und er sandte Jünglinge aus den Söhnen Israels und sie brachten Brandopfer und opferten Kälber als Friedopfer dem Herrn. Und Moses nahm die Hälfte des Blutes, und that es in Schaalen; aber die übrige Hälfte goß er auf den Altar. Er nahm das Buch des Bundes, und las es dem Volke, welches zuhörte. Und sie sprachen: Alles, was der Herr gesprochen, wollen wir thun und gehorsam sein. Er aber nahm das Blut, sprengte es auf das Volk und sprach: Das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen über alle diese Gesetze." Exod. 24, 3—9. Hier haben wir also einen Bund und zugleich die Besieglung desselben durch ein Opfer. Es leuchtet von selbst ein, daß das Bündniß, welches Gott in Folge der Gesetzgebung auf Sinai mit den Israeliten schloß, nur ein Vorbild des durch Christus aufzurichtenden Bundes ist, und wird auch von den heiligen Vätern dahin verstanden. Dieselbe Beziehung gibt der oben erzählten mosaischen Handlung der heilige Paulus selbst; denn er sagt: „Wo ein Testament (Bündniß) ist, da muß der Tod dessen, der es macht, dazwischen kommen; denn ein Testament wird durch den Tod geltend, sonst hat es keine Kraft, wenn der noch lebt, der es gemacht hat. Daher wurde auch das erste nicht ohne Blut errichtet. Denn als

Moses alle Gebote des Gesetzes allem Volke vorgelesen hatte, nahm er das Blut von Stieren und Böcken mit Wasser und purpurrother Wolle und Isop und besprengte das Buch selbst und alles Volk und sprach: Dieß ist das Blut des Bundes, welchen Gott mit euch geschlossen hat, u. s. w. (Hebr. 9, 16—21.) Nun hat aber Jesus Christus das neue Testament, den neuen Bund mit der Einsetzung des heiligen Altarssakraments geschlossen. Denn er sagt selbst bei der Darreichung des geheiligten Kelches zu seinen Jüngern: „Dieß ist mein Blut des neuen Testaments." (Math. 26, 28.) Wie Christus beim letzten Abendmahle wirklich den Jüngern sein Blut zu trinken gab, ungeachtet er später erst starb, so mußte auch damals bereits der neue Bund begonnen haben. Beim letzten Abendmahle machte also Christus bereits sein Testament und begründete eben durch Einsetzung des heiligen Altarssakramentes den neuen Bund. Dieses hochheilige Geheimniß ist das Unterpfand des neuen Bundes, gleichsam das Bundesmahl. In scharfsinniger Erörterung zeigt Westermayer, daß Christus nicht am Kreuze, sondern beim letzten Abendmahle das neue Testament begründet habe; denn er sagt: Alle Eigenschaften, die zu einem Testament gehören, passen nur auf das heilige Abendmahl. Denn erstens muß der, welcher ein Testament macht, so lange leben, bis das Testament vollendet und besiegelt ist. Nun hat der Herr im Abendmahle immer gelebt; am Kreuze aber ist er gestorben; beim Abendmahle hat er also sein Testament gemacht, am Kreuze aber hat er es durch seinen Tod in Kraft und Giltigkeit gesetzt. Zweitens muß der Testirende sein eigener Herr sein. Dieses war der Herr wohl beim Abendmahle; am Kreuze aber war er nicht bloß gebunden und gefangen, sondern auch noch verflucht und angenagelt. Drittens gibt der Testirende seinen Erben immer einen Auftrag. Dieser Auftrag lautet beim heiligen Abendmahle: „Ich gebe euch ein neues Gebot, das ihr euch einander liebet;" und: „Dieß thut zu meinem Andenken." Daß der Herr am Kreuze für die Seinigen einen Befehl erlassen habe, finden wir nicht; denn daß der Herr dem Johannes seine jungfräuliche Mutter, und dieser jenen empfahl, kann hierauf nicht bezogen werden, weil der Auftrag nur diese Beiden, nicht aber Alle angeht. Viertens muß derjenige, welcher ein Testament macht, etwas versprechen oder hinterlassen, und dieses namentlich bezeichnen,

so wie auch die Personen, welche dabei betheiligt sind. Beim letzten Abendmahle sprach der Herr die Vergebung der Sünden aus, die das dem neuen Bunde eigenthümliche Versprechen ist, und er bezeichnet auch die Erben, wenn er sagt: Daß ist der neue Bund in meinem Blute, das für euch und für Viele (hier die Erben!) wird vergossen zur Vergebung der Sünden (hier die Verheißung). Am Kreuze redete der Herr von Nichts dergleichen, mit Ausnahme der Vergebung, welche er dem reumüthigen Schächer angedeihen ließ, was aber wieder nur diesen allein anging. Fünftens, wer ein Testament macht, läßt Zeugen herbeikommen. Gleich wie nun Moses nicht einige Zeugen, sondern das ganze Volk zusammenrief, als er das alte Testament im Namen Gottes einsetzte; so mußte auch Christus zu seinem Testament Zeugen ziehen, und zwar nicht bloß einige, sondern die ganze Gemeinde selbst. Dieß that der Herr beim letzten Abendmahle; denn dort waren alle Apostel zugegen, welche gleichsam die Patriarchen und die Väter des ganzen Christenvolkes waren. Beim Kreuztode waren sie weder zugegen, noch konnten sie zusammengerufen werden. Sechstens: Wer ein Testament macht, muß es mit klaren Worten ausdrücken, daß er ein Testament macht. Am Kreuze gab Christus keinen Laut von sich, der auf ein Testament Bezug gehabt hätte; beim letzten Abendmahle aber sprach er ausdrücklich von seinem Testament, und fast mit den nämlichen Worten wie Moses. Siebentens: Wer ein Testament macht, fertigt eine öffentliche Urkunde aus, welche die Kraft hat, die Erbschaft den treffenden Erben anzueignen. Diese Urkunde hat Christus, der Herr, beim letzten Abendmahle ausgefertiget mit ausdrücklichen Worten, indem er das Altarsgeheimniß einsetzte; am Kreuze geschah nicht das Mindeste davon. In dieser Ausführlichkeit zeigt Westermayer, daß Christus beim letzten Abendmahle das neue Testament begründet hat, woraus von selbst folgt, daß es auch mit einem Opfer verbunden sein mußte, und also das Altarsgeheimniß den Charakter eines Opfers hat.

Es läßt sich aber auch leicht darthun, daß die Handlung, welche Moses Exod. 24, 3—9 vornahm, und wodurch er das alttestamentliche Bündniß mit Gott schloß, durch Jesus Christus beim letzten Abendmahle erfüllt worden ist; denn beim Bündnisse mit Moses fallen in die Augen vorzüglich folgende Momente: Die

Verkündigung des Gesetzes, die Schlachtung des Bundesopfers, die Besprengung mit Blut und das Essen des Geopferten. All Dieses finden wir nicht beim Kreuztode, aber wohl bei der Abendmahlsfeier, und zwar die Gesetzesverkündigung, indem der Herr den Seinen vorzüglich die Liebe einschärfte, welche die Erfüllung des Gesetzes ist; das Bundesopfer, indem er sich selbst unter den Gestalten des Brodes und Weines hinopferte; endlich die Besprengung mit Blut und den Genuß des Geopferten, indem er seinen Jüngern sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken gab. Aus diesem ist klar, daß das Bündniß des Moses ein Vorbild des von Christus beim letzten Abendmahle geschlossenen neuen Bundes ist, und daß, wie jenes mit einem Opfer verbunden war, das Opfer auch bei diesem nicht fehlen dürfe, und daß also das heilige Abendmahl den Charakter eines Opfers haben muß, weil sonst beim Abendmahl nichts vorkam, was auf ein Opfer deutete; woraus wiederum folgt, daß die heilige Messe ein Opfer ist; sie ist das Bundesopfer des von Christus begründeten neuen Testaments.

12. Einsetzung des Opfers der heiligen Messe durch Jesus Christus.

Daß es auch im neuen Bunde ein Opfer geben wird, hat Christus bereits in der Unterredung mit der Samariterin angedeutet. Das Weib sprach nämlich: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; ihr aber saget, daß zu Jerusalem der Ort sei, wo man anbeten müsse.“ Joh. 4, 20. Nach der allgemeinen Ansicht der Schriftausleger ist hier anbeten so viel, als opfern. Denn das Weib redete überhaupts von dem Orte des öffentlichen Gottesdienstes. Dieser bestand aber eben in der Darbringung der vorgeschriebenen Opfer. Hierauf erwiderte Jesus: Es kömmt die Stunde, wo ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet. . . . Es kömmt die Stunde, und sie ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Ebendaselbst V. 21. u. 23. Wie im Vorhergehenden muß auch hier das Wort: „Anbeten“ für gottesdienstliche Uebung genommen werden, und schließt daher das Opfern in sich. Dieses zugegeben, sagt Jesus, daß man im messianischen Reiche weder zu Jerusalem, noch auf dem Berge Garizim, sondern, was,

weil kein besonderer Ort genannt ist, von selbst folgt, überall, d. h. an allen Orten, Gott opfern wird. Ferners sagt Jesus, daß dieses Opfer ein viel vortrefflicheres sein wird, als alle alttestamentlichen Opfer; denn es wird sein ein geistiges Opfer, wie der Herr sich ausdrückt: Eine Anbetung im Geiste, also ein geistiger Gottesdienst. Nun ist die heilige Messe wirklich ein geistiges Opfer. Das Schlachtopfer, bemerkt der gelehrte Bossuet, wird hier durch den Glauben wahrgenommen. Das Schwert ist hier das den Leib und das Blut bildlich trennende Wort; das Blut wird hier nur bildlich vergossen, und der Tod tritt nur durch Vorstellung ins Mittel. Es ist aber nichtsdestoweniger ein Opfer in aller Wahrheit, da Jesus Christus wahrhaft zugegen ist. Darnach ist selbst jene Schriftstelle, die von der Anbetung im Geiste redet, und die von den Gegnern des Glaubens so oft gegen die heilige Messe angeführt wird, in der rechten Auffassung gerade umgekehrt ein Beweis für die heilige Messe.

Wir kommen zur Einsetzung des heiligen Meßopfers selbst. Diese geschah beim letzten Abendmahle, und wird uns von den Evangelisten in folgender Weise erzählt: Da sie des Nachts aßen, nahm Jesus das Brod, dankte, brach es, gab es seinen Jüngern und sprach: Dieß ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieß thut zu meinem Andenken. Deßgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahle und sprach: Trinket Alle daraus; denn dieß ist mein Blut des neuen Testaments, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. (Luc. 22, 19 u. 20.; Mrk. 14, 24; Mtth. 36, 27— 39.) — Ehe wir auf die Bedeutung dieser Worte selbst eingehen, müssen wir zuvörderst bemerken: Es ist auffallend und hat eine tiefe Bedeutung, daß Jesus die Passa-Mahlzeit wählte, um sein neues Mahl einzusetzen. Das jüdische Osterlamm war unstreitig ein wirkliches Opfermahl. Schon dadurch, daß Jesus die Einsetzung des Altarsgeheimnisses unmittelbar auf den Genuß des jüdischen Opferlammes folgen ließ, deutete er an, daß auch sein Bundesmahl ein Opfer sei, und als solches mußten auch die Apostel das heilige Altarsgeheimniß ansehen; denn denkt man sich die Apostel als geborne und erzogene Juden um ihren Meister bei einem wirklichen Opfermahle, dem jüdischen Osterlamm, versammelt, der nun in ihrer Mitte ein ganz eigenthümliches, neues Mahl anordnet, so konnten sie dabei an nichts Anderes denken, als an

ein neues Opfermahl; dieses lag schon in den äußeren Umständen, unter denen dieses Mahl eingesetzt wurde.

Wenden wir uns zu den Worten Jesu selbst. Er sagt: Nehmet hin und esset, dieses ist mein Fleisch; trinket Alle daraus, es ist dieß der Kelch meines Blutes. Die Worte Jesu sind klar; er gibt seinen Jüngern sein Fleisch zu essen, und sein Blut zu trinken. Es war also ein wahres Mahl, und wird auch nach dem Sprachgebrauche als das letzte Abendmahl bezeichnet. Dem Mahle ging aber bei religiösen Handlungen immer das Opfer vorher. So muß es auch hier genommen werden, d. h. ehe Jesus seinen Jüngern geheimnißvoll sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken gab, hat er sich auf eine geheimnißvolle Weise geschlachtet, also geopfert.

Es liegt am Tage, daß Christus beim letzten Abendmahle eine Opferhandlung vollbrachte. Es ist ja die Eucharistie die Hingabe seiner selbst unter den Gestalten des Brodes und Weines. Dieß ist mein Leib, spricht er, der für euch hingegeben wird; also den nämlichen Leib, der am Kreuze geopfert wurde, gab der Herr im Abendmahle seinen Jüngern zu essen. Wie wäre dieses ohne Opfer möglich gewesen? Ebenso sagt der Herr: Dieß ist mein Blut des neuen Testamentes, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Er setzt also sein Blut dem Blute der Schlachtopfer des alten Bundes entgegen. Wie dort ein Opferblut war, so sollte es auch das Blut Christi im Kelche unter der Gestalt des Weines sein. Offenbar nimmt hier Jesus, da er sein Blut, welches er seinen Aposteln unter einer genießbaren Gestalt darreicht, für das Bundesblut des neuen Testaments erklärt, auf die Abschließung des alten Bundes Rücksicht, der nur ein Vorbild des neuen war. Dort nimmt Moses Opferblut und besprengt damit das Volk, sprechend: Dieß ist das Blut des Bundes, welchen Gott mit euch gemacht hat. Gerade so sagt auch Jesus: Nehmet hin und trinket, das ist das Blut des neuen Bundes. Wie demnach dort, so ist hier Opferblut; dieses selbst setzt aber auch ein Opfer voraus.

Niemand stellt in Abrede, daß der Tod Christi am Kreuze ein wahres Opfer war, weil er da sein Blut sichtbar für uns vergossen hat. Warum sollte nun die Eucharistie kein Opfer sein, da hier das nämliche Blut nach Christi eigener Versicherung für uns gegeben wird, das am Kreuze geflossen ist? Es ist gleichviel,

in welcher Weise Christus sein Blut für uns hingibt, ob sichtbar oder unsichtbar. Eben um den Charakter des Opfers hervorzuheben, gibt er den Jüngern sein Blut vom Leibe getrennt, und daher besonders.

Jesus hat sich aber nicht bloß beim letzten Abendmahle zum Opfer gebracht, sondern er hat auch seinen Jüngern befohlen, dieses Opfer zu seinem Andenken stets zu erneuern. Die Apostel sollten dasselbe thun, was er selbst gethan, d. h. sein blutiges Opfer am Kreuze geheimnißvoller Weise unter den Gestalten des Brodes und Weines darstellen. Deßwegen sprach er zu ihnen: Dieß thut zu meinem Andenken. Er gab ihnen damit den Auftrag, seine Opferhandlung zu wiederholen, und mit dem Auftrag verlieh er ihnen auch die Gewalt dazu. Darum ist die heilige Messe gleichsam das Nachbild vom Kreuztode Jesu Christi, wie die alttestamentlichen Opfer Vorbilder davon gewesen sind. Wie aber die Vorbilder wahre Opfer waren, so ist auch das Nachbild, die heilige Messe selbst, ein wirkliches Opfer.

13) Zeugniß der Apostel für das heilige Meßopfer.

Wir haben es schon bemerkt, daß die Apostel aus den Umständen, unter welchen Jesus das Altarsgeheimniß einsetzte, zur Ueberzeugung gebracht werden mußten, die Eucharistie sei ein wirkliches Opfer. Diesen ihren Glauben sprechen sie denn auch klar aus, und unter ihnen vorzüglich der heilige Paulus. Wir Christen, schreibt er, haben einen Altar, von welchem diejenigen, welche der Stiftshütte dienen (die Juden), nicht essen dürfen. (Hebr. 13, 10.) Der Apostel redet hier von einem Altar, welchen die Christen haben. Ein Altar setzt aber ein Opfer voraus; denn um der Opfer willen sind ja die Altäre da; insbesonders damals kannte man noch keine andern als Opferaltäre. Der Apostel sagt auch, daß von dem christlichen Altare die Juden nicht essen dürfen. Der Altar selbst ist offenbar nicht zu genießen, sondern das, was als Opfer auf demselben dargebracht wird. Vom Altare essen, heißt demnach nichts Anderes, als: Wir haben ein Opfer, von welchem die Juden nicht essen dürfen. Wenn aber die heilige Messe kein Opfer ist, so muß man doch billig fragen, wo jenes Opfer sei, von welchem Paulus spricht?

Derselbe Apostel schreibt: Wißt ihr nicht, daß die, welche im Heiligthume beschäftigt sind, vom Heiligthum auch essen, und daß die, welche dem Altare dienen, vom Altare ihren Theil empfangen? (1. Corinth. 9, 13.) Hier nennt sich der heilige Paulus einen Diener des Altars. Nun frage ich, worin der Altardienst besteht, wenn es kein Opfer gibt. Es ist auffallend, daß diejenigen, welche das Opfer verwerfen, ihre Geistlichen auch nie Altardiener, sondern eher Wortdiener nennen. Hierin haben sie vollkommen recht; denn da ihr Gottesdienst hauptsächlich in der Predigt besteht, so ist es geeignet, die Geistlichen darnach zu nennen. Der Apostel heißt sich aber einen Altardiener. Er setzt also den christlichen Cult vorzüglich in den Altarsdienst; wie könnte er Solches, wenn es in der christlichen Kirche kein Opfer gäbe?

Eine dritte hieher gehörige Stelle des heiligen Paulus ist: „Geliebteste, fliehet vor dem Götzendienste. Zu Verständigen rede ich, beurtheilt selbst, was ich sage. Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist es nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Herrn? Denn Ein Brod, Ein Leib sind wir Viele, wir Alle, die wir an Einem Brode Theil nehmen. Sehet auf die Israliten nach dem Fleische: haben nicht die, welche die Opfer essen, Theil an dem Altare? Was nun? Sage ich, daß ein Götzenopfer etwas sei, oder daß ein Götze etwas sei. Aber was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln, und nicht Gott. Ich will aber nicht, daß ihr Gemeinschaft habet mit den Teufeln. Ihr könnet nicht den Kelch des Herrn trinken, und den Kelch der Teufel; ihr könnet nicht Antheil haben am Tische des Herrn und am Tische der Teufel.“ (1. Corinth. 10, 14—22.) — In dieser wichtigen Stelle bezeichnet der Apostel, wie auch die heiligen Väter es einmüthig bekennen, und auch der Kirchenrath von Trient es sagt, die heilige Messe deutlich als Opfer. Der Apostel setzt hier den Tisch des Herrn dem Opfertisch der Juden und der Heiden gegenüber. Daraus folgt, daß der Tisch der Christen ebenfalls ein Opfertisch sein müsse, und daß der, welcher am Tische der Christen ißt, ebenso von einem Opfer genießt, wie es beim Opfertische der Juden und der Heiden der Fall ist. Aber noch mehr, der Apostel setzt das heilige Abendmahl den jüdischen und heidnischen Opfern gegen-

über. Dieses könnte er nimmermehr thun, wenn nicht auch das Abendmahl ein Opfer wäre. Die Theilnahme an den Opfermahlzeiten galt sowohl bei den Heiden als den Juden für ein Zeichen, daß man sich zur gleichen religiösen Ansicht bekenne. Die Theilnahme an dem Opfer sahen schon die Heiden als den Ausdruck sowohl inniger Vereinigung unter sich, als auch mit der Gottheit an, zu deren Ehre das Opfer dargebracht worden. Daher drangen sie nach ihrer Ansicht mit Recht zur Zeit der Verfolgung so sehr darauf, daß die Christen an ihren Opfermahlzeiten sich betheiligen sollen. Diesen nämlichen Gedanken hält auch der Apostel fest, wenn er sagt, daß man durch die Theilnahme an den heidnischen Opfern, weil diese eigentlich den Dämonen dargebracht werden, mit den Teufeln sich verbindet. Diesem stellt er gegenüber die Vereinigung, in welche sie durch den Genuß des eucharistischen Brodes mit Christus treten. Wäre nun nicht auch hier ein wahres Opfer vorhanden, und würde man dadurch nicht an einem Opfer Theil nehmen, so hätte der Vergleich und somit die ganze oben angeführte Stelle des heiligen Paulus gar keinen Sinn und keine Bedeutung; denn der Apostel will einfach sagen, daß das Opfer Christi sich nicht vereinigen lasse mit den Opfern der Götzen; ist aber die Eucharistie kein Opfer, so läßt sich nicht begreifen, was der Apostel hat sagen wollen.

14) Die katholische Kirche hat vom grauesten Alterthum an in der heiligen Messe ein Opfer anerkannt.

Die hier ausgesprochene Wahrheit wird sowohl von den lateinischen, als griechischen Kirchenvätern einmüthig bestätiget. Wir führen hier zunächst an:

I. Zeugnisse der lateinischen Väter.

Der heilige Clemens von Rom, der die Apostel noch aus persönlichem Umgange kannte, und der unmittelbare Nachfolger des Petrus als Oberhaupt der gesammten Kirche Jesu ist, schreibt in einem Briefe an die Corinther: Alles müssen wir in der rechten Weise thun, was der Herr uns zu bestimmten Zeiten zu vollbringen befohlen hat, nämlich Opfer und heilige Gebete zu verrichten. Er hat auch befohlen, daß es nicht ohne Plan und Ordnung geschehe, sondern zu bestimmten Zeiten und Stunden. Auch hat er

durch seinen höchsten Willen verordnet, wo und durch wen er ihre Darbringung will, auf daß Alles gewissenhaft nach seinem Willen vollzogen, ihm angenehm sei. Welche also zu den bestimmten Zeiten ihre Opfer darbringen, sind ihm wohlgefällig und selig; denn indem sie die Befehle des Herrn vollziehen, irren sie nicht. — Der heilige Vater redet hier deutlich von Darbringung von Opfern und Gebeten, und sagt, daß dieses auf den Befehl des Heilandes selbst geschehe, und zwar auf die von ihm angeordnete Weise und durch die von ihm dazu bestimmten Personen. Dieses Alles läßt abnehmen, daß Clemens hier von einem durch Christus eingesetzten Opfer rede. Nun wissen wir aber, daß Christus kein anderes Opfer angeordnet habe, als das eucharistische, woraus von selbst folgt, daß der heilige Clemens auch nur dieses im Auge haben kann.

Der heilige Justin, der Martyrer, der um das Jahr 167 als Martyrer starb, sagt: Gott bezeugt, daß Alle, die durch den Namen Jesu Gott die Opfer darbringen, die von Jesus Christus verordnet sind, nämlich die, welche in der Segnung des Brodes und des Kelches an jedem Orte der Erde von den Christen dargebracht werden, ihm angenehm seien. Diejenigen Opfer aber, die von euch (Juden) und durch euere Priester dargebracht werden, verschmäht Gott, da er sagt: Ich werde euere Opfer von eurer Hand nicht annehmen, weil mein Name vom Aufgang der Sonne bis zum Untergange unter den Völkern gepriesen wird; ihr aber entehrt ihn. (Dial. cum Tryphone n. 116 u. 117.). — In seiner Schutzschrift an den Kaiser beschreibt der heilige Justin den Gottesdienst des eucharistischen Opfers ausführlich, und dann sagt er zu Ende: „Bei allen Opfern, die wir darbringen, preisen wir den Schöpfer aller Dinge durch seinen Sohn Jesus Christus und den heiligen Geist.“ (Apol. n. 61.) Justin nennt also das christliche Abendmahl nicht bloß ausdrücklich ein Opfer, sondern setzt es auch den Opfern der Juden entgegen, und erklärt es für dasjenige, welches nach Verwerfung der jüdischen Opfer Gott als das ihm wohlgefällige Opfer aller Orten dargebracht wird.

Der heilige Irenäus, Bischof von Lyon, und ein Schüler des heiligen Polykarp, der vom Apostel Johannes noch seinen Unterricht erhielt, schreibt: Der Herr ... nahm natürliches Brod, dankte und sprach: Dieß ist mein Leib. Und den Kelch, der aus der uns

gemäßen Natur ist, bekannte er als sein Blut, und lehrte so das neue Opfer des neuen Bundes, welches die Kirche von den Aposteln empfangen hat, und in der ganzen Welt Gott darbringt. (Advers. haer. l. 4. c. 17.) Hier nennt Irenäus das heilige Abendmahl ausdrücklich ein Opfer.

Tertullian setzt das christliche Abendmahl den Opfermahlen der Heiden entgegen, und verbietet den Christen die Theilnahme an letzteren. (De spectacul. c. 14.) — In seiner Schrift gegen die Wiederverehelichung zeugt er dafür, daß in seiner Zeit das heilige Opfer auch bereits für die Abgestorbenen dargebracht wurde. Er redet in einer andern Schrift vom „Altare Gottes." (De oratione c. 44.) Er zählt die Darbringung des heiligen Opfers und die Verkündigung des göttlichen Wortes unter die vorzüglichsten, gottesdienstlichen Handlungen. (De cult. fem. c. II.) Aus all diesen Stellen erhellt zur Genüge, daß Tertullian das heilige Opfer der Messe kannte.

Der heilige Cyprian, der im Jahre 258 den Martertod gestorben, spricht so klar vom Opfer der heiligen Messe, daß man heut zu Tage kaum deutlicher davon reden kann. In seinem Briefe an Cäcilius (epist. 63) schreibt er: Wenn Jesus Christus, unser Herr und Gott, selbst der Hohepriester Gottes, des Vaters, ist, und zuerst sich selbst dem Vater als Opfer darbrachte und verordnete, daß dieses zu seiner Erinnerung geschehe, so vertritt jener Priester wahrhaft die Stelle Christi, der das, was Christus gethan hat, nachahmt; er bringt alsdann in der Kirche Gott, dem Vater, ein Opfer dar, wenn er so zu opfern beginnt, wie er Christum selbst opfern sieht. — In seinem Briefe an Cornelius (epist. 54) schreibt derselbe: Es ist eine große Ehre und ein Ruhm für unser Episcopat, den Martyrern den Frieden gegeben zu haben, damit wir als Priester, die wir die Opfer Gottes täglich feiern, Gott reine Opfer bereiten. — Auch noch an vielen andern Orten, wie in der Schrift von der Einheit der Kirche, vom Gebet des Herrn u. s. w. nennt der heilige Cyprian das Abendmahl ein Opfer.

Der heilige Ambrosius redet deutlich von dem Opfercharakter der Eucharistie. Dieses große Licht in der Mailändischen Kirche sagt: Wir sehen den Hohenpriester zu uns kommen; wir sehen und hören, wie er für uns sein Blut darbringt; wir folgen ihm nach, wie wir es als Priester vermögen, um für das Volk das Opfer

darzubringen: denn sind wir auch schwach an Verdienst, so sind wir doch ehrwürdig durch das Opfer. Obschon man jetzt von Christus nicht sieht, daß er opfere, so wird er doch auf Erden geopfert, wenn sein Leib dargebracht wird; ja es ist offenbar, daß er selbst in uns opfere, da sein Wort das Opfer heiliget, welches dargebracht wird. (Enarrat. in psl. 38.) — Und an einer andern Stelle: Es erschien ihm zur Rechten des Räucheraltars ein Engel. . . . O daß auch uns, wenn wir die Altäre beräuchern und die Opfer darbringen, ein Engel gegenwärtig sein, ja daß er sich sehen lassen möchte! Aber du sollst nicht zweifeln an der Gegenwart eines Engels, da Christus selbst gegenwärtig ist, wenn er geopfert wird; denn als unser Osterlamm ist Christus geschlachtet worden. Exposit. evang. sec. Luc. lib. I.

Der heilige Hieronymus legt Zeugniß dafür ab, daß über den Gräbern der Martyrer das Opfer der heiligen Messe dargebracht wurde; denn er sagt in seiner Schrift gegen Vigilantius: „So thut also der römische Bischof unrecht, der über den Gebeinen todter Menschen, des Petrus und Paulus, die nach unserer Vorstellung ehrwürdig, nach seiner Ansicht aber verwüstlicher Staub sind, dem Herrn die Opfer darbringt, und ihre Leichenhügel für Altäre Christi ansieht?"

Der heilige Augustin redet an vielen Stellen seiner Schriften vom Opfer der heiligen Messe. So sagt er (Enarrat. 1. in psl. 33): Es war, wie ihr wißt, bei den Juden vorher das Opfer nach der Ordnung des Aaron, nämlich in Schlachtopfern bestehend, und dieses geheimnißvoll; denn es bestund noch nicht das Opfer des Leibes und Blutes des Herrn, welches die Gläubigen kennen: dieses ist nunmehr über den ganzen Erdkreis verbreitet. — In der Schrift: De civitate Dei, sagt er libr. 10. c. 20.: Obschon Jesus Christus in der Gestalt Gottes, insoferne er mit dem Vater Ein Gott ist, auch mit dem Vater Opfer empfängt, wollte er doch in der Gestalt des Knechtes lieber selbst ein Opfer sein, als ein solches empfangen, auf daß in Folge dieses Anlasses Niemand glaube, man dürfe einem jeden Geschöpfe Opfer darbringen. Dadurch ist er der Priester, indem er selbst opfert, und zugleich auch das Opfer. Die Geheimnißfeier hievon sollte das tägliche Opfer in der Kirche sein, die, da sie der Leib seines Hauptes ist, sich selbst durch ihn lernt

darbringen. Von diesem wahren Opfer waren die alten Opfer der Heiligen nur verschiedene und mannigfaltige Vorbilder . . . Diesem höchsten und wahren Opfer weichen alle falschen Opfer. — In der Schrift gegen Faustus schreibt der heilige Kirchenlehrer: Die Christen feiern, nachdem das Opfer (Christi) vollbracht ist, das Andenken daran durch heilige Darbringung und Theilnahme an dem Leibe und Blute Christi. lib. 30. c. 8. Und ebendaselbst c. 21. sagt der heilige Augustin: Das christliche Volk begeht das Andenken an die Martyrer mit religiöser Feier, sowohl um die Nachahmung zu wecken, als auch um ihrer Verdienste und ihrer Fürbitten theilhaftig zu werden, jedoch so, daß wir keinem der Martyrer, sondern dem Gotte der Martyrer, wenn gleichwohl zum Andenken an die Martyrer, Altäre errichten. Denn welcher Priester, wenn er an Orten der heiligen Leiber beim Altare steht, hat je einmal gesagt: Wir opfern dir, Petrus oder Paulus oder Cyprianus, sondern was geopfert wird, das wird Gott geopfert, welcher die Martyrer gekrönt hat. — Hier redet der heilige Augustin offenbar von dem Opfer des neuen Bundes, welches durchaus Niemanden, als nur Gott allein dargebracht werden darf, das aber in den ersten Zeiten der Kirche sehr oft auf den Gräbern der Martyrer gefeiert worden ist. — Bei einer andern Gelegenheit sagt der heilige Augustin: Die Kirche opfert Gott im Leibe Christi das Opfer des Lobes. . . Diese Kirche ist das geistige Israel, wovon sich das fleischliche Israel unterscheidet, welches im Schatten Opfer brachte, wodurch jenes besondere Opfer angedeutet worden ist, welches nun das geistige Israel darbringt. Diese Kirche opfert Gott das Lobopfer nicht nach der Ordnung des Aaron, sondern nach der Ordnung des Melchisedech. Contra adversarium legis et prophet. — In seiner 28. und 172. Rede über die Worte des Herrn sagt er: Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verstorbenen durch die Kirchengebete und durch das heilsame Opfer Hilfe erlangen. Dieß ist der Gebrauch der allgemeinen Kirche der Ueberlieferung zufolge, die sie von den Vätern erhielt. Die Kirche betet für jene, welche in der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi gestorben sind; sie gedenkt ihrer insbesonders beim Opfer; sie erklärt sogar, daß das Opfer für sie dargebracht werde.

Sowohl Papst Siricius, der im Jahre 389 starb, als Papst Inno-

cenz, der im Jahre 417 ablebte, zeugen dafür, daß die Priester in ihren Tagen täglich das heilige Meßopfer darbrachten. Der letztere sagt in einem Schreiben an den Bischof Viktricius von Rouen: Mehr als die Priester und Leviten des alten Bundes müssen die Priester der Kirche von dem Tage ihrer Weihe an Enthaltsamkeit beobachten, da kein Tag vergeht, an welchem sie nicht das göttliche Opfer feiern.

II. Griechische Kirchenväter.

Der heilige Ignatius, Bischof von Antiochien, der noch ein Schüler der Apostel war, redet in seinen Briefen mehrmals von einem Opferaltar. So schreibt er im Briefe an die Epheser: „Wenn sich Einer nicht innerhalb des Opferaltares befindet, so kann er das Brod Gottes nicht genießen.“ Und im Briefe an die Philadelphier: „Befleißet euch, an Einer Eucharistie Theil zu nehmen. Denn es ist ja auch Ein Fleisch unsers Herrn Jesu Christi und Ein Trank zur Vereinigung mit seinem Blute und Ein Altar.“ — Wir haben schon bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, daß nach damaligem Sprachgebrauche durch Altar immer auch ein Opfer bezeichnet wurde; denn wegen des Opfers bestund ja der Altar. Nun bringt der heilige Ignatius die Eucharistie immer mit Altar in Verbindung, woraus von selbst folgt, daß er sie ein Opfer nennt.

Origines redet in seiner Schrift gegen den Heiden Celsus zwar mit großer Zurückhaltung von der Eucharistie, bezeichnet aber nicht minder deutlich den Opfer-Charakter derselben. Er schreibt: Wir essen die geopferten Brode, welche durch das Gebet ein zweiter Leib geworden sind, der durch seine Heiligkeit die Kraft hat, jene zu heiligen, welche ihn mit frommem Vorsatz empfangen. . . . Jenes Brod, das man heilige Speise nennt, ist ein Bekenntniß unserer darkbaren Gesinnung gegen Gott. Wir schicken unser Gebet zu dem allmächtigen Gott durch seinen eingebornen Sohn, dem wir es zuerst darbringen und den wir bitten, daß er das Sühnopfer für unsere Sünden, als der Hohepriester, unsere Bitten und unsere Opfer Gott darstellen wolle.

Der heilige Cyrillus von Jerusalem betrachtet das heilige Abendmahl gleichfalls als ein wirkliches Opfer. Nachdem er es in der 22. Kateches als ein Sakrament behandelt hat, stellt er es in der darauf folgenden 23. als das Opfer des neuen Bundes dar. Er

beschreibt selbst die Liturgie, d. h. den Opferritus der damaligen Zeit, indem er sagt: Nachdem vollendet ist das geistige Opfer, der unblutige Cult, so flehen wir über jenes Versöhnungsopfer Gott an für den allgemeinen Frieden der Kirche, für den geordneten Zustand der Welt, für die Kaiser, für die Soldaten und die Genossen; für die Kranken, für die Leidenden, und überhaupts beten wir für Alle, die hilfsbedürftig sind, und bringen dabei dieses Opfer dar. Hernach gedenken wir derjenigen, welche entschlafen sind, indem wir glauben, es gehe der größte Nutzen den Seelen derer zu, für welche in Gegenwart des heiligen und schauerlichen Opfers Gebete verrichtet werden.

Rührend ist das Ereigniß, welches der Geschichtsschreiber Philostorgius von dem Priester Lucian erzählt. Dieser wurde unter dem Kaiser Maximin seines Glaubens wegen in den Kerker geworfen und in demselben qualvoll gemartert. Da er nun vor seinem Tode noch das heilige Opfer der Messe feiern wollte, im Kerker aber dazu kein Altar war, ließ er sich von den Gläubigen, die zu seinem Besuche herbeigeeilt waren, das zur Abendmahlfeier Nöthige auf die Brust legen, und konsekrirte so das Brod und den Wein, genoß es hierauf selbst, und ließ es auch unter die Anwesenden austheilen. Dieß geschah im Jahre 312, und hiezu bemerkt Philostorgius: Er verrichtete das ehrfurchtgebietende Opfer, genoß selbst und ließ die Anwesenden genießen von dem unbefleckten Opfer. Die Christen aber umzingelten den Sterbenden, damit die Heiden nicht sehen möchten, was da vorging.

Der heilige Gregor von Nyssa, der seit 372 den bischöflichen Stuhl von Nyssa einnahm, spricht in klaren Worten seinen Glauben an die Opferhandlung Jesu beim letzten Abendmahle aus. Er sagt: Christus opfert sich selbst für uns und schlachtet sich als Opfer, wobei er zugleich Priester und jenes Lamm Gottes ist, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Wann that er dieses? Als er den versammelten Jüngern seinen Leib zum Essen und sein Blut zum Trinken darreichte, damals erklärte er offenbar, daß das Opfer des Lammes schon vollbracht sei; denn der Leib des Opfers kann nicht gegessen werden, wenn er noch belebt ist. Als er daher seinen Leib den Jüngern zum Essen und sein Blut ihnen zum Trinken

gab, war auf eine geheimnißvolle, den Sinnen nicht zugängliche Weise sein Leib schon geschlachtet. Orat. I. in Christi resurrectione.

Der heilige Ephräm, der Syrer, der im Jahre 378 starb, gibt auf seinem Todbette unter Andern seinen Brüdern folgende Aufträge: „Begrabet mich ja nicht in der Kirche oder unter dem Altare. Begleitet mich mit euerm Gebete! Verrichtet für mich ohne Unterlaß das Opfer. Den Gestorbenen ist das Gebet der Lebendigen und ihr Opfer erquicklich. Die Priester des Gesetzes reinigten, wie ihr wisset, durch ihre Opfer auch die im Kriege verwundeten Sünder; um wie viel mehr können die neutestamentlichen Priester Christi die Schuld der Sterbenden durch ihr heiliges Opfer und durch ihr Gebet tilgen."

Wir wenden uns zum heiligen Chrysostomus, diesem ausgezeichneten Lehrer und beredten Patriarchen zu Constantinopel. Er redet in seinen Werken öfters von der heiligen Messe. In seiner 82. homil. in Matth. sagt er: Wie Viele sagen: Wir möchten Jesu Gestalt, wir möchten seine Abbildung, seine Kleider, seine Fußbedeckung sehen. Sieh', du schaust ihn selbst, du berührst ihn selbst, du ißest ihn selbst. Du wünschest nur seine Kleider zu sehen; er gibt sich dir aber selbst hin, nicht allein, daß du ihn sehest, sondern daß du ihn sogar berührest und essest und innerlich in dir aufnehmest. Von welch' einer Reinheit soll man also nicht sein, wenn man Theil nimmt an diesem so großen Opfer. Um wie viel reiner als die Sonnenstrahlen soll eine Hand sein, die dieses Fleisch zertheilt; der Mund, der erfüllt wird vom geistigen Feuer; die Zunge, die benetzt wird von dem schrecklichen Blute! O denke nach, welcher Ehre du bist gewürdiget worden, an welchem Tische du Theil nimmst! Was die Engel mit Zittern schauen, und nicht ohne Furcht anzusehen wagen, um des Glanzes willen, der daraus hervorströmt, davon werden wir genährt, damit werden wir vereiniget, dadurch werden wir Ein Leib und Ein Fleisch mit Christus. . . Wo ist ein Hirt, der seine Schaafe mit seinen eigenen Gliedern ernährt? Doch, was rede ich von einem Hirten? Es gibt ja oft Mütter, die ihre Kinder nach der Geburt andern Ammen zur Nahrung übergeben; er aber hat so etwas nicht ertragen, sondern er nährt uns mit seinem eigenen Blute, und vereiniget uns ganz und gar mit sich. — In dieser Stelle spricht der heilige Chrysostomus nicht bloß klar seinen Glauben an

die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Altarssakramente aus, sondern er bezeichnet es auch ausdrücklich als ein Opfer. — In der Schrift vom Priesterthume schreibt der heilige Chrysostomus: Wenn der Priester den heiligen Geist angerufen, jenes ehrfurchteinflößende Opfer dargebracht hat, ich bitte euch, auf welche Stufe sollen wir ihn stellen? Welche Reinheit und welche Frömmigkeit sollen wir von ihm verlangen? De sacerdotio lib. 6. — In der ersten Homilie de proditione Judae sagt derselbe: Wenn du etwas hast gegen den Feind, so nimm den Zorn hinweg und lösche aus die Feindschaft, daß du am heiligen Tische ein Heilmittel empfangest; denn du trittst hinzu zu einem ehrfurchteinflößenden, heiligen Opfer. Wegen des Friedens mit deinem Bruder ist dieses Opfer eingesetzt. Wenn also deßwegen, um mit deinem Bruder den Frieden zu erhalten, dieses Opfer angeordnet ist, du aber keinen Frieden schließest, nimmst du vergeblich an dem Opfer Theil; für dich wird dieses Werk vereitelt. Thu demnach vor Allem das, weßwegen das Opfer dargebracht worden ist, und dann genieße dasselbe. — Wir wollen noch eine Stelle von diesem Kirchenvater anführen. In seiner Erklärung des Briefes an die Hebräer sagt er: Opfern wir denn nicht alle Tage? Ja wir opfern, aber wir thun es zur Gedächtnißfeier seines Todes. Das Opfer ist nur Eines und nicht viele. Wie ist es nur Eines und nicht viele? Weil es einmal dargebracht wurde, wie jenes, bei dem man in's Allerheiligste ging. Dieß ist das Bild von jenem, und jenes das Bild von diesem. Denn wir opfern immer denselben; nicht nämlich jetzt ein anderes Opferlamm, und morgen wieder ein anderes, sondern immer dasselbe, so daß aus diesem Grunde nur Ein Opfer ist. Oder sind etwa darum, weil er vielmals geopfert wird, auch viele Christus? Keineswegs; denn Ein Christus ist überall, hier vollkommen und dort vollkommen, Ein Leib. Wie er nun vielmals dargebracht Ein Leib ist, und nicht viele Leiber, so ist er nur Ein Opfer. (Hom. 17. in Hebr.)

Der heilige Cyrillus von Alexandrien spricht seinen Glauben an das unblutige Opfer des neuen Bundes eben so deutlich aus, als an die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im heiligen Altarssakrament; denn in seiner Erklärung des eilften Anathematismus gegen die Irrlehre des Nestorius sagt er: „Wir begehen das heilige, lebendige und unblutige Opfer in den Kirchen; der

Leib, welcher vorgesetzt wird, und ebenso das kostbare Blut halten wir nicht für einen gemeinen und irgend einen uns ähnlichen Menschen Leib, sondern wir empfangen es vielmehr als den eigenen Leib und das eigene Blut des Wortes, welches Alles belebt; denn gemeines Fleisch kann ja nicht beleben. Dieses bezeugt der Heiland selbst, wenn er sagt: Das Fleisch nützt Nichts, sondern der Geist ist es, der belebt. Denn weil es das eigene Fleisch des Wortes geworden ist, deßwegen wird es auch für belebend anerkannt, wie der Heiland selbst sagt: Wie mich der lebendige Vater geschickt hat, und ich durch den Vater lebe, so wird auch, wer mich ißt, durch mich leben. Weil aber Nestorius und seine Anhänger die Kraft dieses Geheimnisses zerstören, so wird mit Recht der genannte (eilfte) Anathematismus gegen sie geschleudert." — Hiezu müssen wir noch bemerken: Bekanntlich wurden die Anathematismen des Cyrillus gegen Nestorius von dem allgemeinen Kirchenrath zu Ephesus gebilliget und von der ganzen Kirche angenommen. Daraus folgt, daß die Lehre des Cyrillus als die Lehre der ganzen Kirche zu betrachten sei.

15) Die Concilien haben in ihren öffentlichen Entscheidungen die heilige Messe als ein Opfer, und zwar als die unblutige Erneuerung des blutigen Opfers Jesu am Kreuze erklärt.

Schon das erste allgemeine Concilium von Nicäa im Jahre 325 sagt bezüglich der heiligen Messe: „Hier beim göttlichen Tische sollen wir nicht beim vorgesetzten Brod und Kelch hängen bleiben, sondern unsern Geist erheben und im Glauben erkennen, daß auf jenem heiligen Tische jenes Lamm Gottes liege, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, und das unblutiger Weise vom Priester geschlachtet worden ist, und sollen, indem wir seinen kostbaren Leib und sein Blut wahrhaft genießen, glauben, daß dieses die Sinnbilder unserer zukünftigen Auferstehung seien." Cf. Collect. concilior. Mans. t. 2. Fol. 887.

Das trullanische Concilium erklärt im Can. 32.: Da wir in Erfahrung brachten, daß in Armenien die, welche das unblutige Opfer darbringen, nur Wein beim heiligen Mahle opfern, ohne ihm Wasser beizumischen; so erklären wir, daß, wenn ein Bischof

oder ein Priester nicht nach der von den Aposteln überlieferten Ordnung verfährt, und dem Weine Wasser beimischt und so das unbefleckte Opfer darbringt, er abgesetzt werden soll.

Die zweite allgemeine Kirchenversammlung von Nicäa vom Jahre 787 nennt das heilige Abendmahl „unser unblutiges Opfer, das Opfer ohne Blut, welches durch den Priester dargebracht wird."

Endlich das Concilium von Trient sagt: Unser Gott und Herr, obschon er sich selbst nur einmal am Stamme des Kreuzes durch den Tod Gott, dem Vater, darbringen wollte, um dadurch ewiges Heil zu erwirken, hat, weil durch den Tod sein Priesterthum nicht aufhören sollte, beim letzten Abendmahle, in der Nacht vor seinem Leiden, um seiner geliebten Braut, der Kirche, ein sichtbares Opfer, wie es die Natur der Menschen erfordert, zu hinterlassen, wodurch jenes blutige, einmal am Kreuze zu vollbringende dargestellt, und die Erinnerung daran bis zum Ende der Welt dauern, und seine heilsame Kraft zur Vergebung jener Sünden, welche von uns täglich begangen werden, angewendet würde; — deßwegen hat Christus von sich erklärt, daß er in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech als Priester bestellt sei, opferte seinen Leib und sein Blut unter den Gestalten des Brodes und Weines Gott, dem Vater, und reichte unter denselben Symbolen es den Aposteln, welche er damals zu Priestern des neuen Bundes machte, zum Genusse dar, und befahl ihnen und ihren Nachfolgern im Priesterthum, dieses zu opfern, durch die Worte: Dieß thut zu meinem Andenken, — wie es immer die katholische Kirche verstand und auslegte. Denn nachdem das alte Pascha gefeiert war, welches die Menge der Söhne Israels zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten opferte, setzte er das neue Pascha ein, um sich selbst von der Kirche durch die Priester unter sichtbaren Zeichen zu opfern zur Erinnerung an seinen Hingang aus dieser Welt zum Vater, als er durch Vergießung seines Blutes uns erlöste, aus der Gewalt der Finsterniß uns entriß, und in sein Reich versetzte. Und das ist jenes reine Opfer, welches durch keine Unwürdigkeit oder Bosheit der Darbringer kann befleckt werden, und wovon der Herr durch Malachias voraussagte, daß es seinem Namen, der groß sein werde unter den Völkern, an jedem Orte als unbeflecktes Opfer dargebracht würde. Dieses Opfer hat auch der Apostel Paulus offenbar

im Auge, wenn er im Schreiben an die Korinther sagt: Es können diejenigen, welche durch die Theilnahme am Tische der Götzen befleckt worden sind, am Tische des Herrn nicht Theil nehmen, wobei er unter Tisch an beiden Orten Altar versteht. Dieß ist endlich jenes Opfer, das durch die verschiedenen Gleichnisse der Opfer zur Zeit der Natur und des Gesetzes vorgebildet worden ist; denn es enthält alle durch jene bezeichneten Güter und ist von allen jenen die Vollendung und Vollkommenheit. (Conc. Trident. Sess. 22. cap. 1.)

Das Concilium von Trient kömmt noch öfter auf die heilige Messe zu sprechen. So sagt es in derselben Sitzung cap. 2.: „Weil in diesem göttlichen Opfer, welches in der Messe begangen wird, der nämliche Christus enthalten ist und unblutiger Weise geopfert wird, welcher am Stamme des Kreuzes einmal sich selbst blutig darbrachte, so lehrt die heilige Synode, daß dieses Opfer wahrhaft ein Sühnopfer sei, und daß es durch dasselbe geschehe, daß, wenn wir aufrichtigen Herzens und gläubigen Sinnes mit Furcht und Ehrerbietung, zerknirscht und bußfertig zu Gott hinzutreten, Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden in der leicht zu habenden Hilfe. Denn versöhnt durch dieses Opfer verleiht der Herr Gnade und das Geschenk der Buße und erläßt Verbrechen und Sünden, wenn sie auch noch so groß sind. Denn ein und dasselbe Opfer ist es, und der Nämliche bringt es jetzt durch den Dienst der Priester dar, der sich einstens selbst am Kreuze opferte, nur die Art der Darbringung ist eine verschiedene. Man wird der Früchte jenes blutigen Opfers durch dieses unblutige im reichsten Maße theilhaftig, statt daß jenem durch dieses in irgend einer Weise Abbruch geschähe. Daher wird es nicht nur für die Sünden, Strafen, Genugthuungen und andere Nöthen der lebenden Gläubigen, sondern auch für die in Christus Verstorbenen, insofern sie noch nicht vollkommen gereiniget sind, gesetzlich gemäß der Ueberlieferung der Apostel dargebracht."

Wiederum sagt das Concilium von Trient Sess. 22.: „Wenn Jemand behauptet, daß in der Messe Gott kein wahres und eigentliches Opfer dargebracht werde, oder daß die Opferung in nichts Anderm bestehe, als daß uns Christus zum Genuße gegeben wird, so sei er im Bann." Can. 1. Ferner: „Wenn Jemand sagt, daß Christus durch die Worte: Dieß thut zu meinem Andenken, — die Apostel nicht zu Priestern eingesetzt, oder daß er nicht verordnet

habe, daß sie selbst und die übrigen Priester seinen Leib und sein Blut opfern sollen, der sei im Bann." Can. 2. — Abermals: „Wenn Jemand sagt, das Opfer der Messe sei nur ein Lob- und Dankopfer, oder eine bloße Einnerung an das am Kreuze vollzogene Opfer, nicht aber, daß es auch Versöhnungsopfer sei, oder wenn Jemand sagt, daß es allein dem nütze, der es genießt, daß es nicht für Lebendige und Verstorbene, für Sünden, Strafen und Genugthuung und für andere Bedürfnisse geopfert werden dürfe, der sei im Bann." Can. 3. Und nochmals: „Wenn Jemand sagt, daß durch das Meßopfer dem heiligsten Opfer Christi am Kreuze eine Lästerung angethan, oder daß es durch dasselbe beeinträchtiget werde, der sei im Bann." Can. 4. — Diese Verordnungen ließen sich noch durch andere vermehren, in welchen das Concilium vom Opfer der heiligen Messe spricht und darauf bezügliche Erklärungen gibt.

16) Zeugnisse für das Opfer der heiligen Messe aus den ältesten Liturgien und Sakramentarien.

Die ältesten Liturgien zeugen dafür, daß die heilige Messe von jeher der Hauptsache nach so gefeiert wurde, wie sie noch heutigen Tages begangen wird, und immer als eine Opferhandlung begangen wird.

Unter diesen Liturgien ist eine der ältesten die des heiligen Jakobus, welche wenigstens ihren wesentlichen Theilen nach von dem Apostel Jakobus stammen dürfte, und auch in der Kirche zu Jerusalem eingeführt war. Diese Liturgie unterscheidet die Messe der Katechumenen und der Gläubigen. Die Katechumenen-Messe beginnt mit einem Gebete, worin der Priester seine Unwürdigkeit bekennt, Weihrauch anzündet, das Lob des dreieinigen Gottes verkündet, das Volk begrüßt, um die Opfergaben in Empfang zu nehmen u. s. w. Dann folgen Lesungen aus den Büchern des alten und neuen Testamentes, und an diese reihen sich verschiedene Gebete. Die Messe der Gläubigen beginnt mit der Räucherung, welcher die Darbringung der Opfergaben folgt. Sodann werden das Glaubensbekenntniß und Fürbitten für Lebendige und Abgestorbene gesprochen, worauf der Weihakt der Opfergaben in einem ausführlichen Gebete folgt. An dieses schließt sich eine Art Präfation an, d. h. ein Lob- und Preisgebet des dreieinigen Gottes, wobei der

Priester seine Stimme mit jener der Engel vereiniget, um desto würdiger Gott zu loben und zu preisen. Nach einigen andern Lesungen kömmt die Consekration. Hierauf wird das Andenken an das Leiden, den Tod, die Auferstehung, die Himmelfahrt, und die zweite Ankunft Jesu Christi gefeiert, und damit die Bitte um Tilgung der Schuld verbunden. Nun kömmt die Anrufung des heiligen Geistes, und nach einigen andern Gebeten werden mit den Worten: „Das Heilige den Heiligen" die heiligen Gaben emporgehoben; sodann wird die Hostie getheilt, es werden das Gebet des Herrn und einige andere Gebete verrichtet. Der Priester und das Volk communiciren, und endlich machen Danksagung, Segnung und feierliche Entlassung der Gemeinde den Schluß. — Wer sieht in all' Diesem nicht unsere heilige Messe, wie sie noch heutigen Tages gefeiert wird?

Dasselbe findet sich in den übrigen alten Liturgien, so in der des heiligen Markus, welche in allen wesentlichen Theilen mit der des heiligen Jakobus übereinstimmt.

Die Liturgie des heil. Chrysostomus, sowie die des heiligen Basilius, welche noch heutigen Tages bei den Griechen im Gebrauche sind, haben in der Hauptsache große Aehnlichkeit miteinander. In jener des heiligen Chrysostomus tritt deutlich hervor: Das Gloria, das Evangelium, die Opferung, die Präfation, die Consekration, die Erinnerung an die Heiligen und die Abgestorbenen, das Paternoster, die Brodbrechung und die Kommunion, — also wesentlich Alles gerade so, wie wir es noch bei der heiligen Messe haben.

Dasselbe Zeugniß legen ab die Ambrosianische Liturgie, ferner die gothische und die gallische Liturgie; ebenso die Sakramentarien des Papstes Leo, des Großen, des Gelasius, des heiligen Gregorius, welche so frühen Zeiten angehören.

Mit Recht bemerkt der Cardinal Bona im Hinblick auf diese Liturgien und ihr übereinstimmendes Zeugniß für das Dogma der heiligen Messe: „Es kann zur Bekräftigung der katholischen Lehre kein stärkerer Beweis beigebracht werden, als die wunderbare Uebereinstimmung aller dieser Liturgien mit dem Einen Glauben. Was immer die Protestanten thun wollen, um sich gegen diese Thatsache zu verschließen, ihre Mühe bleibt immerdar vergeblich. Wenn schon zur Ueberzeugung der Gemüther das Zeugniß der Väter

und anderer gelehrter und heiliger Männer viel vermag, um wie viel mehr Beweiskraft muß erst dieses feierliche und fortwährende Bekenntniß des Glaubens nicht bloß einer Kirche, sondern des Erdkreises haben! Hier ist kein Streit über Zahl und Gewicht der Zeugen, wo eine so wunderbare Uebereinstimmung aller Zeiten und Orte, und die einmüthige Stimme aller Zeugen herrscht; wo nicht bloß Worte, sondern alle Gebräuche der Priester und des Volkes, selbst die Bewegungen des Körpers und die Werkzeuge des öffentlichen Cultus, ja sogar die Steine sprechen. Hier hilft es Nichts, den Sinn eines Zeugnisses zu verfälschen und die Worte deutelnd zu verdrehen. Ja, alle Liturgien, so viel deren bis jetzt konnten gefunden werden, beweisen aus allen Welttheilen nicht bloß die wirkliche, sondern auch die immerwährende Anwesenheit des Dogma der Transsubstantiation. Alle sprechen von dem Opfer, welches auf dem Altare von den Priestern dargebracht wird; alle haben die Anbetung der Hostie, die Anrufung der Heiligen und die Darbringung des unblutigen Opfers für die Lebendigen und Abgestorbenen mit einander gemein.

17) Einige Stimmen von den Reformatoren und ihren Anhängern über das Meßopfer.

Das Haupt der Reformatoren, Luther, der überhaupts in seinem Kampfe gegen die Kirche nicht von festen Grundsätzen geleitet, sondern gar häufig von der Leidenschaft fortgerissen wurde, war anfangs gewiß nicht Willens, das heilige Meßopfer zu verwerfen. Er spricht in mehrern Stellen von der göttlichen Einsetzung des heiligen Meßopfers. So sagt er einmal: Was ist das Brod und Wein für Abraham geopfert? Das deutet auf das Priesterthum Christi in dieser Zeit bis auf den jüngsten Tag, da er das verborgene Sakrament des Altars, seines heiligen Leichnams und theuern Blutes opfert in der Christenheit. — An einer andern Stelle sagt er: Auf daß nun Christus ihm bereitet ein angenehm, liebes Volk, hat er aufgehoben das ganze Gesetz Moses, und daß er nicht Ursach den Sekten und Zerstreuungen dafür gebe, hat er nicht mehr denn eine Weise und Gesetz eingesetzt seinem Volk, das ist die heilige Messe; denn wiewohl die Taufe auch eine äußerliche Weise ist, so geschieht sie doch nur einmal, und ist nie eine Ueb-

ung des ganzen Lebens, wie die Meß; daß nun hinfüro keine andere äußerliche Weise sollte sein, Gott zu dienen, denn die Messe, und wo die geübt wird, da ist der rechte Gottesdienst. Opp. Jenens. t. 1. fol. 96. —

Auch in der Augsburger Confession (Art. III.) und in der Apologie derselben äußerten sich die Protestanten, man mache ihnen mit Unrecht den Vorwurf, daß sie die Messe abschaffen; sie behalten vielmehr dieselbe bei, und feiern sie mit der größten Ehrfurcht, und vertheidigen mit Eifer ihre Würde.

König Heinrich VIII. von England, der von der katholischen Kirche abfiel, erklärte dennoch bezüglich der heiligen Messe, sie sei dem göttlichen Rechte gemäß.

Die Centuriatoren können nicht umhin bei allem Hasse gegen die katholische Wahrheit das Geständniß zu machen, daß die heiligen Väter häufig vom Meßopfer reden. So sagen sie: Der heilige Irenäus lehrte das Opfer des neuen Testaments. Daß Cyprian, Tertullian und Ambrosius dasselbe behaupten, müssen sie nicht minder zugeben.

Wie sehr die Protestanten in neuerer Zeit an einigen Orten mit Aufbesserung ihres Gottesdienstes beschäftiget sind, und wie sie oft, mit Ausnahme des Wesentlichen, nämlich des Opfers, fast die ganze Messe einzuführen suchen, ist bekannt.

18) Einige Vernunftgründe für das Opfer der heiligen Messe.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß eine jede Religion, mag sie auch noch so falsch und verkehrt sein, ihre Opfer hat. Dieses läßt sich nur daraus erklären, daß es für den Menschen ein Bedürfniß ist, jenem Wesen, welches er als das höchste verehrt, Opfer darzubringen. Im Opfer sinnbildet sich überhaupts die höchste Verehrung und Anbetung Gottes, und wo das Opfer fehlt, kann gar kein wahrer Gottesdienst stattfinden; ja es gibt ohne Opfer eigentlich gar keine Religion; denn die Religion ist nichts Anders, als eine Anweisung, wie man sich selbst Gott opfern könne. In diesem Sinne werden wir in der heiligen Schrift Alle Priester genannt. Diese unsere einzelnen Opfer sind Gott nur angenehm in der Vereinigung mit dem großen Opfer, welches

Jesus für uns am Kreuze dargebracht hat. Sollen wir aber unsere Opfer mit jenem großen Opfer am Kreuze auf eine wirksame Weise vereinigen können, so muß das Kreuzopfer in unserer Kirche vorhanden sein. Ohne heilige Messe können wir also zu Gott im Geiste auf eine wirksame Weise gar nicht aufsteigen; denn nur die heilige Messe ist als unblutige Erneuerung des Opfertodes Jesu am Kreuze der Anknüpfungspunkt dazu. Ohne heilige Messe ist uns die Möglichkeit genommen, die tiefsten Gefühle unserer Ehrfurcht und Anbetung, die wir gegen Gott hegen, darzustellen, weil uns der Ausdruck dafür fehlt. Ohne heilige Messe wären wir überhaupts ärmer, als selbst die Heiden; denn ohne heilige Messe hätten wir kein Opfer: sie aber hatten deren gar viele. Nehmt die heilige Messe hinweg, und ihr habt das tiefste Glaubensgeheimniß zerstört, der Tugend und Frömmigkeit ihren Stützpunkt genommen, ja das Heiligthum der Religion selbst zu einer Ruine gemacht. Nehmt das Opfer der heiligen Messe hinweg, und ihr macht alle Kirchen überflüssig; denn zum Predigen und selbst zum Beten brauchen wir kein besonderes Heiligthum. Dieß kann in einem jeden anständigen Saale geschehen. Aber wenn auf unsern Altären das Lamm Gottes geschlachtet und sein Fleisch und Blut in unsern Tabernakeln aufbewahrt wird, dann fordert es die Gott schuldige Ehrfurcht, für diese wichtige Handlung eigene Orte zu weihen und zu heiligen, von denen ein jedes andere Geschäft ferne gehalten wird. Gehen wir indeß in unsern Betrachtungen weiter.

Jesus Christus hat durch sein Opfer am Kreuze die Menschen im Allgemeinen erlöset, und es ist jetzt die Möglichkeit gegeben, daß jeder Einzelne, der sich die Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu aneignet, auch in der Wirklichkeit erlöset werde. Wie soll aber dieses geschehen? Für sinnliche Wesen, wie es die Menschen sind, ist hiezu eine äußere, sichtbare Handlung nothwendig. Und dazu ist eben das Opfer der heiligen Messe eingesetzt. In derselben erneuert sich auf unblutige Weise der Opfertod Jesu Christi; in derselben stirbt Jesus geheimnißvoller Weise; und ein Jeder, welcher dieser heiligen Handlung beiwohnt, steht gleichsam unter dem Kreuze; er sieht geheimnißvoll seinen Erlöser leiden und sterben, und es ist ihm jetzt so recht wahrhaft Gelegenheit gegeben, sich der Verdienste Jesu theilhaftig zu machen, und zugleich mit ihm sich selbst Gott

zu opfern. Ohne Opfer der heiligen Messe ist der Opfertod Jesu eine bloß geschichtliche Handlung, der die Menschen nach Christus mehr oder weniger fremd bleiben, je nachdem sie nämlich mehr oder weniger im Stande sind, den Kreuztod Jesu Christi sich zu vergegenwärtigen; durch die heilige Messe aber ist uns das durch Jesus vollbrachte Opfer auf Golgatha immer gegenwärtig, weil dieselbe Opferhandlung immer erneuert, geheimnißvoll vor unsern Augen vorgeht. Daher bemerkt Möhler in seiner Symbolik: Jesus ist ewig lebendig in seiner Kirche, und macht seine Gegenwart unter sinnlichen Formen anschaulich. In der Verkündigung seines Wortes ist er selbst der bleibende Lehrer. Bei der Verwaltung der Sakramente nimmt er in der Taufe den wiedergebornen Menschen in seine Gemeinschaft auf, verzeiht dem Sünder in der Bußanstalt, stärkt den jungen Menschen in der Firmung, segnet die Vereinigung der Gatten im Sakrament der Ehe; einiget sich im Altarssakrament mit Allen, welche dem ewigen Leben entgegen seufzen; tröstet und ermuthiget den Sterbenden in der letzten Oelung; er setzt in der Priesterweihe die Organe ein, durch welche seine unermüdete Güte dieses Alles bewirkt. Entwickelt nun Christus, unter irdischem Schleier verborgen, seine gesammte, auf Erden begonnene Thätigkeit bis zum Ende der Welt fort, so bringt er sich nothwendig auch ewig dem Vater als Opfer dar für die Menschen. Wir müssen daher in seiner Kirche die lebendige Darstellung dieses Opfers wieder finden. So ist der eucharistische Heiland das Opfer für die Sünden der Welt.... Das Meßopfer ist daher ein wahres Opfer, und darf von dem Leben des Erlösers nicht getrennt werden, wie besonders aus der Betrachtung des Zweckes seiner Institution einleuchtet. In diesem letzten Theil seines Opfers gibt uns Christus Alles, was er für uns gethan hat; das objektive Opfer wird subjektiv, einem jeden von uns insbesondere eigen. Als der am Kreuze sich Opfernde ist Christus uns noch fremde, im Cultus (der heiligen Messe) aber unser Eigenthum, unser Opfer; dort ist er das allgemeine Opfer, hier das Opfer zugleich für uns insbesondere, für jeden Einzelnen aus uns. Dort war er nur das Opfer, hier wird er als solches verehrt und anerkannt, Speise, Trank, Wegzehrung eines jeden Gläubigen.

Es läßt sich ferner sagen: Wer die Eucharistie genießt, em-

pfängt den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi. Der Genuß der Eucharistie setzt also das Opfer voraus. Denn wie man im alten Bunde von den Opferthieren nicht essen konnte, ohne daß diese zuvor geschlachtet waren, so läßt sich auch im neuen Bunde das Fleisch des Sohnes Gottes ohne Opfer nicht genießen. Wir können sagen: Ohne Meßopfer gibt es auch keine wahre Kommunion, keinen Empfang des Leibes Christi. Daher ist es eine natürliche Folge, wenn man da, wo das heilige Meßopfer nicht besteht, auch das heilige Abendmahl nur als bloßes Brod erklärt; es ist in der That sonst Nichts, und kann ohne Opfer sonst Nichts sein.

Ferner wird Christus in der heiligen Schrift genannt: Hoherpriester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Daraus erhellt, wie so eben erörtert worden ist, daß Christus eine Handlung nicht bloß einmal, sondern wiederholt vornehmen muß (in Ewigkeit), die mit der des Melchisedech Aehnlichkeit hat, und wovon der Letztere nur ein Vorbild ist. Nimmt man die heilige Messe hinweg, so gibt es Aehnliches nichts in der Kirche, und Christus hat dann auch nicht den Charakter eines ewigen Priesters. Ebenso hat dann auch keine Bedeutung die oben erörterte Weissagung des Malachias.

Es ist auch Thatsache, und wird an seiner Stelle näher erörtert werden, daß Christus im neuen Bunde ein Priesterthum eingesetzt habe. Aber Priesterthum und Opfer hängen innig mit einander zusammen. Man kann sich keinen Priester ohne Opfer, sowie kein Opfer ohne Priester denken; denn wo das eine ist, muß auch das andere sein. Das Amt des Priesters, sagt der Apostel selbst, besteht darin, daß er Gaben und Opfer darbringe für die Sünden der Menschen. (Hebr. 5, 1.) Wenn also Christus in seiner Kirche ein besonderes Priesterthum eingesetzt hat, so muß es in derselben auch ein sichtbares, wirkliches Opfer geben.

Es muß daher in der Kirche ein Opfer bestehen, in welchem sich das Opfer am Kreuze darstellt, und wodurch alle Gläubige aller Zeiten sich die Verdienste des Opfers Jesu am Kreuze zuwenden, und dieses ist das Opfer der heiligen Messe.

19) In der heiligen Messe hat die katholische Kirche den Gott würdigsten und den Gläubigen heilsamsten Gottesdienst.

Die heilige Messe, mit Glauben und Würde gefeiert, ist der erhabenste Gottesdienst, und Nichts in der Welt kann den Mangel dieses Opfers ersetzen. Unterricht, Gebet, Gesang und selbst die Abendmahlsfeier, wenn sie bloß für ein Liebes- und Bundesmahl, nicht aber für ein Opfer gehalten wird, können die religiösen Gefühle nicht so mächtig wecken, über kurz oder lang wird ohne dieses Opfer alles Uebrige kalt und unwirksam, wie es die Geschichte bezüglich jener Religionsparteien, welche das Meßopfer verwerfen, zur Genüge beweist. In der heiligen Messe wird uns ja stets die Versöhnung des Menschengeschlechtes mit Gott vorgestellt und erneuert. Das ist aber das Höchste, was Christus, der Sohn Gottes, für die Menschheit thun konnte und wirklich für dieselbe gethan hat. Das ist gleichsam die Fülle unserer Glaubenslehre. In der heiligen Messe wird uns das Höchste dargestellt, was die Menschheit für Gott thun soll; sie soll sich mit Christus opfern zur Vollbringung seines heiligen Willens. Das ist die Fülle unserer Sittenlehre. In der heiligen Messe wird uns das Höchste dargestellt, was die Menschheit werden kann und soll. Sie soll und kann Eines werden mit Gott durch Christus, der in seiner Person die Gottheit und Menschheit vereiniget, und durch die Verdienste des Opfers, welches er als Gottmensch am Kreuze vollbrachte und täglich in der heiligen Messe erneuern läßt, alle Menschen an sich ziehen, und so mit sich und seinem himmlischen Vater schon hier in Liebe und dort in ewiger Seligkeit vereinigen will. Daher kann die heilige Messe mit allem Rechte der Mittelpunkt unserer heiligen Religion genannt werden, in welchem sich wie in einem Brennpunkt alle Strahlen der göttlichen Erbarmungen sammeln, und an der Flamme der göttlichen Liebe die Herzen der Erlösten entzündet werden. Wie könnte Gott auf eine erhabenere Weise geehrt werden, als durch die heilige Messe? Ist sie daher nicht der würdigste und feierlichste Gottesdienst?

Es ist einleuchtend für einen Jeden, schreibt Möhler in seiner Symbolik, daß der Glaube an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie die Grundlage der gesammten Betrachtungsweise

von der Messe ist; ohne jene Gegenwart ist die Abendmahlsfeier eine bloße Erinnerung an den sich offenbarenden Christus, in derselben Weise, wie wenn eine Gesellschaft die Gedächtnißfeier eines ihr theuern Mannes begeht, von dem sie ein Bild in ihrer Mitte aufstellt oder irgend ein Symbol, das sein wohlthätiges Wirken in das Gedächtniß zurückruft; mit dem Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle wird dagegen die Vergangenheit zur Gegenwart, Alles, was Christus uns verdient hat, wird von seiner Person nun und nimmer mehr getrennt; er ist anwesend als das, was er schlechthin ist und im ganzen Umfange seiner Leistungen, mit einem Worte ein wirkliches Opfer. Daher sind auch die Wirkungen dieses Glaubens auf den Geist, das Herz und den Willen des Menschen ganz andere, als wenn Christus bloß durch die Anstrengung des menschlichen Erinnerungs-Vermögens aus der Entfernung von achtzehnhundert Jahren zurückgerufen würde. Er bezeugt selbst seine Liebe, seine Menschenfreundlichkeit, seine Hingebung für uns, er ist immer in unserer Mitte voll Gnade und Wahrheit. Hiernach ist die Messe der Katholiken, als Opfer betrachtet, die Feier der in Christus von Gott der Menschheit ertheilten Wohlthaten, und bestimmt, durch Darbringung Christi theils in Lob, Preis, Dank und Anbetung das freudige Gefühl des Erlöstseins der Gläubigen auszudrücken, theils die Verdienste Christi zur fortwährenden Aneignung zu bringen. Auch kann es nun nicht mehr verborgen sein, wodurch es den Gläubigen persönlich Nutzen bringt; dadurch nämlich, daß an dem Opfer die gottgefälligen Gesinnungen, als da sind: Glaube, Hoffnung, Liebe, Demuth, Reue, Gehorsam, Hingabe an Christus erregt, gefördert und gepflegt werden. Das Gott dargebrachte Opfer, welches vom Werke Christi überhaupts nicht getrennt werden kann, verdient die innere Gnade zur Ausbildung dieser Gesinnungen, welche von Außen her, durch den Glauben an den gegenwärtigen Christus, dessen sämmtliches Thun und Leiden dem Geiste vorgeführt wird, psychologisch angeregt werden. Das Meßopfer wird aber auch für Lebende und Verstorbene dargebracht, d. h. Gott wird gebeten, um des Opfers Christi willen denen, die uns theuer sind, das zuzuwenden, was zu ihrem Heile gereicht. Von Seite der Gläubigen ist sonach mit dem Meßopfer die Bitte verbunden, das Verdienst

Christi, welches in der eucharistischen Darbringung concentrirt angeschaut wird, allen Bedürftigen und Empfänglichen angedeihen zu lassen. Dem Christen ist es unmöglich, bloß sich zu berücksichtigen.... Auch die Gemeinschaft mit den in Christus selig gewordenen Geistern wird erneuert, da sie mit Christus Eines sind und sein Werk ohne seine Wirkungen nicht angeschaut werden kann. Alle Angelegenheiten des innern und äußern Lebens endlich, schmerzliche und freudige Ereignisse, Glück und Unglück werden in Verbindung mit dem Opfer gebracht, und bei der Gedächtnißfeier in Christus, dem wir das Höchste verdanken, wird Gott überhaupts gedankt und geklagt, in ihm und von ihm Trost und Muth und Kraft im Leiden, Selbstverleugnung, Milde, Sanftmuth im Wohlergehen u. s. w. erfleht. Indessen ist der Inhalt der Messe unter dem Gesichtspunkte einer Opferfeier noch nicht erschöpft; die versammelte Gemeinde erklärt nach dem Bisherigen, daß sie in sich selbst ohne Christus Nichts finde, auch gar Nichts, was Gott angenehm sein könnte, vielmehr nur Unzulängliches, Irdisches und Sündliches entdecke; auf sich also verzichtend, gebe sie sich ganz vertrauensvoll Christo hin, um seinetwillen Vergebung der Sünden und ewiges Leben und alle Gnade hoffend. In diesem Akt der Verzichtleistung auf sich selbst und der völligen Hingabe an Gott in Christus hat der Gläubige sich selbst entlassen, sich selbst in seinem von Christus getrennten Dasein, daß ich so sage, exkommunizirt, um nur aus ihm und mit ihm zu leben. Daher ist er in der Verfassung, in die innigste Gemeinschaft mit Christus einzutreten, zu kommuniciren mit ihm, und seinem ganzen Wesen nach mit Christus erfüllt zu werden.... Wer möchte nun diesen Cult nicht wahrhaft christlich, fromm und lebendig erregend nennen? Einen Cult, in welchem Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird?

Ein anderer katholischer Schriftsteller schreibt: Das heilige Meßopfer, so nachdrücklich durch sinnliche Darstellung das hehre Kreuz Jesu und die blutige Redemption andeutend, unter den heiligen Hüllen die geheimnißvolle, reelle Gegenwart, des lieben Eingebornen; dann die äußere Majestät und Feierlichkeit des Gottesdienstes, wie es die katholische Kirche ganz analog mit der Pracht des Naturtempels, mit dem Kultus der israelitischen Kirche, mit der Würde der Gottheit und mit den Bedürfnissen der Mensch-

heit beobachtet, — gibt dem katholischen Cultus ein ganz eigenes und einziges liturgisches Moment; äußert eine vorzügliche Attraktionskraft auf die Gläubigen, um sie in das Haus Gottes zu versammeln, das nun wahrhaft ein Haus Gottes ist, weil es mit der geheimnißvollen Nähe und Gegenwart des Eingebornen, des großen Mittlers zwischen Gott und den Menschen erfüllt ist; erhebt die Gemeinde der Christen auf die Ehrenstufe eines wahrhaft hochbegnadigten und auserwählten Volkes und eines königlichen Priesterthums, weil sie theilnehmend an dem hochheiligen Opfer, sich und das göttliche Lamm mit dem Priester aufopfernd, sowohl von der Würde, als den segnenden Früchten des Priesterthums auf eine geeignete Weise participirt; und hat endlich eine ganz eminente Tauglichkeit, das heilige Element des göttlichen Glaubens und der göttlichen Liebe in Bewegung zu setzen, in dem frommen Gemüthe des Gläubigen die Gefühle der Andacht bis zur innigsten und tiefsten Anbetung im Staube anzufachen, und somit zur fortwährenden Regeneration, Reinigung, Heiligung und Veredlung des Menschengeistes hinzuwirken. Cf. Kastners Würde und Hoffnung der katholischen Kirche. Cf. B. 10. S. 253—261 des Lexikons.

20) Gegner der heiligen Messe.

Wie alle Lehren des Christenthums und namentlich seine Geheimnisse ihre Gegner fanden, so konnte es nicht fehlen, daß auch die heilige Messe im Laufe der Jahrhunderte mehrfältig angegriffen wurde. Der Erste, den die Geschichte als Solchen nennt, der dieses Geheimniß bestritt, war ein gewisser Aerius, der im vierten Jahrhundert lebte. Ihm folgte auf dieser ruchlosen Bahn im fünften Jahrhundert der Manichäer Faustus. Im zwölften Jahrhundert leugneten Peter de Bruis und Henrikus, daß die heilige Messe ein Opfer sei. Auch die Albigenser verwarfen das Meßopfer. Im vierzehnten Jahrhundert griff Wiklef unter andern Lehren auch das Opfer der heiligen Messe an. Daß dasselbe auch die Reformatoren verwarfen, ist bekannt. Daß viele ungläubige Katholiken vor diesem Geheimnisse keine Ehrfurcht haben, wissen wir, und daß sich manche unwissende Glieder der katholischen Kirche davon nicht den rechten Begriff machen, wollen wir nicht in Abrede stellen.

21) Einwendungen gegen das Opfer der heil. Messe.

1. Das Hauptmerkmal beim Opfer ist die Zerstörung dessen, was geopfert wird. Dieses findet aber bei der Messe nicht statt; also kann sie auch kein Opfer sein. — Die heilige Messe ist ihrer Bedeutung nach nichts Anderes, als die unblutige Erneuerung jenes Opfers, welches Jesus Christus blutiger Weise am Kreuze vollbrachte. Beim Tode am Kreuze ist das Opfer allerdings zerstört worden; und da der Kreuztod in der Messe erneuert wird, so erstreckt sich die Zerstörung allerdings auch hierauf: nur geschieht hier Alles im Geheimnisse.

2. Nicht von Christus selbst ist die Messe eingesetzt, sondern von den Menschen eingeführt. — Daß Christus selbst das Opfer der heiligen Messe eingesetzt hat, haben wir oben ausführlich bewiesen; daher haben wir hier auf diese Einwendung eigentlich nichts mehr zu erwidern. Von den Menschen, d. h. von der Kirche ist bei der heiligen Messe Nichts als die Form der Feier, und zwar auch in dieser Beziehung nur das Unwesentliche, wie z. B. mehrere Gebete und Ceremonien, die der heiligen Handlung selbst vorgehen oder ihr nachfolgen. Das Wesentliche, wie namentlich die drei Haupttheile: „Opferung, Wandlung und Kommunion" — stammen von Christus selbst.

3. Durch die Messe geschieht dem Opfer am Kreuze Abbruch. — Dieses ist wohl die oberflächlichste Einwendung; denn wir trennen die heilige Messe nicht vom Kreuztode Jesu, noch viel weniger machen wir es zu einem neuen, vom Kreuztode verschiedenen Opfer, sondern wir sagen: Die Messe ist die unblutige Erneuerung des Opfers am Kreuze. Statt daß also durch die Messe dem Opfer am Kreuze Abbruch geschähe, wird vielmehr sein unendlicher Werth erst recht in das Licht gesetzt.

4. Der Apostel sagt: Dieses that Jesus ein für alle Mal, als er sich selbst opferte. Hebr. 9, 28. Und wiederum: „Er ward nur einmal als Opfer dargebracht, um viele Sünden zu tilgen." Hebr. 10, 14. Dadurch ist jedes weitere Opfer ausgeschlossen. — Der Apostel redet hier nur vom blutigen Opfer am Kreuze. Dieses ist allerdings nur einmal dargebracht worden. Dadurch ist aber das unblutige Opfer der heiligen Messe, welches Jesus selbst beim

letzten Abendmahle einsetzte, nicht ausgeschlossen, und dieses um so weniger, als uns durch das Letztere die Verdienste des Erstern zugewendet werden.

5. Der Apostel sagt: „Von jenen sind Mehrere zu Priestern geworden, weil sie durch den Tod verhindert werden zu bleiben; dieser aber (Jesus) hat, weil er ewig bleibt, ein ewiges Priesterthum." Heb. 7, 23. 24. Darnach gibt es im neuen Bunde keine Priester, und daher auch kein Opfer. — Der Apostel schließt hier nicht jeden Priester an und für sich im neuen Bunde aus, sondern nur einen solchen, der Christo an Würde gleich oder gar ihn überragend nachfolge, und zwar so, daß Christi Priesterthum ihm Platz machte und dieses wieder aufhörte. Solches kann nicht geschehen; denn Christus ist Hoherpriester in Ewigkeit. Daß aber Christus nach seinem Hingange zum Vater nicht Stellvertreter habe, ist am angeführten Orte nicht in Abrede gestellt; daß es Priester in diesem Sinne wirklich im neuen Bunde gibt, bezeugt der heilige Paulus selbst, da er die Apostel Minister Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes nennt.

22) Verhältniß des heiligen Meßopfers zum Opfer am Kreuze, und namentlich davon, daß dieses durch jenes nicht beeinträchtigt wird.

Es ist schon oben gesagt worden, daß das Opfer der heiligen Messe nichts Anderes ist, als die Erneuerung des von Jesus Christus am Kreuze vollbrachten, blutigen Opfers. Wie nämlich die blutigen Opfer des alten Bundes Vorbilder des blutigen Opfers im neuen Bunde waren, um die Hoffnung der Menschen auf dieses große, allein vollgiltige Opfer lebendig zu erhalten; so ist das unblutige Opfer des neuen Bundes ein Nachbild des einmal vollbrachten blutigen Opfers, um nicht bloß das Andenken der Gläubigen beständig daran zu erhalten, sondern auch die Verdienste desselben ihnen fortwährend zuzuwenden. Es ist demnach die heilige Messe nicht bloß ein Bild vom Kreuztode Jesu, sondern die Sache selbst, also die wirkliche, erneuerte Darstellung desselben; denn die Bilder müssen ja nach der Einführung der vorgebildeten Sache hinwegfallen.

Es ist bekannt, daß mit den alttestamentlichen Sühnopfern

immer Mahlzeiten verbunden waren, welche die wirkliche Theilnahme an dem dargebrachten Opfer, die Aussöhnung und die wieder erlangte Freundschaft mit Gott auf eine das menschliche Gemüth tiefergreifende Art ausdrückten. Dasselbe wollte Jesus bei seinem Opfer am Kreuze hinsichtlich der Menschen beibehalten. Da es aber nicht thunlich war, seinen für das Heil der Welt hingeopferten Leib zu genießen, theils weil der Genuß des natürlichen Menschenfleisches das moralische Gefühl beleidigte, theils weil sonst Jesus immer in menschlicher Gestalt auf Erden hätte bleiben und sich neuerdings immer in den Tod hätte hingeben müssen; so gab er seinen hingeopferten Leib und sein kostbares Blut in einer solchen Form, daß es für die Menschen genießbar war, und auch nach seiner Auffahrt zur Rechten des Vaters im Himmel genießbar blieb, nämlich unter der Gestalt des Brodes und Weines. Darnach ist die heilige Messe dasselbe Opfer, welches am Kreuze dargebracht worden ist, und nur die Darbringungsweise ist verschieden, indem sie am Kreuze blutiger Weise geschah, bei der heiligen Messe aber in unblutiger Weise erfolgt; überall jedoch ist derselbe Leib und dasselbe kostbare Blut des Herrn.

Das erste unblutige Opfer, welches Jesus vor seinem Tode mit seinen Aposteln beim letzten Abendmahl feierte, war nicht ein leeres oder bloßes Schattenbild von seinem am folgenden Tage zu vollbringenden blutigen Opfer, sondern es war die Sache selbst, es war sein gekreuzigter Leib und sein vergossenes Blut, nur in einer andern Form, in unblutiger Weise und unter den Gestalten des Brodes und des Weines. Um das Opfer am Kreuze vollkommener darzustellen, gab auch Jesus sein Fleisch und Blut unter den gesonderten Gestalten zum Genusse hin, weil Leib und Blut beim Opfer am Kreuze wirklich von einander getrennt wurden; davon abgesehen, hätte Jesus den Jüngern seinen Leib auch unter der Einen Gestalt des Brodes reichen können. Auf gleiche Weise ist aber das heilige Meßopfer, in welchem die Abendmahlsfeier nur fortgesetzt und immer wieder erneuert wird, noch heutigen Tages dasselbe, was Christus damals begehen wollte, sie ist die wirkliche Feier des Leidens und Sterbens Jesu Christi, enthaltend den nämlichen Leib, der am Kreuze starb, und dasselbe Blut, das am Kreuze geflossen ist.

Es gibt also im neuen Bunde eigentlich nur ein einziges

Opfer, nämlich das Opfer, welches Jesus am Kreuze für unsere Erlösung vollbrachte, und dessen Verdienste uns in der heiligen Messe zugewendet werden. Darnach beantwortet sich von selbst die Einrede, als ob durch die heilige Messe dem Opfer am Kreuze Abbruch oder Eintrag geschähe. Wie ist Solches möglich, da die Messe ein und dasselbe mit dem Kreuzopfer ist und allen Werth vom Kreuzopfer erhält? Nehmen ja doch auch die Protestanten an, daß uns durch die Taufe und das Abendmahl die Verdienste Jesu Christi ohne Beeinträchtigung des Kreuzopfers zugewendet werden: warum soll es denn das Opfer am Kreuze beeinträchtigen, wenn durch das heilige Meßopfer uns die Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu Christi zugewendet werden?

Sagt man aber: Gott bedarf keiner Reproducirung des einmal vollbrachten Opfers, denn bei ihm gibt es keine Zeit; ihm ist das durch seinen Sohn vollbrachte Erlösungswerk stets gegenwärtig; so kann man dieses wohl zugeben, muß aber sogleich hinzusetzen, daß die Menschen dessen bedürfen, denn wir Alle sündigen gar oft, und werden durch den Schmerz begangener Sünden gequält. Was für einen tröstlichen Eindruck muß es nun nicht auf den besseren Menschen machen, wenn er denselben Jesus, der sich am Kreuze für die Sünden der Welt hingegeben hat, auf dem Altare das nämliche Opfer geheimnißvoller Weise erneuern sieht, und er sich dabei wahrhaft überzeugt, daß Jesus nie aufhört, unser Vertreter und unsere Versöhnung beim Vater zu sein. Mit kindlichem Vertrauen wendet sich nunmehr der sündige Mensch an seinen göttlichen Erlöser, und erweckt in sich dieselben Gefühle der Reue, des Dankes und der Liebe, als wäre er beim blutigen Opfer zugegen gewesen, weil er hier, wenn auch in einer andern Form, dasselbe Opfer erneuert sieht. Der wahre Christ, mit lebendigem Glauben der heiligen Messe beiwohnend, hat nicht die mindeste Ursache, die ersten Schüler Jesu zu beneiden, welche so glücklich waren, beim Tode Jesu gegenwärtig gewesen zu sein, da ja dasselbe Opfer täglich vor seinen Augen sich erneuert. Der Christ schöpft aus diesem Opfer, so oft er Gelegenheit hat, ihm beizuwohnen, neuen Muth und neue Kraft, sein eigenes, geistiges Opfer, seine gänzliche Ergebenheit an Gott der Vollendung immer näher zu bringen, und ist froh, bei der Mangelhaftigkeit seines eigenen Opfers, durch die

Güte Gottes und durch die Vermittlung seines eingebornen Sohnes einen Gegenstand zu besitzen, den er dem ewigen Vater als ein reines, ganz unbeflecktes, ihm gewiß wohlgefälliges Opfer darbringen kann.

In dem unblutigen Opfer des neuen Bundes erscheint Jesus vor unsern Augen in seiner vollkommenen, allseitigen Hingabe in den Willen seines himmlischen Vaters, und zwar mit einer gänzlichen Verleugnung alles dessen, was einem Menschen hienieden wichtig sein kann, hingegeben bis in den schmerzvollsten, schimpflichsten Tod, welcher bei dem unblutigen Opfer durch die Erscheinung des Leibes und Blutes Jesu unter abgesonderten Gestalten wesentlich dargestellt wird. Jesus selbst ist hiebei wie am Kreuze der eigentliche Priester, der Opfernde, und auch der Gegenstand des Opfers. Dieses erhabenste Opfer bringen nun auch wir durch den Priester, der nur ein Stellvertreter Jesu ist, dem ewigen Vater dar. Stärker und lebendiger können wir wohl unsere religiösen Gefühle nicht mehr darstellen, als wenn wir den ewigen Vater seinen eingebornen Sohn darbringen, oder viemehr wenn sich sein Sohn als unser Mittler für uns an den Willen seines Vaters gänzlich hingibt.

Bei diesem Opfer wird ferner lebendig ausgedrückt, daß die Kirche, wovon Jesus das Oberhaupt ist, Gott den Vater durch das Opfer ihres Oberhauptes als den höchsten Herrn des Himmels und der Erde anerkennt und verehrt, und daß ihm alle Geschöpfe ergeben und unterthänig sein sollen, wie Jesus, sein eigener Sohn es ist. Auf eine stärkere Art kann auch die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes nimmermehr dargestellt werden, als es durch den Opfertod Jesu geschicht, der durch die heilige Messe real in unblutiger Weise sich erneuert. Und endlich ist Nichts im Stande, die Gefühle der Reue so lebendig zu wecken, als der gläubige Anblick dieses Versöhnungsopfers.

Daraus ist klar, von welch hoher Bedeutung die heilige Messe ist, und in welchem Verhältnisse sie zum Kreuzopfer steht; klar ist jetzt auch, mit welch großem Rechte der Kirchenrath von Trient sagen konnte: Si quis dixerit, blasphemiam irrogari sanctissimo Christi sacramento in cruce peracto per missae sacrificium, aut illi derogari, anathema sit. Sess. 22. can. 4. Cf. Frint's Lehre vom heiligen Abendmahle.

23) Vom Werthe des heiligen Meßopfers.

Man muß bei der heiligen Messe einen doppelten Werth unterscheiden: einen innern und einen äußern. Der innere Werth ist von der Beschaffenheit der Menschen, die der heiligen Messe beiwohnen, völlig unabhängig. Es verhält sich hier wie beim Kreuzopfer. Der Werth desselben war offenbar von den dort gegenwärtigen Menschen völlig unabhängig. Die gute oder böse Gesinnung derjenigen, welche beim Tode Jesu zugegen waren, hatte auf das Opfer an und für sich keinen Einfluß; nur diese Folge hatte die Gesinnung von Seite der Gegenwärtigen, daß sie, je nach der Beschaffenheit ihrer Gesinnung, an den Wirkungen des Opfers selbst Theil nahmen oder davon ausgeschlossen blieben, ja nach Umständen noch strafwürdiger wurden. So nimmt der Eine von den Mitgekreuzigten durch seine gute Gesinnung an dem Versöhnungsopfer Jesu einen so innigen Antheil, daß er selig wird; der Andere geht als Lästerer selbst an der Seite des den Versöhnungstod sterbenden Jesus zu Grunde. Auf gleiche Weise hat auch das heilige Meßopfer einen absoluten, sowohl von dem Priester, der es darbringt, als von den Menschen, welche dieser heiligen Handlung beiwohnen, ganz unabhängigen Werth. Es ist ja dem Wesen nach dasselbe Opfer, wie das am Kreuze vollbrachte, und muß daher auch denselben Werth haben, wie jenes. In diesem Sinne aber muß der Werth der heiligen Messe als ein unendlicher bezeichnet werden, wie ja auch das Kreuzopfer einen unendlichen Werth hat. Daher muß man sagen: Die heilige Messe hat, an und für sich und objektiv genommen, einen unendlichen Werth.

Relativ aber oder äußerlich ist der Werth des heiligen Meßopfers ein sehr verschiedener; es wird nämlich Einer, der demselben beiwohnt, eines um so größeren Schatzes theilhaftig, je größer seine Empfänglichkeit hiefür ist. Eben deßwegen ist es nothwendig, daß die, welche der heiligen Messe beiwohnen, es in entsprechender Gesinnung thun. Schon im alten Bunde verlangte Gott dieses, und wenn er über die Opfer der Israeliten sich mehrfältig mißfällig äußert, so verwirft er eigentlich nicht die Opfer selbst, sondern er mißbilligt nur die nicht entsprechende, sittliche Beschaffenheit derer, die ihm die Opfer darbrachten, so daß wegen dieses Mangels die Opfer selbst, deren Werth im alten Testamente allerdings von der

Gesinnung und Herzensbeschaffenheit der Opfernden abhing, nicht angenehm waren. Das neutestamentliche Opfer hat zwar, wie wir zeigten, einen absoluten, innern Werth; allein es kann ohne unsere Mitwirkung das an uns nicht hervorbringen, was es nach der Absicht Christi hervorbringen soll, oder mit anderen Worten, der äußere, relative Werth des heiligen Meßopfers hängt von der Würdigkeit derer ab, die demselben beiwohnen. Daher dringt die heilige Schrift so sehr auf das innere, geistige Opfer, d. h. die gute Gesinnung, ohne welche das äußere Opfer für uns nicht wirksam sein kann. So sagt z. B. der heilige Paulus: Ich bitte euch, Brüder, daß ihr euere Leiber als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer Gott darbringt, und so euer Gottesdienst vernünftig sei. (Röm. 12, 1. Cf. Jak. 1, 27. u. s. w.) Hierüber erklären sich auch die heiligen Väter sehr deutlich. So sagt Gregor, der Große: Es ist nothwendig, daß wir, während wir dieses thun, uns selbst Gott in der Zerknirschung des Herzens schlachten, weil wir, die wir die Geheimnisse des Leidens des Herrn feiern, das nachahmen müssen, was wir thun. Denn dann wird der Herr bei Gott statt unser wahrhaft ein Schlachtopfer sein, wenn wir uns selbst zum Opfer machen. (Dialog. l. 4. c. 54.) — Der heilige Chrysostomus schreibt: Wollen auch wir den Saum seines Gewandes berühren, wenn wir aber wollen, können wir ihn ganz haben; denn sein Leib ist uns jetzt vorgesetzt, nicht bloß sein Gewand, und zwar sein Leib, um ihn nicht bloß zu berühren, sondern um ihn auch zu essen und gesättiget zu werden. Treten wir also hinzu mit Glauben; denn der Leib ist nicht bloß vorgesetzt, um ihn zu nehmen, sondern ihn mit reinem Herzen zu berühren, und um so gesinnt zu sein, als wenn du zu Christus selbst hinzugingest. . . . . Hüten wir uns vor dem Abgrunde, und glauben wir nicht, es sei für uns zum Heile genug, wenn wir, nachdem wir die Wittwen und Waisen beraubt haben, einen goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kelch zum Tische bringen. Denn willst du dieses Opfer ehren, so bring die Seele dar, um deretwillen Christus gestorben ist. Diese mach' golden; wenn jedoch sie von Blei oder schlechter als die Erde ist, das Gefäß aber golden, was bringt dir dieses für einen Gewinn? (Hom. 50. in Matth.) — Möchte daher der Wirksamkeit dieses Opfers von unendlichem Werthe Niemand ein Hinderniß setzen, sondern

ein Jeder der heiligen Messe in solcher Geistesverfassung beiwohnen, daß er des ganzen Werthes derselben theilhaftig wird.

24) Die heilige Messe ist ein Lob- und Anbetungsopfer (sacrificium latreuticum).

Das Opfer, welches Jesus am Kreuze vollbracht hat, ist gewiß das erhabenste von allen Opfern; denn in demselben hat sich der Sohn Gottes selbst geopfert. Es ist zugleich das vollkommenste aller Opfer; denn in demselben gab sich Jesus Christus seinem himmlischen Vater gänzlich hin und ward ihm gehorsam bis zum Tode am Kreuze. Es ist durchaus nicht mehr möglich, die Ehrfurcht, Liebe und Ergebenheit stärker zu offenbaren, und hiemit auch die Majestät, die Macht, Heiligkeit und Gerechtigkeit des ewigen Vaters vollkommener anzuerkennen, als es Jesus durch seine gänzliche Hingabe in den Willen seines Vaters gethan hat. Mit andern Worten: Es kann Nichts geben, wodurch Gott mehr geehrt ist, und das ihm wohlgefälliger wäre, als das Kreuzopfer Jesu Christi. Nun ist aber die heilige Messe mit dem Opfer am Kreuze vollkommen identisch; denn es ist der nämliche opfernde Priester, es ist derselbe Gegenstand des Opfers, der nämliche Sohn Gottes. Daraus folgt aber von selbst, daß Gott durch das heilige Meßopfer nicht minder geehrt und verherrlichet wird, als durch das Kreuzopfer. Dieses sagt er ja selbst bereits durch den Mund des Propheten Malachias voraus: „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern.“ (Malach. 1, 10.) Gott sagt wiederholt, daß durch das heilige Meßopfer sein Name groß werden wird; also muß es ja zu seiner Verherrlichung gereichen, muß ein Anbetungs- und Lobopfer sein. In der That können wir Gott nicht besser ehren, als wenn wir ihm das heilige Meßopfer darbringen; denn abgesehen davon, daß bei dem heiligen Meßopfer die Gott wohlgefälligsten Gesinnungen in unserm Herzen entstehen müssen, und abgesehen davon, daß bei dieser heiligen Feier die erhabensten Lob- und Preislieder gesungen, und die rührendsten Gebete verrichtet werden: — haben wir in dem unblutigen Opfer des neuen Bundes den heiligsten und würdigsten Gegenstand des Opfers, welches schon

seiner Wesenheit nach von einem unendlichen Werthe ist, nämlich Jesum, den Sohn Gottes selbst, von welchem der himmlische Vater sagt, daß er an ihm sein Wohlgefallen habe.

Wenn wir Jesum selbst in der heiligen Messe dem himmlischen Vater zum Opfer darbringen, so bringen wir ihm ein Opfer, welches sonst Niemandem gebracht werden kann und darf, und bekennen schon dadurch seine unendliche Majestät; wir bekennen, daß wir in unserm ganzen Vermögen Nichts besitzen, was rein, heilig, groß und würdig genug wäre, dem Herrn aller Dinge dargebracht zu werden, als nur seinen eigenen Sohn. Darauf bezüglich sagt der heilige Augustin: Was sollte der Mensch als reines Opfer darbringen? Was kann denn überhaupts der Sünder Reines opfern? O Gottloser, o Ruchloser, was du immer darbringst, ist ja unrein, und du sollst doch statt deiner etwas Reines darbringen. Suche bei dir, was du opfern sollst, und du wirst nichts finden. Frage dich, was du opfern sollst! Gott hat weder Wohlgefallen an den Widdern, noch an den Böcken, noch an den Stieren. Alles gehört ihm ja ohnehin schon, wenn du ihm auch nichts darbringst. Bring ihm also ein reines Opfer dar. Aber du bist ein Sünder und Gottloser, du hast ein beflecktes Gewissen. Wirst du vielleicht etwas Reines opfern, wenn du gereiniget bist? Aber um gereiniget zu werden, muß statt deiner etwas geopfert werden. Was willst du aber darbringen, um rein zu werden? Wenn du gereiniget bist, wirst du opfern können, was rein ist. Es soll also der reine Priester sich selbst opfern und reinigen. Das ist es, was Christus gethan hat. Er fand unter den Menschen nichts Reines, was er hätte darbringen können für die Menschen; darum hat er sich selbst als reines Opfer dargebracht. O glückliches Opfer, o wahres Opfer, o unbeflecktes Opfer! Nicht das hat er dargebracht, was wir ihm gaben, sondern das brachte er dar, was er von uns annahm und opferte es als reines Opfer; denn er hat von uns Fleisch angenommen, und dieses opferte er. Im Schooße Mariens nahm er es an, um es rein für die Unreinen zu opfern. Er selbst ist der König, er selbst der hohe Priester; in ihm wollen wir uns erfreuen. (Enarrat. in psalm. 149.) — In dieser Stelle bekennt der heilige Augustin klar, daß wir unserer Sündhaftigkeit wegen unwürdig sind, von Gott selbst als ein ihm wohlgefälliges Opfer angenommen zu

werden, sondern daß Jesus Christus in seinem reinsten Fleische für die Unreinen sich hingeben mußte, um dadurch auch uns zu reinigen; woraus von selbst folgt, daß wir, nunmehr durch Christus gereiniget, Gott nichts Wohlgefälligeres darbringen, als diesen seinen eingebornen Sohn, der sich für uns in der heiligen Messe fortwährend dem himmlischen Vater als jenes reine Opfer darbringt, um dessen willen Gott der Welt gnädig ist. — Cf. Frint's Darstellung vom heiligen Abendmahle.

25) Die heilige Messe ist ein Dankopfer (Sacrificium eucharisticum.)

Als solches erscheint es schon bei der Einsetzung durch Christus; denn wir lesen, daß der göttliche Heiland, als er das Brod in die Hände genommen, zum Himmel aufgeblickt und gedankt habe. Hier sind also die Danksagungen. Der Herr gebot aber seinen Jüngern, dasselbe zu thun: „Dieß thut zu meinem Andenken." Damit gab er also den Auftrag: Mit diesem Opfer unsere Danksagungen zu verbinden. Darum nannte die Kirche seit den Zeiten der Apostel dieses Opfer auch Eucharistie, d. h. Opfer der Danksagung.

Es ist in der That Nichts geeigneter, unsere dankbaren Gefühle gegen Gott zu wecken und zu offenbaren, als das Opfer der heiligen Messe; denn wenn wir uns erinnern, daß Jesus durch seinen Kreuztod, der in der Messe dargestellt wird, uns Heil und Versöhnung erworben, unsern Schuldbrief zerrissen und Zutritt beim Vater verschafft hat: — so müssen nothwendig die Gefühle der Dankbarkeit in unserer Seele erwachen. Ebenso ist dieses Opfer das beste Mittel, unsere Dankbarkeit an den Tag zu legen; denn bei diesem Opfer bringen wir im Gefühle unsers frohen Dankes dem ewigen Vater das Beste dar, was wir seiner Güte verdanken, seinen eigenen Sohn. Dadurch erfüllen wir wahrhaft den Befehl der heiligen Schrift: Gib dem Allerhöchsten nach der Gabe, die er dir gegeben hat. (Eccl. 35, 12.) Die Liebe Gottes hat uns nämlich seinen Sohn gegeben; unsere Dankbarkeit gibt ihm denselben im Opfer der heiligen Messe wieder zurück. Hier vorzüglich sagen wir dem ewigen Vater Dank durch Jesum Christum (Coloss. 3, 17.), durch welchen allein unsere Werke und so auch unser Dank in den Augen des ewigen Vaters einen Werth haben.

Die heiligen Väter bezeichnen die heilige Messe in ihren Schriften vielfältig als Dankopfer. So sagt Origenes: Wir fürchten uns, gegen Gott undankbar zu sein, mit dessen Wohlthaten wir überhäuft sind, dessen Werk wir sind. . . . Ein Zeichen unsers dankbaren Herzens gegen Gott ist uns jenes Brod, welches Eucharistie heißt. Contr. Celsum lib. 8.

Der heilige Chrysostomus schreibt: Jene ehrfurchtgebietenden, so heiligen Geheimnisse nennen wir Eucharistie, weil sie eine Erinnerung an viele Wohlthaten sind... und uns zu Danksagungen bereit machen. ... Danken laßt uns aber nicht blos für unsere, sondern auch für fremde Güter; denn so werden wir auch den Neid entfernen und die Liebe pflegen und reiner machen können. Du wirst ja in der Folge jene nicht mehr beneiden können, für welche du dem Herrn Dank abstattest. Deßwegen befiehlt uns der Priester, bei diesem Opfer zu danken für den Erdkreis, für die, welche früher lebten, für die jetzt-Lebenden und für die Zukünftigen. In Matth. hom. 25.

26) Die heilige Messe ist ein Bittopfer (Sacrificium impetratorium).

Die heilige Messe ist das wirksamste Bittopfer; denn hier ist Jesus selbst unser Fürbitter. Er stellt seinem himmlischen Vater sein Leiden und Sterben dar, und bittet gleichsam durch dasselbe für uns. Was wird ihm der himmlische Vater in diesem Augenblicke abschlagen können? Sagt ja der Heiland selbst: Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird er euch geben. Wenn nun aber Jesus selbst, wie es in der heiligen Messe geschieht, mit seinem Blute für uns bittet, und wir unter Berufung auf dieses kostbare Blut um Erhörung flehen: was wird uns Gott noch vorenthalten? Sind auch wir nicht würdig, erhört zu werden, so wird doch um der Vermittlung seines eingebornen Sohnes willen uns Gott Nichts versagen. Jesus empfängt unser unwürdiges Gebet, und macht es in Vereinigung mit seinen Verdiensten kräftig und vermögend, daß es den Himmel durchdringt; noch mehr, Jesus, unser Vermittler, bringt selbst unsere Gebete seinem himmlischen Vater dar, und legt sie vor seinem Throne nieder; wie soll-

ten sie jetzt nicht kräftig und vielvermögend sein, und Alles erhalten, was uns zum Heile dient?

Um uns Gnade zu verdienen, erneuert Jesus Christus fortwährend sein Opfer am Kreuze in der heiligen Messe: und wie, bei der Gnadenquelle selbst soll es für uns keine Erhörung geben? Der Heiland hat während seines irdischen Lebens die Hilfesuchenden so bereitwillig aufgenommen und ihr Flehen in ihren verschiedenen Nöthen so gnädig erhört, ja, er hat sie selbst mit dem Rufe an sich gezogen: Kommet zu mir Alle, die ihr betrübten Herzens seid, und ich will euch erquicken. Und dieser nämliche Erlöser soll, wenn er als Opfer auf dem Altare liegt, um uns Barmherzigkeit zu erlangen, unser Flehen unerhört zurückweisen? Nein, es gibt keinen bessern Ort und keine günstigere Zeit, Gott unsere Bitten darzubringen, als die Zeit des heiligen Meßopfers. Deßwegen sagt der heilige Chrysostomus: Die Stunde, in welcher dieses heilige Opfer dargebracht wird, ist die gelegenste Zeit, um mit Gott zu unterhandeln. Die Engel finden hier den seligsten Anlaß, um von ihm Gnaden für das Menschengeschlecht zu erbitten, und sie flehen da für uns mit allem Eifer, weil dieser Zeitpunkt hiezu so überaus günstig ist. — Dieß weiß auch die Kirche. Darum trägt sie Gott beim heiligen Opfer ihre Anliegen vor, und erflehet für sich und die Ihrigen mancherlei Güter der Leibes und der Seele. Wie das Nämliche schon von den ältesten Zeiten an geschehen ist, wird unten in den Abschnitten, wo davon die Rede ist, daß das heilige Meßopfer für Lebendige und Abgestorbene dargebracht werde, mit mehreren Zeugnissen bestätiget.

27) Die heilige Messe ist ein Sühnopfer (Sacrificium propitiatorium).

Dieses liegt vor Allem im Wesen der heiligen Messe; denn um uns Verzeihung unserer Sünden zu erlangen, und uns so mit dem Vater zu versöhnen, ist Christus am Kreuze gestorben. Nun ist aber die heilige Messe die erneuerte Darstellung des Opfers am Kreuze, und nur der Form nach von diesem verschieden. Daraus ergibt sich von selbst, daß ihm auch eine sühnende Kraft inwohnen müsse, und man darf diese, obschon es die Kirche wünscht, daß, wenn dieses unblutige Opfer dargebracht wird, wenigstens einige

von den anwesenden Gläubigen mit dem Priester auch dieses Opfermahl als Sakrament empfangen sollen, doch nicht auf die Kommunicirenden allein beschränken. Auch als bloßes Opfer wirkt die heilige Messe auf die, welche derselben in rechter Stimmung des Herzens beiwohnen, sühnend und bessernd ein. Daß dieses der Fall ist, und daß die heilige Messe als bloßes Opfer auch ohne Theilnahme an dem Opfermahle von den besten Wirkungen bei denjenigen ist, die demselben in gehöriger Weise beiwohnen, zeigen Beispiele derjenigen, welche dem blutigen Opfer beiwohnten. Denn der Eine von den beiden Mitgekreuzigten, durch den Anblick des sich unschuldig hinopfernden Jesus von wahrer Reue über seine Sünden ergriffen, erhält vom sterbenden Erlöser Vergebung seiner Sünden. (Luc. 23, 40.) Der beim Kreuze die Wache haltende Hauptmann kömmt zur Erkenntniß der Wahrheit (Matth 27, 54.); viele von den Zuschauern schlagen reumüthig an die Brust. (Luc. 23, 48.) Dieselben Wirkungen bringt auch die heilige Messe als Opfer genommen an denjenigen hervor, welche ihr mit einem gläubigen Herzen beiwohnen. Es ist ja hier der nämliche Jesus gegenwärtig, welcher um unserer Sünden willen seinem himmlischen Vater gehorsam wurde bis zum Tode am Kreuze; es ist also der nämliche Leib, der für uns am Kreuze starb; dasselbe Blut, welches um unserer Sünden willen vergossen worden ist. In der That, wer dieser heiligen Handlung, in welcher der Tod Jesu am Kreuze sich geheimnißvoller Weise erneuert, beiwohnt, und dabei nicht von Reue und heiligen Gefühlen ganz ergriffen wird, der ist entweder ohne Glauben, oder er ist gedankenlos gegenwärtig. Wer aber bei diesem unblutigen Opfer von Reue zerknirscht wird, der erhält gewiß auch durch die Vermittlung des für uns sich hinopfernden Jesus Vergebung seiner täglichen Schwachheiten, die Gnade einer wahren Buße und dadurch auch Verzeihung seiner übrigen Sünden.

Daß die heilige Messe ein Sühnopfer ist, hat Jesus schon bei der Einsetzung dieses heiligen Geheimnisses angedeutet; denn er sagte unter Anderm: Dieß ist mein Blut, das für Viele vergossen werden wird zur Vergebung der Sünden. (Matth. 26, 28.) — Die Kirche hat auch immer an dem Glauben festgehalten, daß die heilige Messe ein Sühnopfer ist. Unter den heiligen Vätern ist hierüber nur Eine Stimme. Hören wir hierüber einige Zeugnisse. Nachdem

Origines von der Kraftlosigkeit der Schaubrode gesprochen hat, die keine Versöhnung bewirken konnten, sagt er vom eucharistischen Opfer: Wenn du zu jenem Brode zurückkehrst, welches vom Himmel herabgestiegen ist, und dieser Welt das Leben gibt, zu jenem Brode, welches Gott zur Versöhnung durch den Glauben in seinem Blute vorsetzte, und wenn du hinschaust auf jene Erinnerung, von welcher der Herr sagt: „Dieses thut zu meinem Andenken!" so wirst du finden, daß dieses die einzige Erinnerung ist, welche den Menschen bei Gott Gnade erwirbt. (Hom. 13. in Levit.)

Der heilige Cyrillus von Alexandrien nennt die heilige Messe ausdrücklich ein Versöhnungsopfer; denn er sagt: Nachdem das geistige Opfer, der unblutige Kult, vollendet ist, so flehen wir Gott über diesem Versöhnungsopfer um den allgemeinen Frieden der Kirchen an. (Katech. 23. Mystag.)

Der heilige Ambrosius schreibt: Zuvor wurde ein Lamm oder ein Kalb dargebracht; jetzt aber wird Christus geopfert. Aber er opfert sich wie ein Mensch, der das Leiden aufnimmt, und opfert sich selbst dar, wobei er auch Priester ist, um unsere Sünden zu erlassen. De offic. ministrorum lib. 1. cap. 48.

Der heilige Augustin sagt: Durch jene alttestamentlichen Opfer wurde dieses Eine Opfer (der heiligen Messe) bezeichnet, in welchem wahrhaft die Sünden nachgelassen werden. Lib. 3. quaest. in Levit. quaest. 57.

Damit stimmen die alten Liturgien überein. So heißt es z. B. in der Liturgie des heiligen Jakobus: „Wir bringen dir (o Gott!) dieses schreckliche und unblutige Opfer dar, auf daß du, o Herr! nicht nach unsern Sünden mit uns verfahrest, und nicht nach unsern Missethaten uns vergeltest." — Zur Zeit des heiligen Chrysostomus betete man unter Anderm während der heiligen Messe: „Bald haben wir freiwillig, bald unfreiwillig gesündiget; verzeihe uns, o Herr!" — Aehnliche Ausdrücke finden sich in den übrigen Liturgien.

Endlich der Kirchenrath von Trient erklärt sich hierüber, wie wir schon angeführt haben, folgender Weise: „Weil in diesem göttlichen Opfer, das in der Messe verrichtet wird, der nämliche Leib enthalten ist und unblutiger Weise geopfert wird, welcher sich auf dem Altare des Kreuzes selbst einmal blutiger Weise geopfert hat:

so lehrt die heilige Synode, daß dieses Opfer wahrhaft ein Sühnopfer sei, und daß es durch dasselbe geschehe, daß, wenn wir mit aufrichtigem Herzen und wahrem Glauben, mit Scheu und Ehrfurcht, reumüthig und büßend zu Gott hinzutreten, wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden in angemessener Hilfe. Denn durch dieses Opfer wird der Herr versöhnt, ertheilt die Gnade und das Geschenk der Buße, und erläßt Verbrechen und Sünden, wenn sie auch noch so groß sind. Denn es ist ein und dasselbe Opfer, und der gleiche, jetzt durch den Dienst der Priester sich Opfernde, der sich damals am Kreuze aufgeopfert hat; nur allein die Opferungsweise ist verschieden. Daher erlangt man die Früchte des blutigen Opfers in sehr reichem Maße durch dieses unblutige Opfer, statt daß jenem durch dieses Abbruch geschähe. Darum wird es mit Recht nach der Ueberlieferung der Apostel nicht nur für die Sünden, Strafen und Genugthuungen und andere Bedürfnisse nicht bloß der lebendigen Gläubigen, sondern auch für die in Christus Verschiedenen, aber noch nicht vollends Gereinigten dargebracht. (Conc. Trident. Sess. 22. cap. 2.)

Bei allen dem müssen wir wiederholt erinnern, daß, wenn die heilige Messe denen, die ihr beiwohnen, überhaupts Etwas nützen soll, immer die entsprechende Gesinnung vorausgesetzt werden muß; wornach des Geschwätz des Protestanten Bodemann: „Die Wirksamkeit des Meßopfers ist von der Mitwirkung und selbstthätigen Theilnahme der Gläubigen ganz unabhängig; es ist nicht einmal die Gegenwart bei der Opferhandlung dazu erforderlich, noch viel weniger der Glaube an die geheimnißvolle Wirksamkeit, sondern wie eine heilsame Arznei dem Gesundheit verleiht, der kein Vertrauen zu ihrer Heilkraft hat, so bewährt auch das Opfer seine Zauberkraft ohne Willen, Wollen, Glauben und Zuthun des Einzelnen", — als völlige Verfälschung des katholischen Lehrbegriffes bezeichnet werden muß.

28) Von dem Essentiellen oder Wesentlichen der heiligen Messe.

Das Wesentliche der heiligen Messe besteht darin, daß:

1) Brod und Wein gesegnet, und Gott dargebracht wird, welches die Opferung oder das Offertorium ist;

2) das Brod in den Leib und der Wein in das Blut Christi von dem dienstthuenden Priester im Auftrage Jesu Christi und nach seiner Anordnung durch die Kraft der von Jesus hiezu bestimmten Worte verwandelt wird, was eben deßwegen Wandlung heißt;

3) die consekrirten Gestalten vom Priester genossen, und nach Umständen auch den Gläubigen gespendet werden, was die Kommunion genannt wird.

Die heilige Messe besteht daher aus drei Haupttheilen: Opferung, Wandlung und Kommunion. Diese Theile lassen sich schon bei der Einsetzung dieses heiligen Geheimnisses durch Jesus Christus beim letzten Abendmahle deutlich erkennen. Denn es heißt von Jesus: „Er nahm das Brod, dankte, brach es" u. s. w. (Luc. 22, 19.). Hier ist die Opferung angedeutet; die ferneren Worte: „Dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird" beziehen sich auf die Wandlung; und das: „Nehmet hin und esset" u. s. w. (Matth. 26, 26.) deutet die Kommunion an.

Die Kirche hat an diese Haupttheile verschiedene Lesungen aus der heiligen Schrift, Gebete und Ceremonien angereiht, wodurch die heilige Handlung selbst noch feierlicher wird. Bezüglich dessen sagt der Kirchenrath von Trient: Wenn Jemand sagt, daß die Ceremonien, Kleider und äußeren Zeichen, deren sich die katholische Kirche bei der Meßfeier bedient, mehr Anreizungen zur Gottlosigkeit, als Uebungen der Frömmigkeit seien, der sei im Bann. (Sess. 22. de sacrificio missae can. 7.) Und ebendaselbst: Da die Natur der Menschen so beschaffen ist, daß sie ohne äußere Stützen nicht leicht zur Betrachtung der göttlichen Dinge erhoben werden kann, so hat deßwegen die gute Mutter, die Kirche, einige Gebräuche, daß nämlich Einiges stille, Anderes aber wieder lauter bei der Messe gebetet werde, eingeführt; überdieß auch Ceremonien, wie die geheimnißvollen Segnungen, Lichter, Weihrauch, Kleider und Mehreres dergleichen nach apostolischer Anordnung und Ueberlieferung angeordnet, um dadurch die Würde dieses so erhabenen Opfers zu erheben, und den Geist der Gläubigen durch diese sichtbaren Zeichen der Religion und der Gottesfurcht zur Betrachtung der erhabensten Dinge, die in diesem Opfer verborgen sind, anzustacheln. (Sess. 22, c. 5.).

Die gewöhnliche, alltägliche Stillmesse, die der einzelne Priester

im Beisein eines Ministranten liest, heißt auch Privatmesse, wiewohl sie aber nichtsdestoweniger auch den Charakter eines öffentlichen Gottesdienstes annehmen kann. Werden gewisse Theile der Messe feierlich vom Priester gesungen, und ist damit auch noch sonstige Chorbegleitung verbunden, so heißt die Messe Amt, welches wieder minder oder mehr feierlich sein kann, und im letzteren Falle Hochamt genannt wird. Messen für Verstorbene, und in schwarzer Farbe gelesen, heißen Requiem, weil mit diesem Worte der Eingang (introitus) derselben beginnt.

Unumgänglich nothwendig zur Vollbringung des heiligen Meßopfers sind:

1) Waizenbrod, das in der lateinischen Kirche ungesäuert, in der griechischen Kirche aber gesäuert ist.

2) Wein vom Weinstocke, d. h. natürlicher und kein künstlicher Wein, dem etwas Wasser beizumischen ist.

3) Das Aussprechen der Consekrationsworte durch einen der Ordnung gemäß geweihten Priester.

4) Die Meinung (intentio) von Seite des Priesters, thun zu wollen, was Christus beim letzten Abendmahle gethan hat.

5) Die Kommunion der beiden Gestalten durch den Priester. Cf. die heilige Messe von Ginal.

29) Ueber den Minister des heiligen Meßopfers.

Der ordentliche Darbringer eines Opfers ist der Priester; daher hat auch eine jede Religion, die ein Opfer hat, ihre Priester. Deßwegen sagt der heilige Paulus: Ein jeder Hoherpriester, aus den Menschen genommen, wird für die Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott, damit er darbringe Gaben und Opfer für die Sünden. (Hebr. 5, 1.)

Auch der Darbringer des hochheiligen Meßopfers muß ein Priester sein. Dieß liegt schon in der Natur der Sache. Der eigentliche Priester des neuen Bundes ist Jesus Christus. Er selbst hat sich zuerst als blutiges Opfer am Kreuze Gott, seinem himmlischen Vater, zur Versöhnung der Menschen dargebracht. In der Messe setzt er durch die erneuerte Darstellung seines Leidens und Sterbens sein Erlösungsopfer und eben dadurch auch sein Priesterthum fort. Christus ist also wie beim blutigen Opfer am Kreuze, so auch beim

unblutigen in der heiligen Messe zugleich das Opfer und der Priester. Darauf bezüglich nennt der heilige Paulus Christum den Hohenpriester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. (Hebr. 5, 6; 6, 20; 7, 17. Und dieses bleibende Priesterthum Christi war bereits im alten Bunde vorausgesagt. (Psl. 109, 4.)

Weil jedoch ein sichtbares, äußeres Opfer auch eines sichtbaren Priesters bedarf, Christus aber nach seiner Auffahrt zum Vater nicht mehr sichtbar in unserer Mitte verweilt, so hat er seine Apostel, denen er überhaupts seine Gewalt übertrug und die er zu seinen Stellvertretern einsetzte, auch hier zu seinen Stellvertretern und zu Priestern des neuen Bundes gemacht, indem er beim letzten Abendmahl und bei der Spendung dieses heiligen Geheimnisses zu ihnen sagte: Dieß thut zu meinem Andenken. Die Apostel aber haben ihre Gewalt wieder auf Andere übergetragen, wie an seinem Orte umständlicher gezeigt werden wird. Demnach müssen wir sagen: Obschon sich Christus im unblutigen Opfer der heiligen Messe selbst Gott, seinem himmlischen Vater, darbringt, und er selbst dabei der eigentliche Priester ist; so thut er es doch nur vermittelst derer, die er an seiner Statt dieses zu thun beauftragt hat. Daher sind die Minister der heiligen Messe die rechtmäßig bestellten und geweihten Priester. Wer also nicht wirklich Priester ist, kann auch das heilige Meßopfer nicht giltig darbringen.

Daß nur die Priester das heilige Meßopfer entrichten können, lehren einstimmig die heiligen Väter. So sagt schon Justin der Martyrer: Dann wird demjenigen, der den Brüdern vorsteht, Brod dargebracht und der Kelch des Wassers und Weines. Hat er es empfangen, so stattet er Lob und Preis dem Vater aller Dinge durch den Namen des Sohnes und des heiligen Geistes ab, und vollendet mit Inbrunst die Eucharistie, oder die Danksagung für die von ihm empfangenen Wohlthaten. — Justin redet hier offenbar von einem geistlichen Vorsteher, und zwar von einem, der den Vorrang vor einem Diakon hat, also von einem Priester oder Bischof. Dieses erhellet klar aus Folgendem: „Nachdem aber der Vorstand seine Gebete geendet und alles Volk beigestimmt hat, so theilen die, welche bei uns Diakonen heißen, das Brod, den Wein und das Wasser, über welches gedankt worden ist, einem Jeden der Gegenwärtigen zum Genusse aus, und bringen es den Abwesenden." —

Aus dieser Stelle geht deutlich hervor, daß die Diakonen nicht die Gewalt hatten, das heilige Opfer selbst zu entrichten, sondern nur das von den Priestern und Bischöfen Verwandelte auszutheilen oder den Gläubigen zu spenden. Apolog. I. Nr. 65.

Tertullian macht den Irrlehrern den Vorwurf, daß es bei ihnen kein geregeltes Priesterthum gebe, sondern sie auch die Laien priesterliche Funktionen verrichten lassen. „Bei den Rebellen gegen die Kirche ist heute dieser Bischof, morgen ein anderer; heute ist bei ihnen Diakonus, der gestern Lektor war; heute Priester der, welcher gestern Laie war; ja auch den Laien legen sie priesterliche Verrichtungen auf." De praescript.

Der heilige Cyprian sagt: In der Ordination der Priester dürfen wir nur die reinen und tadellosen Vorsteher wählen, die heilig und würdig die Opfer Gott darbringen, die in ihren Gebeten, welche sie für das Wohl des Volkes dem Herrn verrichten, erhört zu werden verdienen. Epistol. 68 ad Cler. et pleb. in Hispania consistentes.

Das allgemeine Concilium von Nicäa sagt ausdrücklich, daß die Diakonen nicht die Gewalt haben, das heilige Meßopfer zu entrichten, und verbietet ihnen auch, den Priestern die heilige Communion zu reichen. Der einschlägige Canon heißt nämlich: Quod nec regula, nec consuetudo tradidit, ut ab his (diaconis), qui potestatem non habent offerendi, illi, qui offerunt, Christi corpus accipiant. Can. 18. — Ein anderes Concilium sagt: Sicut in sacerdote consecratio, ita in ministro dispensatio sacramenti est. Ille oblata sanctificat, hic sanctificata dispensat. Aquisgran. cap. 7.

Auf gleiche Weise stellt der heilige Ambrosius den Diakon Laurentius als Diener des Papstes Xystus beim heiligen Opfer dar; denn er schreibt: Als Laurentius seinen Bischof Xystus zum Martertod führen sah, fing er zu weinen an, nicht weil jener sterben, sondern weil er selbst zurückbleiben sollte. Daher begann er, ihn mit diesen Worten anzureden: Wo gehst du hin, Vater! ohne Sohn? Wo eilest du, heiliger Priester, ohne deinen Diakon hin? Du pflegtest ja nie das Opfer ohne den Diener darzubringen u. s. w.

Wie mehrere andere Concilien, so hat insbesonders auch der Kirchenrath von Trient es deutlich ausgesprochen, daß nur die Priester die Gewalt haben, das heilige Meßopfer zu entrichten.

Denn die heilige Synode sagt: Wenn Jemand behauptet, mit diesen Worten: „Dieß thut zu meinem Andenken," habe Christus die Apostel nicht zu Priestern gemacht, und nicht angeordnet, daß sie und die übrigen Priester sein Fleisch und sein Blut darbringen, so sei er im Bann." Sess. 22. Can. 2.

Wenn dessenungeachtet auch die Laien oft Priester genannt werden, so ist dieses nur im uneigentlichen Sinne zu verstehen. Es ist damit nicht gesagt, daß auch die Laien das heilige Opfer darbringen können, sondern nur angedeutet, daß sie ihre Opfer, namentlich ihr Herz, mit dem Opfer des Priesters vereinigen und gemeinschaftlich mit ihm darbringen sollen. In diesem Sinne nennt der heilige Petrus die Christen sämmtlich ein königliches Priesterthum. (1. Petr. 2, 9.) Dieses drückt auch die Kirche in ihren Gebeten aus, die sich oft der vielfachen Zahl bedient, und z. B. bei der Opferung sagt: Offerimus Tibi d. h. wir bringen dir dar u. s. w.

Dabei noch die Bemerkung, daß ein jeder rechtmäßig geweihter Priester, wenn er auch exkommunicirt, oder Schismatiker oder Häretiker geworden ist, das heilige Meßopfer nichts desto weniger, zwar nicht erlaubt, aber immerhin giltig darbringen kann.

30) Ob das heilige Meßopfer an Werth verliert, wenn es von einem unwürdigen Diener dargebracht wird.

Bei der heiligen Messe ist Christus nicht bloß das Opfer, welches dargebracht wird, sondern auch der Priester, der es darbringt; der irdische Priester ist aber nur sein Stellvertreter. Ebendeßwegen kann es an Kraft und Wirksamkeit Nichts verlieren, wenn es auch von einem unwürdigen Priester dargebracht wird. Denn nicht der Priester gibt der heiligen Messe erst ihren Werth, sondern sie hat ihn in sich selbst, und ist daher völlig unabhängig von der persönlichen Beschaffenheit desselben. Es verhält sich hier wie mit einem Almosen, welches Jemand durch seinen Diener dem Armen überschickt. Mag der Diener fromm oder lasterhaft sein, dieses wirkt auf die Gabe selbst nicht ein; der Arme erhält immer denselben Werth. Daß aber dessen ungeachtet das gläubige Volk einem frommen Priester den Vorzug gibt, hat seinen guten Grund; denn nicht bloß die mit der heiligen Handlung verbundenen Gebete werden wirksamer, sondern auch die Anwesenden in der Andacht gefördert.

31) Einige Bemerkungen über das beim Opfer der heiligen Messe zu gebrauchende Brod und den Wein.

Zur Darbringung des heiligen Meßopfers ist Brod und Wein nöthig. In diesen Gestalten hat auch Christus das hochheilige Geheimniß eingesetzt. Die geistige Bedeutung von diesen sichtbaren Hüllen bezeichnet David, wenn er sagt: Das Brod stärkt, und der Wein erfreuet des Menschen Herz. (Ps. 103, 15.) Stärkung und Labung der Seele liegt auch im Genusse des heiligen Leibes und Blutes Jesu. (Joh. 6, 54.) Was die Form und Gestalt dieses Brodes betrifft, so ist wahrscheinlich, daß dieselbe schon sehr frühzeitig von dem gemeinen Brode sich unterschied und gewöhnlich die runde Gestalt hatte. Daher nennt es der heilige Epiphanius das Brod einer runden Figur. Der Kirchenrath von Toledo aus dem Jahre 693 sagt hierüber: „Es ist unserer Versammlung zur Kenntniß gebracht worden, daß gewisse Priester in einigen Gegenden Spaniens beim heiligen Opfer nicht reines und eigens dazu bereitetes Brod aufopfern, sondern nur zum gemeinen Genusse gebackenes, wovon sie einem Stücke eine runde Form geben, und dasselbe mit Wein und Wasser auf dem Altare zum heiligen Opfer gebrauchen. So etwas hat die heilige Autorität in der Geschichte nicht für sich.... Um daher dieser Verwegenheit oder Unwissenheit ein Ziel zu setzen, hat unsere Versammlung einstimmig beschlossen, daß von dem Priester auf dem Altare zur heiligen Einweihung kein anderes Brod soll dargebracht werden, als ein ganzes und reines, welches eigens zu diesem Gebrauche zubereitet ist." Auch hatte schon frühzeitig der Priester beim heiligen Opfer eine größere Hostie, damit sie leichter von den Gläubigen gesehen würde, als diesen gespendet wurde. Das heilige Opferbrod zu bereiten war ehedem ein Geschäft, dem sich zu unterziehen, Personen des höchsten Standes sich eine Ehre daraus machten. Im Mittelalter geschah die Zubereitung desselben gewöhnlich von den Geistlichen oder Mönchen, die den größten Fleiß darauf verwandten. Es wurden die reinsten und vollkommensten Waizenkörner dazu auserlesen, die auf einer eigenen Handmühle, worauf nichts Anderes gemahlen werden durfte, von eigens hiezu bestimmten, jungfräulichen und frommen Personen gemahlen wurden. Die für den Altar bestimm-

ten Hostien mußten ganz weiß sein, und durften, wenn sie auch nicht zur Consekration benützt wurden, zu keinem profanen Zweck gebraucht werden, ja selbst die Abfälle und die wegen irgend eines Gebrechens ausgeschossenen Hostien durften von Niemand gebraucht, sondern mußten verbrannt werden. Dagegen sticht freilich die Sorglosigkeit in dieser Beziehung in unsern Tagen ungemein ab, wo oft die unreinsten Hände in den unsaubersten Gefäßen aus bloßer Gewinnsucht das Manna des neuen Bundes bereiten. — Das Brod selbst zum Meßopfer ist in der abendländischen Kirche ungesäuert, während man sich im Morgenlande des gesäuerten Brodes bedient. Hierauf müssen wir noch etwas ausführlicher eingehen.

Es ist außer Zweifel, daß Christus die Eucharistie im ungesäuerten Brode eingesetzt habe; denn er hat am ersten Tage der ungesäuerten Brode (Matth. 26, 17.; Mark. 14, 12.; Luk. 22, 7.), an welchem den Juden nicht erlaubt war, etwas Gesäuertes im Hause zu haben, das Abendmahl mit seinen Jüngern gegessen, und nach demselben dieses heilige Geheimniß eingesetzt. Diesem ist Joh. 13, 1.; 18, 28 und 19, 31 nicht entgegen; denn in der ersten Stelle rechnet Johannes nach griechischer Zählungsweise und zählt den vierzehnten nicht zum fünfzehnten, zum Tage des Festes, wie die Juden thaten, sondern zieht ihn noch zum Tage vor dem Feste; in der zweiten Stelle ist nicht ausgeschlossen, daß die Juden das Osterlamm schon am Donnerstage Abends gegessen haben konnten: sie fürchteten sich aber dennoch vor Verunreinigung, weil auch an den übrigen Ostertagen noch andere Osteropfer geschlachtet und in gemeinschaftlichen Mahlzeiten verzehrt wurden; in der dritten Stelle endlich ist unter Rüsttag offenbar der 15. Nisan, also Freitag zu verstehen; denn da der eigentliche Osterfesttag in diesem Jahre vor dem großen Sabbate fiel, so hieß er, wie ein jeder Tag vor dem Sabbate, der Rüsttag. Cf. Alliolis Bibelübersetzung in den Noten an den betreffenden Stellen. Andere Gelehrte, wie Hardouin, Vossius u. s. w. kommen durch andere Erklärungsweisen zu demselben Resultat, nämlich daß Christus am 14. Nisan, als dem gesetzlichen Tage, das Osterlamm gegessen, und also die Eucharistie nothwendig im ungesäuerten Brode eingesetzt habe. Cf. Stolberg's Geschichte Jesu Christi B. 5. Auch die heiligen Väter, sowohl lateinische, als griechische bestätigen, daß Christus

zur gesetzlichen Zeit und auf gesetzliche Weise mit seinen Jüngern das Passah gegessen habe, woraus von selbst folgt, daß die Einsetzung der Eucharistie im ungesäuerten Brode geschah. Im ungesäuerten Brode ist dieses Geheimniß auch sinnreicher und bedeutungsvoller. Cf. 1. Corinth. 5, 7 und 8. Uebrigens legt die Kirche hierauf kein besonderes Gewicht, sondern erklärt beide Brodesarten, sowohl gesäuertes, als ungesäuertes für giltige Materie zum heiligen Opfer; nur muß nach heutigem Rechte sich ein jeder abendländische Priester des Süßteiges, und ein jeder griechische des Sauerteiges bedienen. Auf den in dieser Sache von den Gelehrten geführten Streit haben wir natürlich in unserer Schrift nicht weiter einzugehen. Bemerken müssen wir übrigens noch, daß die Hypothese des obenerwähnten Vossius sehr einfach und probat erscheint. Dieser schreibt nämlich, um den heiligen Johannes mit den übrigen Evangelisten in Einklang zu bringen, daß Christus am Donnerstag, den 14. Nisan, als am gesetzlichen Tage, mit seinen Jüngern das Osterlamm aß. Die Hohenpriester aber und der hohe Rath, um zu vermeiden, daß nicht zwei Sabbate hintereinander folgen würden, welche alle Arbeiten ausschlossen, verlegten das Osterfest vom Freitag auf den Samstag, also vom 15. auf den 16. Nisan. Jesus, der in allen Dingen das Gesetz erfüllte, nahm an dieser Neuerung nicht Theil.

Wir kommen zur zweiten Materie beim heiligen Meßopfer, nämlich zum Wein. Dieser muß wirklicher Wein sein (vinum de vite); daher darf es weder Weinmost, noch Obstwein, noch eine andere — dem Weine ähnliche Flüssigkeit sein. Auf die Farbe aber, ob er roth oder weiß sei, kömmt es dabei nicht an.

Die Kirche hat von jeher den Wein beim heiligen Meßopfer mit Wasser vermischt, und Solches zu thun befohlen. Hiefür zeugen die ältesten Kirchenväter, wie Justin der Martyrer, Irenäus, Cyprian u. s. w. So wichtig indeß diese Beimischung ist, so wird doch das heilige Opfer selbst nicht ungiltig, wenn etwa das Wasser hinwegbleiben sollte. Das Concilium von Trient sagt daher bloß: Wenn Jemand behauptet, man dürfe dem Weine, der im Kelche zu opfern ist, kein Wasser beimischen, weil es gegen die Anordnung Christi ist, so sei er im Bann. (Sess. 22. de sacr. Miss. c. 9.) Und wieder: „Der heilige Kirchenrath erinnert, daß es den Priestern

von der Kirche befohlen sei, dem Weine im Opferkelch Wasser beizumengen, sowohl weil geglaubt wird, daß Christus, der Herr, es so gethan habe, als auch, weil aus seiner Seite zugleich mit dem Blute Wasser ausfloß, welches Geheimniß durch diese Mischung geehrt, und, da in der Offenbarung des heiligen Johannes die Völker Wasser genannt werden, die Einigung des gläubigen Volkes selbst mit dem Haupte Christus dargestellt wird. (Sess 22. cap VII.) — Das beizumischende Wasser ist übrigens nur von geringer Quantität. Eugen IV. sagt in seinem Dekret an die Armenier: Aqua modicissima admisceri debet. — Was die Qualität des Weines betrifft, so opferten die Gläubigen aus Ehrfurcht vor der heiligen Handlung, wozu er bestimmt war, nur die besten Sorten. Manche schenkten Weinberge auf dem besten Grunde den Kirchen, auf daß auch der beste Wein zum heiligen Opfer gebraucht würde. So that z. B. der heilige Remigius. Wenn aber ein solcher in einer Gegend nicht aufgefunden werden konnte, so ließ man ihn von andern Orten herbeiholen. Welch' schmutzige Kargheit, ja Geringschätzung des Heiligsten verräth es nicht, wenn man in unsern Tagen oft den schlechtesten, fast dem Essig ähnlichen Wein zum allerheiligsten Opfer nimmt!

32) Von den heiligen Messen, die zur Ehre der Heiligen dargebracht werden.

Die heilige Messe wird und kann eigentlich nur Gott selbst dargebracht werden; denn sie ist ein Opfer der Anbetung und darf als solches nur dem Allerhöchsten selbst dargebracht werden. Aber dieses hindert nicht, daß die heilige Messe zur Ehre der Heiligen entrichtet werden kann und darf. Die Ursache hievon ist eine doppelte: Einmal um Gott für ihre Siege zu danken, dann aber auch, um unser Gebet mit ihrer Fürbitte bei Gott zu vereinigen. Die heilige Messe ist ja ein Dankopfer. Wie wir nun bei demselben dem ewigen Vater durch Jesum Christum für die uns ertheilten Wohlthaten danken; so danken wir ihm auch durch denselben Jesus für die unsern verklärten Brüdern gespendeten Gnaden, wodurch sie eben das geworden sind, was sie jetzt sind, nämlich selige Freunde Gottes, die nun dort im Reiche der Herrlichkeit, wo die Liebe noch ungleich reiner ist, als sie auf dieser Erde sein kann,

nicht aufhören, für uns, ihre zurückgelassenen Brüder, den ewigen Vater anzuflehen, wie sie dieses schon auf Erden gethan haben, und deren Fürbitte wir uns eben im heiligen Meßopfer selbst noch besonders empfehlen.

Es ist die Gewohnheit, die heilige Messe zur Ehre der Heiligen zu lesen, auch keineswegs neu; denn schon im grauesten Alterthume erinnerte man sich in Liebe und Ehrfurcht beim heiligen Opfer an die verklärten Freunde Gottes. So schreibt der heilige Cyrillus von Jerusalem: „Wir gedenken beim heiligen Opfer auch derjenigen, die entschlafen sind, und zwar zuerst der Patriarchen, Propheten, der Apostel, der Martyrer, damit Gott durch ihre Fürbitte und Vermittlung unser Gebet gnädig aufnehme.“ (Cat. 23. mystag. 5.) — Besonders deutlich erklärt sich der heilige Augustin in einer schon bei einer andern Gelegenheit angeführten Stelle. Er sagt nämlich: Das christliche Volk begeht bei der heiligen Messe mit religiöser Feier das Andenken der Martyrer, sowohl um zu ihrer Nachahmung anzustacheln, als um ihrer Verdienste theilhaftig zu werden und durch ihre Fürbitten Unterstützung zu finden, jedoch so, daß wir keinem der Martyrer, sondern ihm selbst, dem Gott der Martyrer, wiewohl zur Erinnerung der Martyrer, Altäre errichten. Denn welcher Priester hat je, an den Orten heiliger Leiber beim Altar stehend, gesagt: Wir opfern dir, Petrus oder Paulus oder Cyprian; sondern was geopfert wird, das wird Gott dargebracht, der die Martyrer krönte, aber zur Erinnerung an diejenigen, welche er krönte, damit durch das Andenken an die Orte selbst eine größere Rührung erwache, zur Schärfung der Liebe, sowohl gegen die, welche wir nachahmen können, als gegen denjenigen, durch dessen Hilfe wir es vermögen. Contr. Faustum lib. 20 c. 8. — Die ehrwürdige Ueberlieferung des Alterthums hat auch das Concilium von Trient im Auge, wenn es sagt: Obschon die Kirche zur Ehre und zur Erinnerung an die Heiligen bisweilen einige Messen zu begehen pflegt, so lehrt sie doch nicht, daß jenen das Opfer dargebracht werde, sondern Gott allein, der jene krönte. Daher pflegt der Priester nicht zu sagen: Ich bringe dir, Petrus oder Paulus, das Opfer dar, sondern Gott, indem er ihm für ihre Siege dankt und ihre Fürbitte anfleht, damit sie selbst, deren Andenken wir auf Erden feiern, sich würdigen, für uns im

Himmel Fürbitte einzulegen. Sess. 22. cap. 3. — Wiederum erklärt derselbe Kirchenrath: Wenn Jemand sagt, es sei eine Betrügerei, Messen zur Ehre der Heiligen zu lesen, und zur Erlangung ihrer Fürbitte bei Gott, wie die Kirche es will, der sei im Bann. Sess. 22. Can. 5.

33) Die heilige Messe kann für alle lebende Menschen entrichtet werden.

Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung des blutigen Opfers am Kreuze. Wie nun Jesus für Alle gestorben ist, und also sein Kreuzopfer für Alle war, so kann auch die heilige Messe für Alle, die noch in der Möglichkeit sich befinden, die Verdienste dieses heiligen Opfers sich zuzuwenden, entrichtet werden. Dieses muß man aber von allen noch im Leben Wandelnden annehmen; und daher darf und kann die heilige Messe für alle Lebendigen dargebracht werden. Dieß folgt auch daraus, daß die heilige Messe ein Bittopfer ist.

Die Kirche hat auch jederzeit an diesem Grundsatze festgehalten, und für alle Lebendigen das heilige Opfer gefeiert und namentlich in den dabei üblichen Gebeten fürbittweise ihres Wohles gedacht. So schreibt der heilige Cyrillus von Jerusalem: Ueber diesem Sühnopfer (der heiligen Messe) flehen wir zu Gott für den gemeinschaftlichen Frieden der Kirche, für die gute Regierung der Welt, für die Kaiser, für die Soldaten und Bundesgenossen; für die, welche an Krankheiten darniederliegen; für die, welche von Leiden gedrückt werden; und überhaupts beten wir für Alle, und bringen für sie dieses Opfer dar, die der Hilfe bedürftig sind. Catech. 23. Mystag. 5. Und das Concilium von Trient erklärt, daß das heilige Meßopfer nicht bloß für die Sünden, Strafen, Genugthuungen und übrigen Nöthen der lebendigen Gläubigen, sondern auch für die in Christus Verstorbenen, aber noch nicht genug gereinigten Seelen nach der apostolischen Ueberlieferung dargebracht werde. Sess. 22. cap. 2. Das Concilium redet zwar hier nur von den Gläubigen, und dieses ist in Hinsicht auf die Theilnahme an dem heiligen Opfer selbst ganz richtig; denn weder die Ungläubigen noch Irrgläubigen können und dürfen an dem heiligen Geheimnisse selbst Theil nehmen. Sie wurden daher in den frühern

Zeiten der Kirche bei Beginn des Geheimnisses sogar fortgeschafft. Allein dieses verbietet nicht, daß beim heiligen Opfer ihrer nicht fürbittweise gedacht, und dieses für sie nicht als sacrificium impetratorium dargebracht werden darf. Die Kirche betet noch heut zu Tage am Charfreitage für alle Un= und Irrgläubige. Daß dieses in der frühern Zeit gewöhnlich bei der heiligen Messe geschehen, bestätiget das oben angeführte Zeugniß des heiligen Cyrillus; denn unter „den Kaisern und Soldaten" sind offenbar auch die Ungläubigen eingeschlossen. Schon der heilige Paulus deutet dasselbe an, wenn er dem Timotheus schreibt: Ich ermahne, daß vor allen Dingen Bitten, Gebete, Fürbitten, Danksagungen geschehen für alle Menschen, für Könige und für alle Obrigkeiten, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. (1. Timoth. 2, 1—3.) — Wenn indeß für die Ungläubigen ꝛc. beim heiligen Opfer gebetet, und dasselbe für sie als ein sacrificium impetratorium aufgeopfert wird, so geschieht es zunächst, um für sie die Gnade der Bekehrung zu erflehen.

34) Das heilige Meßopfer wird für die abgestorbenen Christgläubigen, in so ferne sie sich noch im Fegfeuer befinden, dargebracht.

Beim Artikel „Fegfeuer" B. 6. S. 295 und folgd. wurde ausführlich davon gehandelt, daß die Gläubigen auf Erden den Seelen im Reinigungsorte durch ihre guten Werke und namentlich das Gebet zu Hilfe kommen können. Das heilige Meßopfer aber ist das kräftigste Mittel, Gott uns gnädig zu machen und seine Hilfe zu erlangen. Daraus folgt von selbst, daß es heilsam ist, dasselbe auch für die Verstorbenen darzubringen. Cf. B. 6. S. 304.

Die Kirche hat auch von den ältesten Zeiten an das heilige Meßopfer für die verstorbenen Gläubigen dargebracht. So bezeugt Tertullian, daß es in seinen Tagen allgemeine Sitte gewesen sei, am Jahrestage eines Verstorbenen für ihn das heilige Opfer zu entrichten. (De corona Milit. c. 3.) — Der heilige Cyrillus von Jerusalem sagt in seinen Katechesen: Auch für die verstorbenen

heiligen Väter und Bischöfe, und überhaupts für Alle, die vom Leben abgeschieden sind, beten wir; denn wir glauben, daß ihren Seelen große Hilfe zugehe, wenn für sie gebetet wird, während das heilige und sehr ehrfurchteinflößende Opfer (auf dem Altar) gegenwärtig ist. — Der heilige Cyprian zeugt dafür, daß das heilige Opfer für die Abgestorbenen dargebracht werde, indem er jene davon ausgeschlossen wissen will, die bei ihrem Abscheiden einen Kleriker zum Vormünder bestellen würden. Er sagt nämlich: Unsere Vorgänger im bischöflichen Amte haben in gewissenhafter Erwägung und heilsamer Vorsicht dafür gehalten, daß kein Bruder bei seinem Abscheiden von diesem Leben einen Kleriker zum Vormünder oder Testamentsvollstrecker ernennen dürfe; würde es aber dennoch Einer thun, so soll für ihn nicht geopfert und auch die heilige Messe für seine Seelenruhe nicht dargebracht werden. Denn der verdient beim Altare Gottes im Gebete der Priester nicht genannt zu werden, der die Priester und Diener dem Altare entfremden will. Deßwegen verdient Viktor, der unlängst wagte, gegen den in der Versammlung der Priester gefaßten Beschluß den Priester Geminius Faustinus zum Vormünder aufzustellen, es nicht, daß für seine Seelenruhe bei uns ein Opfer dargebracht, oder ein Gebet für ihn in der Kirche verrichtet werde. (Epistol. 66.) — Der heilige Augustin sagt bezüglich seiner Mutter Monika: Als der Tag ihrer Auflösung sich näherte, dachte sie nicht daran, ihren Leib in kostbare Kleider zu hüllen oder einzubalsamiren; sie verlangte auch kein ausgezeichnetes Grabmahl. All dieses trug sie uns nicht auf, sondern nur das wünschte sie, daß ihrer täglich beim Altare gedacht werde, wo, wie sie wußte, das heilige Opfer dargebracht wird, durch welches unser Schuldbrief zerrissen worden ist. — Diese Lehre hat denn auch das Concilium von Trient deutlich ausgesprochen, indem es sagt, daß die heilige Messe nicht bloß für die lebenden Gläubigen, sondern auch für die in Christus Verstorbenen, aber noch nicht genug Geläuterten, rechtmäßig nach der apostolischen Ueberlieferung dargebracht werde. Sess. 22. cap. 2. Und in seinen Kanonen sagt die Synode: Wenn Jemand behauptet, das Opfer der Messe.... nütze nur dem, der es genießt, und es dürfe nicht für die Lebendigen und Abgestorbenen dargebracht werden, so sei er im Bann. Sess. 22. can. 3.

Daß übrigens das heilige Meßopfer weder für die Heiligen im Himmel, noch für die Verdammten in der Hölle dargebracht werden dürfe, ist an sich klar; denn jene bedürfen dasselbe nicht mehr, und diesen nützt es Nichts. Etwas Anderes aber ist es, eine Messe zur Ehre eines Heiligen zu lesen, wovon am geeigneten Orte umständlicher die Rede war.

35) Das heilige Meßopfer darf weder für verstorbene Ungläubige und Häretiker, noch Selbstmörder und Solche, die unbußfertig starben, dargebracht werden.

Die katholische Kirche erlaubt es zwar, das heilige Meßopfer für Ungläubige und Häretiker darzubringen, so lange dieselben noch leben, wobei sie zunächst ihre Bekehrung im Auge hat; aber die Kirche gestattet nicht, das heilige Opfer für verstorbene Ungläubige und Häretiker zu entrichten. Dieß war schon in den ersten christlichen Jahrhunderten allgemeiner Gebrauch in der Kirche. Der heilige Chrysostomus bezeugt, daß man zu seiner Zeit nicht einmal für die verstorbenen Katechumenen das heilige Meßopfer darbringen durfte. Er schreibt: Bei den ehrwürdigen und schauerlichen Geheimnissen (der heiligen Messe) geschieht derjenigen Erwähnung, die im Glauben gestorben sind; die Katechumenen aber werden dieses Trostes nicht gewürdiget, sondern sie sind aller Hilfe beraubt, mit Ausnahme eines Mittels. Welches Mittel ist aber dieses? Es ist erlaubt, für sie den Armen Almosen zu geben. Hom. 3. in ep. ad Philipp. — Der heilige Cyprian verbietet auch, wie wir oben anführten, für die das heilige Opfer darbringen zu dürfen, welche einen Priester zur Vormundschaft oder zum Testamentsvollstrecker berufen hätten, und beruft sich dabei auf die Anordnungen seiner Amtsvorgänger. Das heilige Opfer wurde auch nach alter Ueberlieferung für Jene nicht dargebracht, die unbußfertig starben. Hingegen wenn Solche, die in der Buße sich befanden, bei ihrem Abscheiden den Ruf reumüthiger Büßer hinterließen, durfte an mehrern Orten für sie die heilige Messe verrichtet werden. In dieser Beziehung sagt eine Verordnung des Conciliums von Carthago aus dem Jahre 398: Für Büßer, welche aufmerksam die Buß-

gesetze befolgen, darf, wenn sie zufällig auf der Reise oder auf dem Meere zu Grunde gegangen sind, wo man ihnen nicht zu Hilfe kommen kann, ihr Andenken bei den Gebeten und den Opfern Gott empfohlen werden. In Rom war man jedoch strenger; denn es wurde ein jeder ohne Absolution gestorbene Pönitent, mochte die Ursache der nicht erhaltenen Absolution was immer für eine sein, von dem Andenken in der Messe ausgeschlossen.

Nach heutiger Praxis darf überhaupts für die verstorbenen Nichtchristen, Ketzer, Schismatiker, Exkommunicirte; ferner für die Selbstmörder, Duellanten, notorische Sünder, wenn sie unbußfertig sterben, sowie auch für Solche, welche den Empfang der Heilsmittel der Kirche selbst noch am Todbette hartnäckig verweigern, das heilige Meßopfer nicht dargebracht werden.

Papst Leo, der Große, gibt als Grund an, warum für Häretiker und Andere das heilige Meßopfer nicht entrichtet werden darf: Mit welchen wir im Leben nicht in der Gemeinschaft gestanden sind, können wir auch, wenn sie verstorben sind, keine Gemeinschaft haben; ihre Sache ist dem Gerichte Gottes anheim zu stellen. Auf ähnliche Weise erklären sich die Päpste Urban II. und Innocenz III. u. s. w. Daß namentlich für die Protestanten das heilige Meßopfer nicht verrichtet werden darf, wenn sie in der Ketzerei verstorben sind, darüber erklären sich z. B. ein Concilium von Augsburg im Jahre 1567, ein solches von Salzburg im Jahre 1569; das römische Ritual u. s. w.

Daß auch für verstorbene protestantische Personen des höchsten Ranges öffentliche Gebete und das heilige Meßopfer nicht verrichtet werden dürfen, erhellet aus den Breven, welche Papst Gegor XVI. im Jahre 1842 an den Bischof von Augsburg, Peter Richarz, und an den Abt Rupert von Scheyern erlassen hat. Ein Ausschreiben des Würzburger Ordinariats vom Jahre 1844 sagt hierauf bezüglich: „Das hochheilige Meßopfer, welches, sowie ein jedes öffentliche Gebet, nach den bestimmten Aussprüchen von Concilien und Päpsten nur für solche Verstorbene von der Kirche dargebracht werden kann, welche in der Gemeinschaft der Kirche gelebt haben, kann eben deßwegen für Solche, die bis zu ihrem Tode offenkundig in dieser Gemeinschaft nicht lebten, auch nicht dargebracht werden. Wenn es daher auch sein mag, daß ein Protestant im unverschul-

deten Irrthume sich vielleicht befunden habe, ja, wenn es sogar sein mag, daß ein solcher selbst bei verschuldetem Irrthume durch einen besondern Gnadenakt der göttlichen Barmherzigkeit noch in den letzten Augenblicken vor seinem Tode zur Buße und Bekehrung vielleicht erleuchtet werde, so gehört doch ein Urtheil hierüber nicht vor den äußern Richterstuhl der Kirche, sondern es fällt nur demjenigen anheim, der allein Herzen und Nieren durchforscht, und auch das Verborgenste schaut. Der katholische Seelsorger hat daher, um nicht gegen das Dogma von der allein seligmachenden Kirche zu verstoßen, und den Indifferentismus nicht zu begünstigen, falls an ihn das Ansinnen gestellt werden sollte, für einen verstorbenen Protestanten einen feierlichen Seelengottesdienst, oder statt dessen eine Stillmesse abzuhalten, solches Ansinnen zurückzuweisen, und er darf demselben nicht etwa dadurch zu entsprechen suchen, daß er für die katholischen Anverwandten des verstorbenen Protestanten, oder pro omnibus fidelibus defunctis applicirt, wenn dabei doch immerhin noch ein Schein bliebe, als wäre die Applikation für den verstorbenen Protestanten geschehen, wodurch dem christgläubigen Volke ein offenbares Aergerniß gegeben würde u. s. w."

Indem die Kirche also handelt, steht ihr nicht bloß das Alterthum zur Seite, sondern auch die Ansicht der gesunden Vernunft. Nimmermehr kann man von einer Gesellschaft Dienste nach seinem Abscheiden erwarten, der man im Leben nicht angehörte, ja der man oft feindselig gegenüberstund. Eine Gesellschaft, die Solches zu leisten bereit wäre, würde sich selbst der Verachtung preis geben. Die Protestanten glauben grundsätzlich an keine Läuterung nach dem Tode; das heilige Meßopfer wird aber nur deßwegen für die Verstorbenen dargebracht, um ihnen Linderung in den Qualen zu verschaffen, in welchen sie sich vielleicht noch befinden. Das heilige Meßopfer ist ferner für den Katholiken das ehrwürdigste Heiligthum; der Protestant aber sieht in demselben, wenn er ein streng Gläubiger ist, einen verabscheuungswürdigen Greuel des Götzendienstes. Welche Widersprüche also, dem Protestanten nach dem Tode das aufdringen zu wollen, was er im Leben verachtete! Welche Gewissenslosigkeit von der katholischen Kirche selbst, wenn sie mit ihrem ehrwürdigsten Heiligthume so verschwenderisch umginge, und dasselbe so augenscheinlicher Gefahr der Verachtung aussetzen würde! Uebrigens soll

aber dadurch, daß die Kirche Solchen nach ihrem Ableben das öffentliche Gebet und die Darbringung des heiligen Meßopfers versagt, gegen dieselben keinerlei Verdammungsurtheil ausgesprochen sein. Die Kirche verdammt Niemanden, sondern hält nur an ihrer Lehre fest. Das Urtheil über die Personen selbst überläßt sie Gott.

36) Einige besondere Bemerkungen bezüglich der heiligen Messe.

Daß der Minister bei Darbringung des heiligen Meßopfers der Priester ist, haben wir an einem andern Orte auseinander gesetzt. Der Priester darf aber die heilige Messe nicht allein feiern; er bedarf dazu wenigstens eines Altardieners, der die Stelle des versammelten Volkes vertritt, und daher auch im Namen desselben auf die Gebete des Priesters erwidert.

Bezüglich der verschiedenen Arten der Messen ist zu erwähnen, daß man unterscheidet:

1. Messe der Katechumenen und der Gläubigen. Die erstere erstreckte sich bis zum Credo, und führte diesen Namen, weil derselben auch die Katechumenen, d. h. die Büßer und Jene, die noch nicht getauft waren, beiwohnen durften. Vom Anfange der Messe nämlich bis nach geendigter Predigt stunden die Kirchenthüren offen, und es war selbst Juden und Heiden erlaubt, mit dem Anblicke der in Andacht Versammelten ihre Neugierde zu sättigen. Nach geendigter Predigt aber und erfolgter Hände-Auflegung von Seite des Bischofs rief ein Diakon mit lauter Stimme: Ite missa est! Und nun mußten sich nicht bloß die Ungläubigen, sondern auch die Katechumenen und Büßer entfernen. Jetzt begann die Messe der Gläubigen, d. h. es fingen die heiligen Geheimnisse selbst an; daher hieß dieser Theil die Messe der Gläubigen, weil nur sie ihr beiwohnen durften.

2. Privatmessen und öffentliche Messen. Bezüglich der Privatmessen wird im Gegenhalte zu den öffentlichen Messen eine verschiedene Erklärung gegeben, je nach der Ausdehnung, welche man dem Begriff Privatmesse gibt. Schmid sagt in seiner Liturgik B. 1: „Dem kirchlichen Sprachgebrauch am entsprechendsten möchte es sein, vorzüglich jene Messe eine öffentliche zu nennen, in der man

in einem öffentlichen Anliegen applicirt, und zu deren Beiwohnung jeder Gläubige in der Gemeinde dringend aufgefordert wird. Eine jede Messe, der diese Merkmale mangeln, ist in soweit Privatmesse. Dem zu Folge heißen z. B. das Pfarramt, Conventamt, Messen bei feierlichen Anlässen, wie z. B. am Geburtsfeste des Königs u. s. w. öffentliche Messen. Dagegen ist jene eine Privatmesse, die z. B. auf das Ansuchen eines Einzelnen, und ohne die Gemeinde zur Gegenwart aufzufordern, nach irgend einem Anliegen gelesen wird. Marzohl sagt in seiner liturgia sacra B. 2: „Stille- oder Privatmessen sind jene, welche ohne Pracht und Gesang nur unter der Bedienung eines einzigen oder zweier Altardiener entweder besonders auf einem Altare in der Kirche oder in einer Hauskapelle gelesen werden.“ — Demnach ist auch eine in der Kirche gelesene Messe, wenn sie auch öffentlich gehalten wird und ihr mehrere Personen beiwohnen, immerhin als Privatmesse zu bezeichnen. Die öffentlichen Messen erscheinen dann zugleich als feierliche; sie werden z. B. mit Gesang, Orgelbegleitung, mehr Lichtern, größerer Altarsbedienung ꝛc. gehalten. Diese Messen pflegen wir als Aemter zu bezeichnen, und wenn sie besonders feierlich sind, wie an hohen Festen, als Hochämter. Cf. oben S. 231.

3. Die liturgische Messe. So wurde jene genannt, unter welcher das Volk kommunicirte; es mochten dabei wenige oder viele Ceremonien stattfinden.

4. Messen in honorem sanctorum; so heißen die zur Ehre eines oder mehrerer Heiligen gelesenen Messen.

5. Todten- oder Seelenmessen (Requiem) sind die für die Abgestorbenen gelesenen Messen, die namentlich Requiem heißen, wenn sie mit Gesang, Orgelspiel ꝛc. begleitet sind.

6. Votiv-Messen nennt man diejenigen, welche in einem außerordentlichen Anliegen, sei es, um Etwas zu erflehen, um zu danken, oder zu loben und zu preisen gehalten werden.

7. Die päpstliche und bischöfliche Messe; sie hat diesen Namen, je nachdem sie vom Papste oder Bischof gehalten wird.

8) Die Messe der Vorgeheiligten, welche in der römischen Kirche nur am Charfreitage, bei den Griechen aber alle Tage in der Fasten, die Samstage, Sonntage und das Fest der Verkündigung Mariä ausgenommen, stattfindet.

9) Die Gregorianischen Messen. Die Veranlassung dazu gab Gregor, der Große, wovon sie auch den Namen haben. Gregor erzählt nämlich von einem Mönche Justus, der seinem Bruder Kopiosus auf dem Todbette entdeckte, daß er wider die Ordensregel heimlich drei Gulden besitze. Kopiosus machte dieses Geständniß seinen Ordensbrüdern bekannt, und so erfuhr es auch Gregor. Dieser wurde dadurch so aufgebracht, daß er den übrigen Mönchen allen Umgang mit diesem treulosen Ordensmanne verbot, und zugleich befahl, wenn er sterben würde, den Leichnam desselben ohne Abhaltung eines Leichengottesdienstes im Dünger (in sterquilinio) zu begraben. Justus starb in großer Reue; aber der Befehl wurde pünktlich vollzogen. Endlich dreißig Tage nach dem Tode des Justus ließ Gregor den Pretiosus kommen, und sprach zu ihm: Lange bereits leidet jener verstorbene Bruder; wir müssen ihm also zu Hilfe kommen: darum gehe hin und bringe von heute an dreißig Tage hindurch für ihn das heilige Meßopfer dar, ohne es ein einziges Mal zu unterlassen. Pretiosus gehorchte, und nachdem dreißig Messen gelesen waren, soll der Verstorbene seinem Bruder Kopiosus erschienen sein und ihm seine Erlösung angezeigt haben. In Folge dessen entstund nun der fromme Glaube, daß dreißig ununterbrochen nach einander gelesene Messen eine besondere Kraft hätten und sich hoffen ließe, es wäre eine solche Seele, sei sie noch im Leben oder gestorben, fast gewiß begnadiget. Uebrigens weiß man in unseren Gegenden bloß von sechs Gregorianischen Messen, die, weil eine jede auf ein Geheimniß aus dem Leiden Christi sich bezieht, auch Passions-Messen heißen. Um einen jeden Schein von Aberglauben zu vermeiden, ist nach unserm Dafürhalten der Priester, ehe er sich zur Lesung dieser Messen verpflichtet, schuldig, den Stipendienreicher aufmerksam zu machen, daß zwar eine jede heilige Messe an und für sich einen überaus großen Werth hat, daß aber dreißig oder sechs Gregorianische Messen nicht werthvoller sind, als dreißig oder sechs andere Messen. Cf. Schmid's Liturgik, B. 1.

10) Die goldenen Messen (missae aureae) und die Messen vom himmlischen Hofe. Unter den erstern versteht man die an den drei Samstagen nach dem Feste des heiligen Michael, oder am Quatembermittwoch im Advent gelesene Votiv-Messen. Ihr Ursprung ist unbekannt; die Synode von Augsburg aber im Jahre 1610

verbot die Abhaltung von sieben goldenen Messen. — Unter Messen vom himmlischen Hofe versteht man dreiunddreißig Messen, welche zur Ehre und Danksagung der dreiunddreißig Jahre, welche Jesus auf Erden lebte, sowie zur Ehre Mariens und aller Heiligen gelesen werden.

11) Die trockene Messe (missa sicca vel nautica). Sie ist eigentlich ein Abusus; denn sie hatte weder Wandlung noch Kommunion, und bestand nur im Abbeten liturgischer, übrigens zur Messe gehöriger Gebete. Da man sie häufig bei Seereisen gebrauchte, um die Gefahr zu vermeiden, den Kelch mit dem heiligen Blute wegen Schaukeln des Schiffes umzuwerfen, so nannte man sie auch Schiffer-Messe. Und weil sie der Kürze wegen die Ritter ihren Burgkaplänen bei vorhabenden Jagden zu lesen empfahlen, so nannte man sie auch Jagdmesse. Daher kommt es, daß man noch heutigen Tages eine von einem Priester außerordentlich schnell und flüchtig gelesene Messe eine Jägermesse heißt.

12) Missae bifaciatae vel trifaciatae etc. sind jene Messen, bei denen die Katechumenen-Messe zwei- oder dreimal, oder noch öfters wiederholt und hierauf erst die missa fidelium fortgesetzt wird, um zwei, drei oder noch mehrere Stipendien auf einmal empfangen zu können. Auch dieser schmutzige Mißbrauch ist billig verpönt.

37) Von der Sprache, in welcher die heilige Messe gefeiert wird, und von den hiezu nöthigen Geräthen und Gewändern.

Die Sprache bei der heiligen Messe ist die lateinische. Hievon ist das Nöthige bereits bemerkt B. 3. S. 487.

Als Geräthe zum heiligen Meßopfer sind nöthig: Der Kelch, die Paten. Cf. B. 3. S. 499; ferner das Korporal, worauf die heilige Hostie gelegt und der Kelch gestellt wird: es erinnert an die feinen Tücher, in welche der Leichnam des Herrn bei seiner Beerdigung gehüllt worden ist. Die Bursa ist gleichsam das Futteral, in welches das Korporal gesteckt wird; dann das Purifikatorium zum Reinigen des Kelches; das Velum zum Verhüllen desselben; die Kännchen, das Löffelchen, das Becken, die Glöcklein oder Schellen und das Meßbuch finden im Gebrauche selbst ihre Erklärung.

Was die priesterlichen Gewänder und ihre Farben zum heiligen

Meßopfer betrifft, so sind sie näher besprochen und erklärt B. 3. S. 489—494 u. S. 497—499.

38) Von der Erlaubtheit der Privatmesse.

Unter Privatmesse versteht man, wie oben erwähnt, diejenige, die entweder nicht an einem zum öffentlichen Gottesdienste bestimmten Orte, oder in der Stille oder so gehalten wird, daß außer dem Priester Niemand kommunicirt. (Cf. S. 246.)

Die Privatmessen sind zwar Manchem anstößig, ja sie sind sogar schon als Mißbrauch bezeichnet worden; aber mit Unrecht; denn das Wesen der heiligen Messe besteht darin, daß der Priester Brod und Wein darbringt Gott, dem Allerhöchsten, diese Gaben in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt und von dem Opfer genießt. Daher sind auch die Haupttheile der heiligen Messe: Die Opferung, Wandlung und Kommunion. Dieß Alles wird nun auch in Privatmessen eingehalten. Sie sind daher wahre Opferhandlungen, in denen der Opfertod Jesu Christi am Kreuze wahrhaft unblutiger Weise sich erneuert, sind eben deßwegen nicht bloß erlaubt, sondern auch höchst nützlich und heilsam.

Es kann nun zwar nicht geleugnet werden, daß Messen, bei denen, wenn auch nicht alle Anwesenden, doch sehr viele derselben die heilige Kommunion empfingen, Anfangs die gewöhnlichen waren; allein schon sehr frühe kommen auch die sogenannten Privatmessen vor. Schon Tertullian und Cyprian geben Winke davon, indem jener von Messen in Gegenwart weniger Personen redet; und dieser von Messen in Gefängnissen spricht. So sagt Tertullian: Kannst du bei Tag, wo alle Gläubige versammelt sind, die Opferfeier nicht begehen, so begehe sie des Nachts, wenn auch nur drei gegenwärtig sind. (De fuga in persecut. c. 14.) — Nach den Zeugnissen des Eusebius und des Gregor von Tours wurde das heilige Meßopfer zuerst in den Häusern, ja Gefängnissen und in Grüften begangen. Hier ist doch wohl nur von Privatmessen die Rede. — Vom Kaiser Constantin, dem Großen, wird berichtet, daß er nicht bloß in seinem Palaste ein Oratorium erbauen ließ, in welchem das heilige Meßopfer entrichtet wurde, sondern daß er auch so oft, als er in das Feldlager ging, einen tragbaren Altar mitnahm, um auch dort dem heiligen Opfer beiwohnen zu können. (Euseb. in vita Constant.

lib. 4. c. 17. — Sozomenes berichtet vom heiligen Gregor Naz., er habe oft in einem kleinen Oratorium die Geheimnisse gefeiert. — Paulinus, Bischof von Nola, ließ vor seinem Bette einen Altar errichten, und brachte hier das heilige Opfer kurz vor seinem Tode noch dar. — Vom heiligen Ambrosius ist bekannt, daß er täglich das heilige Meßopfer darbrachte; dieß ist offenbar, wenigstens häufig nur durch die sogenannten Privatmessen geschehen. Derselbe bezeugt auch, daß er in dem Hause einer gewissen Jungfrau ein Oratorium eingeweiht habe, in welchem täglich das heilige Meßopfer verrichtet wurde. — Der heilige Chrysostomus sagt, daß er täglich das heilige Meßopfer darbringe und beklagt sich dabei über die laue Theilnahme seiner Gemeinde. „Frustra et quotidianum sacrificium, frustra adstamus altari, nemo est, qui participat.“ Hom. 11. in Ephes.) Hier kann denn offenbar nur von Privatmessen die Rede sein. — Gregor, der Große, schreibt, der Bischof Cassius habe täglich in einem Oratorium celebrirt, weil er wegen Krankheit nicht habe in die Kirche kommen können. Derselbe schreibt an Johannes, Bischof von Syrakus, er solle es nicht wehren, daß im Hause des Venantius Patricius die heilige Messe gelesen werde. — Als der Patriarch Johannes, der Almosengeber, einstens merkte, daß das Volk nach der Lesung des Evangeliums die Kirche verlasse, wandte er sich zu demselben und sprach: Euch zu Liebe gehe ich in die Kirche: denn für mich selbst hätte ich auch zu Hause das heilige Opfer feiern können.

Aus diesen Zeugnissen ist klar, daß schon im grauesten Alterthume Privatmessen vorkommen. Daher erklärt auch das Concilium von Trient: Es wünschte zwar die heilige Synode, daß in einer jeden heiligen Messe die anwesenden Gläubigen nicht nur geistiger Weise, sondern auch durch sakramentalischen Empfang der Eucharistie Theil nehmen würden, um von den Früchten dieses hochheiligen Opfers desto reichlicheren Gewinn zu haben; dessenungeachtet aber verwirft sie, wenn Solches nicht immer möglich ist, jene Privatmessen, bei welchen der Priester allein sakramentalisch kommunicirt, nicht und verdammt sie nicht, sondern billigt sie und empfiehlt sie, da auch sie für gemeinsame Messen gehalten werden müssen, deßwegen, theils weil bei denselben das Volk geistiger Weise kommunicirt, theils weil sie vom öffentlichen Diener der Kirche nicht

bloß für ihn allein, sondern auch für alle Gläubigen, die zum Leibe der Kirche gehören, gefeiert werden. (Sess. 22. cap. 6.) — Und in ihren Canonen sagt die Synode: Wenn Jemand behauptet, die Messen, in welchen der Priester allein sakramentalisch kommunicirt, seien unerlaubt und müßten daher abgeschafft werden, so sei er im Banne. (Sess. 22. can. 8.)

Schmid äußert sich in seiner Liturgik B. 1. hierüber also: Fordern, jederzeit ohne Ausnahme nur vor versammelter Gemeinde an Sonn- und Festtagen, in einem Gotteshause eine im dogmatischen Sinne öffentliche Messe zu lesen, heißt die Einrichtung des Opfers von Umständen abhängig machen, deren strenge Berücksichtigung wenig Gutes hoffen ließe. Die tägliche Opferfeier, die für so viele Christen der Anfang der Berufsgeschäfte ist, müßte unterbleiben. Manche zerstreute Gemeinde, der ein Gotteshaus mangelt, würde des Glückes beraubt, an den heiligen Mysterien in einem Privathause Antheil nehmen zu können; jener Theil der Parochianen, der aus irgend einer Ursache der Hochmesse nicht beiwohnen kann, hätte keine Gelegenheit, sich bei der heiligsten Handlung des neuen Bundes dem Herrn zum lebendigen Opfer darzubringen, ja sogar mancher Sonn- und Festtag würde in nicht wenigen Gemeinden selbst ohne Hochmesse begangen werden müssen. Wollte aber Jemand diesen Unterschied in so weit tadeln, als auf das in heutiger Zeit übliche Appliciren Rücksicht genommen wird, so bedenke er, daß Jeder mehr oder weniger einzelnen Bekannten zugethan ist, und daher die Erlaubniß der Kirche, für dieselben zu appliciren oder appliciren zu lassen, nur pflichtmäßige Beachtung eines in jeder Menschenbrust sich regenden und ununterdrückbaren Gefühles ist. Der Unterschied der einzelnen Messen mit Rücksicht auf Feierlichkeit ist durch die Natur der Sache bedingt. Wie könnte zu jeder Messe täglich nur Alles herbeigeschafft werden, was zu einer feierlichen Messe nothwendig ist?

39) Von den sogenannten Meßstipendien und von den Applikationen.

Die Meßstipendien sind ein Almosen, welches Jemand dem celebrirenden Priester in der Absicht gibt, daß die Früchte des heiligen Meßopfers vorzüglich ihm zugewendet werden möchten. Sie

bestehen dem Wesen nach seit den ältesten Zeiten des Christenthums. Die Gläubigen pflegten nämlich früher bei der Opferung ihre Gaben darzubringen, an denen auch der Priester seinen Antheil hatte. Davon reden bereits Tertullian (Apol. c. 39.) und Justin, der Martyrer (Apol. 1. ad Ant. Pium). Der heilige Cyprian tadelt eine reiche Frau, daß sie ohne ein solches Opfer zur Kirche gekommen sei. (Lib. de oper. et eleem.) Der heilige Augustin ermahnt: Bringet Opfer; denn erröthen soll, dem Solches zu thun möglich ist, wenn er an einem fremden Opfer Theil nimmt. (Serm. 215. de temp.) Das Concilium von Macon vom Jahre 585 verordnet can. 4.: An allen Festen des Herrn geschehe die Opferung auf dem Altare in Brod und Wein sowohl von den Männern, als den Frauen. Das Concilium von Mainz im Jahre 813 befiehlt: Alles Christenvolk bringe Opfer in die Kirche. — Die dargebrachten Gaben bestunden ursprünglich gewöhnlich in Brod und Wein. Ein Theil davon wurde consecrirt; der andere zum Unterhalt der Geistlichen und der Kirche zurückgehalten. Auch Oel, Weihrauch und Trauben wurden häufig geopfert. Außerdem war ein eigener Kasten aufgestellt, in welchen die Gläubigen auch Geld warfen, das zur Bestreitung der Bedürfnisse für Arme, Kranke u. s. w. gehörte, und woran wohl auch die Geistlichen ihren Antheil hatten. So redet Chrysostomus von Opfergaben in Gold und Silber. (Hom. 50. in Matth.) Daraus nun entstunden die Meßstipendien. Wie man nämlich in alten Zeiten seine Gabe, gewöhnlich beim Offertorium auf den Altar legte, so gibt man sie jetzt dem Priester privatim. Diese Geldopfer fingen in dem Grade häufiger zu werden an, als die Gläubigen sich der wirklichen Kommunion entzogen; denn als man anfing, seltener zum Tische des Herrn zu gehen, hatte die Kirche auch nicht so viele Opferbrode nöthig; statt dessen wurde nunmehr Geld gegeben, was um so geeigneter erschien, als der Altardiener dadurch allen seinen Bedürfnissen abhelfen konnte. Uebrigens sind die Meßstipendien, wenn dabei sonst keine Unordnungen stattfinden, durchaus nicht gegen die Institutionen der Kirche, sondern liegen vielmehr im Geiste derselben. Schon der Apostel sagt, es sei billig, daß die, welche dem Altare dienen, auch von demselben leben. (1. Corinth. 9, 13.) Daher erklärt auch das vierte Concilium im Lateran: Die Gläubigen sollen, obschon die heiligen Sa-

kramente nach dem Geiste des Christenthums unentgeblich ausgespendet werden müssen, angehalten werden, dasjenige für dergleichen geistliche Verrichtungen zu leisten, was durch Gewohnheit bereits hergebracht ist, und im Falle der Weigerung sollen die Bischöfe mittels disciplinarischen Einschreitens dieselben dazu anhalten. Das Stipendium erscheint daher auch als ein Beitrag zum standesmäßigen Unterhalt der Geistlichen, als welches es schon der heilige Thomas von Aquin erklärte.

Die Absicht desjenigen aber, der ein Stipendium gibt, ist immer die, daß der Messe lesende Priester diese für ihn besonders applicire, d. h. die Früchte derselben ihm zuwende. Es wird allerdings, wie Christus am Kreuze für Alle gestorben ist, so auch die heilige Messe für Alle, insbesonders für die lebendigen und verstorbenen Gläubigen dargebracht. Dieß geht schon aus den Kirchengebeten hervor. Es ist daher ein Irrthum, zu meinen, wenn Jemand eine Messe lesen lasse, so habe er allein Anspruch auf die Frucht derselben. Dagegen haben sich bereits Papst Eugen II. im Jahre 826, und ebenso Papst Leo IV. im Jahre 853 erklärt. Es würde auch der Natur und Einsetzung des heiligen Meßopfers widersprechen, dasselbe ausschließlich für Einzelne appliciren zu wollen. Wie indessen die christliche Fürbitte, die wir Gott durch Jesum in Vereinigung mit seinem Opfer darbringen, nach dem Geiste des Christenthums allgemein sein muß, aber dadurch die besondere Fürbitte für einzelne Menschen nicht ausgeschlossen ist, und die heilige Schrift selbst Zeugniß dafür ablegt (1. Timoth. 2, 1—4.); so kann auch der Priester die heilige Messe, obwohl er sie für Alle aufopfern muß, dennoch für Einzelne insbesondere sie fürbittweise aufopfern, d. h. er kann Gott bitten, er wolle in Ansehung dieses heiligen Opfers einer gewissen lebenden oder verstorbenen Person im vorzüglichen Grade seine Hilfe und Gnade angedeihen lassen. Hiefür zeugt auch das christliche Alterthum. So tröstet der heilige Ambrosius seinen Freund Faustin über den Tod seiner Schwester also: Ich denke, man solle über sie nicht weinen, sondern für sie beten und durch das Opfer ihre Seele Gott empfehlen. Derselbe verspricht auch in der Leichenrede auf die Kaiser Gratian und Valentinian, daß er nie aufhören werde, für beide zu beten, und für sie das heilige Opfer darzubringen. Daß für diese Applicationen schon

frühzeitig in der Kirche an den Geistlichen etwas bezahlt wurde, läßt sich genau aus der Geschichte nachweisen. So erzählt der heilige Epiphanius, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts sein Werk über die Ketzereien schrieb, daß ein gewisser Ober-Rabbiner sich taufen ließ, und daß er hierauf dem Bischof, der ihn getauft hatte, einen ansehnlichen Klumpen Gold mit den Worten gab: Opfere für mich. Im fünften Jahrhunderte brachte Galla Placidia, die Tochter des großen Theodosius, einen gewissen Priester Barbatian von Rom nach Ravenna. Da dieser bald nach seiner Ankunft viele Wunder wirkte, faßte das Volk ein großes Vertrauen zu ihm, und Viele baten ihn, auf ihre Meinung die heilige Messe zu lesen. Insbesonders nahmen ein gewisser Julian, und ein anderes Mal eine Frau, Namens Theodora, in ihren Nöthen ihre Zuflucht zu ihm, brachten ihm Opfer und baten ihn, für sie die heilige Messe zu appliciren; und es wurde ihnen geholfen. Der heilige Gregor von Tours erzählt: Oltrogotha, Gemahlin des Königs Gildebert, eine durch ihr heiliges Leben berühmte Frau, die um das Jahr 558 starb, habe täglich früh Morgens Geschenke dargebracht und verlangt, daß man zur Ehre des heiligen Bischofs Martinus heilige Messen lesen solle. Derselbe berichtet ferner: Artallaides, Tochter des Prokonsuls Lucius, habe im Jahre 562 zu Benevent in der Kirche der seligsten Jungfrau Maria sechszig Goldstücke auf den Altar gelegt, auf daß man heilige Messen zur Ehre des Herrn lese. Wiederum sagt der Nämliche, daß viele Gläubige, die mit kaltem Fieber behaftet waren, zum Grabe des heiligen Sigismund gingen, in der Kirche daselbst ein Opfer darbrachten, und Messen lesen ließen, worauf sie genesen seien. Aus dem siebenten Jahrhundert ist bekannt, daß Johannes, der Almosengeber, der im Jahre 610 den Patriarchenstuhl von Alexandrien bestieg, einstens von seinem Vater eine Summe Geldes mit der Bitte erhielt, er möge eine Messe lesen, um seinem Sohne, der über's Meer nach Afrika verreist war, eine glückliche Zurückkunft zu erflehen.

Mit solchen und ähnlichen Meinungen geben die Gläubigen noch heut zu Tage ihre Stipendien einem Priester. Dabei muß aber noch bemerkt werden, daß, wie die Frucht des Opfers Jesu am Kreuze, obschon es an und für sich einen unendlichen Werth hat, und für Alle entrichtet ward, darum doch nicht Allen, sondern

nur denjenigen zu Theil wird, die dasselbe sich durch einen lebendigen Glauben aneignen, — auf gleiche Weise auch das Opfer der heiligen Messe, wenn es gleichwohl für Jemand insbesonders aufgeopfert wird, deßwegen für ihn noch nicht immer auch wirksam und fruchtbar sei, sondern nur dann, wenn er sich durch eine fromme Gesinnung damit vereiniget, wovon das Meßstipendium eigentlich nur der Ausdruck sein soll, und überhaupts der Frucht des heiligen Opfers sich würdig zu machen sucht. Noch weniger erstreckt sich diese Wirkung so weit, daß gerade die bestimmte Bitte, zu deren Erfüllung er die heilige Messe applicirt haben will, auch erfüllet werde; denn dieses hängt, wie überhaupts die bestimmte Erhörung eines jeden Gebetes, nebst der moralischen Würdigkeit des Bittenden, von dem gnädigen Willen Gottes und seiner höchsten Weisheit ab, die oft absichtlich Etwas nicht gewährt, weil es dem Bittenden selbst schädlich wäre. Daraus leiten sich folgende Grundsätze ab:

Wer ein Meßstipendium gibt, soll nicht meinen, als sei schon Alles geschehen, wenn für ihn eine heilige Messe applicirt wird; sondern er soll dabei entsprechende Gedanken und Empfindungen in seinem Herzen hervorrufen, und wenn es geschehen kann, der heiligen Messe beiwohnen. Er soll keine eigennützige Absicht dabei haben, und überhaupts nicht glauben, er werde, wenn er Messen lesen läßt, seiner Pflichten entbunden, oder seine sonstigen Uebertretungen, Versäumnisse und Veruntreuungen werden dadurch ersetzt und gesühnt. Auch insoferne seine Hauptabsicht dabei auf die Gewährung einer bestimmten Bitte gerichtet ist, soll diese dem Geiste des Christenthums angemessen und einer solch heiligen Handlung würdig sein. Der Christ, sagt Jesus, soll zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen, und alles Uebrige als bloße Zugabe erwarten. Des Priesters Anliegen am Altare sind vorzüglich die unzählbaren Sünden und Beleidigungen, unser und der ganzen Welt Heil, wie Solches im Meßbuche enthalten ist; aber wie ganz anders ist die Handlungsweise vieler Gläubigen; denn sind nicht ihre meisten Bitten bei Darreichung der Meßstipendien bloß auf Erlangung eines zeitlichen Gutes oder auf Abwendung eines zeitlichen Uebels gerichtet! Wie viele deren gründen sich noch zudem sogar auf irrige und schiefe Religionsbegriffe! Wer ein Stipendium gibt, soll dieses nicht als eine Bezahlung für die heilige Messe und als

einen Lohn für den Priester ansehen, sondern mehr für ein Almosen oder als einen Beitrag zu dessen Unterhaltung. Denn das Gegentheil hieße die heilige Handlung zu einer verkäuflichen Waare herabwürdigen und sich jenes Fluches schuldig machen, der den Zauberer Simon traf: „Dein Geld sei mit dir zum Verderben, weil du meintest, die Gabe Gottes zu bekommen für Geld." (Apostelg. 8, 20.) Man soll daher auch die heilige Messe deßwegen, weil man dem Priester das Stipendium gereicht hat, nicht als sein erworbenes Eigenthum ansehen, mit dem man nach Belieben verfügen, dessen Früchte man sich allein zueignen, und wovon man alle Uebrigen ausschließen kann. Dieses widerspricht der Natur des heiligen Meßopfers, welches immer eine allgemeine, der ganzen Kirche eigene Religionshandlung ist. Da sich nicht bestimmen läßt, wie viel Nutzen der Einzelne aus einer heiligen Messe, auch wenn er für sich appliciren läßt, zieht, so ist es ein falscher Wahn, wenn man auf dergleichen besondere Applikationen und auf die Menge derselben ein zu großes Vertrauen setzt und glaubt, daß dadurch der Mangel der eigenen Tugendübung ersetzt wird.

Was den Empfänger eines Meßstipendiums betrifft, so ist es seine heiligste Pflicht, auch jeden Schein zu vermeiden, als habe er dabei eigennützige Absichten. Es bestehen hierüber die strengsten Vorschriften. Das Concilium von Trient sagt hierüber: Die Bischöfe sollen, was den Geiz betrifft, eine jede Art von Lohnbedingungen, Verträgen, und was zur Haltung neuer Messen gegeben wird, sowie die zudringlichen und unfreiwilligen Bitten, oder vielmehr Erpressungen von Almosen und andere dergleichen Dinge, die von der Seuche der Simonie oder doch vom Gewinne nicht weit entfernt sind, ganz und gar verbieten. Sess. 22. decret. de observ. et evitand. in celebrat. missae.

40) Von der Zeit, wann, und dem Orte, wo, die heilige Messe zu feiern ist.

Wie ein jeder Gläubige beim Empfange der heiligen Kommunion, ausgenommen den Fall, wo ihm das heilige Sakrament als Wegzehrung gereicht wird, nüchtern sein muß, so darf auch der Priester die heilige Messe nur nüchtern lesen. Es bestehen hierüber eigene kirchliche Vorschriften. Schon Papst Soter hat hierüber ein

eigenes Gesetz erlassen. Dasselbe hat der dritte Kirchenrath von Carthago im Jahre 397 can. 41. eingeschärft; und später mehren sich die Verordnungen dieser Art. Einige Concilien befehlen das Nüchternsein beim Lesen der heiligen Messe selbst unter Androhung der Strafe der Absetzung, wie das zweite Concilium von Makon vom Jahre 585. Die Synoden von Köln (im Jahre 1651) und Trier (im Jahre 1678) verbieten sogar das Rauchen und Schnupfen des Tabacks vor der Messe, um die Nüchternheit nicht zu gefährden.

Was die Zeit zur Darbringung des heiligen Meßopfers betrifft, so war diese in den frühesten Jahrhunderten nicht besonders vorgeschrieben. In der ersten Zeit des Christenthums fand die Feier derselben wohl oft auch des Nachmittags statt; zur Zeit der Verfolgung celebrirte man oft zur Nachtszeit. Später setzte sich hierin eine bestimmte Ordnung fest. Man feierte an Sonn- und Festtagen gewöhnlich um neun Uhr, an Fasttagen aber oft erst um drei Uhr das heilige Opfer; auch nächtliche Gottesdienste gab es, so zu Ostern, Weihnachten rc. Heut zu Tage darf die heilige Messe, abgesehen von der ersten heiligen Messe am Weihnachtsfeste, die um Mitternacht gefeiert wird, nur von der Morgenröthe bis zur Mittagszeit celebrirt werden. Die Abendmessen sind unter der Strafe der Suspension verboten. Die Morgenzeit ist auch die zu dieser heiligen Handlung geeignetste. Zur Morgenstunde, schreibt Kastner, wo die Sonnenscheibe majestätisch aus der Dämmerung hervortritt, und in ihrer freundlichen Herrlichkeit auf die schaffende und erhaltende Gottheit, auf den Allvater des Universums hindeutet, wird auf den Altären der katholischen Christenheit jene geheimnißvolle Scheibe des konsecrirten Brodes sichtbar, unter dessen Hüllen sich der liebevolle Sohn des Allvaters, der erhabene Repräsentant der Gottheit und Menschheit, der große Mittler zwischen beiden, als Opferlamm und als ewiger Hoherpriester nach der Ordnung des Melchisedech darstellt; und während dem, daß man in dem großen Tempel der Natur das Andenken an die Schöpfung zu feiern scheint, wird in den Tempeln der Christen das dankbare Andenken an die blutige Erlösung und die Feier des Todes Jesu begangen.

Anbelangend die Tage, an welchen man celebrirte, so geschah es in dem apostolischen Zeitalter vorzugsweise an den Sonntagen;

aber auch die übrigen Wochentage waren nicht ausgeschlossen, und die Stelle Apostelg. 2, 47. scheint sogar auf eine tägliche Feier sich zu beziehen. Indeß war die Disciplin in den ersten Jahrhunderten sehr verschieden. Daher sagt der heilige Augustin: An einigen Orten wird keinen Tag das heilige Meßopfer unterlassen, an andern wird es nur an Samstagen und Sonntagen gefeiert, wieder an andern nur an Sonntagen. (Epistol. 118. ad Januar.) Immer häufiger wurde aber das tägliche Celebriren, wie es auch seit vielen Jahrhunderten in der abendländischen Kirche allgemein üblich ist, mit Ausnahme des Charfreitags und Charsamstags. Hierauf bezüglich sagt Paschasius Radbertus: Weil wir täglich sündigen, wird auch täglich Christus für uns geheimnißvoll geschlachtet, damit der, welcher einmal durch sein Sterben den Tod überwand, unsere täglichen Rückfälle durch die Geheimnisse seines Leibes und Blutes auslösche. Heut zu Tage pflegt in unsern Ländern ein jeder Priester täglich die heilige Messe zu lesen, wiewohl es einem jeden, strenge genommen, nicht alle Tage geboten wäre. Das Concilium von Trient sagt hierüber nur: Episcopus curet, ut ii presbyteri saltem diebus dominicis et festis solemnibus, si autem curam animarum habuerint, tam frequenter, ut suo muneri satisfaciant, missas celebrent. Conc. Trident. Sess. 23. c. 12. de reform. Uebrigens öfter als einmal darf derselbe Priester an einem Tage nach heut zu Tage üblicher Disciplin das heilige Meßopfer nicht darbringen, das Weihnachtsfest und jene Fälle ausgenommen, in welchen das sogenannte Biniren erlaubt ist. Auch in der ersten Zeit des Christenthums celebrirte der Priester an keinem Tage öfter als einmal; aber vom fünften Jahrhunderte an bildete sich die Gewohnheit, so oft zu celebriren, als ein Priester eine Devotion fühlte, oder sonst ein Grund dazu vorhanden war. Da hiebei mancherlei Mißbräuche vorkamen, erhob sich die Kirche später gegen das öftere Celebriren ein und desselben Priesters an Einem Tage. So erklärt sich im eilften Jahrhundert Papst Alexander II. gegen das öftere Celebriren ein und desselben Priesters an Einem Tage. Und selbst Papst Innocenz III. sagt im Jahre 1212: Wir antworten, daß, mit Ausnahme des Tages der Geburt des Herrn, dem Priester es genügt, wenn nicht ein dringender Grund das Gegentheil anräth, jeden Tag nur einmal die heilige Messe zu lesen.

Nach einer Entscheidung der Congregatio rituum vom 11. Januar 1710 wird ein Priester, der ohne Nothfall binirt, irregulär. In Ländern aber, wo Priestermangel ist, kömmt allerdings das Biniren mit oberhirtlicher Bewilligung noch vor.

Anfangs wurde in der Regel in jeder Kirche nur Eine heilige Messe gelesen; die Griechen beobachten noch heutigen Tages diese Disciplin. Sie haben in ihren Kirchen nur Einen Altar und feiern auch nur einmal des Tages das heilige Opfer in denselben. Es bestehen aber bei ihnen verschiedene, an die Kirche angebaute Kapellen, in welchen ebenfalls die heilige Messe gelesen wird. Als es in der abendländischen Kirche zur Gewohnheit wurde, daß ein jeder Priester täglich celebrirte, ward die Verordnung gegeben, daß auf Einem Altare täglich auch nur Ein Opfer stattfinden soll; später aber verlor sich dieses Gebot wieder, und heut zu Tage können sowohl auf Einem Altare täglich successive mehrere heilige Messen gelesen werden, als auch zu gleicher Zeit auf verschiedenen Altären der Kirche mehrere derselben celebrirt werden dürfen.

Wir kommen zu dem Orte, wo die heilige Messe zu celebriren ist. Der eigentliche Ort zur Feier der heiligen Messe ist der zu gottesdienstlichen Versammlungen bestimmte, also eine Kirche; daß Solches in den ersten Jahrhunderten, und namentlich zur Zeit der Verfolgung häufig nicht eingehalten werden konnte, versteht sich von selbst; insbesonders häufig brachte man das heilige Opfer in den Katakomben dar. Heut zu Tage darf die heilige Messe mit bischöflicher Bewilligung auch in Privat-Oratorien gefeiert werden. Immer muß aber die Feier auf einem den liturgischen Vorschriften entsprechenden Altar geschehen. Dem Altarsteine sind Reliquien der Heiligen eingefügt, welche nicht bloß an die Sitte der ersten Jahrhunderte erinnern, wo man über den Gräbern der heiligen Martyrer die heilige Messe las, sondern auch andeuten, daß uns durch Christus auf dieselbe Weise Heil wird, wie den Heiligen selbst, und zugleich sinnbilden, daß die triumphirende Kirche für uns betet, und daß wir die Auserwählten überhaupts um ihre Fürbitte anrufen sollen. Auf dem Altar hat ein Crucifix zu stehen, welches die Gläubigen erinnert, daß der auf dem Altare sich opfernde Christus der Heiland der Welt sei. Ueber den Altar sollen Tücher von Leinwand ausgebreitet sein, und zwar drei. Es

brennen auf dem Altare Lichter aus Wachs, und zwar bei Privatmessen gewöhnlich zwei, beim Amte vier, und beim Hochamte sechs. All diesem werden nach Zeit und Umständen noch mancherlei andere Dinge zur Zierde und größeren Verherrlichung des heiligen Opfers hinzugefügt.

41) Von der Pflicht, der heiligen Messe beizuwohnen, insbesonders an Sonn- und Feiertagen; von dem Eifer, mit welchem wahre Christen von jeher dieser Pflicht nachkamen.

Daß es für den Christen Pflicht sei, der heiligen Messe beizuwohnen, kann keinem Zweifel unterliegen. Dieses Opfer ist die heiligste und zugleich, wie Gott selbst durch seinen Propheten Malachias es verkündete, die dem Herrn wohlgefälligste Handlung. Wie sollte es daher für den Christen keine Pflicht sein, der heiligen Messe beizuwohnen?

Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung jenes kostbaren Opfers, welches Jesus Christus am Kreuze für die Erlösung der Menschen blutiger Weise dargebracht hat, und um dessen willen der himmlische Vater der Welt gnädig ist. Als welch' eine Beleidigung Gottes erscheint es daher nicht, das kostbare Opfer des eingebornen Sohnes Gottes, an dem das Heil der Welt hängt, gering zu schätzen und im Leichtsinn dasselbe zu versäumen! Welch' eine Undankbarkeit verräth es ferner gegen Jesus Christus, diesen unendlichen Gnadenschatz unbenützt liegen zu lassen!

Wir sind verpflichtet, Gott, unserm höchsten Herrn, unsere tiefste Ehrfurcht zu bezeugen, ihm den Tribut unserer Anbetung darzubringen, ihn zu loben und zu preisen, ihm zu danken für die zahllosen Wohlthaten, die er uns fortwährend spendet, um ihn um fernere Gnaden und um Vergebung unserer Sünden zu bitten. Wo können wir aber dieser Pflicht besser genügen, als beim Opfer der heiligen Messe, da es Alles dieses einschließt, und ein Lob-, Danksagungs-, Bitt- und Versöhnungsopfer ist?

Indem Jesus Christus seine Apostel zu Priestern des neuen Bundes machte und zu ihnen sprach: „Dieß thut zu meinem Andenken" — hat er ihnen ohne Zweifel den Auftrag gegeben, dieses heilige Opfer nach seinem Hintritt zum Vater wiederholt darzu-

bringen. Aber eben dadurch legte er auch den Gläubigen die Pflicht auf, dieser heiligen Handlung beizuwohnen. Man kann daher die Pflicht, der heiligen Messe beizuwohnen, im gewissen Sinne als ein göttliches Gebot bezeichnen. Dieses auch deßwegen, weil die Anhörung der heiligen Messe zur würdigen Sonntagsfeier gehört, und diese im dritten Gebote Gottes befohlen ist. Indem das dritte Gebot Gottes befiehlt, an Sonntagen jene Werke zu verrichten, wodurch der Name des Herrn insbesonders geheiliget und seine Ehre befördert wird, so befiehlt es den Gläubigen eben dadurch auch die Anhörung der heiligen Messe, da ja durch diese Handlung Gott ganz vorzüglich geehrt wird. Um aber auch davon abzusehen, so ist es ein ausdrückliches Gebot der katholischen Kirche, daß der katholische Christ wenigstens an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beiwohnen soll. Wie es aber eine Pflicht ist für die Kinder, ihren Eltern zu gehorchen, so ist es nicht minder eine heilige Pflicht für katholische Christen, auf die Gebote ihrer Kirche zu achten und gemäß ihrer Vorschriften wenigstens an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen.

Die Christen der ersten Jahrhunderte wohnten mit dem größten Eifer der heiligen Messe bei; sie fanden sich mit solcher Liebe dazu hingezogen, daß sie sich beinahe gar nicht entschließen konnten, jene Stätte zu verlassen, wo dieses heilige Opfer dargebracht wurde. Daher mußte ihnen zugerufen werden, daß jetzt die heilige Handlung geendet sei und sie nunmehr zu ihren täglichen Verrichtungen zurückkehren sollen. So sehr fanden sie sich angezogen, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, daß sie sich, wie in den Zeiten der Verfolgung, lieber augenscheinlicher Todesgefahr aussetzten, als daß sie zurückgeblieben wären. Auch aus späteren Zeiten lassen sich noch Beispiele dieser Art anführen. Bekanntlich hat die protestantische Königin Elisabeth von England unter Todesstrafe den katholischen Gottesdienst in ihrem Reiche verboten. Dessenungeachtet fanden sich immer noch Priester, welche in diesem Lande die heilige Messe an verborgenen Orten lasen. Viele der glaubenstreuen Katholiken machten nun während der Nacht mit Gefahr ihres Lebens und ihres Vermögens sehr weite und mühevolle Reisen, um vor Tagesanbruch an den Ort zu gelangen, wo in einem Gewölbe oder sonst in einem verborgenen Versteck die heilige Messe gelesen wurde. Nicht

Wenige wurden entdeckt und verloren darüber sammt dem Priester nicht bloß ihr Vermögen, sondern häufig auch unter schrecklichen Martern ihr Leben. Dieß hielt aber die Andern nicht zurück, unter gleichen Gefahren Orte aufzusuchen, wo das heilige Opfer gefeiert wurde.

Daß die Kirche insbesonders an Sonn- und Feiertagen die Beiwohnung des heiligen Meßopfers ihren Kindern zur Pflicht macht, leuchtet von selbst ein; denn der Grund all' unserer Hoffnungen beruht auf dem Opfertod Jesu Christi. Wäre der Heiland nicht für uns gestorben, so gäbe es für uns keine Gnade; denn wir wären noch Kinder des Verderbens. Es gäbe aber dann für uns auch keinen Fest- und Feiertag. Unser ganzes Leben wäre nichts Anderes, als ein Vorabend jenes ewigen Trauertages, der unser in der Hölle warten würde; denn es geziemt sich nicht, daß die von Gott Verfluchten ein Fest der Freude begehen. Der Opfertod Jesu Christi ist also, wie die Quelle aller Gnaden, so auch der Grund unserer Sonn- und Feiertage. Die heilige Messe ist aber die unblutige Erneuerung des Opfertodes Jesu am Kreuze; bei derselben führt uns die Kirche zur Quelle unserer Hoffnungen und Freuden zurück, und ruft uns gleichsam zu: Seht, Kinder! der Opfertod Jesu ist die Ursache, daß ihr wieder Freudentage habt, und da er vor euern Augen sich erneuert, so danket dem Erlöser mit recht aufrichtigem Herzen für seine unendliche Liebe, der selbst betrübt werden wollte, um euere Betrübniß in Freuden umzuwandeln. An Feiertagen sollen ferner Gott wohlgefällige Werke geübt werden. An Nichts hat aber Gott mehr Wohlgefallen, als an seinem eingebornen Sohne. Alles, was die Menschen vor und nach Christus zur Ehre Gottes thaten, ist ihm nur im Hinblick auf den Opfertod seines geliebten Sohnes wohlgefällig. Der Kreuztod Jesu Christi ist also nicht bloß an und für sich das Gott wohlgefälligste Werk, sondern macht auch unsere Werke Gott angenehm. Nun ist die heilige Messe, wie wir hörten, die unblutige Erneuerung des Opfertodes Jesu. Sie ist eben deßwegen auch das dem Herrn wohlgefälligste Opfer. Indem du also der heiligen Messe beiwohnest, bist du bei der Gott angenehmsten Handlung zugegen, und ihm schon dadurch wohlgefällig. Du sollst aber bei dieser heiligen Handlung nicht als müssiger Zuschauer gegenwärtig sein, sondern an der

Darbringung des Opfers selbst theilnehmen. Du sollst dich selbst zum Opfer machen, indem du dich geistiger Weise auf den Altar legest und dich Gott darbringest. In diesem Sinne sind wir Alle Priester, indem wir uns bei der heiligen Messe selbst Gott opfern. Wir machen uns selbst zu Schlachtopfern, weil wir Gott unsern Willen darbringen, und uns bereit erklären, künftig nicht mehr thun zu wollen, was uns gefällt, sondern was Gott verlangt. Wer der heiligen Messe am Sonntage recht beiwohnt, der opfert und weihet schon im Voraus Alles Gott, was er in der nächsten Woche thun wird, und stehet so alle Tage im Dienste des Herrn.

Daraus leuchtet ein, warum die Kirche gerade an Sonn- und Feiertagen so nachdrücklich auf die Beiwohnung der heiligen Messe bringt, so daß sie für die Uebertreter dieses Gebotes selbst strenge Strafen bestimmt hat. So beschließt der Kirchenrath von Elvira vom Jahre 313, daß all diejenigen von der Kirche ausgeschlossen und den Heiden gleichgeachtet werden sollen, welche drei Sonntage nach einander der heiligen Messe nicht beiwohnen. Im siebenten Jahrhunderte war man hierin in Frankreich so strenge, daß derjenige, der nur zweimal im Jahre an Sonntagen die heilige Messe in strafbarer Weise versäumt hatte, bei seinem Tode kein kirchliches Begräbniß erhielt, sondern seine Leiche wie die eines gefallenen Thieres eingescharrt wurde. Auch mit Geldstrafen belegte man die Säumigen.

42) Einige besondere Bemerkungen bezüglich der Pflicht, der heiligen Messe beizuwohnen, und welche Ursachen davon befreien.

Um der Pflicht zur Anhörung der heiligen Messe nachzukommen (und eine solche Pflicht besteht an allen Sonn- und Feiertagen), wird nach dem heiligen Liguori zweierlei erfordert: Die rechte Meinung und Aufmerksamkeit.

Was den ersten Punkt betrifft, so versteht man darunter die Absicht, der heiligen Messe wirklich beiwohnen zu wollen. Daraus folgt, daß derjenige, welcher etwa gewaltsam in der Kirche zurückgehalten wird, oder der, welcher sich bloß in der Kirche einfindet, um dieselbe anzusehen, oder um auf einen Freund zu warten, oder aus einer andern Absicht, die mit der heiligen Messe Nichts gemein

hat, wie z. B. um etwa den Gesang zu hören, dem Kirchengebote nicht Genüge thut. Ferner wird Aufmerksamkeit erfordert. Die Aufmerksamkeit kann eine innere und äußere sein. Es ist gewiß, daß derjenige dem Gebote nicht Genüge leistet, welchem die äußere Aufmerksamkeit bei der heiligen Messe gebricht. Wer demnach während der heiligen Messe schläft, mit Andern sich unterhält, oder sonst ein fremdartiges Geschäft dabei thut, wohnt der heiligen Messe nicht bei, wenn er auch körperlich bei derselben zugegen ist. Eine von den Gottesgelehrten noch unentschiedene Frage aber ist es, ob derjenige das Gebot erfüllet, der ohne innere Aufmerksamkeit, d. h. ohne Andacht der heiligen Messe beiwohnt und während derselben auf andere Dinge denkt. Die allgemeine Ansicht, der auch der heilige Thomas beistimmt, geht aber dahin, daß ein Solcher das Gebot nicht erfüllt, und dieses ist gewiß dann der Fall, wenn Einer merkt, daß er bei der heiligen Messe zerstreut ist, und absichtlich in der Zerstreuung verharrt.

Wer einen Havpttheil der heiligen Messe versäumt, versündiget sich nach der Meinung der Gottesgelehrten schwer. Dabei frägt es sich aber, was man einen Haupttheil nennen müsse. Einige meinen, daß man noch keine Todsünde begehe, wenn man erst beim Offertorium kömmt, welches der erste Haupttheil wäre. Es ist jedoch nach dem heiligen Liguori wohlbegründete Meinung, daß man sich schon schwer versündige, wenn man vom Anfang der Messe bis einschließlich des Evangeliums bei derselben nicht zugegen ist. Darin kommen aber Alle überein, daß derjenige keine schwere Sünde begehe, welcher erst zur Epistel erscheint, oder bei den Gebeten nicht mehr gegenwärtig ist, die nach der Communion des Priesters gesprochen werden. Wer aber bei der Wandlung oder bei der Communion des Priesters nicht gegenwärtig wäre, der würde dem Gebote nicht genügen. Dabei ist auch zu bemerken, daß Papst Innocenz XI. die 53. Proposition verdammt hat, durch welche behauptet wurde, daß derjenige dem Gebote Genüge leiste, welcher zu gleicher Zeit zwei halbe Messen hört, die von zwei verschiedenen Priestern gelesen werden. Wenn hingegen Einer zwei halbe Messen nach einander anhört, so, behaupten mehrere Theologen, erfülle er das Gebot, im Falle er der Wandlung und Kommunion bei ein und demselben Priester beiwohnt. Das Gebot

wird auch erfüllt, wenn man im Chor, hinter dem Hochaltar, oder gar außer der Kirche der heiligen Messe beiwohnt, wenn man nur mit dem Volke in der Kirche verbunden ist, und durch Andere bemerken kann, was bei der heiligen Messe vorgeht.

Von der Pflicht, der heiligen Messe beizuwohnen, entschuldigen sowohl eine physische als eine moralische Unmöglichkeit. Erstere ist vorhanden, wenn Einer krank oder blind ist, und im letztern Falle Niemand hat, der ihn zur Kirche führt. Eine moralische Unmöglichkeit ist vorhanden, wenn z. B. Jemand ohne Besorgniß vor einem schweren geistigen oder zeitlichen Schaden nicht in die Kirche gehen kann. Darum sind diejenigen entschuldiget, die eine Stadt, eine Heerde, kleine Kinder oder Kranke bewachen müssen, und Niemand haben, der ihre Stelle vertritt; ferners Rekonvalescenten, die nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit sich dahin begeben können. Auch eine bedeutende Entfernung entschuldiget bei schlechtem Wetter, und insbesonders gilt dieses für schwächliche Personen.

43) Der Christ soll möglichst trachten, täglich der heiligen Messe beizuwohnen, und durch den Vorwand vieler Geschäfte sich daran nicht hindern lassen.

Die heilige Messe ist die Gott wohlgefälligste Handlung, weil die unblutige Erneuerung des blutigen Opfers Jesu am Kreuze; durch die heilige Messe gehen auch den Gläubigen die größten Gnaden und Wohlthaten zu, wie dieses Alles an seinem Orte näher erörtert ist. Eben deßwegen soll dieser heiligen Handlung der Christ recht oft beiwohnen, und es ist eifrigen Seelen ein wahres Bedürfniß, es täglich zu thun. Dazu ermahnen auch die Geisteslehrer mit allem Nachdruck. So sagt der heilige Franz von Sales: Trachte auf alle mögliche Weise, jeden Tag der heiligen Messe beizuwohnen, und mit dem Priester das Opfer des Erlösers Gott, seinem Vater, für dich und die ganze Kirche darzubringen. Immer finden, wie der heilige Chrysostomus sagt, die Engel schaarenweise sich ein, dieses hochheilige Geheimniß zu verehren; und wenn wir in gleicher Absicht mit ihnen uns einfinden, so ist es unmöglich, daß wir durch ihre Gegenwart nicht des Einflußes der himmlischen Gnade gewürdiget werden. Die Chöre der siegenden und der strei-

tenden Kirche vereinigen in diesem göttlichen Opfer sich mit Christo, dem Herrn, mit ihm, in ihm und durch ihn das Herz Gottes, des himmlischen Vaters, zu gewinnen, und seine Barmherzigkeit uns zuzuwenden. Welches Heil daher der Seele, die mit ihren frommen Empfindungen zu einem so kostbaren und so sehnlich erwünschlichen Gute mitwirkt! Hält ein unüberwindliches Hinderniß dich ab, der Feier dieses hocherhabenen Opfers körperlich zugegen zu sein, so sende wenigstens dein Herz dahin, damit du demselben auf geistige Weise beiwohnest. Begib dich also in einer Morgenstunde, wenn nicht anders, dem Geiste nach in die Kirche; vereinige deine Meinung mit der Meinung aller Christen, und thu an der Stelle selbst, wo du weilest, innerlich, was du thun würdest, wenn du in einer Kirche dem Opfer der heiligen Messe wirklich zugegen wärest.

Es wendet aber Mancher ein: Wie gerne ging ich täglich zur heiligen Messe, aber ich finde keine Zeit dazu; denn zu groß ist der Kreis meiner Geschäfte. O Christ, hast du hiemit die Wahrheit gesprochen? Sei aufrichtig mit dir selbst! Wirst du dich vor Gott einmal damit zu entschuldigen getrauen? Keine Zeit findest du zur Anhörung der heiligen Messe? Aber du findest täglich troß deiner Geschäfte sehr viel Zeit, um sie den Gastmählern oder Spielen zu schenken. Du weißt so manche Stunde für Besuche, Schauspiele, Bälle und andere Genüsse zu finden. Ja du hast so viel überflüssige Zeit, daß du sogar oft über Zeitlang klagest. Da man nun für seine Bequemlichkeiten und Vergnügungen solchen Ueberfluß von Zeit findet, soll man nur jene kostbaren Augenblicke nicht finden können, wo dem himmlischen Vater das göttliche Lamm, sein Sohn, geschlachtet wird, um so mehr, da, wie es in Städten zu geschehen pflegt, vom Grauen des Morgens an fast in jeder halben Stunde des Vormittags diese heilige Handlung erneuert wird?

Ja, ich sage dir, mein Christ, je mehr du Geschäfte hast, je häufiger und wichtiger sie sind, desto weniger sollst du die Anhörung der heiligen Messe unterlassen; denn Niemand wird in Zweifel ziehen, daß der glückliche Ausgang der Arbeiten von der segnenden Hand Gottes abhänge. Was gibt es aber für ein kräftigeres Mittel, den Beistand und den Segen des Himmels zu er-

halten, als das Opfer der heiligen Messe? Die heilige Messe ist ja jenes Bittopfer, welches uns alle Gnaden erhält. In jenem Augenblicke reicht der Sohn Gottes selbst seinem himmlischen Vater alle jene Begehren und Bitten dar, welche der Priester und die anwesenden Gläubigen zum Himmel emporschicken. Beten wir zu einer andern Zeit, so beten wir allein; aber bei der heiligen Messe beten wir nicht bloß vereint mit dem Priester und in Gegenwart der heiligen Engel, sondern gleichsam durch und mit Christus selbst; sein Blut, das er geheimnißvoll auf dem Altare vergießt, fleht um Gnade für uns zum Himmel. Was wird unsern Bitten in solchen Stunden versagt werden? Sehet also, gerade die vielen Geschäfte, die uns obliegen, sollen uns ein Antrieb sein, täglich der heiligen Messe beizuwohnen; denn wir werden sie um so besser verrichten, je reichlicher uns Gnade gegeben wird. Das heilige Meßopfer aber ist die Quelle der reichsten Gnaden. Hier ist sie für Alle in unerschöpflichem Maße vorhanden, und wir dürfen nur mit empfänglichen Herzen kommen, um Alles zu erhalten, was zu unserm Heile ersprießlich ist.

44) Zur eifrigen Beiwohnung der heiligen Messe soll uns der große Nutzen bewegen, den wir daraus schöpfen.

Groß und vielfältig sind die Gnaden, welche denen zu Theil werden, die der heiligen Messe mit Andacht beiwohnen. Durch die Kraft des heiligen Meßopfers, sagt Papst Innocenz III., werden alle Tugenden in uns vermehrt und die Früchte aller Gnaden reichlich ausgetheilt. — Die Christen, schreibt Maximus, sollen das heilige Meßopfer nie versäumen wegen der Gnade des heiligen Geistes, welche den Beiwohnenden mitgetheilt wird. Orosius schreibt: „Merke, welch' große Reichthümer der himmlische Vater dir während der heiligen Messe gibt. Er gibt dir seinen eingebornen Sohn, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaft wohnet und in welchem alle Schätze der Weisheit Gottes verborgen sind; er gibt dir dessen Fleisch und Blut, dessen Leib und Seele, und alle von ihm erworbenen Verdienste. Sieh also, wie viele und große Gaben du täglich bei der heiligen Messe empfängst, und wie reich an geistigen Gütern du dadurch werden kannst.

Um sich zu überzeugen, wie heilsam es ist, der heiligen Messe beizuwohnen, weisen wir auf jene Absätze zurück, wo wir von dem Werthe des heiligen Meßopfers handelten, dann auf jene, wo davon die Rede war, daß die heilige Messe ein Sühn- und ein Bittopfer u. s. w. ist. Wer das dort Erörterte näher erwägt, wird einsehen, wie groß der Nutzen ist, dessen die gläubige Seele durch andächtige Beiwohnung des heiligen Meßopfers theilhaftig wird. Denn das heilige Meßopfer eignet uns die Verdienste und Früchte des Kreuzopfers zu. Wer demnach der heiligen Messe andächtig beiwohnt, kann die Verdienste und die Früchte des Opfers am Kreuze als seine eigenen ansehen. Diese theilen auch seinen guten Werken gewissermaßen einen unendlichen Werth mit; denn sie sind Handlungen eines Gliedes am geheimnißvollen Leibe Jesu. Das heilige Meßopfer ist wie das Kreuzopfer ein wahres Bittopfer. Dieses hat uns alle Gnaden verdient; jenes wendet und eignet uns dieselben zu. Gott kann uns hier Nichts versagen, was wir immer zum Heile begehren, theils weil uns der göttliche Erlöser durch sein Kreuzopfer Alles verdiente, Gott mit uns versöhnte, und gleichsam Ansprüche auf alle Gnaden verschafft hat; theils weil er uns mittels des Altarsopfers mit sich vereiniget und einverleibt hat, und indem er uns zu Kindern Gottes gemacht, so machte er uns auch aller Gnaden fähig und würdig. Gott kann also denen Nichts versagen, welchen er seinen eigenen Sohn zum Opfer und zur Speise gegeben hat, noch jene leer abweisen, die ihn im Namen Jesu und durch Jesum selbst bitten, weil er ihnen die Erhörung, noch ehe sie bitten, schon zugesagt hat. Wir bitten nie mehr im Namen Jesu zu Gott, als da, wo wir Jesum selbst ihm als Bittopfer darbringen. Daher sagt der heilige Franz von Sales: „Das Gebet, mit diesem göttlichen Opfer vereiniget, ist von unaussprechlicher Kraft. Denn gleichsam auf ihren Geliebten gestützt, empfängt die Seele die Fülle himmlischer Gnaden von ihm, der mit so lieblichem Duft und geistlicher Anmuth sie erfüllt, daß sie einer Säule von wohlriechenden Gewürzen der Myrrhe, des Weihrauchs und aller Salbungen gleichet, wie das hohe Lied sie besingt." — Auch unsere zeitlichen Anliegen dürfen wir bei der heiligen Messe Gott vortragen, und auch hierin wird der gläubigen Seele oft wunderbare Hilfe zu Theil. In dieser Beziehung sagt ein Schrift-

steller: Die heilige Messe ist ein Schatz, aus welchem ein Jeder auch für seine zeitlichen Geschäfte allen Segen und alles Gedeihen schöpft.

Ferner ist die heilige Messe auch ein Versöhnungsopfer. Es erwirkt den Geist der Buße und verschafft die Gnade zur Bekehrung; es läßt die Abscheulichkeit der Sünden erkennen, und zerknirscht das Herz im Andenken an dieselben. Wer im rechten Geiste dem Opfer der heiligen Messe beiwohnt, wird nicht lange in seinen Sünden verharren; er wird bald das Bedürfniß einer aufrichtigen Bekehrung fühlen.

Durch das heilige Meßopfer können wir auch Andern, und zwar sowohl den Lebendigen, als den christgläubigen Abgestorbenen die größten Wohlthaten erwirken. Den Letztern können wir dadurch Erquickung und Linderung in ihren Leiden und auch Abkürzung ihrer Läuterungszeit, ja oft auch plötzliche Befreiung aus dem Orte ihrer Qual verschaffen; den Erstern aber die heilsamsten Güter des Leibes und der Seele erflehen.

In Erwägung alles dessen hat ein Schriftsteller unserer Tage recht, wenn er sagt: Die heilige Messe ist eine wahre Goldgrube, deren Goldkörner nicht mühsam zu suchen sind, sondern die man nur auflesen darf, weil sie in Masse vom Himmel herabregnen. Höre nur, was es in der heiligen Messe für Gold regnet. Es regnet Vermehrung der Verdienste und Tugenden; es regnet Vermehrung der himmlischen Glorie; es regnet himmlischen Trost, Friede und Freude in die Seele; es regnet göttlichen Segen über die zeitlichen Güter; es regnet die Gabe und Gnade der Buße; es regnet Verzeihung der läßlichen Sünden; es regnet Nachlassung vieler zeitlichen Sündenstrafen; es regnet die Zueignung der Verdienste Christi; mit einem Worte: Es regnet lauter Glück, Heil, Gnade und Barmherzigkeit... — In Bezug auf den zeitlichen Segen, welcher der gläubigen Seele aus der andächtigen Anhörung der heiligen Messe zugeht, sagt derselbe: „Wahr ist und bleibt es, die Speise, die du an dem Tage issest, an welchem du die heilige Messe gehört hast, wird dir besser gedeihen; die Arbeit, welche du nach gehörter heiliger Messe verrichtest, wird dir besser gelingen, und die Noth, die du leidest, wird dir durch eifrigen Besuch der heiligen Messe verringert werden. Du arbeitest mit größerer Freude und

mit größerer Ausdauer; Gott selbst hilft mit, und dein heiliger Schutzengel steht dir an der Seite; du hast eher Verstand und Einsicht; was du angreifest, gelingt; was du thust, ist gesegnet. Der Segen des Heilandes, womit er in der heiligen Messe über dich herabgekommen, geht von dir über auf dein Haus und auf dein Geschäft; er begleitet dich den ganzen Tag und die ganze Nacht. Du warst in der Frühe bei Gott, und Gott ist mit dir den ganzen Tag. Du hast an seine Ehre gedacht, und er denkt an deine Wohlfahrt; du hast ihn nicht vergessen, und er vergißt deiner nicht."

45) Auf welche Weise man die heil. Messe hören soll.

Die heilige Messe ist die Gedächtnißfeier des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Es ist daher gewiß eine Gott wohlgefällige Weise, Messe zu hören, wenn wir uns während derselben die Geheimnisse des Leidens Jesu Christi vor Augen stellen und sie lebendigen Geistes betrachten. Es erinnert ja ohnehin fast Alles, was bei der heiligen Messe geschieht und gebetet wird, an irgend Etwas aus dem Leiden des Herrn; es kann daher für die Gläubigen nur heilsam sein, wenn sie dabei die entsprechende Betrachtung anstellen. Freilich setzt dieses voraus, daß man die Bedeutung alles dessen kenne, was bei der heiligen Messe gesprochen oder gethan wird. Indeß reicht die kurze Zeit der Messe nicht hin, immer das ganze Leiden Jesu aufmerksam zu erwägen und in Betrachtung zu ziehen; es genügt daher, wenn man nur ein oder das andere Geheimniß betrachtet, und eben deßwegen dabei länger verweilt. Es wird dieses größern Nutzen bringen, als wenn man viele Geheimnisse zusammen in flüchtiger, kurzer Erinnerung durchläuft; indeß kann man damit abwechseln, und täglich Anderes aus dem Leiden des Herrn erwägen.

Eine andere, vortreffliche Weise, die heilige Messe zu hören, besteht darin, zugleich mit dem Priester dieses heilige Opfer zu entrichten, und in so weit wir es vermögen, das zu thun, was er thut, und uns vorzustellen, daß wir Alle hier versammelt sind, nicht bloß die Messe zu hören, sondern zugleich mit dem Priester dieses Opfer darzubringen. Deßwegen ist auch verordnet, daß der Priester mit deutlicher und mächtig erhöhter Stimme jene Stücke

der Messe, die das Volk vernehmen soll, vortrage, damit das Volk dabei entsprechende Gedanken hervorrufen könne. Insbesonders bei den drei Haupttheilen der Messe: „Der Opferung, Wandlung und Kommunion“ soll es an dem, was der Priester thut, innigen Antheil nehmen. Hierauf bezüglich schreibt der geistreiche Rodriguez: Die beste Andacht, welche Jemand während der heiligen Messe vornehmen kann, besteht darin, daß er auf Alles, was der Priester spricht oder thut, sorgfältig aufmerke, und so viel möglich auch seinerseits fortwährend die Handlungen des Priesters mitmache, als eine Person, welche ebenfalls Antheil hat an dem wichtigen Geschäfte, welches da vor sich geht und feierlich begangen wird. Wenn daher der Priester das Memento für die Lebendigen macht, ist es gut, daß ein Jeder auch sein Memento mache, indem er Gott für die Lebendigen bittet, und dann mit dem Priester auch für die Todten. Unser Pater Franz Borgias machte das Memento auf folgende Art. Er durchging dabei die fünf Wunden Christi. In die Wunde der rechten Hand empfahl er Gott den Papst, die Cardinäle und alle Bischöfe, Priester und übrigen Personen des geistlichen Standes. In die Wunde der linken Hand empfahl er Gott den König und die weltlichen Beamten überhaupts; in die Wunde des rechten Fußes alle geistlichen Orden und insbesonders die Societät; in die Wunde des linken Fußes alle seine Verwandte, Angehörigen, Freunde, Wohlthäter und alle die, welche sich seinem Gebete empfohlen hatten. Die Seitenwunde behielt er für sich und in diese begab und verbarg er sich, indem er Gott um Verzeihung seiner Sünden bat und um Hilfe in seinen Nöthen und Mühseligkeiten. So brachte er dieses Opfer für all diese Personen dar und für eine jede derselben so, als hätte er es für sie allein dargebracht, indem er dabei immer seine besondere Meinung machte. Auf dieselbe Weise machte er das Momento für die Verstorbenen, indem er das heilige Opfer zuerst für jene Personen darbrachte, für welche er Messe las; dann zweitens für die Seelen seiner Eltern und Verwandten; drittens für die Verstorbenen seines Ordens; viertens für seine Freunde und Wohlthäter, für die Personen, welche ihm empfohlen waren, und für Alle, gegen welche er irgend eine Verbindlichkeit hatte; fünftens für die verlassensten Seelen, die Niemand hatten, der ihrer gedächte, ferner für die, welche

in den größten Leiden sich befanden, auch für die, welche am nächsten daran wären, aus dem Fegfeuer zu kommen, und endlich für die, für welche es darzubringen eine größere Liebe und ein größerer Dienst Gottes wäre. So, fährt Rodriguez fort, müssen es auch wir machen, auf diese oder eine andere Weise, wie es ein Jeder für sich am besten finden mag. Insbesonders müssen wir dieses heilige Opfer zu einem dreifachen Zwecke darbringen: Erstens zur Danksagung für die großen Wohlthaten, die wir von der Hand Gottes empfangen haben, sowohl für die allgemeinen, als besondern; zweitens zur Genugthuung für unsere Sünden; drittens um Hilfe in unsern Nöthen und Schwachheiten, und zur Erlangung neuer Gnaden von dem Herrn. Und es ist sehr gut, daß ein Jeder dieses Opfer wegen dieses dreifachen Zweckes nicht bloß für sich, sondern auch für die Nächsten Gott darbringe, indem er es aufopfert nicht bloß für die Wohlthaten, die er empfangen hat, sondern auch für die vielen Gnaden, welche Gott allen Menschen täglich erweist, und zur Genugthuung nicht bloß für die eigenen Sünden, sondern auch für die Sünden der ganzen Welt. Dadurch wird man gleichförmiger mit dem Priester, der das Nämliche thut, und sodann fordert es auch die Nächstenliebe, nicht bloß seines eigenen Heiles, sondern des Wohles der ganzen Kirche eingedenk zu sein. Endlich ist es auch gut, täglich in der Messe sich selbst und all das Seinige zugleich mit Christus dem ewigen Vater zum Opfer darzubringen; denn haben auch unsere Werke an und für sich einen gar geringen Werth, so werden sie doch, gefärbt im Blute Jesu Christi und mit seinen Verdiensten vereiniget, Gott sehr angenehm. Insbesonders soll ein Jeder, welcher der heiligen Messe beiwohnt, bei der Kommunion des Priesters geistiger Weise zu kommuniciren trachten, d. h. er soll ein inniges Verlangen nach dem heiligen Sakrament in sich erwecken. Gleichwie nämlich der Gaumenlüstige die Augen schmachtend auf den Leckerbissen wirft; ebenso muß der Diener Gottes die Augen und das Herz schmachtend auf die göttliche Speise heften, und wenn der Priester den Mund öffnet, um das Sakrament zu genießen, muß auch er den Mund seiner Seele öffnen mit einem großen Verlangen, jene göttliche Speise zu empfangen und sich daran zu vergnügen. Auf diese Weise wird Gott die Sehnsucht seines Herzens stillen durch

Zuwachs an Gnade und Liebe gemäß dem, was er durch den Propheten verspricht: Thu weit auf deinen Mund, und ich werde ihn anfüllen. Psl. 80, 11.

46) Erklärung der Ceremonien bei der heiligen Messe.

Wenn der Priester mit den vorschriftsmäßigen, heiligen Gewändern angethan ist, tritt er, den Kelch mit seinen Zugehörungen tragend, in Begleitung von wenigstens Einem Ministranten, der ihm das Meßbuch trägt, zum Altare. Dieser Gang des Priesters zum Altare kann die gläubige Seele an jenen Gang erinnern, welchen Jesus in Begleitung seiner Jünger zum Oelberg machte, und sie soll im Geiste sich ebenfalls dahin begeben und damit die Meinung verbinden, der Leidensfeier Jesu nunmehr voll Andacht und Theilnahme beizuwohnen.

Nachdem der Priester zum Altare hinaufgetreten und seine Meinung gemacht, steigt er wieder in Demuth an die Stufen desselben hinab und beginnt das sogenannte Staffelgebet. Voll Reue und Demuth, aber auch voll des Vertrauens steht der Priester an der untersten Stufe des Altares; denn er hält sich nicht für würdig, näher zum Herrn hinzutreten, bevor er nicht seine Unwürdigkeit bekannt und in der Hoffnung durch die Verdienste Jesu Christi Begnadigung erlangt zu haben, sein betrübtes Herz aufgerichtet hat. Er beginnt mit dem heiligen Kreuzzeichen, weil ja vom Kreuze alles Heil und aller Segen kömmt. Sodann folgen die Worte: Treten will ich zum Altar des Herrn; zu Gott, der meine Jugend fröhlich macht. — Hierauf beten Priester und Volk (statt des Volkes nämlich der Ministrant) den zweiundvierzigsten Psalm. Hier stellt der Priester Christum am Oelberge dar, und spricht seine, diesem Zustande angemessenen Gefühle in dem genannten Psalme aus. Dieser Psalm lautet nämlich: „Richte mich, o Gott, und scheide meine Sache vom unheiligen Volke; vom Manne der Bosheit und der List errette mich. Denn du, o Gott, bist meine Stärke. Warum wiesest du mich hinweg; warum wandle ich trauernd, während mit Betrübniß mein Feind mich schlägt. Sende aus dein Licht und deine Wahrheit; sie leiten, führen mich auf deinen heiligen Berg und in deine Zelte. Und treten will ich zum Altare des Herrn, zu Gott, der meine Jugend fröhlich macht.

Bekennen will ich dich auf Citherspiel, Gott, mein Gott! Was bist du traurig, meine Seele; warum verstörst du mich? Vertrau auf Gott, weil ich ihm noch bekenne; meines Antlitzes Heil bist du, mein Gott! Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie es war im Anfange, und nun und immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." — In diesem Psalme vertritt der Priester so recht die Stelle Jesu Christi am Oelberge; denn kaum ist der Priester vor dem Altare Gottes angekommen, wo er das Opfer des Kalvarienberges erneuern soll, so geräth er, wie Jesus beim Eintritt in den Garten am Oelberge, in Angst und Bestürzung. Er bittet den Heiland, sich seiner anzunehmen, und ihn von denen zu trennen, welche nicht heilig sind, um würdig die göttliche Handlung zu vollbringen. Er bittet den Heiland, er möge ihm Recht verschaffen gegen sich selbst; gegen das Gedränge von gefährlichen Gedanken und ungeordneten Neigungen; er fleht seine Hilfe an gegen jenen alten Menschen, jenen betrügerischen und arglistigen Menschen, der den durch die Gnade erneuerten in sein altes Verderben zurückführen will; er setzt dabei alles Vertrauen auf die Hilfe Gottes. Am Schlusse dieses Psalmes, der ein wunderbarer Ausdruck des Mißtrauens in sich selbst, aber auch der festesten Hoffnung und des innigsten Vertrauens auf Gott ist, fügt der Priester hinzu: Ehre sei dem Vater u. s. w. Und mit Recht; denn überall muß die Ehre des dreieinen Gottes unser erstes und letztes Ziel sein, und insbesonders durch das heilige Meßopfer, welches der Priester darzubringen vorhat, wird diese Ehre am meisten befördert. Sagt ja Gott selbst schon im alten Bunde voraus, daß durch dieses Opfer sein Name groß sein wird unter den Völkern. — Uebrigens sollen dieselben Gefühle, in welchen der Priester diesen Psalm betet, auch in den Herzen der anwesenden Gläubigen geweckt werden; darum betet der Priester den Psalm abwechselnd mit dem Ministranten.

Der Priester erinnert sich wiederholt, daß er treten will zu Gottes Altar, worauf ihm der Ministrant erwidert, daß hierin Freude und Trost für ihn besteht. Den auftauchenden Gedanken seiner Unwürdigkeit schlägt er schnell durch das Vertrauen auf die Hilfe des Herrn nieder, sprechend: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn." Der Ministrant bestärkt den Priester noch fester in

diesem Vertrauen, indem er ihn auf die Allmacht Gottes in den Worten hinweist: „Der Himmel und Erde erschaffen hat."

Um aber der Hilfe Gottes würdig zu sein, muß man seine eigene Schwachheit und Sündhaftigkeit erkennen. Dieß thut der Priester durch das sogenannte Confiteor, welches er zum Zeichen der Verdemüthigung in gebeugter Stellung betet: „Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, Mariä, der allzeit seligen Jungfrau, dem heiligen Erzengel Michael, dem heiligen Johannes, dem Täufer, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, allen Heiligen und euch, Brüder! daß ich gesündiget habe gar sehr mit Gedanken, Wort und Werk, aus meiner Schuld, aus meiner gar großen Schuld!" Bei den Worten: „Aus meiner Schuld" u. s. w. schlägt der Priester dreimal an seine Brust, nachahmend das Beispiel des bußfertigen Zöllners im Tempel, um seine Schuld und Strafwürdigkeit, seine Reue und Bußfertigkeit recht bezeichnend auszusprechen. — Bisher hat der Priester vor Himmel und Erde sich als Sünder bekannt; nun fleht er auch Himmel und Erde um ihre Fürbitte an, indem er fortfährt: „Darum bitte ich Maria, die allzeit selige Jungfrau, den heiligen Erzengel Michael, den heiligen Johannes, den Täufer, die heiligen Apostel Petrus und Paulus, alle Heiligen und euch Brüder, für mich zu bitten bei Gott, unserm Herrn."

Das Volk, gerührt durch das Seufzen des Priesters, verbindet damit auch sein Flehen, um ihm Gnade von Gott zu erbitten: „Es erbarme sich deiner der allmächtige Gott; er vergebe dir deine Schuld und geleite dich zum ewigen Leben." — Darauf erwidert der Priester mit dem freudigen Amen, d. h. mit dem Wunsche, daß es geschehen möge.

Nun verdemüthiget sich aber auch das Volk in gleicher Weise, bekennt seine Sünden und bittet um Gnade. Damit vereiniget sich auch der Priester in seinem Gebete, und das Volk, dadurch zur freudigen Hoffnung aufgerichtet, spricht zuversichtlich: Amen, d. h. es geschehe.

Nach diesem wechselseitigen, reuigen Bekenntnisse ihrer Sünden und den Anrufungen der Fürbitten des Himmels und der Erde fahren Priester und Volk in ihrem Gebete fort: „Wende dich zu uns, o Gott, und du wirst uns beleben!" Diese Bitte ist gerecht-

fertiget durch die Zuversicht auf die erlangte Verzeihung; denn sind wir mit Gott ausgesöhnt, so ist er uns gnädig, und wendet sich liebevoll zu uns. Zugleich ist ausgedrückt, wie leicht es Gott ist, uns zu begnadigen; er darf uns nur anblicken, und wir sind belebt, d. h. gerechtfertiget. Hierin besteht aber auch aller Trost und alle Freude der gläubigen Seelen. Dieß spricht an des Volkes Stelle der Ministrant in den Worten aus: „Dein Volk erfreuet sich in dir." — Wiederholt wenden sich Priester und Volk an die göttliche Barmherzigkeit in den Wechselseufzern: „Zeige uns, o Herr! dein Erbarmen. — Und dein Heil gib uns! — Herr, erhöre mein Gebet! — Und mein Rufen laß zu dir kommen!" —

Nach so viel herzlichen Seufzern zweifelt man nicht mehr an der Gnade Gottes. Darum ruft jetzt der Priester, wie ein Mensch, dem in einer großen Betrübniß eine besondere Hilfe zukömmt, freudig Allen zu, und grüßt sie mit dem Gruße: „Der Herr sei mit euch!" Was der Priester dem Volke wünscht, das wünschen auch die Gläubigen mit freudigem Herzen dem Priester, da sie ihm zurufen: „Und mit deinem Geiste."

Der Priester streckt jetzt seine Hände gegen den Himmel aus, gleichsam als wollte er die göttliche Hilfe umfangen, und ruft dabei den Gläubigen zu: „Lasset uns beten!" Sodann legt er seine Hände geschlossen über seine Brust zusammen zum Zeichen seiner innigen Geistessammlung, und indem er den Altar hinaufsteigt, flehet er abermals um Hinwegnahme seiner und des Volkes Sünden, um die heiligen Geheimnisse würdig feiern zu können: „Nimm hinweg von uns, o Herr! unsere Schuld, auf daß wir dem Heiligen der Heiligen mit reinem Sinne zu nahen vermögen; durch Christum, unsern Herrn. Amen."

Oben auf dem Altare angekommen, legt er die gefalteten Hände auf jene Stelle, wo die Gebeine der Heiligen ruhen, um sie gleichsam zu umfassen, und durch ihre Verdienste zur Barmherzigkeit Gottes zu flehen; er neigt in Demuth sein Haupt und betet: „Wir bitten dich, Herr! durch die Verdienste deiner Heiligen, deren Ueberreste hier ruhen, und aller Heiligen, du wollest dich würdigen, mir alle meine Sünden nachzulassen. Amen."

Nach diesem Gebete küßt der Priester den Altar. Schon die ersten Christen gingen oft hin zu den Gräbern ihrer durch die

Liebe mit ihnen verbundenen, abgeleibten Brüder und Schwestern; insbesonders die Ruhestätten der Martyrer besuchte man häufig, küßte ihre Reliquien und empfahl sich ihrer Fürbitte. An all Dieses erinnert der Kuß, welchen der Priester dem Altar an der Stelle gibt, wo die Reliquien der Heiligen aufbewahrt sind. Der Kuß ist insbesonders ein Zeichen der Liebe und Freundschaft; und wird dadurch das Verhältniß ausgedrückt, in welchem die Gläubigen auf Erden mit den Seligen im Himmel stehen. Dabei kann übrigens die gläubige Seele auch an den Kuß des Judas denken, welchen dieser dem Herrn und Meister gab.

Bei Hochämtern folgt jetzt die Beräucherung, als ein Zeichen der Anbetung und Ehrfurcht; und zwar wird zuerst das Kruzifix*) dreimal beräuchert, zum Zeichen, daß dem dreieinen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geiste Anbetung, Lob und Preis gebührt. Gott wird aber auch in seinen Heiligen geehrt, daher werden auch ihre Reliquien beräuchert, wodurch wir zugleich auch unsere Ehrfurcht gegen die Heiligen selbst an den Tag legen. Auch der Altar und Alles, was auf und um denselben ist, wird beräuchert, weil es uns ehrwürdig ist wegen Christus, der hier sein heiliges Opfer für uns erneuert, und diese Ehrfurcht drücken wir aus durch das Rauchwerk. Der Priester am Altare und seine Leviten, sowie der übrige Klerus werden angeräuchert, theils aus Ehrfurcht für ihr erhabenes Amt, theils auch, um sie zu erinnern, daß sie als ein guter Geruch Christi in der Gemeinde heilig wandeln, und auserlesene Werkzeuge in der Hand Gottes sein sollen, die Gläubigen in der Vereinigung mit Gott zu erhalten, und die Getrennten zu ihm zurückzuführen. Endlich werden an vielen Orten auch die Gläubigen angeräuchert, weil sie durch Jesu Blut erkauft und Gott geheiliget sind, Glieder Eines Leibes, wovon Christus das Haupt ist. Den Priestern und Gläubigen soll aber die Räucherung zugleich ein Sinnbild des wahren Gebetes sein, das wie ein wohlgefälliges Rauchwerk zu Gott emporsteigt; es soll sie auch erinnern, daß Niemand recht beten kann, so lange er nicht den Eigenwillen durch fortwährende Selbstverleugnung aus seinem Herzen zu tilgen sucht, so daß er durch die Liebe zu Gott wie die Weihrauchkörner

*) Wenn das hochwürdige Gut ausgesetzt ist, wird dafür dieses dreimal incensirt.

auf der Kohle gänzlich aufgezehrt werde, und die Vollbringung des göttlichen Willens sein einziges Bestreben sei. Nur dann wird geschehen, woran der Weihrauch ebenfalls erinnert, daß nämlich ein Jeder der Sünde absterbe, und durch einen frommen Wandel vor Gott ein Wohlgeruch Christi werde.

Der Introitus oder Eingang der heiligen Messe, der jetzt kömmt, besteht aus einigen Versen der Psalmen und einigen andern Stellen der heiligen Schrift, die sich auf die Bedeutung des Tages oder des treffenden Festes beziehen. In den ältesten Zeiten sang man in der Kirche Psalmen, bis sich das Volk versammelt hatte; ungefähr seit Gregor, dem Großen, aber sind die kürzern Eingangsgebete, wie sie heut zu Tage gewöhnlich sind, eingeführt. — Der Introitus ist gewöhnlich entweder eine Lobpreisung Gottes, oder ein Anflehen seiner Barmherzigkeit. Daher bezeichnet der Priester sich auch zu Anfang des Introitus mit dem heiligen Kreuze, weil durch dasselbe Gott seine Erbarmung im hellsten Lichte gezeigt, und dem dreieinen Gott durch das Kreuzopfer und die Erneuerung desselben in der heiligen Messe fortwährend die größte Ehre und Anbetung zugeht, uns aber alle Gnade zufließt. Diese Gesinnung wird wiederholt ausgedrückt in dem Folgenden: Ehre sei dem Vater u. s. w. — Der Christ kann dabei an die Gefangennehmung Jesu denken, ferner an seinen Weg zu Kaiphas und die Mißhandlung, welche er dort erfahren.

Der Priester tritt mit gefalteten Händen in die Mitte des Altars und ruft, den Blick auf den Gekreuzigten gerichtet, gleichsam im heiligen Wettkampf mit dem Volke und mit etwas lauterer Stimme: Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser! Herr, erbarme dich unser u. s. w. In diesem Augenblick, sagt Bossuet, kannst du dir denken, die ganze Menschheit liege mit dir vor der Majestät des Herrn und bitte um Erbarmen bei dem gnädigen Gott, der nur dazu in die Welt kam, um Barmherzigkeit zu üben. Neunmal läßt die ganze Kirche, Priester und Volk, diesen Ruf der Bedrängniß zum Himmel emporsteigen; dreimal zum Vater aller Erbarmung; dreimal zum Sohne, dem Urheber aller Gnaden; dreimal zum heiligen Geiste, dem Ursprung aller Milde und Liebe. Die gläubige Seele kann hier, um ihre Betrachtung der Geheimnisse des Leidens des Herrn fortzusetzen, an

die dreimalige Verleugnung des Petrus denken. — Nach diesem inbrünstigen Flehen um Gnade, hervorgehend aus dem Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit, ist die Seele von solchem Vertrauen erfüllt, daß sie ihre Freude in den englischen Lobgesang ausbrechen läßt, dessen erste Worte Tönen des Himmels angehören; denn es wird:

Das Gloria oder der englische Lobgesang angestimmt, mit Ausnahme der Messen an Buß- und Fasttagen, an Tagen, die keine eigentlichen Feste von Heiligen sind, an den Sonntagen im Advent, den drei Sonntagen vor dem Aschermittwoch und an den Fastensonntagen; an diesen der Trauer und Buße bestimmten Tagen verstummt alle Freude, und daher auch das Gloria, welches ein Ausdruck der Freude ist. Dieser Lobgesang selbst lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Wir loben dich, wir gebenedeien dich, wir beten dich an, wir verherrlichen dich. Dank bringen wir dir dar wegen deiner hohen Glorie, Herr, Gott, himmlischer König, Gott, allmächtiger Vater! Herr, du eingeborner Sohn Jesus Christus, Herr und Gott! O du Lamm Gottes, Sohn des Vaters; der du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser! Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt, nimm auf unser Flehen! Denn du sitzest zur Rechten des Vaters, erbarme dich unser! Denn du allein bist der Heilige, du allein Herr, du allein der Erhabenste, Jesus Christus, mit dem heiligen Geiste in der Glorie des Vaters. Amen." Bei diesen letzten Worten bezeichnet sich der Priester mit dem Kreuze, weil hier der drei göttlichen Personen Erwähnung geschieht; bei den Anfangsworten: „Ehre sei Gott in der Höhe" erhebt der Priester die Hände, und faltet sie dann wieder; öfters neigt er sich während dieses Lobgesanges auch vor dem Kreuze. Dieses Alles deßwegen, um auch äußerlich durch seine Geberden in das Lob Gottes einzustimmen. Dieser Lobgesang wird bezeichnend in die heilige Messe gesetzt; denn in diesem Opfer wird Gott wahrhaft die Ehre wieder gegeben und den Menschen der Friede gebracht, weil die Versöhnung. Es liegt überhaupts etwas Ueberirdisches in der edlen Einfachheit dieses Lobgesanges, der einer der ältesten und salbungsvollsten von denen ist, die im Gebrauche der Kirche sind. Alles athmet hier Freude,

Bewunderung, Hoffnung und glühende Liebe. Die gläubige Seele kann hiebei sich erinnern, wie der Heiland sich vor Kaiphas als Sohn Gottes und als künftigen Richter bekannte, und wie er hierauf von den Juden verachtet und verspottet worden ist.

Nach dem Lobgesange kommt das Gebet. Wir haben nämlich Gott den Tribut unserer Huldigung dargebracht, und ihn dadurch geneigt gemacht, unsere Bitten gut aufzunehmen. Es ist daher an der Zeit, dieselben zum ewigen Throne der Barmherzigkeit emporsteigen zu lassen. Dieß geschieht jetzt. Zuvor wendet sich der Priester zu den Gläubigen, und begrüßt sie mit den Worten: „Der Herr sei mit euch!" Dieß ist nöthig, der Herr muß mit uns d. h. uns gnädig sein, wenn das Gebet Erhörung finden soll. Zuvor küßt der Priester den Altar an jener Stelle, wo die Reliquien der Heiligen sind, zum Zeichen der Ehrfurcht, und jetzt wendet er sich erst zum Volke. Dabei breitet er seine Arme aus und schließt sie über dem Herzen wieder zusammen, weil sein Wunsch aus dem Herzen kömmt, und Alle in Liebe umfassen möchte. Der Priester begibt sich an die Epistelseite, um die treffenden Collekten, die nach den Tagen und Festen verschieden sind, und das eine Mal nur eine, das andere Mal aber mehrere sind, zu beten. Diese Gebete heißen Collekten, weil sie der Priester im Namen aller gegenwärtigen Gläubigen verrichtet und alle Seufzer derselben in sein Gebet zusammenschließt. Der Priester beginnt mit dem Rufe: Oremus d. h.: Laßt uns beten! Hiemit will er die Gläubigen ermahnt haben, daß sie sich mit ihm im Gebete vereinigen sollen. Dabei erhebt er seine Hände und faltet sie wieder; denn innig und andächtig und aus dem Herzen will er beten, und Alle zu gleichem, herzlichem Gebete ermuntern. Hierauf streckt er seine Hände zum Himmel empor, was ein Zeichen des Flehens ist; auch Moses betete mit erhobenen Händen. Zugleich ahmt der Priester das Beispiel Jesu nach, der am Kreuze mit ausgespannten Händen für uns zum himmlischen Vater flehte. Diese Gebete schließen mit den Worten: „Durch Jesum Christum, unsern Herrn, u. s. w.", weil uns nur durch Jesus alle Hilfe zu Theil wird. Daß nunmehr die Gläubigen mit dem betenden Priester sich vereinigen, und all' ihre Anliegen durch denselben Gott vortragen sollen, ist schon erwähnt worden. — Hiebei kann die gläubige Seele sich erinnern,

wie der Heiland den Petrus, der ihn verleugnet hatte, mitleidig angesehen und ihn belehrt hat; ferner an die Bußthränen des Petrus, was ihr Gelegenheit gibt, über ihre eigenen Sünden zu weinen.

Auf das Gebet folgt die Belehrung. Dieß geschieht in der Epistel, welche ein Lesestück aus dem alten oder neuen Testamente ist, und zwar wenn aus letzterem genommen, der Apostelgeschichte oder den Briefen der Apostel angehört. Diese Lesung geht dem Evangelium voraus; denn sie weiset entweder auf Christus hin oder gibt ihm Zeugniß, je nachdem sie aus dem alten oder neuen Testamente genommen ist, und hängt daher mit dem Evangelium selbst innig zusammen. Bei der Lesung der Epistel oder Lection legt der Priester die Hände auf das Buch, theils um anzudeuten, daß die heilige Schrift das Eigenthum der Kirche sei, da ihr der Herr die Auslegung derselben übertragen hat, theils um seine volle Zustimmung zu den darin enthaltenen Lehren und Ermahnungen auszudrücken. Nach geschehener Lesung antwortet der Ministrant im Namen des Volkes: Deo gratias d. h. Gott sei Dank, nämlich dafür, daß er uns durch die Propheten und die Apostel seinen Willen kundgethan hat, damit wir ihn, und den er gesendet hat, nämlich seinen Sohn Jesum Christum erkennen. Der gläubige Christ kann sich hiebei erinnern, wie Jesus zu Pilatus geführt und falsch angeklagt worden ist.

Nach der Epistel folgen je nach Verschiedenheit der Zeit das Graduale, der Traktus und die Sequenz. Das Graduale oder der Stufengesang hat seinen Namen wahrscheinlich daher, weil diese Worte aus den Psalmen gesungen wurden, während der Diakon die Stufen hinaufstieg, um zum Pulte zu gelangen, wo die Lesung des Evangeliums stattfand. Das Graduale richtet sich nach der Festfeier. Zur Zeit der Buße ist die Bitte um Verzeihung der Sünden und um Hilfe gegen die Versuchungen sein vorherrschender Charakter; an freudigen Festen drücken sich in demselben die Gefühle der Freude aus. — Der Traktus wird an Buß- und Fasttagen gebetet. Tractus (cantus) heißt eigentlich gedehnter Gesang, und soll damit die Wehmuth des Herzens über die begangenen Sünden ausgedrückt werden. — Die Sequenz oder der nachfolgende Gesang ist ein auf das zu feiernde Fest bezüglicher Freudengesang.

Wir kommen zum Evangelium. Zuerst wird das Meßbuch

auf die andere Seite des Altars getragen. Dieses hat wahrscheinlich seinen Grund hierin, damit die Gläubigen ihre Opfer, die sie in der alten Zeit in Naturalien darbrachten, bequemer auf die linke Seite des Altares niederlegen konnten. Aus ähnlichem Grunde wird auch das Meßbuch nach der Communion wieder auf die Epistelseite zurückgebracht, damit der Diakon Raum hat, den Kelch zu purgiren und zurecht zu richten. — Das Evangelium enthält die heiligsten und wichtigsten Geheimnisse; es ist daher billig, daß sich der Priester auf die Verkündigung desselben würdig vorbereite; denn mit reinem Herzen und reinem Munde soll dieses göttliche Wort sowohl verkündet, als aufgenommen werden. Darum fleht der Priester: „Reinige mein Herz und meine Lippen, allmächtiger Gott, wie du des Propheten Isaias Lippen mit glühender Kohle gereiniget hast; mach mich würdig durch deine huldvolle Erbarmung, daß ich dein heiliges Evangelium gebührend zu verkünden im Stande sei; durch Christum, unsern Herrn. Amen." Nach diesem Gebete erfleht sich der Priester noch eigens den Segen Gottes, sprechend: „Segne, o Herr!" Diesen Segen spricht er im Namen Gottes über sich, indem er sagt: „Der Herr sei in meinem Herzen und in meinen Lippen, daß ich gebührend und recht verkünde sein Evangelium. Amen." — Bei einem Hochamte, welches levitirt ist, betet der Diakon das obige Gebet und bittet den Celebrans um den Segen, den dieser in den Worten ertheilt: „Der Herr sei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, daß du gebührend und recht verkündigen mögest sein Evangelium, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Zuvor legt aber der Diakon das Meßbuch auf den Altar, welcher ein Sinnbild Christi ist, und womit angedeutet wird, daß das Evangelium die Lehre Christi ist. Nach erhaltenem Segen küßt der Diakon die Hand des Celebrans aus Liebe und Dankbarkeit, und zugleich zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft, welche die Herzen derer, die das Wort Gottes verkündigen, und derer, die es hören, miteinander, und durch Christus mit Gott vereiniget. Hierauf tritt der Diakon mit dem Evangelienbuch die Stufen des Altares hinab, geht auf die Evangelienseite und gibt das aufgeschlagene Buch dem Subdiakon, daß er es ihm halte. Neben ihm steht der Träger des Rauchfaßes, in welches der Priester segnend Weihrauchkörner gestreut hat. Der Weihrauch steigt

aber neben dem Evangelium und dem Verkünder desselben empor, weil die Lehre Jesu wie ein süsser Wohlgeruch sich an allen Orten ausbreitet. Auch brennende Lichter werden von den Ministranten zur rechten und linken Seite gehalten, weil den Völkern, welche in der Finsterniß des Aberglaubens und Unglaubens saßen, durch die Verkündigung des Evangeliums das Licht der Wahrheit aufgegangen ist. — Dieses Alles, wie gesagt, bei einem Hochamte; bei einer stillen Messe ist es etwas einfacher. Nach gesprochenem Segensgebete beginnt der Priester: „Der Herr sei mit euch!“ Gott selbst muß nämlich das Herz der Zuhörer mit seiner Gnade heimsuchen, damit das Wort des Evangeliums in demselben Eingang finde. Aber auch der Verkünder des Evangeliums bedarf der göttlichen Hilfe, und deßwegen erwidert das Volk: „Und mit deinem Geiste.“ Der Priester fährt fort: „(Vernehmet) die folgenden Worte des heiligen Evangeliums nach Matthäus“ oder je nachdem das vorzulesende Evangelium von einem Evangelisten geschrieben ist: „Nach Markus, Lukas, Johannes.“ Dabei bezeichnet der Priester sowohl das Evangelienbuch, als sich selbst mit dem Kreuze. Im Kreuze hat nämlich das Evangelium seinen Mittelpunkt, es ist die Lehre vom Kreuze, und Alle, die es annehmen, sind Schüler des Kreuzes. Das Volk oder statt dessen der Ministrant erwidert: „Ehre sei dir, o Herr!“ und sofort stehen alle Anwesenden auf, um ihre Bereitwilligkeit, das Wort Gottes zu hören und seine Aufträge zu vollziehen, an den Tag zu legen. Bei Hochämtern wird jetzt das Evangelienbuch in Form eines Kreuzes beräuchert, zum Zeichen der Ehrfurcht, die der Verkünder des Evangeliums sammt allen Gläubigen vor dem Worte Gottes hat. Nun wird das Evangelium selbst gelesen, das nach den Festen und Zeiten verschieden ist. Nach Ablesung desselben küßt der Priester den Anfang davon mit den Worten: „Durch die Worte des vorgesagten Evangeliums mögen unsere Sünden getilgt werden.“ Der Kuß ist, wie schon erwähnt, ein Zeichen der Ehrfurcht; drückt aber hier insbesonders die Gnade der Versöhnung aus, die uns durch das Evangelium zu Theil geworden ist. Dahin deuten auch die Worte, welche der Priester bei diesem Kuße spricht. Das Volk drückt seinen Dank dafür durch Lobpreisung des Herrn aus, indem es spricht: „Lob sei dir, o Christus!“ — Bei Hochämtern wird der Priester zu Ende des Evange-

liums beräuchert, um anzudeuten, daß dem Priester nach der Lehre des Evangeliums Ehrfurcht gebühre. Auch dieser Umstand, daß das Evangelium zur rechten, die Epistel aber zur linken Seite des Altars gelesen wird, hat seine Bedeutung; es erinnert daran, daß Jesus in eigener Vollmacht, die Propheten und Apostel aber im Auftrage Gottes gelehrt haben. — Beim Evangelium kann man betrachten, wie Christus zu Herodes geführt und nach der Verspottung im weißen Kleide wieder zu Pilatus zurückgeschleppt wurde.

Nach dem Evangelium folgte in der früheren Zeit, wie es noch heut zu Tage an Sonn- und Feiertagen auf dem Lande üblich ist, die Predigt; bei den Privatmessen, insbesonders an Werktagen, fällt die Predigt hinweg, und der Priester geht sogleich zum Credo oder Glaubensbekenntniß über. An allen Tagen wird jedoch das Credo nicht gebetet, sondern vorzüglich nur an den Sonn- und Festtagen, weil Christus der Urheber und Vollender unsers Glaubens ist; an den Festen der allerseligsten Jungfrau Maria, weil sie als Mutter des Sohnes Gottes gleichsam auch die Mutter der Gläubigen ist; und an den Gedächtnißtagen der Apostel und Kirchenlehrer, weil sie die vorzüglichen Lehrer und Wächter unseres Glaubens sind. Es ist geziemend, daß auf das Evangelium unmittelbar das Credo folgt; denn dadurch wird die gläubige Zustimmung an das Evangelium ausgedrückt. Ursprünglich wurde das apostolische Symbolum gebetet, später nahm man statt dessen das Nicäno-Constantinopolitanische, d. h. jenes, welches das allgemeine Concilium von Nicäa im Jahre 325 entwarf, und das allgemeine Concilium von Constantinopel vom Jahre 381 erweiterte. Wie es lautet, findet sich allenthalben, und kann hier übergangen werden. — Das Credo betet der Priester in Mitte des Altars vor dem Bildniß des Gekreuzigten, weil ein Jeder vor dem Erlöser von seinem Glauben Rechenschaft geben muß, und von ihm die Krone des Lebens erhält. Beim Anfange des Credo erhebt der Priester seine Hände; hiemit erflehet er sich die göttliche Gnade; denn Niemand kann glauben, ohne daß die Gnade Gottes ihn erleuchtet. Zugleich ist diese Bewegung ein Ausdruck der Freude für das Geschenk der Offenbarung. Bei den Worten: „An Einen Gott“ werden die Hände gefaltet, zum Zeichen der Einheit Gottes, die man bekennt. Fortan liegen die Hände auf der Brust, zum Zeichen, daß das Herz glau-

ben müsse, was das Auge nicht sieht. Die Neigung des Hauptes bei dem Worte „Gott", die sich bei den Worten: „Und an Jesum Christum", sowie später, wo wir vom heiligen Geiste bekennen, daß er mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet wird, — wiederholt, ist eine Handlung der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht. Bei den Worten: „Der Fleisch angenommen hat" u. s. w. beugt der Priester sein Knie, um das Fleisch gewordene Wort in tiefer Ehrfurcht anzubeten. Am Schluße bezeichnet sich der Priester bei den Worten: „Ein künftiges, ewiges Leben" mit dem Kreuze, wodurch er ausspricht, daß die Hoffnung auf das ewige Leben erst durch den Kreuztod Christi uns zu Theil geworden ist. Beim Credo kann sich der Christ erinnern, wie Christus vor Pilatus sich als Lehrer der Wahrheit bekannt hat.

Wir kommen zum ersten Haupttheil der Messe, nämlich zur Opferung (Offertorium); dieser Name leitet sich daher, weil in den frühesten Zeiten hiebei ihre Gaben die Gläubigen darbrachten. Davon stammt wohl die Sitte, daß an mehreren Orten noch heut zu Tage bei Aemtern, wie man zu sagen pflegt, die Leute zum Opfer gehen und eine kleine Münze auf den Altar legen. — Der Priester wendet sich zum Volke mit dem Gruße: „Der Herr sei mit euch!", womit er Allen Friede und brüderliche Liebe wünscht, die nothwendigen Vorbedingnisse, wenn Gott ein Opfer angenehm sein soll. Das Volk wünscht dem Priester dasselbe, indem es erwidert: „Und mit deinem Geiste." Der Priester kehrt sich wieder zum Altare, und ladet durch den Ruf: „Oremus! (laßt uns beten)" die Gläubigen zum Gebete ein; er selbst betet sofort eine Stelle aus den Psalmen oder sonst aus der heiligen Schrift, welche zum Eingang der Opferung dient. Zur Zeit nämlich, als die Gläubigen ihre Gaben zum Altare brachten, wurden während der Darbringung derselben einige Verse aus den Psalmen gesungen; in der Folge aber wurde statt derselben die jetzt gebräuchliche Antiphon noch beibehalten, die Offertorium heißt. — Der Priester deckt den Kelch ab, hält die Hostie auf der silbernen Paten in die Höhe und spricht: „Nimm auf, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, dieses unbefleckte Opfer, welches ich, dein unwürdiger Diener, dir darbringe, meinem lebendigen und wahrhaften Gott; für meine unzähligen Sünden, Beleidigungen und meine Nachlässigkeiten; aber auch für Alle, die

um mich her sind, wie für alle Christgläubigen, für Lebende und Abgestorbene, daß es mir und ihnen zum Heile ins ewige Leben gereiche. Amen.“ Das Emporheben der Hostie bedeutet die Hingabe an Gott. Der Priester erhebt daher anfänglich auch seine Augen empor, um den Willen, die Gabe Gott darzubringen, auszudrücken; er schlägt sie aber im Gefühle seiner Unwürdigkeit sogleich wieder nieder. Er ermuthiget sich indeß wieder im Hinblick auf das Opfer, welches er darzubringen im Begriffe ist, und hofft durch dasselbe für sich und alle Christgläubige, Lebendige und Abgestorbene, Heil und Gnade. Zu Ende des Gebetes macht der Priester mit dem Opferbrode das Kreuz über das Korporal, auf das die später in den Leib des Herrn umzuwandelnde Hostie niedergelegt wird, um dasselbe zu segnen und zu heiligen. — Der Priester tritt jetzt auf die Epistelseite, wischt den Kelch mit dem Purifikatorium aus, gießt Wein in denselben, und nimmt aus einem andern Kännchen etwas Wasser hinzu, welches er zuvor mit den Worten segnet: „Gott, der du wundervoll die Würde des menschlichen Wesens gestaltet und noch wundervoller erneuert hast: gib, daß wir durch das Geheimniß dieses Weines und Wassers der Gemeinschaft mit der Gottheit dessen gewürdiget werden, der sich gewürdiget hat, Theil zu nehmen an unserer Menschheit, Jesus Christus, dein Sohn, unser Herr, welcher mit dir lebt und regiert u. s. w.“ Am Anfange dieses Gebetes segnet der Priester das Wasser. Bei Messen für Verstorbene unterbleibt dieser Segen. Das Wasser sinnbildet nämlich das gläubige Volk, das im Wasser gesegnet wird. Die selig Abgestorbenen aber sind schon im Zustande der Gnade und werden derselben nicht mehr verlustig; darum wird in Seelenmessen der Segen unterlassen. Zugleich soll angedeutet werden, daß die Kirche auf Erden über die Seelen im Fegfeuer keine Jurisdiction mehr hat. (Cf. Ginals Unterricht über die heilige Messe). Die Vermischung von Wasser und Wein ist übrigens ein Sinnbild der Vereinigung der beiden Naturen, der göttlichen und menschlichen, in Christus, und erinnert zugleich an die Verbindung der Gläubigen mit ihm, die bei der heiligen Messe bewerkstelliget werden soll. Auch kann man dabei an das Blut und Wasser denken, welches aus der Seitenwunde Jesu geflossen ist.

Nun folgt die Opferung des Kelches in Mitte des Altares

mit den Worten: „Wir bringen dir dar, o Herr, den Kelch des Heiles und flehen deine Milde an, daß er im Antlitze deiner göttlichen Majestät für unser und der ganzen Welt Heil aufsteige mit dem Wohlgeruche der Annehmlichkeit.“ Auch bei diesem Gebete spricht der Priester die Hoffnung aus, daß ihm und der ganzen Welt im Hinblick auf das vorhabende Opfer Heil zu Theil wird; zugleich macht er am Ende des Gebetes auch mit dem Kelche über das Korporal das Kreuz aus dem schon oben angegebenen Grund, und deckt denselben, nachdem er ihn niedergestellt hat, zu.

Jetzt erweckt der Priester den Akt der Demuth, indem er tief gebeugt über den Altar betet: „Im Geiste der Demuth und mit zerknirschter Seele mögen wir Aufnahme finden bei dir, o Herr! und heute unsere Opfer in deinem Angesichte so vollzogen werden, auf daß es dir, unserm Herrn und Gott, gefallen möge.“ — Demuth und Herzens-Zerknirschung ist vor Allem nöthig, wenn Gott auf sein Volk gnädig herabsehen soll. Darum ist dieses Gebet hier ganz an seiner Stelle. — Nach der Demüthigung fühlt sich der Priester in seinem Geiste mächtig gehoben; darum wagt er es, Gott selbst einzuladen, er möge herabkommen, und durch ihn das erhabene Opfer vollbringen. Er betet nämlich, indem er anfänglich die Hände ausstreckt, um gleichsam den Geist Gottes zu erfassen und in sein Herz aufzunehmen: „Komm, Heiligmacher, allmächtiger, ewiger Gott, und segne dieses Opfer, das deinem heiligen Namen bereitet ist.“ Man sieht, daß hier der heilige Geist gemeint ist, welchen sich der Priester zur heiligen Handlung erfleht. Hierauf bezüglich sagt Papst Benedikt XIV., daß, wie der Leib Christi im Schooße der allerseligsten Jungfrau durch den heiligen Geist gebildet wurde, so auch durch denselben heiligen Geist die Verwandlung des Brodes in den Leib des Herrn geschehe.

Beim Offertorium soll die gläubige Seele Gott bitten, daß er dieses heilige Opfer zu seiner Ehre, ihr selbst und allen Gläubigen zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben gereichen lasse. Dabei soll sie sich selbst Gott aufopfern, und versprechen, alle Kräfte des Leibes und der Seele zu seinem Dienste anzuwenden. Ueberdieß kann die gläubige Seele sich erinnern, wie Christus wiederholt bei Pilatus angeklagt, und dem Barabbas nachgesetzt wird. Wenn der Priester den Kelch abdeckt, kann sie eingedenk sein, wie Christus

schmählich entblößt und gegeißelt worden ist; bei der Opferung des Brodes und Weines selbst kann sie sich vorstellen, wie Christus für uns seinem himmlischen Vater sich opfert. Wenn der Priester den Kelch wieder zudeckt und gebeugt über den Altar betet, kann man sich vergegenwärtigen, wie Jesus mit Dörnern gekrönt, spottweise angebetet, geschlagen und verhöhnt wurde. Woran die Mischung des Wassers mit dem Wein erinnert, ist bereits erwähnt worden.

Bei Hochämtern folgt nun die Beräucherung des Brodes und Weines und hierauf des ganzen Altars. Beim Einlegen des Weihrauchs in die Gluthpfanne spricht der Priester: „Durch die Fürbitte des heiligen Erzengels Michael, der an der Rechten des Rauchaltars steht, und aller seiner Auserwählten wolle der Herr segnen dieses Rauchwerk und aufnehmen als einen lieblichen Wohlgeruch.“ Die Bedeutung der Beräucherung ist bereits oben angegeben. Der Priester beräuchert hier dreimal in Form eines Kreuzes das Brod und den Wein, wodurch er seinen Glauben bekennt an die heilige Dreifaltigkeit, an den Vater, dem dieses Opfer bestimmt, an den Sohn, der unser Opfer ist, und an den heiligen Geist, durch dessen Kraft dieses Opfer erneuert wird. Dann schwingt er das Rauchfaß zweimal von der Rechten zur Linken, und einmal von der Linken zur Rechten um den Kelch herum, um anzuzeigen, daß das Opfer und das Gebet der Gemeinde vor Gott wie ein angenehmer Geruch aufsteige, und seine Gnade auf uns zurückkehre. Dabei betet er: „Dieser Weihrauch, o Herr! welchen du gesegnet hast, steige zu dir hinauf, und deine Barmherzigkeit komme über uns herab.“ Nun folgt die Beräucherung des Kreuzes, der Reliquien, des ganzen Altares, wie oben. Während der Beräucherung betet der Priester: „Laß angenehm dir sein, wie Rauchwerk, mein Gebet; mein Hände-Erheben wie ein Abendopfer. Vor meinen Mund, o Herr! stelle eine Wache, und eine Hut vor meiner Lippen Thüre. Laß nicht mein Herz zum Bösen neigen sich, um frevelhaft zu üben Missethat.“ Endlich beim Zurückgeben des Rauchfasses spricht der Priester: „Der Herr entzünde in uns das Feuer der Inbrunst und die Flamme seiner ewigen Liebe.“

Es kömmt die Händewaschung, bei welcher der Priester betet: „Waschen will ich unter Schuldlosen meine Hände, und umgeben will ich, o Herr, deinen Altar, daß ich vernehme die Stimme des

Lobes, und erzähle alle deine Wunderthaten. Herr, ich liebte die Zierde deines Hauses, und den Ort deiner ruhmreichen Wohnung. Vertilg nicht, o Gott, mit den Ruchlosen meine Seele, meinen Leib nicht mit den Männern des Blutes, in deren Händen Unrecht lastet, deren Rechte voll von Bestechung ist. Ich aber wandelte in meiner Unschuld; erlöse mich daher und erbarme dich meiner. Mein Fuß stund ja auf der rechten Bahn; in der Versammlung lobpreise ich dich, o Herr! Ehre sei dem Vater u. s. w." — Bezüglich der Bedeutung der Händewaschung bemerkt schon der heilige Cyrillus von Jerusalem: Hat sich vielleicht der Priester nur deßwegen gewaschen, um den leiblichen Schmutz zu entfernen? Keineswegs; denn wir pflegen nicht mit so schmutzigem Körper in die Kirche zu kommen. Jene Händewaschung ist vielmehr ein Sinnbild der nothwendigen Reinigung von allen Sünden und Ungerechtigkeiten. Die Hände bedeuten nämlich unsere Handlungen; wenn wir sie also waschen, so bezeichnen wir damit die Reinheit und Lauterkeit der Werke. Hat nicht auch David auf dieses Geheimniß hingewiesen, da er sprach: Ich will meine Hände unter den Unschuldigen waschen. — Der Priester wäscht indeß nur die äußersten Fingerspitzen, um anzudeuten, daß er bei Darbringung dieses heiligen Opfers auch von den geringen Fehlern rein sein soll. — Die gläubige Seele soll sich dabei erinnern, wie Pilatus sich die Hände wusch und Jesum als unschuldig bekannte; außerdem soll sie dabei für sich um Reinigkeit zum Himmel flehen, damit sie diesem Opfer würdig beiwohnen könne.

Der Priester tritt sofort in die Mitte des Altares und betet mit geneigtem Haupte: „Nimm auf, o heilige Dreifaltigkeit, dieses Opfer, das wir dir bringen zur Erinnerung an das Leiden, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, unsers Herrn, und zur Ehre der allzeit seligen Jungfrau Maria, und des seligen Johannes, des Täufers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, ihrer und aller Heiligen; auf daß es ihnen zur Ehre, uns aber zum Heile gereiche, und sie für uns bittend im Himmel eintreten mögen, deren Gedächtniß wir hienieden auf Erden feiern; durch denselben Christum, unsern Herrn!" — In diesem Gebete wird die geschehene Opferung dem dreieinen Gotte noch einmal anempfohlen. Man kann sagen, daß darin die ganze Lehre vom heiligen Meßopfer kurz

enthalten ist; wem wir opfern, und warum dabei auch der Heiligen erwähnt wird, könnte nicht kürzer und schöner ausgedrückt werden.

Im Gefühle seiner Sündhaftigkeit und im Bewußtsein, nicht würdig zu sein, an dieser heiligen Stätte zu stehen, flehet der Priester die Gegenwärtigen um ihre Fürbitte an. Er küßt zuvor, zum Zeichen seiner Innigkeit, den Altar, und wendet sich mit gefalteten Händen, weil in Demuth, zum Volke; jetzt streckt er seine Arme aus, wie ein Mensch, der innig um eine wichtige Sache fleht, und spricht: „Orate Fratres“ (betet Brüder), und fährt fort: „Daß mein und euer Opfer angenehm werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.“ Der Priester wendet sich völlig um, als wollte er gleichsam in der Kirche umhergehen, und einen Jeden um seine Fürbitte anrufen. Das Volk kömmt der Bitte des Priesters nach und spricht durch den Ministranten: „Der Herr nehme an das Opfer von deiner Hand zum Lobe und zur Verherrlichung seines Namens, zu unserm und seiner ganzen heiligen Kirche Trost und Heil.“ Wie schön spricht sich hier die Gemeinschaft und Liebe zwischen Priester und Volk aus! Dieses besiegelt denn auch der Priester durch das darauf folgende: „Amen“. — Beim Orate Fratres kann man sich erinnern, wie Christus dem Volke mit den Worten vorgestellt wurde: „Sehet, welch ein Mensch!“

Wieder zum Altare zurückgekehrt, betet der Priester die Sekret oder das Stillgebet, so genannt wegen der geheimnißvollen Stille, mit welcher es gebetet wird. Es ist nach den Festen und Tagen verschieden. Der Priester betet in der Stille, um sich ganz in Gott zu sammeln, und gleichsam wie Moses in die Wolken zu treten, und da zu liegen im Gespräche des Herzens vor seinem Gotte. — Hier kann die gläubige Seele ihre besondern Bitten und Anliegen beifügen, und sich erinnern, wie Christus, der Herr, verspieen und verspottet worden ist.

Hierauf folgt die Präfation. Wir haben soeben den Sinn der Sekret vernommen. Der Priester steht am Altare, und betet in stiller Andacht zum Vater im Himmel, daß er dieses Opfer wohlgefällig aufnehmen und uns Erbarmen angedeihen lassen wolle. Er setzt dabei alles Vertrauen auf den göttlichen Erlöser. Daher schließt er auch: „Durch Jesum Christum, unsern Herrn u. s. w.“ Sein Vertrauen auf die Erbarmung durch Jesus wird lebendiger;

er vermag es nimmer im Herzen zu bergen, darum betet oder singt er jetzt laut: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Das Volk stimmt durch das „Amen“ in die Gefühle des Priesters ein. Dieser aber setzt das Zwiegespräch mit dem Volke fort. Er wünscht ihm, um nur recht andächtig beten zu können, vor Allem die Gnade des Himmels, durch den Ruf: „Der Herr sei mit euch!“ Das Volk wünscht dieselbe Gnade auch dem Priester; daher die Entgegnung: „Und mit deinem Geiste.“ Bei diesem Gruße wendet sich der Priester nicht zum Volke, wie sonst, um anzudeuten, daß er im tiefsten Gebete mit Gott versammelt sei und durch Nichts seine Andacht mehr gestört werden soll. Der Priester ladet nun auch das Volk zum innigsten Gebete ein, indem er ruft: „Aufwärts die Herzen!“ Dabei erhebt er seine Augen und Hände zum Himmel, um anzudeuten, wohin der Geist nunmehr sich schwingen soll. Das Volk entspricht der Einladung des Priesters und entgegnet: „Wir haben sie (unsere Herzen) beim Herrn.“ — Der Priester ruft jetzt voll inniger Freude: „Lasset uns dem Herrn, unserm Gott, danken.“ Dabei faltet er seine Hände und neigt sein Haupt, nicht anders, als hätte er Gottes Majestät erblickt, und wollte er voll Demuth und Dankbarkeit gleichsam in sein Nichts versinken. Alles, was der Mensch hat, und was er ist, hat er und ist er durch die Güte seines Gottes. Was kann er daher für eine heiligere Pflicht haben, als die, Gott zu danken? Dieß fühlt auch das gläubige Volk; daher seine Entgegnung: „Es ist würdig und gerecht“ — d. h. Gott zu danken. — Priester und Volk haben sich nun mit ihrem Geiste gleichsam bis zum Himmel selbst erhoben und wollen in Vereinigung mit den auserwählten Schaaren jetzt den dreieinen Gott loben und preisen und ihm Dank abstatten. Darum erhebt der Priester sein Haupt, streckt zum Zeichen des Frohlockens seine Arme aus, und betet oder singt freudigen Herzens die Präfation, oder den Danksagungs-Hymnus. In diesem Dank- und Lobgesange, der nach den Festen wechselt, wehet der Geist der innigsten Andacht; Himmel und Erde sind hier vereint, um den dreieinen Gott im heiligen Wetteifer zu preisen. Am Ende der Präfation betet der Priester: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth; Himmel und Erde sind deiner Herrlichkeit voll. Hosanna in der Höhe. Benedeit sei, der da kömmt im Namen

des Herrn. Hosanna in der Höhe!" Das dreimal Heilig bezieht sich auf den dreieinigen Gott, und der Priester mischt sich hiebei recht wahrhaft in den Lobgesang der Auserwählten im Himmel, von denen die Schrift sagt, daß sie vor dem Throne Gottes stehen, aus Ehrfurcht ihr Antlitz mit den Flügeln bedecken und ihr Heilig singen. Darum neigt auch der Priester dabei sein Haupt. Bei den Worten aber: „Hosanna in der Höhe" — richtet er sich wieder auf, gleichsam als wollte er mit dem jubelnden Volke dem Herrn entgegeneilen, das ihn bei seinem Einzug in Jerusalem mit diesen Worten begrüßte. Zugleich bezeichnet sich der Priester mit dem Kreuze, weil wir nur durch das Kreuz die Hoffnung haben, einstens dahin zu gelangen, wo wir in Gesellschaft mit den Auserwählten Gott loben und preisen. Der Ministrant läutet jetzt, sowie später bei der Wandlung und der Kommunion, mit einem kleinen Glöcklein, um die Anwesenden auf diese wichtigen Theile der heiligen Messe besonders aufmerksam zu machen. — Die gläubige Seele soll bei der Präfation gemeinschaftlich mit dem Priester Gott loben und preisen, und kann sich zugleich erinnern, wie Christus unschuldiger Weise zum Tode verurtheilt worden ist.

Nach der Präfation beginnt der Kanon der heiligen Messe, oder die Stillmesse. Kanon heißt so viel als Regel oder Richtschnur und ist damit die Art und Weise angedeutet, wie die Feier des heiligen Opfers zu vollziehen ist. Die Gebete des Kanon bleiben auch, sehr kleine Theile an einigen Festen ausgenommen, immer dieselben. Aus Sorgfalt und Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten, damit es den Ungläubigen nicht bekannt, und von denselben nicht verunehrt würde, haben die Bischöfe und Priester die Worte des Kanon geheim gehalten; daher verrichtet der Priester noch heutigen Tages diese Gebete in der Stille, wodurch er zugleich auch seine tiefe Geistessammlung und die ernste Feierlichkeit der vorhabenden Handlung andeuten will. Mit kindlichem Vertrauen erhebt jetzt der Priester sein Herz, seine Augen und seine Hände zum Himmel, und ruft zu Gott, dem gütigsten Vater, dem das Opfer bestimmt ist, sprechend: „Dich also, gütigster Vater! bitten wir." Aber im Gefühle seiner Sündhaftigkeit schlägt er sogleich seine Augen wieder nieder, faltet seine Hände und beugt in Demuth sein Haupt, fortfahrend: „Demüthigst durch Jesum Christum,

deinen Sohn, unsern Herrn." Dabei küßt der Priester im Geiste der Bußfertigkeit den Altar, als die Stelle, auf welcher bald unser Opfer, der heilige Leib Jesu Christi, liegen wird, um sein Verlangen und seine Freude auszudrücken, mit welchem er diesem seligen Augenblick entgegensieht. In Demuth, die hohes Vertrauen einflößt, richtet er sich wieder auf und fährt fort: „Und flehen, daß du in Gnaden aufnehmest und segnest diese † Gaben, diese † Geschenke, diese † heiligen, unversehrten Opfer". An den angezeigten Stellen macht der Priester das heilige Kreuz, welches ist das Zeichen des Segens. Zugleich erinnert dieses dreimalige Kreuz an die heilige Dreifaltigkeit: An den Vater, der das Opfer zunächst empfängt; an den Sohn, der es darbringt; an den heiligen Geist, durch dessen Kraft die Wandlung vollzogen wird. — Wie Christus am Kreuze mit ausgestreckten Armen für Alle betete, und für Alle sich opferte, so betet jetzt auch der Priester, die Gestalt des Kreuzes bildend, mit ausgestreckten Armen für Alle und opfert für Alle. Denn er fährt fort: „Die wir dir darbringen, vorzüglich für deine heilige, katholische Kirche, damit du sie auf dem ganzen Erdkreise friedigen, bewahren, einigen und leiten wollest; wie auch deinen Diener, unsern Papst N., sammt unserm Bischof N., und allen Rechtgläubigen und Verehrern des katholischen und apostolischen Glaubens." Nachdem die Gebete für die Kirche und ihre Hirten geendet sind, gedenkt der Priester insbesonders derer, für welche das heilige Opfer dargebracht wird, schließt aber auch, wie es im Charakter des heiligen Opfers liegt, alle Umstehenden ein: „Gedenke, o Herr! deiner Diener und Dienerinen N. N." Hier hält der Priester einen Augenblick inne, und macht seine besondere Aufopferung. In den frühern Zeiten wurden hier sowohl die Wohlthäter der Kirche, deren Namen in eigene Verzeichnisse, Diptyche genannt, eingetragen waren, als auch die, für welche das heilige Opfer vorzüglich dargebracht wurde, eigens genannt. Nach der Aufopferung fährt der Priester fort: „Wie auch aller Umstehenden, deren Glauben und Andacht du kennest; für welche wir dir opfern oder die selbst dir dieses Lobopfer weihen, für sich und all die Ihrigen, zur Erlösung ihrer Seelen, für die Zuversicht ihres Heiles und ihrer Wohlfahrt, und welche dir, ewiger, lebendiger und wahrer Gott, ihre Gelübde darbringen." Hier soll der Christ

Gott seine besondern Anliegen darbringen, und zugleich derjenigen Lebendigen gedenken, welchen er die Früchte des heiligen Meßopfers vorzüglich zuwenden will. Dabei kann er auch eingedenk sein, wie der Heiland das Kreuz auf den Kalvarienberg schleppte.

Nachdem der Priester der Lebenden gedacht und für ihr Heil gebetet hat, erinnert er sich auch der Gemeinschaft, in welcher die Gläubigen auf Erden mit den Heiligen des Himmels stehen, und empfiehlt sich und alle Anwesenden ihrer Fürbitte: „Wir, die wir in Gemeinschaft stehen mit den Heiligen und ihr Andenken feiern, vorzüglich das der allzeit glorreichen Jungfrau Maria, der Mutter unsers Gottes und Herrn Jesu Christi, wie auch deiner heiligen Apostel und Martyrer, des Petrus und Paulus, des Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas, Jakobus, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Simon und Thaddäus; des Linus, Cletus, Klemens, Xistus, Cornelius, Cyprianus, Laurentius, Chrysogonus, Johannes und Paulus, des Kosmas und Damianus, und aller deiner Heiligen: verleihe uns in Rücksicht auf ihre Verdienste und Bitten, daß wir in Allem durch die Hilfe deines Schutzes beschirmt werden durch denselben Christum, unsern Herrn.“ Bei diesem Gebete soll der Christ der Gemeinschaft mit den Heiligen lebendig eingedenk sein, und sich ihrem Schutze kräftig empfehlen; er kann sich ferners erinnern, wie Christus mit dem Kreuze seiner heiligen Mutter und den frommen Frauen begegnete.

Nachdem der Priester mit allen Heiligen im Himmel und allen Gläubigen auf Erden im Gebete sich vereiniget hat, hält er jetzt seine Hände ausgestreckt über die Opfergaben. Schon die Juden legten nämlich die Hände auf das Opferthier, ehe es geschlachtet wurde, um anzuzeigen, daß auf dasselbe des Volkes Sünden übergetragen seien, und es so dem Tode verfallen sei. So will der Priester durch das Ausstrecken seiner Hände über die Opfergaben die Sünden der Gläubigen dem Osterlamme Jesus Christus auflegen, damit wir alle durch seinen Tod Verzeihung derselben erlangen. Dahin deutet das Gebet: „Wir bitten dich inbrünstig, o Herr! nimm dieses Opfer unserer Unterwürfigkeit, das wir und deine ganze Familie dir darbringen, zur Versöhnung hin, damit du uns friedliche Tage ordnest, uns der ewigen Verdammniß entreißest und unter die Zahl deiner Auserwählten ein-

zureihen beschließen wollest, durch Christum, unsern Herrn. Amen." — Der Priester macht jetzt dreimal das Kreuz über die Opfergaben, um dadurch seine Bitte zu den drei göttlichen Personen auszudrücken, dieses große Geheimniß zu vollziehen, und durch dieses heiligste Opfer allen Segen und alle Gnade über uns auszugießen. Hiebei spricht er: „Wir bitten dich jetzt, o Gott! daß du dich würdigest, diese Opfergabe in jeder Beziehung † gesegnet, Dir zugeeignet, rechtgethan, angemessen und annehmbar zu machen, damit es uns der Leib und das Blut deines geliebtesten Sohnes Jesu Christi werde." — Hier kann sich der Christ erinnern, wie Jesus mit Nägeln an das Kreuz geschlagen wird.

Jetzt kömmt der feierlichste Akt, nämlich die Wandlung, welches der zweite Hauptheil der heiligen Messe ist. Der Priester thut, was Jesus beim letzten Abendmahle gethan hat; er nimmt das Brod in seine Hände, die er zuvor aus Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten an dem Tuche, auf welchem die heiligen Opfergaben liegen, abgewischt hat, erhebt seine Augen zum Himmel, segnet mit dem Kreuze das Brod, beugt sich tief über den Altar und spricht: „Welcher am Vorabende seines Leidens das Brod in seine heiligen und ehrwürdigen Hände nahm, und mit gegen Himmel zu dir, Gott, als seinem allmächtigen Vater, erhobenen Augen, dir Dank sagte, es † segnete, brach und seinen Jüngern mit den Worten darreichte: Nehmet hin, und esset Alle davon; denn das ist mein Leib." Sogleich beugt der Priester seine Kniee, den gegenwärtigen Gott anzubeten, und hebt die konsekrirte Hostie in die Höhe, um sie dem Volke zur Anbetung zu zeigen. Der Christ betet hier in Demuth seinen gekreuzigten Heiland an, und gedenkt dabei insbesonders seiner Erhöhung am Kreuze. — Nachdem der Priester den Leib des Herrn wieder auf den Altar niedergelegt, und tiefe Verbeugung gemacht hat, nimmt er den Kelch und spricht: „Auf gleiche Weise nahm er (Jesus) nach dem Mahle auch diesen erhabenen Kelch in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, dankte dir ebenfalls, † segnete und gab ihn seinen Jüngern mit den Worten: Nehmet hin und trinket Alle daraus: denn das ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Testaments; das Geheimniß des Glaubens, welches für euch und für Viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden." Sofort betet der

Priester das kostbare Blut Jesu Christi durch tiefe Kniebeugung an, hebt dann den Kelch mit den Worten: „So oft ihr dieses thut, thut es zu meinem Andenken“ in die Höhe, auf daß auch das gläubige Volk ihm die Anbetung erweise. Dabei denkt die gläubige Seele, wie Jesus am Kreuze hängt, und für die ganze Welt sein Blut vergießt; sie betet an in tiefster Ehrfurcht und dankt zugleich für die große Wohlthat der Erlösung; auch trägt sie ihre besonderen Bitten vor; denn dieses ist der günstigste Augenblick von Gott Gnaden zu erlangen. — Was die Aufwandlung betrifft, so hat man schon in den frühesten Zeiten kurz vor dem Pater noster den Leib des Herrn in die Höhe gehoben; seit dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert aber hat man hauptsächlich gegen die Ketzereien, welche die wirkliche Gegenwart Jesu unter den heiligen Gestalten leugneten, die feierliche Aufhebung, wie sie jetzt im Gebrauche ist, eingeführt, um die Gläubigen zu veranlassen, die Wahrheit, welche die Häresie angriff, öffentlich zu bekennen.

Das Opfer ist geschlachtet, und es werden jetzt gleichsam die unermeßlichen Früchte davon vertheilt. Zuerst erhält, so zu sagen, Gott seinen Antheil. Daher wird es zunächst zur Ehre der göttlichen Majestät aufgeopfert. Dieß geschieht, indem der Priester betet: „Darum erinnern wir uns auch, wir, deine Diener und dein heiliges Volk, o Herr, an das selige Leiden, wie auch an die Auferstehung aus dem Grabe und an die glorreiche Himmelfahrt dieses deines Sohnes Christus, unsers Herrn, und opfern deiner erhabenen Majestät von deinen Gaben und Geschenken ein † reines Opfer, ein † heiliges Opfer, ein † unbeflecktes Opfer: das † Brod des ewigen Lebens und den Kelch † des ewigen Heiles.“ Die hier angemerkten Kreuze, welche der Priester über die heiligen Gestalten macht, haben nach der Consekration eine andere Bedeutung, als die vor derselben gemachten. Die letztern werden gemacht, um den Segen Gottes auf die Opfergaben herabzuziehen, oder um anzudeuten, daß man diese Gnade in Folge der Verdienste des gekreuzigten Heilandes erwarte; diejenigen aber, welche nach der Consekration bis zur Communion gemacht werden, haben die Bestimmung, unserer Seele fest einzuprägen, daß dieses hier unter unsern Augen befindliche Opfer mit dem am Kreuze dargebrachten ein und dasselbe sei.

Der Priester fährt in der Aufopferung fort: „Würdige dich, mit gnädigem und freundlichem Antlitze darauf herabzusehen, und es giltig aufzunehmen, wie du ebenfalls dich gewürdiget hast, gnädig aufzunehmen die Gaben deines gerechten Dieners Abel, und das Opfer unsers Stammvaters Abraham, und jenes heilige Opfer und jene unbefleckte Opfergabe, welche dir dein höchster Priester Melchisedech dargebracht hat.“ — Auch der gläubige Christ stimmt in den Geist dieser Gebete ein, und bittet Gott, er möge das kostbare Opfer seines eingebornen Sohnes gnädig aufnehmen. Dabei erinnert er sich, wie Christus drei Stunden am Kreuze hing.

Bisher wurde das heilige Opfer Gott zu seiner Verherrlichung aufgeopfert, also der erste Zweck, um deßwillen es dargebracht wird, im Auge behalten; jetzt nimmt der Priester auf das Wohl derer Rücksicht, für welche er es darbringt, oder die es mit ihm darbringen, und sucht sich und ihnen die Früchte desselben zuzuwenden. Daher neigt er sich demüthig und vertrauungsvoll über den Altar und betet mit gefalteten Händen: „Allmächtiger Gott, wir bitten dich demüthigst, laß dieses Opfer durch die Hände deines heiligen Engels hinauftragen auf deinen erhabenen Altar vor das Angesicht deiner göttlichen Majestät, damit wir Alle, soviel ihrer immer an diesem Altarsopfer theilnehmen, den hochheiligen † Leib und das † Blut deines Sohnes genießen, mit aller himmlischen Segnung und Gnade erfüllt werden; durch eben denselben Christum, unsern Herrn. Amen.“ — Die gläubige Seele setzt ihre Betrachtung über die Leiden des am Kreuze hängenden Heilandes fort.

Hat der Priester bisher für das Wohl der Lebendigen geflehet, so gedenkt er jetzt auch des Heiles der abgestorbenen Christgläubigen, indem er betet: „Gedenke auch, o Herr, deiner Diener und Dienerinen N. N. (hier gedenkt der Priester derjenigen Seelen namentlich, denen er die Früchte der heiligen Messe besonders zuwenden will), die, mit dem Glauben bezeichnet, uns vorangegangen sind, und im Frieden entschlafen ruhen. Wir bitten dich, Herr! führe diese und alle in Christo Ruhenden ein in die Wohnung der Erquickung, des Lichtes und des Friedens; durch denselben Christum, unsern Herrn. Amen.“ Die gläubige Seele verharrt immer in der Betrachtung des am Kreuze hängenden Heilandes, und bittet

den göttlichen Erlöser, daß er einige Tropfen seines kostbaren Blutes zur Erquickung auf die Seelen im Reinigungsorte hinabträufeln lassen möge.

Nachdem der Priester für die Abgestorbenen gebetet, treten ihm die Bedürfnisse der Lebenden, seine und der Uebrigen Sünden wieder vor Augen. Daher klopft er, und die Gläubigen thun dasselbe, wie der Zöllner im Evangelium im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit reumüthig an die Brust, und spricht: „Auch uns Sündern, deinen Dienern, die auf die Menge deiner Erbarmungen hoffen, verleihe gnädig Antheil und Gemeinschaft mit deinen heiligen Aposteln und Martyrern: mit Johannes, Stephanus, Mathias, Barnabas, Ignatius, Alexander, Marcellinus, Petrus, Felicitas, Perpetua, Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia, Anastasia und aller deiner Heiligen; Du, der du nicht auf unsere Verdienste siehst, sondern aus Gnade Verzeihung spendest, gewähre auch uns den Zutritt zu ihrer Gesellschaft durch Christus, unsern Herrn.“ Vor der Wandlung flehte der Priester um die Fürbitte der Heiligen, nach der Wandlung um Antheil an ihrer seligen Gemeinschaft. In der That vermag uns nichts den Heiligen näher zu bringen, als das heilige Kreuzopfer, das in der heiligen Messe erneuert wird; denn in demselben haben sie das Heil gefunden, und dasselbe soll auch uns das Heil bringen. Dieses göttliche Opfer ist recht wahrhaft der Mittelpunkt, in welchem Himmel und Erde und die Seelen im Fegfeuer vereiniget werden. Auch hier bleibt der leidende Heiland am Kreuze der gläubigen Seele Gegenstand der Betrachtung.

Alles, was der Priester von der Wandlung bis jetzt gethan hat, faßt er gleichsam in einem Begriff zusammen. Er macht dreimal das heilige Kreuz über den Leib und das Blut Jesu Christi und spricht: „Durch welchen (Christus) du alle diese Güter schaffest, † heiligest, † belebest, † segnest und uns gewährst.“ Dadurch will der Priester bekennen, daß der Erlöser durch seinen Tod und durch die Zuwendung der Verdienste seines Todes diese Gaben, und vermittelst derselben uns selbst heilige; daß er durch seinen Tod sie belebe, in seinen Leib und sein Blut verwandle, und daraus fruchtbare Keime der Unsterblichkeit und des glückseligen Lebens für uns mache; daß er durch seinen Tod und die Verdienste desselben aus

diesem lebendigen Brode ein Opfer bereite, welches für seinen Vater ein Lobopfer und für die ganze Kirche eine unerschöpfliche Quelle der Gnade und des Segens ist; und daß er, nachdem er es Gott als ein Opfer dargebracht, dasselbe uns als Sakrament darreiche, um die Nahrung und Stärke unserer Seelen zu sein. — Der Priester fährt fort: „Durch † ihn, mit † ihm und in † ihm ist dir, Gott, allmächtiger † Vater, in Einheit des heiligen † Geistes volle Ehre und Herrlichkeit.“ Hier finden wir genau die drei Grade unserer Einheit mit Christus, als unserm Mittler, unserm Bruder und unserm Haupte vom ganzen Körper, dessen Glieder wir sind; denn es heißt: „Durch ihn“, — das will sagen durch seine Vermittlung haben wir Zutritt beim Vater; „mit ihm“ — d. h. er hat, wenn man so sagen darf, sein Interesse mit dem unserigen vereiniget, wir sind durch ihn Kinder Gottes und daher auch seine Brüder geworden; „in ihm“, — dieß ist der vollkommenste Grad der Einheit, zwischen ihm und uns besteht gleichsam nur Ein Leben, das von ihm, dem Haupte, in uns, die Glieder, übergeht. Man kann auch sagen: „Durch ihn“, d. h. wir gehen hinter ihm her wie Klienten, deren Vertheidigung er übernimmt; „mit ihm“ — d. h. wir sind an seiner Seite wie Brüder, deren Erstgeborner er ist; „in ihm“ — d. h. wir sind in ihm und bilden nur Einen Leib, wovon er das Haupt ist. — Bei den Worten: „Volle Ehre und Herrlichkeit“ hebt der Priester den Kelch und die Hostie ein wenig in die Höhe, gleichsam als wollte er dieses Opfer, welches wir der Freigebigkeit Gottes verdanken, in seine Hände zurückgeben und feierlich bekennen, daß wir nur durch und mit Jesus die Pflichten zu erfüllen im Stande sind, welche uns die Religion der göttlichen Majestät gegenüber auflegt, nämlich: Anbetung, Lob und Dank. Die Aufhebung der konsekrirten Gestalten durch den Priester sollen die gegenwärtigen Gläubigen mit einem Aufschwunge ihres Herzens begleiten. Uebrigens war dieses die vor dem zwölften Jahrhunderte übliche Aufhebung und geschah so hoch, daß die Hostie und der Kelch vom Volke gesehen und angebetet werden konnte.

Nun folgt das Gebet des Herrn. Der Priester betet oder singt: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Diese Worte schließen sich noch an das Vorhergehende: „Volle Ehre und Herrlichkeit“ an.

Das Volk antwortet wie gewöhnlich, so auch hier: „Amen.“ Sofort wird das Vaterunser nach einigen Eingangsworten laut gebetet. Der Canon, oder die Stillmesse ist nämlich geschlossen. Christus hat sich für uns geopfert, daß wir durch ihn Vergebung und alle nöthigen Gnaden erlangen; nun beten Priester und Volk durch Jesus, und zwar mit denselben Worten wie er uns selbst beten lehrte, zum versöhnten Vater. Mit lauter Stimme betet der Priester dieses Gebet. Und damit Alle mit Demuth und kindlichem Vertrauen beten, und im Geiste Christi dem himmlischen Vater diese Bitten vortragen, ermahnt der Priester Alle und ruft ihnen zu: „Lasset uns beten!“ Er faltet dabei die Hände, um seine Geistessammlung auszudrücken. Hierauf fängt er an in Demuth und Vertrauen: „Aufgemuntert durch heilsame Befehle, und durch göttliche Anweisung selbst unterrichtet, wagen wir zu sagen: Vater unser, der du bist in den Himmeln u. s. w. Was wir thun, ist allerdings gewissermaßen ein Wagestück: denn der schwache, sterbliche Mensch nennt Gott seinen Vater. Dieses dürfte er nimmermehr, wenn ihm nicht Gott selbst Solches zu thun erlaubt hätte. Auf diese Erlaubniß, welche Christus uns gab, als er uns das Gebet des Herrn lehrte, beruft sich hier der Priester. Dann betet er das heilige Vaterunser selbst. Zum Beweis, daß die gegenwärtigen Gläubigen mit dem Gebete des Priesters sich vereinigen, sprechen sie durch den Ministranten die letzte Bitte: „Sondern erlös uns von dem Uebel.“ Der Priester besiegelt dieses Flehen durch Hinzufügung des „Amen.“. Während des Vaterunsers kann die gläubige Seele an die sieben Worte Jesu am Kreuze denken. Sodann fährt der Priester fort, gleichsam an das Vorhergehende anbindend: „Wir bitten dich, o Herr, befreie uns von allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Uebeln, und verleihe uns gnädig durch die Fürbitte der allzeit seligen und glorreichen Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, wie auch deiner seligen Apostel Petrus und Paulus, Andreas und aller Heiligen, Frieden in unsern Tagen, damit wir gekräftiget durch deine barmherzige Hilfe jederzeit von aller Sünde frei, gesichert gegen jede Verwirrung sein mögen.“ Während dieses Gebetes nimmt der Priester die Patene in die Hand, macht damit das heilige Kreuz über sich und küßt sie. Die Bezeichnung mit dem Kreuze steht in Verbind-

ung mit dem Inhalt des Gebets, da man seit den ersten Zeiten des Christenthums hierin ein Mittel erkannte, alles Böse, namentlich die Anfechtungen des bösen Feindes von sich ferne zu halten. Im Kreuz Christi liegt eine himmlische Kraft, durch welche wir gestärkt und befestiget werden gegen Uebel jeder Art, mögen sie wie immer heißen. Der Kuß der Patene ist ein Sinnbild des Friedens, der aus dem Kampfe hervorgeht, zugleich aber auch ein Zeichen der Liebe zu Jesus, dem Gekreuzigten.

Nun betet der Priester im Anschluß an das Vorhergehende: „Durch eben denselben Jesus Christus, deinen Sohn, unsern Herrn, der als Gott mit dir lebt und herrscht in Einheit des heiligen Geistes." Bei diesen Worten bricht der Priester die konsekrirte Hostie. Dieses hat schon Christus beim letzten Abendmahle gethan, und erhielt sich diese Gewohnheit alle Jahrhunderte hindurch in der Kirche; daher nannte man die Feier des heiligen Abendmahls in den ältesten Zeiten häufig nur das Brodbrechen. Durch das Brechen der heiligen Hostie soll übrigens, wie dieses auch schon durch die gesonderte Consekration der beiden Gestalten geschieht, der Tod des Heilandes dargestellt werden. Der Christ stellt sich hier recht lebendig den Tod Jesu am Kreuze vor.

Nach diesem betet der Priester wieder im Anschluß an das Vorhergehende: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit", — und nachdem das Volk sein Amen gesprochen, ruft er: „Der Friede des † Herrn sei † immer mit † euch." Das Gleiche wünscht das Volk dem Priester mit den Worten: „Und mit deinem Geiste." Der Priester läßt nunmehr den kleinen Theil der Hostie in den konsekrirten Kelch fallen, und spricht dabei: „Diese Mischung und Heiligung des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi werde uns, die wir selbes empfangen, ersprießlich zum ewigen Leben. Amen." — Die oben angedeuteten Kreuze erinnern an die ehemalige Sitte, nach welcher hier vom Bischofe die Segnung des Volkes vorgenommen wurde, die jetzt am Ende der Meßfeier stattfindet. Zugleich ist aber damit auch angedeutet, daß nur durch das Kreuz der Friede uns zu Theil geworden ist. Von wichtiger Bedeutung ist die Mischung eines Partikels der heiligen Hostie mit dem Blute Jesu Christi; es wird nämlich dadurch die Wiedervereinigung des Leibes und Blutes Jesu in seiner Auferstehung, und die göttliche Herrlichkeit,

wodurch dabei seine heilige Menschheit durchdrungen wurde, dargestellt. Darum sind auch die Worte: „Der Friede des Herrn sei immer mit euch“ — hier sehr bezeichnend; denn sie erinnern an den Gruß: „Der Friede sei mit euch,“ — womit der Herr nach seiner Auferstehung seine Apostel gewöhnlich bewillkommte. Ein anderes Geheimniß, welches hiemit ausgedrückt wird, ist die Einigung, welche sich zwischen Jesus und dem Menschen durch die heilige Communion vollzieht; hiebei soll die Seele ganz von Jesus, seinem Geiste und Leben durchdrungen werden, gleichwie die Gestalt des Brodes von der Gestalt des Weines ganz durchdrungen wird. Und da diese Vereinigung Jesu mit uns durch die heilige Communion die Bestimmung hat, eine andere noch vortrefflichere und nie aufhörende Verbindung mit ihm zu bewirken, so stellt sie zugleich die Vereinigung dar, welche zwischen Gott und der Schaar der Auserwählten im Himmel stattfinden, und die ganze Ewigkeit dauern wird. — Hiebei kann der gläubige Christ der Höllenfahrt des Herrn eingedenk sein.

Der Priester betet jetzt: „O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt, — erbarme dich unser!“ Dreimal betet er also, und das dritte Mal fügt er hinzu: „Schenk uns den Frieden.“ Bei diesen Worten klopft der Priester in Demuth an seine Brust, seinen bußfertigen Sinn auszudrücken; denn er fühlt seine Unwürdigkeit, den Sohn Gottes zu empfangen, richtet sich aber dennoch wieder auf im Hinblick, daß Jesus das Lamm Gottes ist, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Durch das Lamm Gottes hofft auch er Begnadigung und Verzeihung oder was dasselbe ist, den Frieden. Diese Hoffnung ist bei der letztmaligen Anrufung des Lammes Gottes klar ausgesprochen durch die Worte: „Schenke uns den Frieden!“ Der Christ kann hier eingedenk sein, wie Jesus durch seinen Kreuztod den Frieden uns erworben hat, und betrachten, wie der Heiland am Kreuze noch viele von den umstehenden Sündern bekehrte.

Wir kommen zu den Gebeten, welche unmittelbar der Kommunion vorhergehen, die als dritter递 Haupttheil der Messe durch mehrer andere, im Vorhergehenden bereits erwogene Gebete und Ceremonien vorbereitet ist. Das zunächst folgende Gebet lautet: „O Herr Jesus Christus, der du zu deinen Aposteln sagtest: Den

Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; — sieh nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche; gib ihr deinem Willen gemäß den Frieden, und erhalte sie in der Einheit, der du als Gott lebest und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Nach diesem Gebete um den Frieden wird heut zu Tage bei Hochämtern der sogenannte Pax oder Frieden gegeben. Der Celebrans und zugleich der Diakon küssen nämlich den Altar, um gleichsam von Christus selbst, der im Altare gesinnbildet ist, den Frieden zu empfangen. Hierauf wendet sich der Celebrans zum Diakon, legt seine beiden Hände auf dessen Schultern, nähert seine linke Wange jener des Diakon und spricht: „Der Friede sei mit dir." Der Diakon antwortet hierauf: „Und mit deinem Geiste." Auf dieselbe Weise ertheilt der Diakon auf der untersten Stufe des Altars dem Subdiakon, und dieser den übrigen Geistlichen den Frieden. Dieser Friedensgruß erinnert an die ersten Zeiten der Kirche, wo sich alle Gläubigen den heiligen Kuß gaben zum Zeichen der reinsten Liebe, und wie sie sich oft unter Thränen der innigsten Rührung gegenseitig um Verzeihung baten.

Die nächsten Gebete vor der heiligen Kommunion lauten: „Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du nach dem Willen des Vaters unter Mitwirkung des heiligen Geistes der Welt durch deinen Tod das Leben wieder gegeben hast: befreie mich durch dieses dein hochheiliges Fleisch und Blut von all meinen Sünden und allen Uebeln; bewirke in mir, daß ich immer deinen Gesetzen anhange, und laß nicht zu, daß ich mich jemals von dir trenne; der du mit demselben Gott, dem Vater und dem heiligen Geiste lebst und regierst in alle Ewigkeit. Amen." Dieses Gebet ist nicht nur ein Bekenntniß des Glaubens, sondern es spricht sich in demselben zugleich die innigste Sehnsucht nach Reinheit des Herzens, die nothwendigste Vorbedingniß zur heiligen Kommunion, lebhaft aus. — Das darauf folgende Gebet lautet: „Herr Jesus Christus, die Theilnahme an deinem Leibe, den ich Unwürdiger zu genießen mich unterfange, soll mir nicht zum Gerichte und zur Verdammniß gereichen, sondern sie möge mir vielmehr nach deiner Güte zum Schutz der Seele und des Leibes und zum Heilmittel gedeihen; der du als Gott mit Gott, dem Vater, und mit dem heiligen Geiste lebst

und regierst in alle Ewigkeit. Amen." — Welch ein Seufzen und Flehen spricht sich nicht in diesem Gebete aus, der Priester möge vor dem Gräuel einer unwürdigen Kommunion bewahrt werden! — Bei diesen Gebeten kann sich übrigens der Christ erinnern, wie aus der geöffneten Seite Jesu Blut und Wasser geflossen ist.

Der Priester schickt sich an zu kommuniciren. Er beugt zum Zeichen der Anbetung tief sein Knie, nimmt die heilige Hostie und spricht: „Ich will das Himmelsbrod nehmen und den Namen des Herrn anrufen." Dadurch will der Priester sagen: Ich verlasse mich gänzlich auf dich, o mein Heiland; auf deinen Befehl will ich dein Fleisch essen und dein Blut trinken. — Hierauf neigt er sich tief über den Altar hin, betrachtet seinen Erlöser und dessen unendliche Liebe und spricht: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so ist meine Seele gesund." So flehet er dreimal im Gefühle der größten Demuth, wobei er ein jedes Mal zum Zeichen seiner Zerknirschung an seine Brust schlägt, ähnlich dem bußfertigen Zöllner im Tempel. Mit den Worten endlich: „Der Leib unsers Herrn Jesu Christi bewahre meine Seele zum ewigen Leben. Amen," — genießt er wirklich den Leib des Herrn. Der Priester bleibt eine kleine Weile in stiller Anbetung stehen. Die Kirche hat hier keine Gebete vorgeschrieben; denn es läßt sich nicht in Worten ausdrücken, was hier das Menschenherz empfindet. Doch nicht immer bleibt die Liebe stumm; sie löset sich, nachdem sie gekostet hat, wie lieblich der Herr ist, in ein heiliges Dankgefühl auf und ruft aus: „Wie kann ich dem Herrn Alles vergelten, was er mir erwiesen hat! Den Kelch des Heiles will ich ergreifen und den Namen des Herrn anrufen. Mit Lobgesang will ich den Herrn anrufen, und ich werde gerettet sein vor meinen Feinden." Unter diesen fröhlichen Aeußerungen des Trostes und der Liebe nimmt der Priester den Kelch, segnet sich mit dem heiligen Blute, wie er sich vor dem Genusse des Leibes auch mit diesem gesegnet hatte, und spricht: „Das Blut unsers Herrn Jesu Christi bewahre meine Seele zum ewigen Leben. Amen." Sofort trinkt er das heilige Blut. Und nun ist er mit Christus vereiniget; sein Herz ist der Wohnsitz seines Gottes. Welche Andacht und Liebe, welche Seligkeit durchströmt sein Herz! —

In frühern Zeiten haben häufig auch die anwesenden Gläubigen nach der Kommunion des Priesters den Leib des Herrn empfangen. Ist dieses gleichwohl heut zu Tage außer Uebung gekommen, ungeachtet es die Kirche wünschte, so sollen die Anwesenden, wenn sie auch nicht wirklich kommuniciren, es doch geistiger Weise thun. Auch kann der Christ bei der Kommunion des Priesters an die Grablegung des Herrn denken.

Nachdem der Priester das heilige Blut genossen, und während er Wein in den Kelch gießen läßt, betet er in heiliger Liebe: „Was wir mit dem Munde genossen haben, wollen wir mit reinem Geiste erfassen, und aus der Gabe in der Zeit werde uns ein Heilmittel für die Ewigkeit." — Nachdem der Priester den in den Kelch gegossenen Wein getrunken, hält er jene zwei Finger an beiden Händen, womit er den Leib des Herrn berührt, und die er bisher immer geschlossen, über den Kelch, läßt von dem Ministranten Wein und Wasser über dieselben in den Kelch gießen, trocknet die Finger ab und trinkt die Ablution mit den Worten: „Dein Leib, o Herr, den ich genossen, und dein Blut, das ich getrunken, bleibe in meinem Innersten; und verleih, daß in mir, den die heiligen und reinen Geheimnisse erquickt haben, keine Sündenmackel zurückbleiben; der du lebest und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Hiezu erinnert Stadler in seiner Schrift: „Die heilige Messe in ihren Ceremonien" Folgendes: „Gleich nach dem Empfange des heiligen Leibes sammelt der Priester mit der Patene in heiliger Ehrfurcht die Ueberbleibsel des Leibes des Herrn auf dem Corporal. Was Christus seinen Aposteln befohlen, als er die viertausend Menschen in der Wüste gespeiset, nämlich daß sie alle übrig gebliebenen Stücklein sammeln sollen; dieß beobachtet auch die Kirche Gottes beim Tisch des Herrn, indem sie befiehlt, auch die kleinsten Theilchen aufzusammeln. Mit derselben Sorgfalt läßt der Priester auch, nachdem er das heilige Blut genommen, Wein in den Kelch gießen und trinkt ihn, damit weder an seinen Fingern, noch im Kelche etwas vom Allerheiligsten zurückbleibe. Christus ist ja auch in jedem kleinsten Theilchen der heiligen Hostie und des heiligen Blutes gegenwärtig. Alle Ehre und Anbetung gebührt daher auch dem kleinsten Theilchen, und es wäre eine gräuliche Unehre, wenn aus Unachtsamkeit auch nur das kleinste Brosamlein oder das min-

deste Tröpflein des heiligen Blutes verloren ginge. — Während übrigens der Priester den Kelch purificirt, kann der Christ sich erinnern, wie der Leichnam des Herrn von den frommen Frauen ist gesalbt worden.

Nach der Communion betet der Priester auf der Epistelseite ein kurzes Gebet, welches je nach den Festen wechselt. Dieses kann dich an die Auferstehung des Herrn erinnern. Hierauf kehrt er in die Mitte des Altars zurück, küßt denselben und spricht zum Volke gewendet: „Der Herr sei mit euch.“ Dieses erwidert, wie gewöhnlich: „Und mit deinem Geiste.“ Jetzt betet der Priester ein, nach den Festen wechselndes Dankgebet, wodurch er Christum nachahmt, von dem es ebenfalls heißt, daß er nach dem heiligen Abendmahl einen Lobgesang verrichtet habe. Hiebei kann der Christ betrachten, wie Jesus nach seiner Auferstehung noch vierzig Tage in der Welt geblieben und öfters seinen Jüngern erschienen ist.

Nach vollendetem Gebete stellt sich der Priester wieder in die Mitte des Altars, küßt ihn als Ausdruck seiner Liebe und seines Dankes, und wendet sich mit dem Gruße: „Der Herr sei mit euch“ abermals zum Volke, worauf dieses erwidert: „Und mit deinem Geiste.“ Denn gleichsam als wollten Priester und Volk von einander Abschied nehmen, wünschen sie sich gegenseitig die Gnade Gottes, die sie nie verlassen, sondern stets bei ihnen bleiben soll. Der Priester ruft sodann: „Gehet, jetzt seid ihr entlassen.“ Das Volk antwortet: „Gott sei Dank gesagt.“ Diese wenigen Worte, schreibt Chaignon, sind so inhaltreich, so vollkommen und stimmen so sehr mit den Gefühlen überein, welche eine Seele haben muß, die vom Himmel eine unermeßliche Wohlthat empfangen hat, daß man die heilige Messe nicht passender schließen könnte. — Der Christ kann hier an die Himmelfahrt des Herrn denken.

Der Priester kehrt zum Altare zurück, und betet mit gefalteten Händen und geneigtem Haupte: „Heilige Dreifaltigkeit, genehmige den Dienst meiner Unterwürfigkeit, und verleihe, daß das Opfer, welches ich Unwürdiger vor dem Angesichte deiner Majestät dargebracht habe, dir wohlgefällig sei, und mir und Allen, für die ich es entrichtet, durch deine Barmherzigkeit zur Sühne gereiche, durch Christum, unsern Herrn. Amen.“ — Dieses Gebet besteht in einer kurzen Wiederholung von Allem, was der Priester während der

erhabenen Handlung, die ihrem Ende naht, zu Gott gesprochen hat; in einer kurzen Zusammenfassung aller heiligen Gefühle, welche er in sich erweckt hat, und die er jetzt mit Inbrunst erneuert. Er nimmt alle seine Kräfte zusammen, um die allerheiligste Dreifaltigkeit flehentlich zu bitten, sie möge sich das Amt wohlgefallen lassen, welches er, so wenig er auch dessen würdig sei, eben ausgeübt habe, und zu lieblichem Wohlgeruche das Opfer annehmen, das er seiner unendlichen Größe dargebracht, und endlich ihm und Allen, für welche er es dargebracht, die heilsamen Wirkungen desselben zuwenden. — Hiebei kann der Christ sich erinnern, wie Christus, der Herr, seinen Jüngern den heiligen Geist gesendet hat.

Obschon den Gläubigen bereits gesagt worden ist, die Messe sei aus, sie könnten gehen; so verharren sie dennoch. Sie wollen sich nicht zurückziehen, bis sie gesegnet sind. Darum küßt der Priester noch einmal den Altar, um gleichsam aus der Quelle Gnaden zu schöpfen. Unter dem Rufe: „Es segne euch der allmächtige Gott“ — wendet er sich zu den Gläubigen und fährt fort, mit der rechten Hand ein Kreuz bildend: „Der Vater und der Sohn und der heilige Geist.“ Der Priester macht dabei ein Kreuz, weil nur von demselben aller Segen kömmt. Den Segen empfängt das Volk knieend, weil dieses die Stellung der Demuth ist, und daher dem Empfange der Gnaden entspricht. Dasselbe bezeichnet sich dabei mit dem heiligen Kreuz, wodurch es seinen Glauben ausspricht, daß nur im Kreuze Heil und Segen ist; endlich spricht es „Amen,“ — wodurch es gleichsam den Segen des Priesters besiegelt. Auch vollendet hier der Priester den Kreis, um anzudeuten, daß er zu allen Anwesenden hinzutreten und ihnen den Segen des dreieinen Gottes bringen will.

Der Priester liest noch das Evangelium des heiligen Johannes, welches das Volk stehend anhört, um dadurch seine Bereitwilligkeit, die in demselben enthaltenen Wahrheiten gläubig anzunehmen, auszudrücken. Er beginnt mit dem Rufe: „Der Herr sei mit euch!“ Das Volk entgegnet: „Und mit deinem Geiste.“ Er bezeichnet jetzt das Evangelium mit dem heiligen Kreuze und spricht: „Vernehmt den Anfang des heiligen Evangeliums vom heiligen Johannes,“ worauf das Volk ruft: „Lob sei dir, Herr Jesus Christus.“ Erklärend sei hier bemerkt: Der heilige Johannes gibt Zeugniß von der

Gottheit desjenigen, der für uns Mensch geworden und am Kreuze gestorben ist, und dieses öffentliche Zeugniß ist der Anfang seines Evangeliums. Wir bekennen mit Johannes die Gottheit des gekreuzigten Jesus, und wollen jetzt miteinander dieses heilige Bekenntniß ablegen, und als Ausdruck dieses Glaubens bezeichnet der Priester den Anfang des Evangeliums, und dann sich, und wie er so alles Volk sich mit dem heiligen Kreuz, und drücken dadurch die Gesinnung aus, daß sie dieses Glaubens sich freuen, ihn bekennen, in ihrem Herzen heilig bewahren und Gedanken, Worte und Werke darnach einrichten wollen. Bei der Stelle: „Das Wort ist Fleisch geworden" u. s. w. beugen sich aus Ehrfurcht vor diesem Geheimnisse Priester und Volk tief. Nachdem dieses Evangelium gelesen, sagt das Volk: „Gott sei Dank!" nämlich für alle Gnaden und Erbarmungen, und zunächst für die, welche uns durch die Messe so reichlich zu Theil werden. Der Christ kann sich dabei erinnern, wie Christus seine Apostel zur Verkündigung des Evangeliums in die ganze Welt ausgesendet hat. — Nunmehr theilt der Priester an vielen Orten, namentlich auf dem Lande, das Weihwasser aus, wornach er in die Sakristei zurückkehrt und sich entkleidet.

Mönche.

(Siehe den Artikel „Kloster.")

Artikel CXVIII.

Mord (Selbstmord, Verstümmelung, Duell, Procreatio abortus, Krieg, Nothwehr).

1) Einleitende Worte.

I. Unter Mord versteht man einen gewaltthätigen Angriff eines Menschen auf das Leben eines Andern, wodurch der Letztere das Leben verliert. Es muß also der Angriff von einem Menschen kommen; denn verliert Jemand durch den Angriff eines Thieres sein Leben, so kann dieses kein Mord genannt werden. —

Der Mord wird eingetheilt:

a) in einen freiwilligen (homicidium voluntarium) und
b) in einen zufälligen.

Der erstere ist wieder:

α) direkt freiwillig (voluntarium directe), und
β) indirekt freiwillig (voluntarium indirecte).

Der direkt freiwillige Mord wird beabsichtet, d. h. man unternimmt eine Handlung in der Absicht, um einen Menschen zu tödten. Indirekt freiwillig ist der Mord, wenn man zwar bei einer Handlung den Tod des Andern nicht beabsichtete, diese Handlung jedoch freiwillig unternahm, und die Folgen davon leicht voraus zu sehen waren. Der zufällige Mord wird weder direkt noch indirekt beabsichtet, sondern ereignet sich wider allen Willen, so z. B. Jemand drückt im Scherze ein Gewehr gegen einen Andern los, von welchem er meint, es sei nicht geladen.

II. Ein Selbstmörder ist derjenige, der sich selbst durch irgend

eine Handlung mit Absicht und Willen ohne göttlichen Auftrag das Leben nimmt. Ich sage: Ohne göttlichen Auftrag; denn es hat Heilige gegeben, die sich selbst tödteten, und dabei aus göttlicher Eingebung handelten. Ferner heißt es: Mit Absicht und Willen; denn man muß sich gar oft einer Handlung unterziehen, ungeachtet man moralisch überzeugt sein kann, daß es das Leben koste, man hat aber dabei weder die Absicht, noch den Willen, sich zu tödten. So muß z. B. der Soldat auf seinem Posten bleiben, ungeachtet alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er das Leben verlieren wird.

III. Verstümmelung ist eigentlich partieller Selbstmord, indem man sich des Gebrauches eines integrirenden Theiles oder Gliedes an seinem Leibe beraubt und dadurch, daß man dasselbe abschneidet oder sonst unbrauchbar macht, gleichsam tödtet. Mehr davon unten.

IV. Das Duell ist ein Kampf zwischen Zweien oder Mehrern, welcher gemäß Uebereinkommen, wobei der Eine herausfordert, und der Andere annimmt, nicht zur Vertheidigung des Lebens, sondern bei augenscheinlicher Gefahr für dasselbe, unternommen wird.

V. Der Krieg ist ein Kampf Mehrerer gegen einen auswärtigen Feind, der ebenfalls aus Mehrern besteht. Der Krieg ist entweder

a) ein gerechter, der nur unternommen wird, das Vaterland zu vertheidigen oder zu rächen; oder

b) ein ungerechter, der geführt wird aus Rachgierde, Grausamkeit oder Eroberungssucht.

Der gerechte Krieg ist wiederum:

α) ein Vertheidigungskrieg (bellum defensivum), wo man die einem mit Gewalt angethane Unbild wieder mit Gewalt zurücktreibt;

β) ein Angriffskrieg (bellum offensivum), wo man, um eine erlittene Unbild zu rächen, selbst angreift.

VI. Die Nothwehr besteht darin, daß man, widerrechtlich mit Gewalt angegriffen, den Angriff mit Gewalt zurückzutreiben bemüht ist.

2) Schriftstellen.

Solche kommen unten vor beim Absatze: „Der Mord ist nach göttlichem Rechte verboten.“

3) Väterstellen.

Was ist so entsetzlich, so abscheulich, als die Ermordung eines Menschen? Darum wird unser Leben durch die strengsten Gesetze geschützt; darum sind auch die Kriege fluchwürdig. Aber die Gewohnheit hat gemacht, daß die Leute ohne Krieg einen Mord begehen, und daß das ein Vergnügen sei, was sie als Verbrechen bestrafen. Laktantius.

Wird sein Blut bewahren können, wer fremdes vergossen hat? Pacian. Paraenes. ad poenitent.

Der Mord ist das größte Uebel bei den Menschen. Derselbe.

Die berühmtesten Männer sind darin einig, daß der Selbstmord mehr ein Beweis von Geistesschwäche, als von Geistesgröße ist; er verräth keine Rechtschaffenheit, die sich vor Allem hütet, was schändlich ist, sondern Schwäche, die das widrige Schicksal nicht ertragen kann. St. Augustin de civit. Dei l. 1. c. 23.

Uns, denen der Menschenmord ein für allemal verboten ist, ist es nicht erlaubt, selbst das im Mutterleib Empfangene, während das Blut zum Menschen sich stockt, zu zerstören. Das Zuvorkommen der Geburt ist beschleunigter Menschenmord; denn ob Einer die geborne Seele entreißt, oder die werdende zerstört, das ist eins und dasselbe; die vollständige Frucht liegt ja bereits im Saamen. Tertullian Apolog. c. 9.

Damit kein Theil der Welt von den verderblichen Uebeln befreit bliebe, fingen die Kriege an, über die Fluthen zu schiffen. Salvian. lib. 6. de gubernat. Dei.

Menschenmord heißt ein Verbrechen, wenn ihn Einzelne begehen; wird aber Tapferkeit genannt, wenn er im Namen des Staates im Kriege verübt wird. St. Cyprian. epist. 2. ad Donat.

Der Krieg ist kein Hinderniß, recht zu handeln, sondern die Bosheit hindert daran. St. Augustin. epist. 189. ad Bonifacium.

Die Ordnung der Soldaten besteht heut zu Tage darin, keine Ordnung zu befolgen; denn wessen Mund durch größere Unlauterkeit der Worte beschmutzt wird, wer am abscheulichsten flucht, wer Gott am wenigsten fürchtet, wer die Diener Gottes verachtet, wer die Kirche nicht ehrt, der wird heute bei den Soldaten für den Tapfersten und Berühmtesten gehalten. Peter v. Blois ep. 94.

Wenn Jemand einen Menschen gemordet hat, so wird er für

einen Bösewicht angesehen, und man hält es für Unrecht, ihn die Schwelle der Wohnungen der Götter auf Erden betreten zu lassen. Wer aber (im Kriege) Millionen Menschen erwürgt, die Felder mit Blut überschwemmt, den Lauf der Flüsse mit Leichen hemmt, der soll nicht bloß in den Tempel, sondern sogar in den Himmel eingelassen werden? Lactant. instit. div. 1, 15.

Was ist für ein Unterschied zwischen dem Herausforderer und dem Herausgeforderten (beim Duell), als daß jener früher, dieser aber später in der Uebelthat erfunden wird? Demnach sind beide als Beleidiger dem Herrn verfallen, der alle Uebelthat verbietet und verdammt. Tertull. de patient. c. 10,

4) Geschichtliches.

Der erste Mörder ist Kain, der seinen Bruder Abel aus Neid und Eifersucht erschlug. Und wie oft hat diese oder eine andere Leidenschaft nicht in der folgenden Zeit Mord und Todtschlag veranlaßt!

Sehr oft verleitet der Zorn zum Morde. War es nicht Zorn, in Folge dessen König Saul den Hohenpriester Abimelech mit achtzig Priestern hinrichten ließ? (1. König. 22.) Hat nicht Achab aus Zorn den unschuldigen Naboth steinigen lassen? (3. König. 21, 4.)

Wie unglücklich man sich durch einen Mord mache, sehen wir an Kain; denn unstät irrte er auf Erden umher, und fand nirgends mehr eine Ruhe oder einen Frieden. Gen. 4.

Es hat Menschen gegeben, die in ihrer Verruchtheit soweit gingen, daß das Morden ihnen ein Vergnügen gewährte. So machte sich der Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé eine Freude daraus, auf die Dachdecker zu schießen, um sie dann zerschmettert herabstürzen zu sehen.

Wie unbändiger Zorn zum Mörder mache, ist Kaiser Valentinian I. ein trauriges Beispiel. Eines geringen Fehlers wegen gerieth er im Jahre 367 in solche Wuth gegen die Vorgesetzten verschiedener Städte, daß er den Befehl gab, in einer jeden derselben drei ihrer Rathsherren hinzurichten. Einmal ließ er einen seiner Edelknaben, der auf der Jagd einen Hund, den er an der Leine führte, zu frühe losgelassen hatte, weil jener, um sich loszumachen, gegen ihn aufgesprungen war und ihn gebissen hatte,

so sehr mit Streichen mißhandeln, daß er noch an demselben Tage starb. Einen Waffenschmied, der von ihm für einen künstlich gearbeiteten Panzer eine Belohnung hoffte, ließ er tödten, weil etwas an dem vorgeschriebenen Gewichte fehlte.

Nachfolgender Vorfall zeigt, wie Eifersucht zum Mörder mache. Herzog Ludwig, der Strenge, befand sich in einer Gegend des Rheines, als seine in Donauwörth zurückgebliebene Gemahlin zwei Briefe schrieb, von denen der eine an den Herzog, der andere an Heinrich Rucho, seinen Kriegshauptmann, gerichtet war. Die Briefe wurden verwechselt, so daß der letztere dem Herzog in die Hände kam. Einige verbindliche Ausdrücke darin reizten seine Eifersucht. Unverzüglich schwang er sich auf das Pferd, eilte mit ungeheurer Anstrengung, von einigen Dienern begleitet, ohne Rast und ohne Nachtlager nach Donauwörth, stieß den Thorwächter am Schlosse nieder, tödtete das Kammerfräulein, warf die erste Kammerfrau über die Zinnen der Burg herunter und ließ am nächsten Morgen seine Gemahlin, ohne ihrer Thränen und ihrer Betheuerungen zu achten, enthaupten. — Wollen wir aber auch die Buße dieses Herzogs noch beifügen. Ueber Nacht erkannte er bereits seinen schrecklichen Fehler, und litt darüber solche Qualen der Reue, daß er, erst sechsundzwanzig Jahre alt, am Morgen mit Falten im Gesichte und grauen Haaren aufstund. Bald darauf wallfahrtete er nach Rom, um vom Papste selbst Buße und Lossprechung zu erhalten. Später schickte er zur Sühne zweitausend Helme in das heilige Land, stiftete das Kloster Fürstenfeld und trug sein Leben lang ein Herz mit einem Pfeile durchstochen auf seiner Brust, um sich alle Tage seiner Schuld reuig zu erinnern und sie zu büßen. Cf. Herbst's kath. Exempelbuch B. 1.

Vor einiger Zeit hatte ein gewisser Herr Belin zu Paris im Spielhause des Palais-Royal 200,000 Fr. nebst der Leibrente seiner Frau, einer jungen Engländerin, im Roulette verloren. Gleich darauf ging er hin und vergiftete sich. Wie oft ist Unglück im Spiele Ursache zum Selbstmorde!

Damar, der älteste Sohn des Lord Milton, machte so glänzenden Aufwand, daß seine reichen Einkünfte nicht mehr ausreichten. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, die Livreen seiner Bedienten übertrafen durch ihre Pracht alles Aehnliche in London.

Außerdem führte er noch ein höchst ausschweifendes, wollüstiges Leben. Theils in Folge der angehäuften Schulden, theils aber auch in Folge seiner Ausschweifungen wurde er im schönsten Mannesalter von fünfunddreißig Jahren des Lebens so überdrüssig, daß er sich eines Tages, nachdem er kurz zuvor noch wilder Lust gefröhnt hatte, eine Kugel durch den Kopf jagte. (Nach Herbsts Exempelb.)

Als zu Anfang der französischen Expedition nach Aegypten der Selbstmord unter den Soldaten überhand nahm, erließ Napoleon, der damals als General den Zug führte, einen Tagsbefehl, worin er den Selbstmord brandmarkte, und diejenigen, die sich selbst entleibten, als Feiglinge und Ueberläufer bezeichnete, die den ihnen anvertrauten Posten verlassen.

Schon die Athenienser und Thebaner verordneten, daß dem Leichnam eines Selbstmörders der Stempel der Schande, ein Brandmal auf der Stirne aufgedrückt, und sein Leichnam auf schimpfliche Weise zum Anger hinausgeschleift werde.

Herr Ollier, Stifter der Versammlung von St. Sulpice, stiftete einen Verein von Edelleuten, die sich eidlich und schriftlich verpflichteten, nie eine Herausforderung zu machen oder anzunehmen und auch bei keinem Duell als Sekundanten zu dienen. Am Pfingstfeste 1651 übergab der französische Adel in die Hände des Ollier in der Kapelle des Seminars von St. Sulpice einen eigenhändig unterzeichneten Akt folgenden Inhalts: Die Unterzeichneten erklären durch gegenwärtige Schrift öffentlich und feierlich, jede Art von Herausforderung verweigern, wegen keiner, was immer für einer Ursache in einem Duell sich schlagen, und in jeder Weise Zeugniß darüber ablegen zu wollen, daß sie das Duell als eine Sache, die zugleich der Vernunft, der Wohlfahrt und den Gesetzen des Staates entgegen und mit dem Heile und der christlichen Religion unvereinbar ist, verabscheuen, ohne jedoch dem Rechte zu entsagen, die ihnen zugefügten Unbilden, insoferne ihr Stand und ihre Geburt sie dazu verpflichten, auf jedem gesetzlichen Wege zurückzuweisen. Cf. Mehlers Beispiele zur gesammten christkatholischen Lehre. B. 3.

5) Vom qualificirten Morde und Meuchelmorde.

Man nennt es einen Todtschlag, wenn Jemand seinen Nächsten um das Leben bringt. Läuft aber dabei etwas unter, was die That noch abscheulicher macht, als sie schon an und für sich ist, so nennt man es einen qualificirten Mord. Ein solcher ist der Eltern-, Geschwister- und Gattenmord. Dazu gehört noch die Ermordung seines eigenen Kindes und des Landesvaters. Solch ein Mord hat noch eine besondere Art von Bosheit wegen der verletzten Pietät, die um so größer ist, je enger wir mit dem Getödteten in Verbindung stehen, und je erhabener seine Würde ist. Der Mord ist ferners qualificirt, wenn man eine geheiligte Person, einen Kleriker oder eine Ordensperson tödtet. Läßt man Einen durch einen Dritten ermorden, in welchem Falle dieser dazu gedungen und gewöhnlich auch bezahlt wird, so heißt man eine solche That einen Meuchelmord.

6) Der Mord ist nach göttlichem Rechte verboten.

Gott hat den Mord durch ausdrückliche Gesetze verboten. So lesen wir: Du sollst nicht tödten. Deuter. 5, 17.

Der erste Mord wird als Verbrechen dargestellt, welches wegen seiner Schwere und Größe gleichsam zum Himmel um Rache schreit. 1. Mos. 4, 10.

Durch den Propheten Elias ließ Gott dem König Achab sagen: Du hast gemordet, und dazu auch in Besitz genommen! Dieses spricht der Herr: An dem Orte, wo die Hunde das Blut Nabots geleckt, sollen sie auch dein Blut lecken. 3. König. 21, 19.

Gott spricht wiederholt seinen Abscheu davor aus; denn in den Sprüchwörtern wird unter den Dingen, von welchen es heißt, daß der Herr sie verabscheue, namentlich auch der Mord aufgeführt. Sprüchw. 6, 16 und 17. und Ps. 5, 7 heißt es: Den Mann des Blutes und Truges verabscheut der Herr.

Gott setzte auch die strengsten Strafen auf dieses Verbrechen. So heißt es: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Gen. 9, 6. Wisset, daß kein Menschenmörder das ewige Leben in sich habe. 1. Joh. 3, 15.

Gott verlangt daher, daß man Alles meiden soll, was zum

Morde führt, namentlich den Zorn, der bereits ein Mord genannt wird; denn 1. Joh. 3, 15 heißt es: Ein jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder.

Wie sehr der neue Bund nicht bloß den Mord selbst, sondern auch Alles, was nur eine entfernte Veranlassung dazu ist, zu entfernen sucht, geht aus den Worten Jesu hervor: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Racka! wird des Rathes schuldig sein; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Matth. 5, 21—23.

7) Wie sehr die Kirche den Mord verabscheut.

Die katholische Kirche zählte den Mord von jeher unter die größten Verbrechen.

Die heiligen Väter bezeichnen den Mord als das größte Uebel, dessen ein Mensch sich schuldig machen kann. So Ambrosius, Arnobius, Laktantius u. s. w. Der heilige Chrysostomus bemerkt über den Mord, dessen sich Kain schuldig machte: Schauderhafte That, schreckliches Wagniß, verabscheuenswerthes Werk, unvergleichliche Sünde, Entschluß einer verwilderten Seele. Er erhob sich wider seinen Bruder Abel und erschlug ihn. O verabscheuungswürdige Hand, o elende Rechte! Doch wir müssen die Hand nicht elend, nicht verabscheuungswürdig nennen, sondern den Geist, dem das Glied diente. Sagen wir also lieber: O verwegener, o verabscheuungswürdiger, o elender Geist! Und was gesagt werden kann, immer ist noch nicht genug gesagt. Wie, erstarrte seine Hand noch nicht? Wie konnte er das Mordwerkzeug halten und die Wunde versetzen? Wie flog dabei seine Seele nicht von dem Leibe? Wie konnte er so eine entsetzliche That vollbringen? Wie dachte er nicht an die Natur? Wie betrachtete er nicht, ehe er die That verübte, das Ende derselben? Wie konnte er nach der That den Körper seines Bruders sehen, der den Geist aushauchte und auf der Erde zuckte? Wie konnte er den Todten sehen, der au der Erde lag, ohne daß er durch diesen Anblick sogleich umkam? Chrysost. hom. 16. in Gen. — Der heilige Ambrosius schreibt

über den Gebrauch des Schwertes: Herr, warum befiehlst du mir ein Schwert zu kaufen, da du einzuhauen mir verbietest? Warum befiehlst du mir zu tragen, was du mir zu entblößen untersagst? Wenn nicht etwa darum, daß ich zur Vertheidigung bereit, nicht daß die Rache nothwendig sei, und daß ich scheine, als habe ich mich rächen können, aber nicht rächen wollen.

Die heiligen Väter sehen nicht bloß im Morde selbst, sondern auch im Zuschauen bei demselben ein schweres Verbrechen. So sagt Laktantius: „Wenn bei einem Menschenmorde zugegen zu sein das Bewußtsein eines Verbrechens ist, und wenn der Zuschauer sich desselben Verbrechens schuldig macht, wie jener, der es begeht, so wird auch derjenige, der den abscheulichen Gladiatorenspielen zusieht, nicht minder mit Blut befleckt, als der Kämpfer selbst; der kann demnach nicht frei sein vom Blute, der es wollte vergossen haben; der kann nicht scheinen, keinen Mord begangen zu haben, der den Mörder begünstiget." — Die heiligen Väter eifern daher auch gegen jene Uebungen, in welchen man den Andern tödten lernt. So sagt der heilige Cyprian: Damit Jemand morden könne, gibt es eine Geschicklichkeit, eine Uebung, eine Kunst. Das Verbrechen wird nicht nur verübt, sondern auch gelehrt. Was kann man Grausameres und Unmenschlicheres sagen? Damit man morden könne, ist eine Schule da, und morden gereicht zur Ehre. Epist. 2 ad Donat.

Die Kirche hat ihren Abscheu gegen Mord durch die strengen Gesetze, welche sie dagegen erlassen, an den Tag gelegt. Denn nach den alten Bußkanonen soll der, welcher einen Menschen freiwillig mordet, zunächst vierzig Tag bei Wasser und Brod fasten, und dann sieben Jahre Buße thun. Die nämliche Buße hatte auch Einer zu übernehmen, der zu einem Morde gerathen hatte. Wer im heftigen Zorn oder Streit Jemand tödtete, mußte sich einer Buße von drei Jahren unterziehen. Wer sich aber soweit vergaß, daß er seinen Vater, oder seine Mutter oder eines seiner Geschwisterte ermordete, war sein ganzes Leben bis auf das Todbett von der heiligen Communion ausgeschlossen, mußte sich lebenslänglich vom Fleisch und Wein enthalten, und jeden Montag, Mittwoch und Freitag bei Wasser und Brod fasten. Auch wer Einen nur schwer verwundete oder verstümmelte, mußte ein Jahr lang Buße

thun, und drei Tage in einer jeden Woche bei Wasser und Brod fasten. —

8) Vernunftgründe gegen den Mord.

Daß der Menschenmord ein schweres Verbrechen sei, sieht die Vernunft leicht ein; denn

a) der Menschenmord widerspricht den Pflichten gegen Gott.

Das Leben ist ja eines der edelsten Geschenke, die wir von Gott erhalten haben; er gibt und erhält es aus den gütigsten und weisesten Absichten. Nur er ist der Herr des Lebens, der es nach seinem Willen wieder zurückfordern kann. Der Menschenmörder handelt aber als Feind gegen Gottes heiligen Willen und seine Rechte; er zerstört das Kunstwerk der Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters, das Meisterstück der Schöpfung auf Erden und beweiset durch seine Frevelthat, daß er die Menschenwürde und Gott selbst nicht achte. Er entzieht Gott die ihm vom Ermordeten gebührende Ehre hienieden, und raubt ihm vielleicht auch für die Ewigkeit eine Seele, da der Gemordete gar leicht, durch des Mörders Schuld, unvorbereitet aus dem Leben hinausgeht und dadurch verloren ist.

b) Der Menschenmord widerspricht den Pflichten gegen den Nächsten.

Wir sind schuldig, Sorge für das Leben Anderer zu tragen, sie vor Gefahren zu warnen, und in solchen ihnen beizustehen und Hilfe zu leisten. Der Mörder thut aber das Gegentheil von all dem und überliefert den, welchem er unter gewissen Umständen mit Gefahr seines eigenen Lebens beispringen soll, gefühllos dem Tode. Welch schreiende Ungerechtigkeit! Sicherheit der Person und des Eigenthums ist die Grundbedingung eines geordneten Staates. Der Mörder zerstört aber, so viel an ihm ist, diese Ordnung. Er verlacht überdies alle Rechte des Andern, weil er mit dem Leben ihm auch die Möglichkeit, sie auszuüben, raubt. Er macht es dem Gemordeten unmöglich, für seine hohe Bestimmung noch Etwas zu wirken. Er verhindert alles Gute, welches der Gemordete bei längerm Leben noch für seine Nebenmenschen hätte thun können. Er raubt ihm oft sogar die Möglichkeit, sich auf den Tod noch

vorzubereiten, und etwaige Anstalten der Vorsorge für seine Hinterlassenen zu treffen. Er raubt dem Reiche Gottes hienieden ein brauchbares Glied, dem Staate einen Bürger, der Verwandtschaft des Getödteten nicht selten eine Stütze, wenigstens versetzt er sie in Trauer und Betrübniß. Wie viel Sorgfalt, Mühe, Anstrengung und Kosten verlangt die Aufziehung und Bildung eines Menschen! Wird er in der Jugend oder in den mittlern Jahren gemordet so wird jener Aufwand vereitelt und das durch ihn zu stiftende Gute als Ersatz dafür zernichtet: welche Bosheit und Ungerechtigkeit! Was das Unrecht noch erhöhet, ist dieses, daß der zugefügte Schaden durch Nichts mehr gut gemacht werden kann; denn was für eine Wiedervergeltung kann der Mörder dem leisten, welchem er das Leben genommen hat? Was für eine Genugthuung für die Zerstörung eines Menschenlebens kann ein Solcher leisten, der keine Linie zur Leibesgröße hinzusetzen, ja der kein Haar weiß oder schwarz machen kann? Wie groß ist demnach nicht das Vergehen, welches sich der Mörder aufladet!

c) Der Menschenmord widerspricht den Pflichten, welche der Thäter gegen sich selbst hat.

Der Mörder handelt gegen sich selbst ebenso lieblos als ungerecht. Er schändet durch solch arge Mißhandlung des Nächsten seine eigene Menschenwürde, und muß sich seines Verbrechens vor sich selbst schämen. Fällt er dem weltlichen Gerichte in die Hand, so ist sein Loos Verlust seiner Ehre, seines Vermögens, nach Umständen auch seines Lebens oder doch seiner Freiheit. Welch ein Schaden, welch eine Schande und welcher Kummer und Jammer wird dadurch seinen Angehörigen bereitet! Bleibt er aber vom weltlichen Arme unerreicht, so liegt doch auf seinem Gewissen die schreckliche Last des begangenen Mordes. Das Bild des Getödteten wird ihn wie eine Furie alle Tage seines noch übrigen Lebens verfolgen, das Andenken an den Mord sein Gewissen peinlich foltern, alle Freuden ihm verleiden und mit Betrübniß und Angst ihn erfüllen, und der Gedanke an den Tod und das Gericht wie ein fressender Wurm sein Leben vergiften und verzehren. O wie oft ist es schon geschehen, daß der Schuldige die ihn drückende Last und Folter nicht mehr geheim halten konnte, sondern hinging und sich selbst beim Gerichte anzeigte, oder auch, wenn von Gott

völlig verlassen, in der Verzweiflung sich selbst das Leben nahm! So muß auch die Rücksicht auf das eigene Wohl einen Jeden von dem schauerlichen Verbrechen des Mordes zurückhalten.

9) Es ist nicht bloß die äußere That, wodurch Jemand das Leben verliert, verboten, sondern auch der innere Wille, Jemand zu tödten, wenn auch die That nicht erfolgt.

Dem Willen nach werden gar Viele zu Mördern, die es der That nach nicht sind. Es gibt Manche, die Andern den Tod wünschen, oder die auch darum beten, daß sie sterben mögen, vielleicht um ihre Schätze zu erben oder aus andern eigennützigen Gründen. Diese haben offenbar lebensfeindliche Gesinnungen gegen ihren Nächsten und versündigen sich an seinem Leben, wenn sie auch Nichts unternehmen, was dem Leben desselben schädlich ist. Wer Jemand gerne sterben sieht, sagt Menne in seiner großen Katechese, ist ein Mörder in seinem Herzen, wenn er ihn auch nicht äußerlich erwürgt; denn er will ihn todt haben.

Noch offenbarer ist der innerliche Mord, wenn man solchen Leidenschaften sich überläßt, woraus häufig der thatsächliche Mord hervorzugehen pflegt, wie Haß, Zorn, Neid u. s. w. Deßwegen verbietet Christus nicht bloß den Mord, sondern sagt: Wer sich über seinen Nächsten erzürnt, ist des Gerichtes schuldig. Und der heilige Johannes schreibt: Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder. 1. Joh. 3, 15. Mit Recht schreibt der heilige Hieronymus: Da der Todschlag sehr oft aus Haß entsteht, so ist ein Jeder, der seinen Nächsten haßt, obschon er kein Schwert ergreift, doch schon im Herzen ein Mörder. In der That, wer mit Haß gegen den Nächsten erfüllt ist, der wird voll böser Wünsche gegen ihn sein. Er läßt diese Wünsche bei jeder Gelegenheit auch laut werden; denn wie oft ruft er aus: Wenn ich nur diesen Menschen nicht mehr sehen würde; wenn er sich nur den Hals bräche; wenn ihn der Blitz erschlüge! Sind dieses nicht mörderische Gesinnungen! Und wenn er sich an dem Nächsten nicht vergreift, und nicht zum wirklichen Mörder wird: was Anders hält ihn noch zurück, als weil er die Strafe fürchtet? Sehr oft aber läßt er sich von der Leidenschaft fortreißen, und wird auch der äußern That nach ein Mörder.

10) Auch der indirekte Mord ist verboten.

Man kann auch indirekter Weise, d. h. ohne Absicht und Willen, Jemanden um das Leben bringen, und so in einem höhern oder geringern Grade mit der Schuld eines Mörders beladen werden. Dieses geschieht, wenn man sträflicher Weise eine schuldige Handlung unterläßt, oder etwas Unerlaubtes thut, wodurch ein menschliches Wesen umkömmt. Wer z. B. eine schwangere Frau schlägt, wodurch der Tod der Leibesfrucht veranlaßt wird; wer wilde Thiere unzeitig losläßt, wodurch Menschenleben zu Grunde gehen; wer mit gefährlichen Waffen, wie mit Schießgewehren unvorsichtig umgeht; wer in lebensgefährliche Spiele oder ohne Noth in solche Waffenübungen mit Andern sich einläßt; eine Mutter, die ihr Kind zu sich in das Bett nimmt, und es unvorsichtiger Weise erdrückt; Aerzte und Apotheker, die schuldbarer Weise verkehrte Anordnungen treffen oder schädliche Arzneimittel geben; Krankenwärter, die etwas in ihrem Dienste versäumen; Gewerbsleute, die verdorbene Speisen reichen: — alle Diese und noch viele Andere können sich indirekter Weise eines Mordes schuldig machen. Am allermeisten aber erfolgen unbeabsichtete Tödtungen durch Raufereien, wovor nicht genug gewarnt werden kann, insbesondere die niedere Menschenklasse. Wer ferner Jemanden widerrechtlich viel Zorn, Kummer oder sonstiges Herzenleid verursacht, so daß dieser aus Gram dahinsiecht und zuletzt seinen Schmerzen u. s. w. erliegt, ist ebenfalls an seinem Tode schuldig. Solcher Tödtungen machen sich oft Kinder, Ehegatten, Untergebene, Dienstboten rc. gegen ihre Eltern, Gatten und Vorgesetzte schuldig. Wer endlich einem in offenbarer Todesgefahr Schwebenden die nöthige Hilfe, die er ihm überdieß leicht hätte leisten können, nicht gewährt, ist ebenfalls verhältnißmäßig an seinem Tode schuldig.

11) Man darf weder Andere, noch sich selbst verstümmeln.

Die Verstümmlung ist ein theilweiser Selbstmord; denn es wird dadurch irgend ein Glied des Körpers getödtet, indem man sich desselben entweder gänzlich beraubt, oder doch seines Gebrauches. Eine jede Verstümmlung, am eigenen oder fremden Leibe vorgenom-

men, ist daher immer ein Unrecht. Denn wie wir über den Körper im Ganzen kein unbedingtes Eigenthumsrecht haben, so daß wir mit ihm willkührlich verfahren dürften, und wie wir den ganzen Körper als ein Mittel zur Erreichung unserer Bestimmung ansehen müssen, und denselben nur in dieser Rücksicht nach Maaßgabe des Sittengesetzes gebrauchen dürfen: so verhält es sich auch mit seinen einzelnen Theilen. Keiner ist zwecklos vorhanden; ein jeder hat seine Bestimmung; ein jeder ist das Werk des weisen Schöpfers, dem wir für seinen Gebrauch verantwortlich sind; die Zerstörung eines wesentlichen Theiles übt auch auf die Brauchbarkeit des ganzen übrigen Körpers einen nachtheiligen Einfluß aus, wie z. B. die Abschneidung eines Fingers, die Zerstörung eines Auges u. s. w. Wie sehr die Kirche die Verstümmlungen am Leibe verabscheuet, geht daraus hervor, daß sie einen Solchen nach den alten Bußkanonen verurtheilte, ein ganzes Jahr hindurch an drei Tagen in jeder Woche zu fasten.

Aus der gegebenen Darstellung folgt von selbst, daß es nicht erlaubt ist, sich einen Zahn einzuschlagen, um dadurch zum Militär sich untauglich zu machen. Ebenso ist es verboten, sich zu kastriren, um eine bessere Singstimme zu erhalten; denn man würdiget sich dadurch zu einem bloßen Mittel zur Erreichung eines Zweckes herab. Ja, nicht einmal in der Absicht, sich vor unreinen Versuchungen zu bewahren, ist diese Verstümmlung zuläßig, weil man die natürlichen Neigungen nicht durch widernatürliche Mittel vernichten, sondern auf vernünftige Weise beherrschen soll.

Dabei kömmt aber noch zu bemerken, daß das Abnehmen unbrauchbar oder krank gewordener Theile des Körpers nicht bloß erlaubt, sondern sogar Pflicht ist, wenn durch eine solche Amputation der übrige Körper, und somit das Leben gerettet werden kann.

12) Die Procuratio abortus oder die Abtreibung der Leibesfrucht.

Eine eigene Art Mord ist die sogenannte procuratio abortus.

Die heiligen Väter eifern mit scharfen Erklärungen dagegen. Minutius Felix sagt: Es gibt Solche, welche durch eingenommene Arzneimittel den Ursprung des künftigen Menschen im Mutterleibe zerstören, und so einen Mord begehen, ehe sie gebären. — Der

heilige Hieronymus: Einige trinken zum Voraus die Unfruchtbarkeit, und begehen so einen Mord an dem noch nicht gezeugten Menschen. Andere sinnen, sobald sie sich schwanger fühlen, auf Abtreibungsmittel und sterben oft mit der Frucht und fahren so, eines dreifachen Verbrechens schuldig, zur Hölle: als Mörderinen an sich und an der Frucht, und als Ehebrecherinen Christi. Epist. 22. ad Eustochium. — Der heilige Augustin: Zuweilen geht die wollüstige Grausamkeit so weit, daß sie sogar Giftmittel anwendet, um Unfruchtbarkeit zu bewirken, und wenn diese Nichts nützen, die empfangene Frucht vor der Geburt tödtet. Dieses sind aber keine Ehegatten, wenn sie auch so genannt werden; sie besitzen keine Wahrheit der Ehe, sondern schützen einen ehrbaren Namen vor, um ihre Schändlichkeit zu verhüllen. De nupt. et concupiscent. lib. 1. c. 15.

Der heilige Alphons von Liguori sagt: Wer immer bei sich selbst oder bei jemand Andern die Leibesfrucht abzutreiben sucht, sündigt tödtlich, es mag die Frucht entweder bereits belebt oder noch nicht belebt sein; denn im ersten Falle begeht er einen wirklichen Mord, im zweiten aber hat er die Absicht zu tödten. Hiebei kömmt auf den Unterschied, den ehemals die Aerzte festhielten, daß nämlich die männliche Leibesfrucht am dreißigsten oder vierzigsten, und die weibliche am fünfzigsten oder achtzigsten Tage nach der Empfängniß belebt werde, Nichts mehr an.

Das Sündhafte einer solchen Handlung leuchtet auch ein; denn

1) sie ist ein wahrer und wirklicher Mord. So erklären eine solche Handlung die heiligen Väter, wie das oben angeführte Zeugniß des Minutius Felix bestätiget. Wir fügen noch einen Ausspruch von Tertullian bei. Dieser sagt: Verhindern, geboren zu werden, ist die Beschleunigung eines Mordes; es kömmt nicht darauf an, ob man ein zum Tageslicht befördertes Leben entreißt oder es im Werden zerstört. Ein Mensch ist auch der, welcher zukünftig ist.

2) Sie ist die größte Lieblosigkeit, ja Ungerechtigkeit gegen das schuldlose Geschöpf, welches gegen den ungerechten Angriff seines einzigen Gutes sich nicht schützen kann; sie ist die widernatürlichste und eine ganz unmenschliche Handlung, und der Ersatz dieses Raubes kann durch Nichts in der Welt mehr geleistet werden.

3) Sie ist die schändlichste Verachtung der Menschenwürde,

die sich schon im ersten Keim des werdenden Menschen vorfindet, und ist eine Versündigung am ganzen Menschengeschlechte.

4) Die Handlung ist um so unnatürlicher und das Verbrechen um so größer, wenn die Abtreibung der Leibesfrucht von Jenen vorgenommen wird, welche zum Dasein und zur Belebung derselben die ersten Keime gelegt haben, und die aus besonderer Pflicht schuldig sind, sie zu erhalten und zu schützen.

Diese ruchlose That wird daher mit Recht nicht bloß durch die bürgerlichen Gesetze, sondern auch von der Kirche mit nachdrücklichen Strafen belegt. So will Papst Sixtus V. in einer Bulle vom Jahre 1588 sie gerade so bestraft wissen, wie den Mord selbst, namentlich belegt er Solche mit der Exkommunikation, in welche sie durch die That selbst verfallen, und wovon nur der Papst lossprechen kann.

Indeß kömmt hier noch zu bemerken: Ereignet sich die Ablösung der Leibesfrucht durch besondere Zufälle, ohne daß sie gesucht oder auch nur gewollt wird, wie z. B. durch plötzlichen Schrecken u. s. w., so ist sie ohne moralische Schuld. Auch darf eine Mutter eine Arznei zur Herstellung ihrer Gesundheit nehmen, wenn auch dadurch, ohne es aber zu beabsichten, der Tod der empfangenen Frucht erfolgt. Dagegen darf man die Leibesfrucht nie abtreiben, um dadurch großer Schmach zu entgehen, oder um ein Skandal zu vermeiden.

Der Abortus erfolgt aber nicht bloß durch den Gebrauch gewisser Arzneimittel, sondern kann auch geschehen durch gröbliche Mißhandlung einer schwangern Person, durch unordentliche oder gewaltsame Beiwohnung derselben u. s. w. Eine solche Person selbst kann dazu Veranlassung geben: Durch körperliche Anstrengungen, wie Tragen schwerer Lasten, Tanzen u. s. w.; durch zu häufige Befriedigung des Geschlechtstriebes, durch heftige Gemüthsbewegungen 2c.

13) Von den Raufhändeln.

Eine häufige Ursache, sich selbst den Tod zu geben, oder Andere demselben zu überliefern, oder doch sich und Andern am leiblichen Wohle den empfindlichsten Schaden zuzufügen, sind die sogenannten Raufhändel.

Das Raufen ist nicht bloß eines vernünftigen Menschen über-

haupts, sondern noch mehr eines Christen unwürdig. Dadurch erniedriget man sich unter das unvernünftige Thier; denn dieses läßt seine Wuth durch Gewalt aus, und sucht, weil von keinem Maße geleitet, seinen Gegner mit Ungestüm zu überwältigen, zu verwunden oder gar zu tödten. Der vernünftige Mensch aber soll seinen Zorn beherrschen, und nicht durch rohe Gewalt, sondern von den dazu aufgestellten Gerichten sich Recht verschaffen. Der Christ insbesondere, der auch noch die linke Wange darbieten soll, wenn er auf die rechte geschlagen worden ist, soll, selbst angegriffen, das Maß der Nothwehr nicht überschreiten, viel weniger darf er muthwilliger Weise Raufereien veranlassen.

Wie kann man sich doch so weit vergessen, daß man in das Raufen eine gewisse Ehre setzen mag; daß man sich solcher Händel, wie vollbrachter Heldenthaten rühmt! Wie kann man sogar alle menschlichen Gefühle verläugnen, daß man an solch blutigen Schlägereien sein Wohlgefallen findet, und sie oft auf die leichtfertigste Weise veranlaßt!

O bedächte man doch die Folgen davon! Wie viele Menschenleben sind dadurch schon zu Grunde gegangen, wie viele Familien in das Elend gestürzt, wie viele unsterbliche Seelen in die Hölle hinabgeschleudert worden! Wer sich in solche Schlägereien einläßt, ist meistens schon verloren; denn vom Zorne übermannt, kennen weder er noch seine Gegner ein Maß mehr; sie machen von allen Mitteln Gebrauch; schlagen, stechen und hauen ins Unsinnige zu, und überzeugen sich meistens dann erst, daß sie zu weit gegangen sind, wenn es zu spät ist.

Möchte sich doch unsere Jugend vor solch traurigen Excessen in Acht nehmen! Kann man denn ohne Schlägereien nicht vergnügt sein? Will man sich denn um Kleinigkeiten willen oft sein ganzes Leben unglücklich machen?

Wer sich aber vor Raufereien hüten will, muß die Ursachen dazu meiden. Er nehme sich vor Zänkereien in Acht, sei mäßig im Trinken und habe mit rauflustigen Burschen keinen Umgang. Er reize Niemanden und hüte sich insbesonders vor Sticheleien, Hetzereien und muthwilligen Scherzen, die von dem Andern oft als Beleidigung hingenommen werden und leicht Excesse veranlassen.

14) Was hat der Mörder zu ersetzen?

Hievon handelten wir B. 4. S. 256 u. 257.

15) In welchen Fällen darf man dem Nächsten das Leben nehmen, ohne einen Mord zu begehen?

Es gibt Fälle, in welchen man dem Nächsten das Leben nehmen darf, ohne daß Solches ein Mord, oder die Handlung nur überhaupts unrecht wäre. Diese Fälle aber sind:

I. Die Hinrichtung der Verbrecher durch die Staatsgewalt. —

Daß diese Macht der obersten Staatsgewalt zukömmt, ist in der heiligen Schrift sehr deutlich ausgesprochen. Denn wir lesen: Leben um Leben. 2. Mos. 21, 23. — Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. 1. Mos. 9, 6. — Ihr sollt kein Geld von dem annehmen, der des Blutes schuldig ist; er soll selbst sterben. Denn das durch der Unschuldigen Blut verunreinigte Land kann nicht anders gereiniget werden, als durch das Blut dessen, der das Blut eines Andern vergossen hat. 4. Mos. 35, 31 u. 33. — Im neuen Bunde sagt Jesus: Alle werden durch das Schwert umkommen, die das Schwert ergreifen. Matth. 26, 51. — Joh. 19, 10. sagt Pilatus zu Christus: Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich los zu geben? Der Herr bestreitet dem Pilatus diese Macht nicht im Geringsten, sondern bestätiget sie vielmehr, indem er erwiderte: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre. — Der heilige Paulus schreibt: Die Obrigkeit trägt nicht umsonst das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut. Röm. 13, 4.

In neuester Zeit wollte man zwar die Todesstrafe abschaffen; allein man hat ja die Fürsten selbst nicht mehr gewollt, um so weniger konnte man ihre Prärogative schonen. Indeß ist das Recht über Leben und Tod selbst im Wesen der menschlichen Gesellschaft begründet. Denn betrachtet man einen Missethäter als einen öffentlichen Feind, der die rechtliche Ordnung der ganzen Gesellschaft angreift, so steht dieser das Recht der Nothwehr zu, und sie ist berechtiget, ihn seiner Rechte und selbst des Lebens zu berauben,

wenn sie sich nicht anders schützen kann. Ferners muß die Strafe dem Verbrechen angemessen sein und dasselbe sühnen. Beraubung des Lebens erscheint aber nach allgemeinem Gefühle der Menschheit als die höchste Strafe. Die Gerechtigkeit verlangt es also, daß das höchste Verbrechen auch mit der höchsten Strafe belegt werde. Wenn dessen Blut, der Blut vergossen hat, wieder vergossen wird, so ist auch zwischen Schuld und Strafe ein gewisses Verhältniß hergestellt; es geschieht dem Verbrecher, wie er selbst einem Andern gethan hat, und dem verletzten Rechte ist einige Genugthuung geschehen.

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, sind völlig unstichhaltig. Man sagt nämlich:

a) Das Leben des Menschen ist ein unverletzbares Gut; es darf also vom Staate nicht zerstört werden. — Ist das Leben des Menschen ein heiliges Gut, so darf es auch von keinem Mörder vernichtet werden. Geschieht dieses, so stört ein Solcher die moralische Ordnung, beraubt den Andern seines Rechtes, und macht sich dadurch auch des Seinigen verlustig. Er hat den Grund der Unverletzlichkeit zerstört, und kann daher nicht mehr fordern, an seinem Leben geschont zu werden. Ueberdieß ist das Leben des Menschen kein absolutes Gut, sondern den physischen und noch mehr den moralischen Gesetzen unterworfen.

b) Die Todesstrafe ist gegen das menschliche Gefühl, daher widernatürlich. — Nicht Alles, was dem menschlichen Gefühle widerstreitet, ist deßwegen widernatürlich und unzuläßig, sonst müßte dieses vom Tode selbst behauptet werden, der nicht minder das menschliche Gefühl angreift. Hier dürfen überhaupts nicht die individuellen Gefühle maßgebend sein; denn es handelt sich um die verletzte Gerechtigkeit, die Sühnung verlangt.

c) Jede Strafe muß Besserung zum Zwecke haben; nach verhängter Todesstrafe kann der Verbrecher diese nicht mehr wirken: also ist sie unstatthaft. — Es handelt sich bei Verhängung einer Strafe nicht bloß um Besserung des Verbrechers, sondern vorzüglich auch um Sicherung des verletzten Gesetzes. Letzterer Zweck wird vollkommen erreicht; aber auch zur Erreichung des erstern ist Gelegenheit gegeben; denn gerade die in Aussicht gestellte, ja schon ausgesprochene Todesstrafe ist geeignet,

den Verbrecher zu erschüttern und ihn vor der Hinrichtung zur Buße zu bringen.

d) Das Christenthum hat die Todesstrafe aufgehoben. Diese Einwendung beruht auf einem offenbaren Irrthum. Von der Abschaffung der Todesstrafe findet sich nirgends die leiseste Spur. Im Gegentheil wird im ganzen neuen Testament die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überall vorausgesetzt. Gott wollte und konnte die Obrigkeit, als die Vollstreckerin seines Willens und die Hand seiner Gerechtigkeit, nicht abschaffen. Er bleibt immer der heilige Gott, und sein Abscheu gegen das Verbrechen nimmt nie ab. Auch im neuen Bunde hat Gott der Obrigkeit das Schwert verliehen, daß sie es gebrauche zur Strafe für die Sünder. Darum heißt es: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe. Röm. 13, 1—4.

Dabei kömmt aber noch zu bemerken:

1) Das Recht, mit dem Tode zu bestrafen, steht nur der öffentlichen Gewalt zu, und darf daher von Privaten nie ausgeübt werden.

2) Die Todesstrafe soll nur wegen enormer Verbrechen verhängt werden, die von der Art sind, daß dadurch die Bande der Gesellschaft zerrissen, die öffentliche Sicherheit aufgehoben, und statt des allgemeinen Friedens ein Zustand eines privaten Angriffskrieges eingeführt würde. Dergleichen Verbrechen sind vorzüglich der Menschenmord, Straßenräubereien rc.

3) Das Todesurtheil muß über den Verbrecher von den zuständigen Gerichten nach strengster Gerechtigkeit gefällt werden.

4) Den zum Tode Verurtheilten muß die Tröstung der Religion und die Vorbereitung zum Tode gestattet werden.

5) Bei der Vollstreckung der Todesstrafe darf die Würde der Menschheit und der Wohlanstand nicht verletzt werden. Auch hieher beziehen sich die Worte des Apostels: Alles geschehe wohlanständig und mit Ordnung. 1. Corinth. 14, 40.

II. Ein gerechter Krieg. Hievon ist unten besonders gehandelt.

III. Die Nothwehr. Auch hievon handeln wir unten besonders.

16) Von der Nothwehr.

Das Naturrecht erlaubt, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, und dem Angreifer, der ungerechter Weise einem das Leben, oder was zur ehrbaren Erhaltung desselben nothwendig ist, wie zeitliche Güter, den Gebrauch der geraden Glieder rc., entreißen will, zuvorzukommen und ihn nach Umständen selbst zu tödten; es muß jedoch dieses in der Absicht geschehen, sich selbst zu vertheidigen, und zugleich mit Mäßigung, d. h. man darf keinen größern Schaden zufügen und keine größere Gewalt gebrauchen, als nöthig ist, den Angriff abzuwehren. Damit stimmen die gewichtigsten Lehrer der Kirche überein. So der heilige Augustin, der heilige Thomas und viele der berühmtesten Moralisten. Der heilige Thomas sagt: Wenn ein Dieb in ein Haus einbricht, um zu stehlen, und in dem darüber entstandenen Kampfe eine Wunde erhält, an welcher er stirbt, so ist der, welcher sie ihm beigebracht hat, kein Mörder. Noch mehr, fährt derselbe fort, ist es erlaubt, sein Leben zu vertheidigen, als sein Haus. Auch der Römische Katechismus sagt: Es ist erlaubt, den Andern zu tödten, um sein Leben zu retten. — Die Vernunft billigt dieses Verfahren; denn Niemand ist schuldig, das fremde Leben seinem eigenen vorzuziehen, um so weniger, da es vom freien Willen des Angreifers abhängt, die Gefahr für sein Leben abzuwenden, wenn er den ungerechten Angriff unterläßt. Auch erfordert die natürliche Billigkeit, daß eher der ungerechte Angreifer, als der unschuldig Angegriffene sein Leben verliere, wo eine andere Wahl nicht übrig ist, als daß Einer von Beiden sterbe. Auch die heilige Schrift stimmt damit überein; denn 2. Mos. 22, 2. lesen wir: Wenn ein Dieb in ein Haus einbricht oder es untergräbt, und er wird betroffen und geschlagen, daß er stirbt, so soll der Todtschläger des Blutes nicht schuldig sein. Dieses erkannten auch die Heiden als gerecht. So soll nach den Gesetzen der zwölf Tafeln bei den Römern der, welcher einen nächtlichen Dieb, welchen er ohne seine eigene Gefahr nicht schonen konnte, getödtet hat, ungestraft bleiben. Und Cicero bemerkt: Dieses Gesetz ist kein geschriebenes, sondern ein angebornes, welches wir nicht erlernt, sondern aus der Natur selbst ergriffen, ja herausgezogen haben.

Man wendet freilich ein: Der ungerechte Angreifer ist im Zu-

stande der Sünde, und daher in Gefahr, ewig verloren zu gehen, wenn er auf solche Weise umkömmt; das ewige Heil eines Andern ist aber als höheres Gut dem zeitlichen Leben vorzuziehen. — Wir sagen dagegen kurz: Es mag hie und da räthlich sein, wegen des Seelenheiles eines Andern mit frommem Heroismus sein eigenes Leben hinzuopfern; aber eine Pflicht ist es nicht, ja nicht einmal für alle Fälle zu rathen, weil dadurch dem Verbrecher nur Vorschub geleistet würde. Ueberdieß besteht keine Gewißheit, ob der ungerechte Angreifer nach seiner That sich bessern werde; die Erfahrung lehrt vielmehr, daß solche Frevler ihr Handwerk gewöhnlich so lange forttreiben, bis es ihnen durch eine höhere Macht niedergelegt wird. Der Verlust des eigenen Lebens ist also gewiß, die Besserung des Angreifers bloß möglich: das wirkliche Gut aber geht dem möglichen vor. Möglich ist aber auch, daß der Angreifer seine That bereut, wenn er sieht, daß er durch die Waffen der Selbstvertheidigung unterliegt. Endlich läßt sich billig bezweifeln, ob der Angegriffene bezüglich seines eigenen Gewissens so ganz sicher sein kann, und seine Erhaltung nicht auch aus dieser Rücksicht als nothwendig erscheint.

Bei Allem aber hat die Selbstvertheidigung ihr Maaß und ihre Grenzen. Wir sagen daher bezüglich derselben noch:

1) Wenn Jemand von der Obrigkeit oder den Dienern der Gerechtigkeit zur Strafe seiner Verbrechen, oder um vor Gericht gestellt zu werden, angefallen oder zum Tode geführt wird, darf man sich nicht widersetzen und die Diener der Gerechtigkeit nicht angreifen; denn dieß heißt nicht ungerechter, sondern gerechter Weise angegriffen werden.

2) Es kann so lange von keiner Nothwehr die Rede sein, als man nicht wirklich angegriffen wird. Es ist auch nicht erlaubt, jenen noch zu tödten oder zu verwunden, der nach beigebrachtem Streich davonläuft, oder der vermöge der ihm bereits zugefügten Verwundung nicht mehr schaden kann.

3) Wenn Jemand weiß, daß ihn sein Feind zu tödten aufsucht, darf er diesem nicht zuvorkommen und ihn umbringen, um ihn außer Stand zu setzen, tödten oder verwunden zu können. Dieß wäre keine Nothwehr, sondern ein Angriff, eine Rachsucht.

4) Man darf keinen größern Schaden zufügen, als zur Ret-

tung des eigenen Lebens nothwendig ist. Wenn man daher durch Verwundung, durch Beraubung eines Gliedes oder auf andere Weise sich retten kann, darf man den Gegner nicht tödten. Doch sagt der heilige Alphons von Liguori, daß die Flucht die nicht zu wählen haben, denen sie zur Schande gereichte, wie den Officieren.

5) Der Gegner mag noch so lasterhaft und der Angriff noch so frevelhaft sein, so darf man bei der Nothwehr doch nie von der Rache oder vom Haß sich leiten lassen; man darf auch nie den Willen haben, den Angreifer zu tödten, sondern nur die Absicht, sich zu retten.

6) Wenn der Angreifer eine öffentliche, dem allgemeinen Wesen höchst nützliche Person wäre, wollen bedeutende Moralisten die Nothwehr nicht erlauben; denn sie sagen, das Leben eines solchen Mannes gehe dem einer Privatperson vor.

7) Es ist auch nicht erlaubt, einen Dieb wegen der Entwendung unbedeutender Dinge zu tödten. Daher hat Papst Innocenz XI. den Satz verdammt: es dürfe ein Dieb um Eines Geldstückes wegen getödtet werden. — Gewöhnlich gestatten die Moralisten gegen nächtliche Diebe eine größere Freiheit, als gegen jene, die bei Tag stehlen. Ueberhaupts muß man hier sagen: Es ist nicht erlaubt, einen Angreifer auf das Vermögen zu tödten, wenn keine Gefahr des Lebens dabei bevorsteht; denn zeitliches Vermögen ist ein geringeres Gut, als das Leben des Angreifers. Ist hingegen das eigene Leben in Gefahr, so darf man einen solchen ungerechten Angreifer auf zeitliches Vermögen allerdings tödten. Dieser Fall ist aber gegeben, wenn man von einem Räuber mit Mordgewehr angegriffen wird; wenn man sein Eigenthum vertheidigt, und der Angreifer zur lebensgefährlichen Gegenwehr sich stellt; wenn man Einem das gewaltsam entreißen will, was das nothwendige Mittel ist, unser oder das Leben der Unserigen zu erhalten, ohne Hoffnung, es je wieder zu erlangen, z. B. eines Schiffes, eines Postwagens rc., worauf das sämmtliche Vermögen der Eigenthümer ist.

8) Wenn bei einem Angriff auf die Keuschheit die angegriffene Person keine anderen Mittel hat, sich vor der Nothzüchtigung zu bewahren, so darf sie nach dem Urtheile der bedeutendsten Moralisten den Angriff auch mit dem Tode des Angreifers abtreiben. Denn Leben und Keuschheit sind die höchsten unter den Gütern,

und letztere steht noch höher, als ersteres. Nun darf man zur Rettung seines Lebens den ungerechten Angreifer tödten; folglich auch zur Rettung seiner Keuschheit; dieses um so mehr, als die angegriffene Person nicht weiß, ob sie stark genug sein werde, in die Sünde nicht einzuwilligen, sondern dem gefühlten Reize beharrlich widerstehen werde. Endlich lassen sich die Folgen, die aus einer solchen Handlung für Körper und Geist hervorgehen, gar nicht berechnen. Mit der gewaltsamen Verübung von Unzucht können nicht bloß Verlust der Gesundheit, sondern auch Gefahr für das Leben verbunden sein. Sehr schwer kann man Andern auch beweisen, daß man Gewalt erlitten hat. Auch die heilige Schrift spricht sich dahin aus; denn sie stellt einen solchen Angriff einem Menschenmorde gleich und setzt die Todesstrafe darauf. Deuter. 22, 25.

9) In keinem Falle ist es erlaubt, Jemanden wegen seiner Angriffe auf die Ehre zu tödten. Mit Recht hat daher Papst Alexander den Satz verdammt: Es ist einem Religiosen oder Kleriker erlaubt, den Verläumder zu tödten, wenn dieser droht, entweder dem Ordensmann selbst oder seinem Orden schwere Verbrechen öffentlich und vor angesehenen Männern aufzubürden, und kein anderes Mittel, als seine Ermordung, um davor sich zu bewahren, übrig ist. Deßgleichen hat Papst Innocenz XI. folgenden Satz verdammt: Es ist einem Ehemanne erlaubt, einen Angreifer zu tödten, der darauf ausgeht, ihn arg zu verläumden, wenn dieses Unrecht nicht anders vermieden werden kann. —

10) Man darf auch Jene aus vorgeblicher Nothwehr nicht tödten, welche falsches Zeugniß wider einen ablegen; deßgleichen nicht ungerechte Richter, obschon das Leben auf andere Weise nicht gerettet werden kann; auch jene nicht, welche nach unserm Dafürhalten etwa erst künftig Gewalt gegen uns gebrauchen werden. Die Päpste haben auch die hierauf bezüglichen Sätze, welche das Gegentheil behaupten, verdammt. So verdammte Alexander VII. die Behauptung: Es ist erlaubt, einen falschen Ankläger, falschen Zeugen und auch einen Richter, von dem ein ungerechtes Urtheil gewiß bevorsteht, zu tödten, wenn der Unschuldige auf keinem andern Weg den Schaden abwenden kann. Ebenso ist der Satz verdammt: Es ist nicht nur erlaubt, das, was wir in der That be-

sitzen, durch tödtliche Wehre zu vertheidigen, sondern auch jenes, worauf unser Recht anfängt und was wir zu besitzen hoffen.

11) Dagegen ist es erlaubt, das Leben des Nächsten selbst mit Ermordung des ungerechten Angreifers zu vertheidigen. So hat auch Moses den Aegyptier getödtet, indem er den vertheidigte, welcher von ihm Unrecht litt.

17) Vom Kriege.

Nachdem wir vom Kriege bereits den nöthigen Begriff gegeben, und auch von seiner Eintheilung gesprochen haben, ist hier noch zu zeigen:

I. Daß der Krieg erlaubt sei.

Die Kriege sind zwar ein Uebel, und sollten unter Christen immer seltner werden; aber doch kann man sie nicht unter allen Verhältnissen unerlaubt erklären. Denn die Staaten befinden sich gegenüber im Zustande der natürlichen Gleichheit und kennen keinen Richter auf Erden über sich an; es gibt daher in der gegenwärtigen Lage der Dinge, so sehr es auch zum Wohle der Menschheit zu wünschen wäre, in gewissen Fällen kein anderes Mittel der Sicherstellung und Selbsterhaltung, als Gewalt oder Krieg. Würde nun ein Staat die Ueberzeugung hegen, Krieg sei ihm durchaus unerlaubt, so setzte er sich in solchen Fällen der Gefahr aus, von andern Staaten überfallen und vernichtet zu werden. Deßwegen besteht auch in allen civilisirten Staaten neben dem Lehr- und Nährstande auch der Wehrstand, und wird nicht minder als wichtig und nothwendig anerkannt, als die beiden andern. Der äußerste Grad der Nothwehr und Selbsthilfe, schreibt Hirscher in seiner Moral, ist der Krieg. Dieser darf und muß eintreten, wenn alle andern Mittel erschöpft sind, und ein unveräußerliches Gut in Frage steht. Der Krieg ist in solchem Falle ebenso geheiliget, als es die Nothwehr zwischen Privaten und die leibliche Beschädigung des Gegners in dem Falle ist, wenn ein anderes Mittel, ein unveräußerliches Gut sich zu erhalten, nicht ist. Der Krieg ist die Nothwehr der Völker; und auch dazu, die Gerechtigkeit zwischen Volk und Volk zu schützen, ist das Schwert von Gott verliehen.

Die Offenbarung ist der Zulässigkeit des Krieges nicht entgegen, sondern vielmehr dafür. Daher lesen wir: Es ist eine Zeit

des Krieges und eine Zeit des Friedens. Pred. 3, 8. — In der heiligen Schrift wird von Gott gesagt, daß er der Herr und mächtig im Kriege sei. Ps. 23, 8. Oft heißt Gott auch der Herr der Kriegsheere. Nach der Sprache der heiligen Schrift ist der Krieg ein Mittel der Strafgerechtigkeit in der Hand Gottes. Cf. 5. Mos. 28, 25., Jerem. 4, 5., Ezech. 5. u. s. w. Auch werden 5. Mos. 20 eigene Kriegsgesetze gegeben. Es ist ferner bekannt, mit welcher Begeisterung die Propheten oft zum Kriege entflammten. Die Juden führten auch oft Kriege, und waren der Ueberzeugung, daß Gott selbst mit ihnen in den Krieg ziehe und ihnen den Sieg erringen helfe. 2. Mos. 17, 9. Sirach 47, 6. ꝛc. Daher sangen sie dem Herrn auch Danklieder nach errungenem Siege. — Im neuen Bunde macht Jesus aufmerksam darauf, daß, wer Krieg führen will, das Verhältniß der Streitkräfte erwägen soll. Luk. 14, 31. — Der Vorläufer Jesu, der heilige Johannes, befahl den Soldaten, die ihn fragten, was sie thun müßten, um das Heil zu erlangen, nicht, ihren Stand als einen unmoralischen zu verlassen, sondern mit ihrem Solde sich zu begnügen, und Niemanden Gewalt anzuthun. Luk. 3, 14. — Der Hauptmann Cornelius wird in die Kirche aufgenommen, ohne daß er seiner Stelle zu entsagen hatte. Apostelg. 10. — Der heilige Paulus rühmt Hebr. 11, 34. Männer, die als tapfere Krieger über feindliche Heere Meister geworden sind.

Die Kirche hat den Soldatenstand und auch die Kriege an und für sich noch nie mißbilligt; sie verrichtete vielmehr von jeher ihre Gebete, um Glück und Segen auf die Waffen christlicher Regenten herabzuflehen und feierte Dankfeste für errungene Siege. Die Kirche zählt auch viele Heilige, die dem Soldatenstande angehören. Es hat zwar heilige Väter gegeben, die dem Kriege unhold waren, ja ihn selbst verwarfen, z. B. Tertullian de corona milit. 9. Origenes advers. Celsum lib. V. 33. u. s. w. Allein daß der Krieg an und für sich etwas Unvollkommenes ist, daher als ein Uebel, aber als ein nothwendiges bezeichnet werden muß: wer wird hiemit nicht einstimmen? Bei allem dem ist er aber nicht an und für sich unzulässig und für alle Fälle verboten. Dieß erkannten auch die meisten heiligen Väter, und einer der erleuchtetsten unter ihnen, der heilige Augustin, sagt: Was wird im Kriege ge-

tadelt? Etwa daß jene, die doch einst sterben werden, sterben, oder daß jene, die im Frieden leben wollen, herrschen? Dieß tadelst du; aber das ist Sache furchtsamer, nicht frommer Menschen. Das, was man in Kriegen mit Recht tadelt, ist die Begierde zu schaden, die Grausamkeit der Rache, ein feindseliges und unversöhnliches Gemüth, wilder Aufruhr. Contr. Manich. — Wiederum sagt derselbe: Kriegsdienst thun ist kein Verbrechen, aber ihn thun wegen der Beute, ist Sünde. Deßwegen ist den Soldaten aus Klugheit ein Sold bestimmt, damit sie nicht, wenn sie auf Lebensmittel ausgehen, als Räuber umherschwärmen.

II. Was dazu gehöre, daß der Krieg erlaubt sei.

Nicht ein jeder Krieg ist erlaubt, sondern nur der, welcher rechtmäßig unternommen und geführt wird. Dazu wird aber erfordert:

1) Daß er von der höchsten Obrigkeit im Staate unternommen und angekündiget wird; denn nur ihr ist in dieser Beziehung das Schwert anvertraut. Daher sagt der heilige Thomas von Aquin: Um Krieg führen zu dürfen, ist das Ansehen dessen nothwendig, der hiezu die Gewalt hat; ein Privatmann kann keinen Krieg beginnen, sondern muß sein Recht bei den höheren Gerichten suchen.

2) Es muß eine gerechte Ursache dazu vorhanden sein. Daher ist der Fürst schuldig und verpflichtet, mit Hilfe seiner Rathgeber wohl zu erwägen, ob der zu unternehmende Krieg auf Gerechtigkeit sich fußt; auch soll nicht zu schnell, sondern erst, wenn alle übrigen Mittel fruchtlos versucht worden sind, zum Kriege geschritten werden. Auch muß die Ursache, die den Krieg veranlaßt, höchst wichtig sein, und die ganze Gesellschaft betreffen. Hirscher bemerkt in dieser Hinsicht: Es muß Ehre, Freiheit, Leben und Recht eines ganzen Volkes, nicht etwa bloß der Ehrgeiz eines Einzelnen angegriffen sein. Ein Krieg um untergeordneter Interessen willen ist immer etwas dem Christenthum Widersprechendes. Wenn es ein Gut betrifft, welches von einem Volke gemißt werden kann, warum gibt es dasselbe nicht lieber hin? Schön sagt Cicero: Nullum bellum a civitate optima suscipitur, nisi pro fide aut pro salute. Hirscher fährt fort: Ein Krieg, ehe noch alle andern Mittel, die das Unrecht abwehren können, erfolglos erschöpft sind, ist ein unermeßliches Uebel, das vielleicht hätte vermieden werden können,

und dessen Verantwortung auf dem Heftigen, Leichtfertigen, Leidenschaftlichen liegt, der es ohne Noth hervorgerufen hat.

3) Er muß in der rechten Absicht unternommen werden. Man darf nicht aus Haß Krieg führen, nicht aus Eroberungssucht, sondern aus Liebe zum allgemeinen Beßten und in der Absicht, der verletzten Gerechtigkeit Genugthuung zu verschaffen. Wenn daher der Gegentheil die entsprechende Genugthuung zu leisten bereit ist, soll man sogleich vom Kriege wieder abstehen. Indeß ist es nicht unrecht, eine billige Kriegsentschädigung von dem schuldigen Theile zu fordern. Uebrigens soll man den Krieg nie um seiner selbst, sondern um des Friedens wegen führen. Daher soll die Absicht beim Kriege immer auf den Frieden zielen.

III. Von dem, was während des Krieges geschehen darf.

Hierüber bemerken wir:

In einem gerechten Krieg hat zunächst ein Jeder, der nach den Landesgesetzen zu den Waffen gerufen wird, die Pflicht, diesem Ruf zu folgen. Uebrigens steht weder den Unterthanen, noch den Soldaten über die Gerechtigkeit eines Krieges ein Urtheil zu; nur wer in auswärtige Kriegsdienste tritt, soll zuvor erwägen, ob auf Seite derjenigen, zu welchen er sich gesellen will, auch das Recht steht; denn einer offenbar ungerechten Sache dürfte er nicht dienen. Im Kriege selbst ist feige Flucht oder das Verlassen der Fahne, zu welcher Jemand geschworen hat, unerlaubt und schimpflich. Ein Solcher verletzt entweder als Unterthan die Pflicht, seine Kräfte zum Wohle des Staates anzuwenden, oder er handelt als angeworbener Soldat gegen den Vertrag, nach welchem er seine Soldatendienste gegen Sold versprochen hat; er bricht auch den Eid, womit er zur Fahne geschworen hat, und in so ferne er Waffen mitnimmt oder Andere zu diesem Schritte verleitet, handelt er auch gegen die Gerechtigkeit.

Aus dem Rechte des Staates, gerechten Krieg zu führen, ergibt sich als Folgerung das, was während desselben erlaubt und nicht erlaubt ist. Es ist im Allgemeinen rechtlich, alle kriegerischen Waffen und Mittel anzuwenden, welche nothwendig, tauglich und üblich sind, den Zweck des Krieges zu erreichen. Demnach darf der, welcher einen gerechten Krieg beginnt, dem feindlichen Volke

zuvorkommen, in sein Land gewaltsam eindringen, einen Jeden, der sich in den Stand des Angriffes setzt, entwaffnen, gefangen nehmen, nach Umständen auch verwunden und tödten, und ihn eines jeden Mittels berauben, was seine feindlichen Absichten befördern könnte. Demnach soll

a) der Soldat tapfer streiten; aber nicht aus Mordlust. Er darf dem Gegner schaden, so weit es zweckdienlich ist; aber ohne grausam zu sein. Insbesonders ist es nicht erlaubt, friedliche Landesbewohner, wehrlose Personen, Kinder und Weiber zu mißhandeln; auch jene, welche die Waffen strecken, oder kranke feindliche Soldaten darf man nicht tödten.

b) Es ist erlaubt, sich nicht bloß der Waffen zu bedienen, sondern auch Kriegsliste anzuwenden, um Niederlagen zu bewirken; aber unerlaubt ist es, solcher Mittel sich zu bedienen, die durch das Natur- und Völkerrecht verboten sind, wie z. B. Vergiftung oder Meuchelmord feindlicher Krieger oder ihrer Anführer, Vergiftung der Brunnen oder der Lebensmittel.

c) Es ist erlaubt, feindliche Lager und feste Plätze zu erobern, Beute vom Feinde, vom feindlichen Lager zu machen, die Munition des Feindes zu zerstören, seine Magazine zu verbrennen; aber unrecht ist es, friedliche Wohnungen, den Fall der äußersten Nothwendigkeit ausgenommen, in Brand zu stecken; auch das Plündern ist den Soldaten an und für sich nicht gestattet, wenn nicht die Anführer für gewisse Fälle ausdrücklich die Bewilligung ertheilt haben.

d) Was die Anführer insbesonders betrifft, so haben sie die Pflicht, ihre Leute wohldisciplinirt zu erhalten und Unordnungen bei denselben ernstlich zu ahnden und zu bestrafen. Sie müssen aber denselben auch den bedungenen Sold reichen und sind für alle Veruntreuungen in ihrem Gewissen zur Restitution verpflichtet.

18) Ueber das Duell.

a) **Begriff und geschichtliche Entwicklung des Duells.** — Unter Duell versteht man nach heutigem Sprachgebrauch den Kampf zwischen Zweien zur Genugthuung und Sühnung einer erlittenen Kränkung oder Verletzung.

Das früheste Alterthum kennt diese Art Duell nicht. Es kommen wohl schon in der vorchristlichen Zeit Zweikämpfe vor; diese

hatten aber einen ganz andern Grund: sie wurden von den Auserwähltesten des Volkes geschlagen, um durch sie Kriege zu beendigen oder sonst eine wichtige Sache zur Entscheidung zu bringen. Ein Zweikampf dieser Art war jener des Goliath mit dem David. Aus der Römischen Heldenzeit sind die siegreichen Kämpfe dieser Art von Manlius Torquatus, Valerius Corvus und Andern bekannt. Manchmal waren auf beiden Seiten der Kämpfenden mehrere; so kämpften unter dem Könige Tullus Hostilius die drei Horatier mit den drei Kuriatiern; der Sieg jener über diese entschied die Herrschaft Roms zum Nachtheil der Albaner.

Unser heutiges Duell ist ein trauriges Ueberbleibsel aus der Zeit der Ordalien und des Faustrechts. In den Zeiten nämlich, wo das Christenthum die Herzen noch nicht tief genug durchdrungen hatte, und auch die Rechtsfrage in der unvollkommensten Weise gehandhabt wurde, nahm man, um eine Streitsache in letzter Instanz schneller und einfacher zu einem Ende zu bringen, seine Zuflucht zu den sogenannten Ordalien oder Gottesurtheilen, indem man glaubte, Gott werde durch diese Proben den Unschuldigen zu erkennen geben und schützen. Man vergaß aber dabei ganz auf das Wort der heiligen Schrift: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen. Zu diesen Ordalien gehörte auch der gerichtliche Zweikampf. Die ersten Spuren hievon finden sich bereits im sechsten Jahrhunderte. Der gerichtliche Zweikampf wurde zwar in die alemanische, bayrische, longobardische und fränkische Gesetzgebung aufgenommen, und man umgab ihn selbst mit gewissen kirchlichen Ceremonien; allein die Kirche selbst hat ihn von jeher gemißbilliget, und dieses insbesondere durch ihre Oberhäupter, die Päpste, ausgesprochen. So sagt schon Papst Nikolaus im neunten Jahrhundert in einem Schreiben an Kaiser Karl den Kahlen: Die Aufnahme des Zweikampfes ins Gesetz wird nirgends von einer göttlichen Autorität gebilliget, da alle diejenigen, welche ihn oder Aehnliches anwenden, nur als Gott versuchend erfunden werden. Später eifern die Päpste Innocenz II., Eugenius III., Alexander III., Cölestin III. und Innocenz IV. dagegen. Als nun der gerichtliche Zweikampf durch die vielen Bemühungen der Päpste und anderer einflußreicher Männer allmählig außer Gebrauch kam, blieb der Privatzweikampf, und zwar hauptsächlich für die Entscheidung in Ehrensachen als

Ueberbleibsel des gerichtlichen bestehen, wenn er gleich hinsichtlich des Zweckes und des Motivs himmelweit von diesem verschieden war. Dieses geschah seit dem vierzehnten Jahrhundert. Muß nun schon über die Statthaftigkeit des Zweikampfes, als eines solchen, der Stab gebrochen werden, so noch mehr über das Duell, dessen Quelle eine in jeder Beziehung unchristliche und sündhafte ist.

Gerade in den Zeiten, wo man zur Entscheidung schwieriger Rechtsfälle wegen Mangels geordneter Gerichte seine Zuflucht zu den Ordalien nahm, suchte der Mächtige selbst sein Recht und setzte dasselbe in die Spitze seines Schwertes, in das Uebergewicht seiner Macht und körperlichen Stärke. So entstund besonders bei den deutschen Völkern das Faustrecht. Die Kirche war bemüht, auch diesem Unwesen zu steuern, und wenn sie auch anfänglich nicht im Stande war, es ganz aufzuheben, so suchte sie doch durch gewisse Gesetze und Anordnungen die Rohheit der Zeit und den Mißbrauch der Gewalt zu mildern. Dieses geschah durch den sogenannten Gottesfrieden, wornach vom Mittwoch Abends bis Montag Morgens alle Fehden ruhen mußten, was auch bezüglich der Advents- und Fastenzeit galt; endlich aber wurde durch Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 der ewige Landfriede eingeführt und ein jeder Streit vor das Reichskammergericht zur Entscheidung gebracht. Von diesem Faustrechte nun, das nur in den rohesten Zeiten Geltung hatte, und um so mehr außer Uebung kam, als Gesittung und Christenthum die germanischen Völkerstämme durchdrang, ist das Duell ein Abkömmling, und hat hievon, wie vom gerichtlichen Zweikampf, seine Herkunft; denn gerade in den Zeiten, wo die Anwendung des gerichtlichen Zweikampfes und des Faustrechts allmählig zu Ende ging, finden wir die ersten Spuren des Duells als des Kampfes zweier Personen zur Wahrung gekränkter Ehre und Genugthuung für zugefügte Beleidigung.

b) Unzulässigkeit des Duells vom Standpunkte der Vernunft. — Das Duell wird für eine Ehrensache angesehen, und dadurch soll es gerechtfertiget und vernünftig sein. Aber kein Schluß ist irriger, als dieser. Das Vorurtheil eines Standes und selbst einer Nation kann eine an sich unerlaubte Sache nicht zu einer Ehrensache machen. Das Duell erscheint hinsichtlich

des Zweckes, um dessen willen es vorgenommen wird, als ein rein willkührliches, ungeeignetes Mittel. Dadurch, daß sich zwei, von denen der Eine der Beleidigte, der Andere der Beleidiger ist, unter Beobachtung gewisser, conventioneller Gesetze schlagen oder schießen, soll das Unrecht gesühnt, die Ehrensache erlediget sein. Hier waltet weder Vernunft, noch Recht; denn was hat das Schlagen, Stechen oder Schießen mit Sühnung der Ehre gemein? Die Uebereinkunft macht eine tolle Sache nicht vernünftig, gerade so wenig als es vernünftig wäre, wenn man zur Beilegung einer Streitsache nach gegenseitiger Uebereinkunft aus dem zweiten Stockwerk eines Hauses herabspringen und Alles für geschlichtet halten würde, nachdem Einer den Hals gebrochen hat. Es sind überhaupts beim Duell drei Fälle möglich: entweder wird der beleidigende Theil verwundet oder getödtet, oder der beleidigte oder sogar beide. Im ersten Falle erlitte der Beleidiger eine gewisse Strafe für sein Unrecht, aber keine angemessene, indem die Strafe nicht nach der Größe seiner Schuld bemessen, sondern dem bloßen Zufall anheim gegeben wird. Im zweiten Falle, wo der Beleidigte unterliegt, hat er zu dem ersten Uebel noch ein neues dazu; im dritten ist statt der Entscheidung eine Gräuelscene gegeben. Die Vernunft kann also das Duell eben so wenig billigen, als sie eine gewöhnliche Rauferei oder Schlägerei gutheißen kann; sie muß vielmehr in beiden Fällen rohe Gewalt und gesetzlose Willkühr erblicken.

c) Verwerflichkeit des Duells vom moralischen Standpunkte aus. — Die christliche Moral setzt einen Duellanten einem Todtschläger oder Selbstmörder an die Seite. In der doppelten Gefahr, das eine oder das andere oder sogar beides zugleich zu werden, befindet sich der Duellant, und daß er nicht selbst oder der Andere fällt, hängt entweder vom reinen Zufalle, oder von der Geschicklichkeit, mit den Waffen umgehen zu können, ab. Sein eigenes und zugleich das Leben eines Andern in solcher Weise auf das Spiel zu setzen, muß als ein schweres Verbrechen bezeichnet werden. Dabei verzichtet der Duellant auf die Erreichung seiner Bestimmung, die ihm geradezu unmöglich werden kann. Wie schrecklich ist es, im Duell zu fallen; ohne die Möglichkeit der Buße vor Gottes Gericht zu erscheinen, oder seinen Mitmenschen in diese Lage zu versetzen! Mit Recht hat daher die Kirche in ihren Vor-

stehern das Duell von jeher strenge verboten. Die Synode von Valence im Jahre 855 verhängt über jeden Duellanten dieselbe Kirchenstrafe, wie über einen Mörder, und verweigert dem Gefallenen das kirchliche Begräbniß. Von den Päpsten eiferten gegen das Duell im achten Jahrhundert Nikolaus, im neunten Stephan IV.; dann im zwölften Innocenz II., Eugen III., Alexander III. und Cölestin III.; im dreizehnten Innocenz IV. Papst Julius II. verbietet im Jahre 1509 eine jede Art von Zweikampf; ebenso erließen Verbote dagegen unter Androhung besonderer Strafen: Leo X., Clemens VII., Pius IV. und Gregor XIII., sämmtlich dem sechszehnten Jahrhundert angehörend. Das Concilium von Trient sagt sess. 25. c. 19. de reformat. über das Duell: Der verabscheuungswürdige Gebrauch des Duells, der auf Anstiften des Teufels eingeführt ist, damit er durch den blutigen Tod der Leiber auch den Untergang der Seelen zum Gewinn bekomme, soll aus der christlichen Welt gänzlich verbannt werden. Der Kaiser, die Könige, Herzoge, Fürsten, Markgrafen, Grafen und weß andern Namens die weltlichen Herrschaften sein mögen, welche in ihren Ländern den Zweikampf stattfinden lassen, sollen eben dadurch schon exkommunicirt und der Herrschaft und des Besitzes der Stadt, des Fleckens oder Ortes, worin oder wobei sie ein Duell gestattet haben, in so ferne es ein Lehen der Kirche ist, beraubt erkannt werden, in so ferne es aber ein weltliches Lehen ist, es unverzüglich dem eigentlichen Herrn abtreten. Diejenigen aber, welche den Kampf eingegangen sind, so wie deren sogenannte Sekundanten sollen in die Strafe der Exkommunikation, der Proskription all ihrer Güter und der immerwährenden Ehrlosigkeit verfallen, und dann weiter die von den heiligen Kanonen über die Mörder verhängten Strafen erleiden. Fallen sie im Kampfe, so sollen sie für immer des kirchlichen Begräbnisses entbehren. Auch sollen jene, welche mit Rath oder That in der Sache des Duells Beistand geleistet, oder nur auf irgend eine Weise Jemanden dazu gerathen haben, so wie die Zuschauer in die Bande des ewigen Fluches gelegt werden, ohne Rücksicht auf irgend ein Privilegium oder irgend einen schlimmen Gebrauch, sei er auch unverdenklich. — Noch sei angeführt, daß Papst Clemens VIII. das Duell zu den verderblichen und ungeheuern Sünden (exitialia atque enormia peccata) rechnet, und es als eine Machination des Teufels zum

ewigen Untergang der Seelen bezeichnet. Bekannt ist auch, wie die Päpste Alexander VII., Innocenz XI. und Benedikt XIV. mehre, das Duell begünstigende Sätze verdammt haben. Darnach ist auch ein Militär, welcher, wenn er nicht ein Duell anbietet oder annimmt, für furchtsam, feige, ehrlos und für untauglich zum Militärdienste gehalten und dadurch seines Dienstes entsetzt würde, nicht frei von Schuld und Strafe, wenn er ein Duell annimmt oder anbietet. Auch können diejenigen, welche zum Schutze ihrer Ehre oder zur Verhütung der Verachtung bei den Menschen ein Duell annehmen oder zu demselben herausfordern, nicht entschuldiget werden, obgleich sie mit Gewißheit wissen, daß der Kampf, weil von Andern verhindert, nicht stattfinden werde.

Selbst weltliche Fürsten erklärten sich gegen das Duell; so in Frankreich König Heinrich IV. im Jahre 1602, Ludwig XIII. im Jahre 1613 und besonders Ludwig XIV., der im Jahre 1627 sogar den Franz von Montmorency und Rosmadec des Chapelles wegen eines gehabten Duells hinrichten ließ, und dessen Verordnungen die Marschälle von Frankreich durch eine öffentliche Erklärung und Ermahnung an den Adel unterstützten. In Deutschland wurde das Duell durch den Reichsschluß von 1668 mit aller Entschiedenheit verboten, und dasselbe mit den härtesten Strafen, als Infamie, Landesverweisung, Confiskation des Vermögens und bei erfolgter Tödtung des Gegners sogar mit der Todesstrafe belegt.

d) Nichtigkeit der Einwendungen, durch die man das Duell begründen will. — Man sagt:

Das Duell ist einmal ein konventionelles Mittel, um Ehrensachen schnell zu beendigen und langjährigen Feindschaften vorzubeugen. Manche Dinge können vor kein Forum gebracht werden, oder wenn sie auch dahin gebracht werden könnten, erfordern sie lange Zeit und viele Kosten. Durch ein Duell wird aber der Knoten der Verwicklung schnell und sicher durchgehauen. — Vor Allem ist hierauf zu erwidern, daß der beste Zweck nie das Mittel heiliget; auch wissen wir, daß nie Böses geschehen dürfe, damit Gutes daraus erfolge. Röm. 3, 8. Ferner bestehen die vorgebrachten Behauptungen nicht in voller Wahrheit; denn Streitsachen können gewöhnlich auf rechtlichem Wege, und

immer durch christliche Versöhnung geschlichtet werden. Das Duell aber ist kein geeignetes Mittel dazu; denn statt Versöhnung zu bewirken, stiftet es gar oft neue Feindschaften.

Das menschliche Leben ist ein Kampf um Erringung und Erhaltung der kostbarsten Güter. Dieser Kampf muß zunächst mit den Waffen des Geistes geführt werden; sobald aber diese geistigen Waffen nicht mehr ausreichen, tritt der Kampf mit physischen Waffen ein. Daher ist zwischen Völkern der Krieg erlaubt, und in allen ähnlichen Fällen auch das Duell. — Allerdings ist das menschliche Leben ein Kampf; aber zunächst um geistige Güter. Wohl darf man auch um leibliche Güter innerhalb der Grenzen des Rechtes, und mit geistigen Waffen kämpfen. Gelangt der Christ auf diesem Wege nicht zum Siege, so erträgt er das ihm angethane Unrecht mit aller Geduld, und hofft, daß Gott ihm entweder noch hienieden, oder doch jenseits zu seinem Rechte verhelfen und seine Unschuld entdecken wird. Er selbst verschafft sich nie durch rohe Gewalt Recht und läßt sich daher auch in kein Duell ein; denn er weiß, daß der Vergleich des Duells mit dem Kriege unstatthaft ist. Letzterer kann in gewissen Fällen erlaubt sein, wo es sich nämlich um die Rettung der höchsten Güter handelt, und diese auf andere Weise nicht mehr gewahrt werden können. Das Duell aber hat nie dieses wichtige Motiv, es wird im Gegentheil gar oft um der kleinlichsten Ursachen willen unternommen: wo ihm aber auch eine wichtige Ursache zu Grunde zu liegen scheint, kann die Entscheidung auf gewöhnlichem Wege herbeigeführt werden, und ist es daher nicht nöthig, zu diesem äußersten, an sich unerlaubten Mittel zu greifen.

Das Duell ist eine Nothwehr, und also erlaubt. — Auch dieser Einwurf ist unstichhaltig; denn zu einer Nothwehr gehört: daß gewaltsamer, widerrechtlicher Angriff auf das Leben stattfinde, und der Angegriffene sich nicht anders, z. B. durch Flucht, Entwaffnung retten kann, als dem Angreifer wiederum auf das Leben zu gehen. Dabei wird noch erfordert, daß die Abwehr nicht eher eintrete, als der Angriff wirklich stattfindet, und daß der Angegriffene keine größere Gewalt anwende, als zur Rettung seines Lebens erforderlich ist. Wendet man diese Bestimmungen auf das

Duell an, so ergibt sich von selbst, daß dasselbe als Nothwehr gar nicht betrachtet werden könne.

e) Strafen, welche das Duell nach sich zieht. — Wir sehen hier von den weltlichen Strafen ab, welche die bürgerliche Gesetzgebung regelt, und fassen nur die kirchlichen Strafen ins Auge. Als solche sind vorzüglich zu erwähnen, daß das Duell die größere Exkommunikation ipso facto nach sich zieht, d. h. ohne weitern Urtheilsspruch von Seite des geistlichen Obern, und Beraubung des kirchlichen Begräbnisses für die, welche im Kampfe geblieben, oder sehr bald, entweder noch an demselben oder an dem darauf folgenden Tage an den erhaltenen Wunden gestorben sind, selbst auch dann, wenn sie, wie Papst Benedikt IV. ausdrücklich hinzufügt, noch zuvor gebeichtet und die Lossprechung erhalten haben. Wenn die Duellanten Kleriker sind, verlieren sie alle kirchlichen Würden und Beneficien, und sind unfähig, solche zu erlangen. Das Duell bildet überdieß einen päpstlichen Reservat, d. h. man kann davon nur vom Papste oder einem dazu besonders bevollmächtigten Priester losgesprochen werden.

In diese Strafen verfallen nach den Bestimmungen des Papstes Clemens VIII. nicht bloß die Duellanten selbst, auch wenn gar keine Verwundung oder Tödtung erfolgte, sondern auch die Sekundanten, Begleiter und Alle, welche im Ernste zum Duell aufgefordert oder gereizt haben; ferner auch die, welche zum Duell auf irgend eine Weise helfen, rathen oder dasselbe wie immer fördern, wie z. B. durch Herbeischaffung von Waffen, Wagen u. s. w. Nur derjenige, welcher zu einem Duell gerathen hat, entgeht der Exkommunikation, wenn er seinen Rath wieder zurückgenommen und sich Mühe gegeben hat, das Duell zu verhüten, auch in dem Falle, daß seine Bemühungen fruchtlos waren. In die oben genannten Strafen fallen auch die Zuschauer, wenn sie absichtlich zugegen sind, weil sie durch ihre Gegenwart und ihr Zuschauen die Duellanten mehr reizen; deßgleichen alle diejenigen, welche solche Schriften absenden oder überbringen; endlich auch die Obrigkeiten, welche ein Duell erlauben oder ein vollzogenes nicht bestrafen. Cf. die Schrift: „Das Duell" aus dem Münster'schen Sonntags-Blatte besonders abgedruckt.

19) Vom Selbstmorde insbesonders.

Eine ebenso häufige, als traurige Erscheinung in unsern Zeiten ist der Selbstmord. Daher müssen wir von diesem Uebel noch eigens umständlich handeln.

I. Gründe gegen den Selbstmord von Seite der Offenbarung. —

Wir haben bereits oben gezeigt, daß der Mord im schroffsten Gegensatz zum Geiste des Christenthums stehe; hier wollen wir noch umständlicher darthun, wie sehr die Offenbarung den Selbstmord verwirft.

Gott hat, wie den Mord überhaupts, so auch den Selbstmord, in dem Gesetze verboten: „Du sollst nicht tödten.“ Dazu bemerkt der heilige Augustin: Es heißt nicht: „Du sollst deinen Nächsten nicht tödten,“ sondern: „Du sollst nicht tödten“ — d. h. weder einen Andern noch dich selbst. — Gott gebietet ferner: „Du sollst nicht stehlen.“ Der Selbstmörder handelt frecher Weise gegen dieses Verbot, und ist in mehrfacher Hinsicht ein wahrer Dieb; denn er raubt seinem Leibe und sich das Leben, das nicht ihm selbst zugehört, sondern wovon Gott der Herr ist; er raubt also, was Gottes Eigenthum ist. Dieser Raub wird um so schuldvoller, weil der Räuber sein Leben mit Gewinn an seinen Herrn hätte zurückgeben sollen, und nun kein Ersatz möglich ist; denn der Mensch kann zwar in seiner Bosheit sich tödten: aber den entwichenen Geist nicht mehr zurückbringen.

Die heilige Schrift erklärt die Schändlichkeit des Selbstmordes deutlich durch die aufgestellten Beispiele von Selbstmördern, wie von Saul, Abimelech, Judas ꝛc., deren That sie als unmoralisch und verabscheuungswürdig darstellt. Sie preist auch nur den Tod derjenigen, die im Herrn sterben. Ps. 115, 15.; Apok. 14, 13. Wie mag es aber um den Tod des Selbstmörders bestellt sein? Kann er sich den Trost geben, im Herrn zu scheiden, da er wider seinen Willen, ja als Aufrührer gegen die von ihm gesetzte Ordnung dieses Leben verläßt?

Bei Matth. 25, 24—31 wird der Knecht, der sein Talent an und für sich nicht mißbraucht, sondern nur in die Erde vergraben hat, als Nichtswerther verworfen: was wird jenem zu Theil wer-

den, der das so wichtige und edle Geschenk des Lebens mit freier Ueberlegung vernichtete, und mit dieser Frevelthat beladen vor den göttlichen Richterstuhl hintritt?

Die irdische Obrigkeit, Gottes rächende Dienerin, bestraft den freiwilligen Mörder eines Mitmenschen mit dem Tode: welcher Strafe wird der Selbstmörder vor dem Gerichte Gottes entgegengehen, da er als Mörder mit dem Verluste seines irdischen Lebens nicht mehr bestraft werden kann? Hat Gott den Kain, den Mörder seines Bruders, vor sein Angesicht gefordert: wird wohl der Mörder seiner selbst der Strafgerechtigkeit Gottes entgehen? Ich will, spricht Gott selbst, das Leben des Menschen von der Hand dessen fordern, der ihn tödten wird. 1. Mos. 9, 5. Darnach wird Gott von dem Selbstmörder das Leben zurückfordern, welches er sich genommen hat. Und wie wird er Gott das Leben geben können, da er es sich genommen hat?

Wenn wir daher auch noch so milde urtheilen und fern von aller Verdammungssucht sind, so folgt aus dem bisher Gesagten offenbar, daß es um das Seelenheil des Selbstmörders schlimm aussieht.

Es ist deßwegen auch nicht zu verwundern, wenn die heiligen Väter den Selbstmord als eine der schwersten Sünden bezeichnen. Der heilige Augustin sagt: Wenn es nicht erlaubt ist, einen Menschen, so strafbar er auch sein mag, aus eigener Macht zu tödten, so folgt daraus, daß Einer, der sich selbst tödtet, des Mordes schuldig ist. Judas hat das Verbrechen des Verrathes dadurch, daß er sich erhenkte, mehr vergrößert, als gebüßt, weil er an Gottes Barmherzigkeit verzweifelte, und durch seine rasende Handlung sich den Weg heilsamer Reue auf ewig verschloß. — An einer andern Stelle sagt dieser heilige Kirchenlehrer: Bedenk es doch, o Mensch, daß deine Seele durch das Blut Christi erkauft ist; daß sie gewissermaßen so viel werth ist, als das Blut Jesu selbst. Und du kannst dich entschließen, dich selbst zu tödten, und deine Seele im nächsten Augenblicke dem Teufel zu verkaufen? — Derselbe sagt abermals: Wenn der Vatermörder lasterhafter ist, als jeder andere Mörder, weil er nicht nur einen Menschen, sondern einen Verwandten tödtet, so wird bei dem Verwandtenmorde, einen je nähern Verwandten Jemand tödtet, der Mörder für um so grau-

samer gehalten. Ohne Zweifel ist daher schlechter, wer sich selbst tödtet, weil Niemand irgend einem Menschen näher ist, als er sich selbst ist. Libr. de patient. c. 13. — Der heilige Paulinus: Wärest du wohl bei Verstand, wenn dich die Wuth des Hasses so weit treiben würde, daß du die verruchten Hände gegen dich selbst kehren würdest und die Mordwaffe dein eigenes Leben fühlen ließest? — Laktantius schreibt: Das Verbrechen des Selbstmordes ist noch größer, als das des Mörders eines andern Menschen, weil jener der Strafe der menschlichen Gesetze entgeht. Da wir nicht durch unsern eigenen Willen in diese Welt gekommen sind, so dürfen wir auch ohne Befehl Gottes, der uns darein gesetzt hat, nicht aus ihr gehen. De instit. div. l. 2. c. 18. — Der heilige Isidor: Die Selbstmörder hielten die Alten für fluchwürdig und ehrlos; sie schnitten die Hand ab, womit der Selbstmörder sich Gewalt angethan und begruben sie getrennt von dem Körper, indem sie es für unrecht hielten, den Diener des Mordes mit dem übrigen Körper zu beerdigen. Wenn nun aber die Hand von dem Menschen noch nach dem Tode bestraft wird, welche Strafe wird da die Seele empfangen, welche die Hand angetrieben hat? Isidor von Pelus. epist. 5.

Die Kirche hat von jeher ihren Abscheu vor dem Selbstmorde durch die strengen Verordnungen und Strafen, welche sie gegen Selbstmörder erließ, an den Tag gelegt. In den kanonischen Bestimmungen heißt es hierüber: Wenn Jemand freiwillig durch Feuer, Schwert, Gift, Herabstürzen, Ertränken, Aufhängen, oder auf was immer für eine Art sich tödtet, so wollen wir, daß man bei Darbringung des heiligen Meßopfers für ihn durchaus kein Memento mache, und man seine Leiche nicht unter Absingung von Psalmen zum Begräbnißorte begleite. — Die Kirche verfährt noch heutigen Tages auf diese Weise gegen einen Selbstmörder; sie straft ihn mit der Entziehung des kirchlichen Gebetes und des kirchlichen Begräbnisses. Sie sieht ihn also an als von der Kirche ausgeschlossen und von Christus getrennt. Daraus läßt sich abnehmen, wie schlimm es nach dem Glauben der Kirche um das Seelenheil eines Selbstmörders bestellt ist.

II. Vernunftgründe gegen den Selbstmord.

Das Verkehrte und Sündhafte des Selbstmordes sieht die

Vernunft ein; daher verdammt sie ihn auch durch eine Menge von Gründen. Sie erklärt den Selbstmord:

1) Als die unnatürlichste Handlung, deren ein Mensch fähig ist. Wenn es uns die Geschichte nicht sagte, daß Menschen an sich selbst Hand angelegt haben, — wer würde es glauben, daß eine solche Wuth wider das eigene Dasein in einem Menschen möglich wäre? Alles, was lebt, strebt nach der Fortdauer seines Lebens und kämpft gegen eine jede äußere Gewalt, die ihm das Leben zu rauben droht. Wie ist es denn möglich, daß ein Mensch, der den Werth des Lebens fühlen kann, und ihn schon so oft gefühlt hat, sich selbst Gewalt anthue, um sich dieses sein Leben zu rauben? Welch eine Empörung eines Geschöpfes, dem der Wunsch zu leben Natur ist, gegen diese seine Natur so grausam zu sein, daß er sich selbst hinrichte? Der Wurm krümmt sich gegen den zerdrückenden Fußtritt des Menschen, und sagt dadurch: „Ich will leben"; — und der Mensch, der so hoch über dem Wurme steht, kann ein Feind seines Daseins werden und durch die That sagen: Ich will nicht leben! Welch eine Unordnung!

2) Der Selbstmord ist ein Aufruhr gegen das allgemeine Menschengefühl. — Wenn der Tod irgend einen Fürsten, einen Ehegatten, einen Sohn, einen Freund aus dem Schooße des Landes, der Familie, der Freundschaft hinwegnimmt, so verwundet er das Herz des Freundes, der Familie, des Vaterlandes. Jedes Auge sieht den Tod als einen Räuber an, und ein jedes Herz wird erschüttert durch den Hintritt eines Geliebten. Wenn aber der Fürst, der Ehegatte, der Sohn, der Freund an sich selbst Hand anlegt, und sich der Familie, den Freunden, dem Vaterlande raubt, — dann ist es nicht bloß Schmerz, der uns das Herz zerreißt; es ist ein Schauer, der den Strom unserer Empfindungen aufhält; es ist ein Entsetzen der Natur, das uns kaum zum Weinen kommen läßt; es ist eine Zerrüttung unserer Empfindungen, die sich nicht beschreiben läßt. Denken wir, wie uns zu Herzen wäre im Augenblicke, wo wir vor einem hohen Thurme vorbeigingen, und man uns sagte: Der Jüngling da, dessen Hirnmark diese Pflastersteine färbt und sich mit Erdenstaub vermischt, fiel unversehens von der Höhe dieses Thurmes herab; und wie uns auf einmal ganz anders werden würde, wenn man uns sagte:

Der Jüngling stieg in der Absicht auf den Thurm, um sich herabzustürzen. Im ersten Falle wären wir voll Schmerz und Mitleiden; im zweiten verlören wir uns in die ungewohntesten Gefühle. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß die berühmtesten Aerzte und Menschenforscher, um die Erscheinung des Selbstmordes sich zu erklären, sich genöthigt sahen, eine Art von Verrückung in der Gedankenreihe des Selbstmörders anzunehmen. — Was demnach alle Gesunddenkenden mißbilligen, und wogegen sich das allgemeine Menschengefühl empört, ja, was sich ohne Zerrüttung im Verstande gar nicht denken läßt, das muß doch gewiß eine äußerst bemitleidenswerthe That sein.

3) Der Selbstmord ist ein eigenmächtiger Eingriff in die Oberherrschaftsrechte des Schöpfers; denn der Selbstmörder verläßt eine Stelle, an die er sich nicht hingesetzt, die er noch länger hätte behaupten können, die zu verlassen er kein Recht hatte, und von der ihn nur derjenige ordentlicher und rechtmässiger Weise entlassen kann, der ihn hingestellt hat. Alle diese Sätze sind von sich klar. Oder sollten wir uns selbst an die Stelle gesetzt haben, die wir im Leben einnehmen? Niemand wird Solches behaupten wollen. Aber eben so wenig wird sich sagen lassen, daß ein Geschöpf das Recht habe, seine Stelle gegen die offenbaren Winke des Schöpfers eigenmächtig zu verlassen; dadurch wäre das Verhältniß zwischen Geschöpf und Schöpfer völlig verrückt; denn das Geschöpf kann nur als abhängiges Wesen von dem Willen des Schöpfers gedacht werden. Wer diese Abhängigkeit läugnet, hebt das Dasein des Schöpfers auf. Wird nun zugegeben, daß der Schöpfer den Menschen an seinen Platz setze, und nur er das Recht habe, ihn von demselben wieder abzurufen, so ist von selbst erwiesen, daß der Mensch sich nicht eigenmächtig durch Selbstmord von seinem Platze entfernen darf. Uebrigens hat schon Pythagoras diesen Grund, der aus der Oberherrschaft Gottes hergeholt ist, gegen den Selbstmord angegeben, indem er verbietet, ohne Befehl des Feldherrn, d. h. Gottes, den Posten und die Wache dieses Lebens zu verlassen. Cic. de senect. Die angeführten Worte jenes berühmten Philosophen des Alterthums heißen aber mit andern Worten nichts Anders, als: Wer den Geist dem Leibe eingehaucht

hat, der allein ist berechtiget, ihm die Zeit des Aufenthaltes in diesem Leben zu bestimmen.

4) Der Selbstmord ist eine gewaltsame Durchstreichung des Planes, welchen die Vorsehung dem Geschöpfe gezeichnet hat. — Es ist der Wille der Gottheit, daß ein jeder Sterbliche den Faden seines Lebens so lange fortlaufen lasse, bis ihn die Hand des Schöpfers abschneidet, die ihn angesponnen hat. Daher lautet das allgemein verbindliche Gesetz für den Menschen: Schreite auf der Bahn, welche dir die Vorsehung angewiesen, fort, bis dich der Tod im Namen der nämlichen Vorsehung wieder abfordert; spring aber nie selbst von der angewiesenen Bahn ab. Fortwandeln ist also deine Pflicht, deine Bestimmung, das Werk deiner Treue. Das Auf- und Abtreten hängt nicht von dir ab, und wie du dich nicht zu einer beliebigen Zeit hieher setzen konntest, sondern dann, als es dem Schöpfer gefiel, in die Welt eintratst, so kannst du auch nicht beliebig dein irdisches Dasein begrenzen. Du darfst dir also das Zeichen zum Abtreten eben so wenig willkührlich geben, als du die Zeit deines Auftretens, da du noch nicht warst, bestimmen konntest. Aber dafür sollst du sorgen, daß dein einstiges Abtreten ehrenvoll für dich und dem gefällig sei, der dich hiehergestellt hat. So gewiß nun der Pilger gegen den Plan seiner Reise handelt, wenn er die Marschruthe abkürzt, und einen näher gelegenen Ort zum letzten Ziele seiner Reise macht, als der im Reiseplan aus viel bedeutenderm Grunde dazu bestimmt war: eben so gewiß durchstreicht der Selbstmord den Plan der höchsten Weisheit, wenigstens so viel an ihm ist, indem er das Lebensziel, welches die Vorsehung aus den weisesten Absichten weiter hinausgesetzt hat, eigenmächtig näher hereinrückt, und dadurch den Plan der Pilgerschaft abkürzt. Dazu aber hat die menschliche Kurzsichtigkeit kein Recht, so wenig, als der Blinde und Unerfahrene das Recht haben kann, sich zum Lehrmeister des Sehenden aufzuwerfen, wo Auge und Erfahrung nothwendig sind. Zwar wird die Vorsehung auch den Selbstmord wieder in den großen Plan der Weltregierung einzuflechten verstehen; aber es hat der Untergebene nie ein Recht, Uebles zu thun, damit dem Obern Gelegenheit gegeben werde, etwas Gutes daraus zu ziehen.

5) Der Selbstmord ist die äußerste Entweihung des

edelsten Geschenkes, nämlich des Lebens, das uns zum wichtigsten Zwecke gegeben ward. — Das Menschenleben, welches sich der Selbstmörder abkürzt, ist eine umfangreiche Kraft, die, je länger, desto mehr Gutes kennen lernen; je länger, desto mehr Böses durch Geduld und Weisheit zur Quelle des Guten machen; je länger, desto mehr Gutes genießen; je länger, desto mehr den unsterblichen Geist vervollkommnen, und dadurch zu den höchsten Freuden jenseits des Grabes geschickter und tauglicher machen kann. Der Selbstmörder aber gebraucht diese köstliche und zur Erreichung der wichtigsten Zwecke gegebene Kraft, dieses edle Geschenk, das Menschenleben, als ein Werkzeug, eben dieses Menschenleben zu zerstören. Er wirft gleichsam die kostbarste Perle in den vorbeifließenden Strom, und wähnt sich glücklich, der Perle losgeworden zu sein. Ganz gewiß hat er ihren Werth verkannt, sonst hätte er die Perle noch, und bewahrte sie wie ein Heiligthum. Denn wer den Werth dieses Lebens kennt, kann eben so wenig ein Zerstörer desselben werden, als die Liebe sich hassen kann. Wer übrigens den ganzen Werth seines Lebens angeben will, darf nur den Werth dieses und des kommenden Lebens in eine Schale legen; denn der Werth einer Sache steigt gerade in dem Verhältnisse, in welchem der Werth aller jener Dinge steigt, die uns der Besitz dieser Sache verschafft, und deren Erkenntniß, Erwerb, Besitz in Zukunft mit dieser Sache wie immer in Verbindung steht; so besteht z. B. der Werth des Adels in dem Inbegriff und Werth aller jener Vortheile und Vorzüge, die er wirklich gewährt, und dazu er fähig macht. Die Summe und der Werth jener Güter also, die der weise Gebrauch dieses Lebens verschaffen, und deren er uns für die Zukunft und Ewigkeit fähig machen kann, vollenden den Werth dieses Lebens. Diese Erwägung muß einen jeden gesunden Verstand zur Ueberzeugung führen, daß der Werth dieses Lebens in einem gewissen Sinne unermeßlich sei, und alle nur erdenklichen Bitterkeiten dieses Lebens weit übersteigt. Und eine solche kostbare Perle, wie hiernach das menschliche Leben erscheint, sollte man durch den Selbstmord gleichgiltig hinwegwerfen dürfen, und die, welche es thun, sollten nicht die größten Thoren sein?

6) Der Selbstmord ist der Tod aller vernünftigen, wahren Gottes-, Menschen- und Selbstliebe. — Es

mag wohl vorkommen, daß ein Schwärmer aus vorgeblicher Liebe zu Gott sich mordet, d. h. aus Sehnsucht, bald bei Gott zu sein; allein das ist keine vernünftige, und daher keine wahre Liebe zu Gott. Alle wahre Gottesliebe ist ja nichts Anderes, als eine beharrliche Erfüllung des göttlichen Willens; dieser aber fordert von dem Menschen nichts Anders, als daß er die Bürde seines Lebens trägt, bis Gott sie ihm abnimmt, und Gutes thut, so lange es Tag ist. Es mag wohl geschehen, daß ein Elender aus vorgeblicher Selbstliebe sich mordet, nämlich um seinen Leiden, die er für unerträglich hält, ein Ende zu machen. Allein dieß ist keine vernünftige, keine wahre Selbstliebe; denn diese geht vorzüglich auf Selbsterhaltung aus, ohne welche sich keine fortschreitende Bildung des Menschen in der Schule dieses Lebens denken läßt; sie arbeitet an der stufenweise aufsteigenden Vervollkommnung des unsterblichen Geistes. In so ferne also der Selbstmord aus Mangel an Erduldungskraft entsteht, ist er nichts Anders als Selbsthaß; denn man hindert sich dadurch an der Erreichung höherer, ja des höchsten Gutes; man macht auf sich selbst den feindlichsten Angriff und zerstört sich selbst, weil man den Muth nicht hat, ein Uebel zu ertragen, das im Vergleich zum Selbstmord völlig verschwindet und wie ein Nichts erscheint. — Eben so ist der Selbstmord auch der Tod aller vernünftigen Menschenliebe. Wäre nämlich in dem Unglücklichen, der sich selbst mordet, die allgemeine Menschenliebe lebendig, so würde er sich als einen Theil des ganzen Geschlechtes, als ein Glied an dem ganzen Körper fühlen, das kein Recht hat, sich selbst von den übrigen Gliedern loszureißen. Wäre in ihm die Bürgerliebe lebendig, so würde er seine Existenz als einen Beitrag zum gemeinen Beßten ansehen, die sich selbst nicht nach Willkühr zerstören darf, weil dem Staate das bloße Beispiel des Selbstmordes, ohne hier den Verlust eines einzelnen Gliedes in Rechnung zu bringen, nur schädlich, das Beispiel der ausharrenden Geduld aber nur nützlich ist, indem das erstere falsche Begriffe von der Tapferkeit verbreitet, das zweite aber der wahren Tapferkeit Vorschub leistet. Es ist nichts schädlicher, als wenn die Tapferkeit der Bürger von der Vertheidigung des Staates gegen auswärtige Feinde auf Verminderung der Staatsbürger durch eigene Zerstörung abgelenkt wird; hingegen ist nichts nützlicher, als wenn ein jeder

Staatsbürger sein Leben und seine Kraft als ein Heiligthum ansieht, das nur zum gemeinen Beßten darf verwendet werden. Daraus ist klar, wie sehr der Selbstmord der Vaterlandsliebe entgegen ist. Wäre ferner im Selbstmörder die Nächstenliebe lebendig, so würde er keine Ursache finden, an seinen Körper Hand anzulegen, so lange es in der Welt Elende gibt, denen er durch Vorstellung, Warnung, Beispiel, Hilfeleistung oder auf andere Weise nützlich sein kann. Wäre in ihm die Verwandtenliebe lebendig, so würde er keine Kraft finden, den Dolch in seine Brust zu stechen, der zugleich das Eingeweide aller seiner Verwandten tief verwundet. Wäre in ihm die Freundesliebe lebendig, so könnte er Seelen, die jede Freude und ein jedes Leiden mit ihm getheilt haben, für ihre Freundschaftstreue nicht mit dem Uebermaaße eines solchen Kummers lohnen. Geht aus diesem Allen nicht deutlich hervor, daß der Selbstmörder keine Nächstenliebe hat?

7) Der Selbstmord steht im schroffsten Gegensatze zum Geiste des Christenthums. — Denn dieses lehrt die individuellste Vorsehung, welche für das Kleinste wie für das Größte sorgt; die alle Leiden und Freuden nach dem Plane der höchsten Liebe sendet; die gerade aus den größten Leiden die größten Freuden herauszuziehen weiß; die alles Schlimme zur Quelle des Guten, und die dem Gottliebenden alle Dinge zum Beßten lenkt. Das Christenthum lehrt die absolute Ertragbarkeit aller menschlichen Leiden, d. h. es lehrt, daß einem Jeden seine Leiden von der höchsten Güte weislich zugewogen werden, und Keinem mehr aufgeladen wird, als er zu tragen Kraft hat; es macht uns festes Vertrauen auf die helfende Allmacht zur Pflicht, die in den trübsten Stunden immer zur rechten Zeit Hilfe herabsendet; es muntert uns durch unwandelbare, mit Gottes Wort und Gottes That tausendfach versiegelte Verheißungen zum gläubigen Gebete auf, das jederzeit Hilfe erfleht, d. h. entweder Hinwegnahme des Leidens oder Linderung desselben oder doch Kraft, es tragen zu können; es zeigt uns, daß es eine Lieblingsmaxime des Weltregenten sei, die Tugend seiner Freunde, oder was dasselbe ist, die Festigkeit ihres Glaubens und die Innigkeit ihrer Liebe im Glutofen der Trübsal zu prüfen, und dadurch die Schlacken des Eigensinnes und der Eitelkeit immer mehr vom Golde der Vollkommenheit hinweg-

zuschmelzen; es lehrt die vollkommenste Allvergeltung, daß nämlich einem jeden standhaft erduldeten Leiden seine eigene Seligkeit entspricht, ja es lehrt, wenn man so sagen darf, eine Uebervergeltung, daß nämlich die Leiden dieser Zeitlichkeit in gar keinem Verhältnisse zu den künftigen Freuden stehen, welche der siegenden Geduld zu Theil werden; es lehrt, daß die beharrliche Geduld in allen Trübsalen, die vollkommene Unterwürfigkeit des Verstandes und des Herzens gegen alle Fügungen der Vorsehung, das edle Anerkennen der liebevollen Oberherrschaft Gottes in allen Vorfällen dieses Lebens, die dankbare, gottvertrauende Seelenstille in allen Leiden, kurz daß die unermüdliche Duldsamkeit des menschlichen Geistes nach dem Winke des himmlischen Vaters die höchste und größte Tugend sei. Das Christenthum lehrt ferner, daß ein jeder Athemzug ein Geschenk des himmlischen Vaters ist und von seiner milden Hand dargereicht wird; daß es also gegen die liebevolle und weise Absicht der Quelle alles Lebens gehandelt sei, wenn wir dem, der uns den Athemzug in Gnaden gibt, auf daß wir athmen und leben, Athem und Leben eigenmächtig zurückgeben; denn fände es die Weisheit des Schöpfers für gut, daß wir in diesem Augenblicke nicht mehr sein sollten: so würde uns seine Liebe den gegenwärtigen Athemzug, und mit ihm das Sein nicht mehr gereicht haben. Eine Einschränkung erleidet diese Wahrheit nur, wenn höhere Pflichten von uns das Opfer des Lebens fordern. Das Christenthum lehrt, daß alle Kräfte, die wir von dem Schöpfer erhalten haben, und darunter vorzüglich das Leben, Talente sind, verliehen zum Wucher, zum weisen Gebrauch, aber nicht zum Vergraben, und noch viel weniger zum Zerstören; es lehrt, daß unser Beruf auf Erden der eines Knechtes sei, der sein Tagwerk treu vollendet, und wachend der Ankunft seines Herrn entgegenharret. Das wäre aber nicht Treue und Wachsamkeit, wenn Einer des langen Wartens überdrüßig, seinem Herrn, wie durch einen Selbstmord geschieht, gleichsam aus dem Dienste liefe. Das Christenthum zeigt uns nebst andern herrlichen Beispielen an dem Stifter der christlichen Religion das vollkommenste Muster der ausharrendsten Geduld in den äußersten Leiden, der keinen andern Weg zu seiner Herrlichkeit wandelte, als den Leidenspfad, und es uns zur Pflicht machte, in seine Fußstapfen einzutreten. Wenn nun das vollkommenste Vor-

bild der Gottheit, wenn Christus keinen andern Weg geht, als den des Leidens; wenn er Allen, die ihm in seine Seligkeit nachfolgen wollen, denselben Pfad zu wandeln befiehlt: wird der Sophist Glauben verdienen, wenn er sagt, das Nichtausharren im Leiden, sondern die Abschüttlung dieser Bürde durch einen Selbstmord mache den Menschen glücklich? — Solche Lehren, Beispiele und Verheißungen predigen gerade das Gegentheil vom Selbstmorde; denn sie predigen einen krafterflehenden, bürdetragenden, auf die Zukunft und Allvergeltung fest hinausblickenden, zum Wohlthun und Unrechtleiden stets mächtigen, an Läuterung der eigenen Tugend treu mitarbeitenden, im Leiden unbeweglich ausharrenden, weltbesiegenden Glauben an die weiseste, mächtigste Liebe des Unsichtbaren. Und dieser feststehende, treu arbeitende, stark duldende, unbesiegliche Glaube ist offenbar das Gegentheil des lahmen, alle Lasten wegwerfenden Selbstmordes.

8) Der Selbstmord ist, nach allen Beziehungen betrachtet, ein Inbegriff von Allem, was grauenvoll heißen kann; denn

a) in Beziehung auf Gott ist er:

Undank gegen den größten Wohlthäter. So oft ließ er seine Sonne über mir aufgehen, und ich spreche jetzt voll Unmuthes: Nun will ich seine Sonne nimmer sehen. So oft ließ er mich die Süße des Schlafes empfinden; so oft speiste und tränkte er mich und bescheerte mir gar viele Freuden und Annehmlichkeiten, und ich spreche jetzt voll Ueberdruß: Dieser Wohlthaten bin ich satt; genieße sie, wer will, mir sind sie ekelhaft. Und so spricht der Selbstmörder in der That.

Ungehorsam gegen den Herrn des Lebens. Er sprach zu mir: Arbeite, dulde, kämpfe und hoffe, bis der Abend kömmt, wo es heißt: Nun ist des Schweißes, des Kampfes und des Harrens genug. Der Selbstmörder aber gibt zur Antwort: Ich kann und will nicht warten, bis der Abend anbricht; ich will das Tagewerk enden, ehe der Hausvater die Glocken zieht und den Feierabend ankündet.

Unglaube an die göttliche Weisheit, die auch da noch Mittel zu helfen ausfindig macht, wo die menschliche Weisheit keine mehr sieht. Wer an ein Auge glaubt, das alle Begebenheiten wie eine

einzige übersieht, das alle Abgründe durchblickt, das die Mitternacht wie Mittagshelle schaut, und das Auswege sieht, wo nichts als Untergang droht: — wer an dieses Auge glaubt, der kann nie auf den Ausdruck der Kurzsichtigkeit gerathen, daß er ausruft: Mir ist nicht mehr zu helfen!

Mißtrauen auf die unerschöpfliche Liebe Gottes, die zum Helfen nie ermüdet und der hiezu auch nie die Macht fehlt. Wenn Gott aufhören kann, Liebe zu sein, dann wird der Mensch, der auf diese Liebe vertraut, anfangen können, Selbstmörder zu werden.

b) In Beziehung auf das Individuum des Selbstmörders ist der Selbstmord:

Feigheit; denn sobald das Leben anfängt, eine Last zu werden, so ist das kein Heroismus mehr, dieselbe abzuwerfen; Heroismus ist es vielmehr, dieselbe noch länger fort zu tragen. Je größer die Bürde, desto größer die Tragkraft, die ihr nicht unterliegt; je schauerweckender der Anblick des Feindes, desto männlicher die Manneskraft, die ihm unerschrocken entgegentritt.

Niederträchtigkeit, sein eigener Henker zu sein. Seine Hände mit dem Blute seines Bruders färben, ist niederträchtig, und wird von Allen dafür gehalten: soll es weniger schmachvoll sein, dieselben mit eigenem zu färben? Man hat eine zurückbebende Empfindung vor dem Diener der öffentlichen Gerechtigkeit, der den Schwertschlag an einem Strassenräuber vollbringt und noch warm von der Hinrichtung eben die Bühne verläßt: sollte der Selbstmörder nicht zurückbeben vor sich selbst, wenn ihm im Augenblick des Selbstmordes dieses in die Erinnerung kömmt?

Gleichgiltigkeit gegen den hohen Werth des Lebens und gegen die bei länger fortdauerndem Leben noch ersteiglichen Stufen von Tugend und Weisheit. Hätte Cicero als Jüngling sich selbst gemordet: wer hätte der Welt den großen Staatsmann, Redner und Weisen gegeben? Hätte Sokrates sich selbst gemordet: wie wäre sein Leben und Sterben eine Schule der Weisheit für seine Zeitgenossen und die künftigen Jahrhunderte geworden? O Selbstmörder, so viele Thränen hättest du noch trocknen; so viel Großes hättest du zur Ehre der Tugend, zum Triumph der Religion, zum Besten des Vaterlandes noch thun; so viele Wittwen hätten dich noch als Retter der gedrückten Unschuld, so viele Waisen noch als

Vater der Hilflosen mit dankbaren Thränen gesegnet. O diese marternden Empfindungen, wie will sie der Selbstmörder tragen? Wenn sie aber nicht zu ertragen sind, wie kann man eine That vollbringen, in deren Gefolge sie nothwendig sind?

Eine Art Wahnsinn, ohne die sich kein Selbstmord denken läßt. Wie viel Abschreckendes liegt in der schauerlichen Wahrheit: Kein gesunder Verstand räth zum Selbstmorde, keine gesunde Willenskraft stimmt dazu ein; kein gesunder Gedanke und keine gesunde Empfindung leiht Kraft zum Selbstmorde. Also krank, fürchterlich krank am Verstande und Herzen muß der sein, der eine Versuchung zum Selbstmorde für annehmbar finden kann.

c) In Beziehung auf Andere ist der Selbstmord:

Gefühllosigkeit gegen seine Verwandte und Freunde, denen der Selbstmörder das größte Herzenleid verursacht; Gefühllosigkeit gegen sein Vaterland, dem er ein Glied raubt, und damit alle Dienste, die er ihm noch hätte leisten können; Gefühllosigkeit gegen die unglücklichen Lebenssatten, denen er durch sein Beispiel die Versuchung zum Selbstmorde noch vermehrt; Gefühllosigkeit gegen die Elenden, Rath und Hilfe Bedürftigen, deren Nöthen er noch hätte abhelfen können; Gefühllosigkeit gegen die Kirche, denn welchen Schandflecken hängt der Selbstmörder dem Christenthume an? Christenname und Selbstmord, Christenglaube und Selbstmord, Christenberuf und Selbstmord, Christengeduld und Selbstmord, Christengebet und Selbstmord, Christenwandel und Selbstmord, Christentod und Selbstmord: — wie lassen sich diese Widersprüche ausgleichen? Nein, wo Selbstmord ist, da ist kein Christenthum.

III. Grundsätze und Aussprüche von Solchen, die außer der Kirche sind, über den Selbstmord.

Pythagoras verbietet, ohne Befehl des Feldherrn, d. h. Gottes, den Posten und die Wache dieses Lebens zu verlassen. Cicero de senect.

Wenn dich nicht jener Gott, dessen Tempel dieses All ist, von dem Gefängnisse des Leibes frei macht, so kannst du nicht zu den seligen Wohnungen der abgeschiedenen Geister kommen. Darum ist es Pflicht für alle Rechtschaffenen, ja nicht selbst den Menschengeist aus dem Gefängnisse des Leibes loszureißen. Ohne Befehl dessen, der euch ihn, diesen Geist, geschenkt hat, dürft ihr also das

Menschenleben nicht verlassen, damit es nicht das Ansehen gewinne, als hättet ihr dem Berufe eines Menschen, der auf Gott angewiesen, aus dem Wege laufen wollen. Cicero in Scipio's Traume.

Den Speusippus, der seine Beine gebrochen hatte, ermahnte einstens Diogenes, daß er sich selbst das Leben nehmen soll. Diesem antwortete aber jener: Wir leben nicht durch die Beine, sondern durch den Geist.

Der Dichter singt:

Rebus in angustiis facile est contemnere vitam;
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.

Als der Geschichtschreiber Josephus einstens von vier Männern, die sich mit ihm in eine Höhle geflüchtet hatten, ermuntert wurde, sich lieber das Leben zu nehmen, als dem Vespasian sich als Sklaven zu ergeben, gab er zur Antwort: Haltet ihr das für Heldenmuth, sich selbst zu tödten? Ist denn wohl der Steuermann beherzt, welcher aus Furcht eines heftigen Sturmes sein Schiff selbst versenkt?

Der große Philosoph Plato schreibt: Was soll man von Jenem urtheilen, der den nächsten und größten Freund getödtet, der sich selbst des Lebens durch lasterhafte Gewalt beraubt, und ungerechter Weise den Tod sich angethan hat? Nur Gott weiß, welche Reinigungen und welches Begräbniß ihm nach dem Gesetze gebühren. Solchen werde eine abgesonderte Grabstätte, wo kein Anderer beerdigt wird; sie werden an Orten begraben, welche von den zwölf Theilen des Landes das letzte, ödeste und ungenannt ist, — so verborgen, daß das Grab weder durch einen Grabstein, noch durch die Namensschrift angezeigt werde. Plato im 9. B. von den Gesetzen.

IV. Scheinbare Gründe für den Selbstmord und ihre Widerlegung.

Um die schreckliche That des Selbstmordes zu entschuldigen, bringt man vor:

a) Ich bin so elend und so ohne alle Aussicht in der Welt, daß ich keine Freude mehr für mich hoffen darf: darum ist Selbstentleibung meine einzige Glückseligkeit, und eine Kugel vor den Kopf mein einziger Erlöser. — Wie, du darfst, du kannst keine Freude mehr hoffen? Weißt du denn, was der morgige Tag Alles bringen wird? Kennst

du zum voraus alle Thränen, die morgen unter der Sonne vergossen werden? Wenn du aber nicht weißt, was der morgige Tag, der in wenigen Stunden anbricht, mit sich bringen wird: wie kannst du wissen, daß alle noch kommenden Tage, die zu deiner Lebensbahn gehören, dir keine einzige Freude mehr bringen werden? Bist du denn schon einmal im Archiv der Zukunft gewesen? Hast du schon in dem großen, versiegelten Buche des göttlichen Weltplanes alle Blätter durchgelesen und auch verstanden, daß du sagen kannst: Für mich gibt es keine Freude mehr? Was dächtest du von einem Menschen, der in der Dorfschenk bei seinem Glas Bier sich brüstete, er wisse genau alle Pläne und Entwürfe, die im Kopf des Königs aufsteigen und in seinem Kabinet berathen werden? Hieltest du ihn nicht für einen Tollhäusler? Und es soll nicht Thorheit sein, den undurchdringlichen Schleier, der auf den zahllosen Begebenheiten der Zukunft liegt, mit der Fingerspitze hinwegheben und sagen zu wollen: Für mich blüht keine Freude mehr. Wenn der die Wetter fürchtende Knabe glaubte, der Donner, welcher jetzt im Augenblicke des fürchterlichen Krachens über seinem Haupte rollt, werde ewig in seinen Ohren rauschen: was würdest du ihm sagen? Lieber Knabe! würdest du zu ihm sprechen, um ihn in seiner Furcht zu trösten, lieber Knabe! die Donner brüllen nicht immer, und nicht immer leuchten die Blitze; du darfst die Gegenwart nicht zur Richtschnur der Zukunft machen; denn auf Regen folgt Sonnenschein, und das erderschütternde Donnerwetter verliert sich in eine liebliche Stille. Was du zu einem solchen Knaben sagtest, das prediget die ganze Natur laut in dein Herz hinein. Harre aus, spricht sie; denn ein jedes Leiden löset sich zuletzt in holde Freude auf. Denke doch zurück auf die größte Freude, die dir in deinem Leben geworden ist. Wenn du in der Stunde dieser deiner Entzückung gedacht hättest: Für mich wächst nun kein Leiden mehr, ewig schwimme ich im Freudenmeere: wäre in diesem Urtheile Wahrheit gewesen? Nein, denn es sind auf jene heitern Tage wirklich viele trübe Stunden gefolgt. So kann denn auch das entgegengesetzte Urtheil im entgegengesetzten Zustande, in der Stunde des Leidens, die Sprache: Für mich kömmt keine Freude mehr, — unmöglich Wahrheit sein.

b) Das Leben ist ein Geschenk: ich darf es also zurückgeben, wenn es mir beschwerlich wird, wie ich ein

geschenktes Haus vertauschen, wieder verschenken oder auch abbrechen darf, wenn ich will. — In diesem Scheingrunde ist Alles falsch, was er enthält; denn einmal ist es nicht wahr, daß ich ein geschenktes Haus nach Willkühr verändern und abbrechen darf. Was würde die Polizei sagen, wenn mehre Bürger in die Raserei verfielen, ihre Häuser nach ihrer eigensinnigen Laune entweder mit den sonderbarsten Zuthaten verunstalten oder gar abbrechen würden? Wenn nun ein Bürger in einem kultivirten Staate mit seinem Hause nicht thun darf, was ihm beliebt, soll der Mensch im Staate Gottes mit seinem Leben nach Willkühr verfahren dürfen? Ferner ist es nicht allgemein wahr, daß man eine jede Wohlthat dem, der sie ertheilt hat, nach Willkühr heimgeben darf. Wenn dir ein König einen werthvollen Gegenstand zum Geschenke machte, du aber nach einiger Zeit dieses Geschenk mit Trotz zurückschicktest: wäre es für den Fürsten nicht die größte Beleidigung, und würdest du dir dadurch seine Ungnade nicht im höchsten Grade zuziehen? Und wie, du solltest Gott das Geschenk deines Lebens, nachdem du dasselbe auf verschiedene Weise gemißbraucht hast, endlich durch einen Selbstmord trotzig vor die Füße hinwerfen dürfen? Es kann auch Geschenke geben, die mit beigesetzten Verpflichtungen für den, der es empfangen hat und unter dem ausdrücklichen Vorbehalt des Obereigenthumsrechtes gemacht werden. Auf ähnliche Weise schenkte uns Gott das Leben; er legte uns dabei die Pflicht auf, es weislich zu benützen, und behielt sich, so zu sagen, das Obereigenthumsrecht über dasselbe bevor. Wir haben die Pflicht, unser Leben zu unserer und unserer Mitmenschen Wohlfahrt zu benützen; aber wir dürfen dasselbe nicht eigenmächtig zerstören. Gerade das Letztere geschieht aber durch den Selbstmord. Sich selbst morden, heißt also nicht die Wohlthat dem Schöpfer zurückgeben, so daß dieser sie wieder einem Andern verleihen könnte, sondern dieselbe zerstören und die Trümmer davon ihm überlassen. Gott gibt das Leben, das sich Einer durch Selbstmord nimmt, nicht wieder einem Andern, sondern dieses Leben ist zerstört, und daher verloren. Hier kann also von keiner Zurückgabe die Rede sein. Also auch in dieser Beziehung ist zwischen einem materiellen Haus, das aus Kalk und Stein besteht und zwischen einem Menschenleben, dessen Bestandtheile Fleisch, Blut,

Knochen, Geist u. s. w. sind, ein großer Unterschied, nämlich daß man aus den Trümmern eines abgebrochenen Hauses wieder ein anderes bauen kann; aus dem einmal genommenen Leben aber sich nichts mehr machen läßt.

c) Würde ein Vater seinem Sohne zürnen, wenn dieser unvermuthet aus der Fremde zurückkehrte, dem Vater um dem Hals fiele und ausriefe: Ich bin wieder da, mein Vater, zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abkürzte, die ich nach deinem Willen länger hätte fortsetzen sollen; mir ist nur wohl, wo du bist. So kann auch Gott über einen zu ihm zurückkehrenden Selbstmörder nicht zürnen. — So starken Eindruck diese Einwendung auf das menschliche Gefühl macht, so schwach ist sie, wenn man sie näher ins Auge faßt. Denn setzen wir den Fall, der Vater hat seinen Sohn in eine ferne Stadt fortgeschickt, damit dieser für seinen künftigen Beruf die nöthigen Kenntnisse sich aneigne; wenn nun der Sohn überdrüßig des Lebens in der Fremde, wo es für ihn allerdings manches Lästige gibt, vor der Zeit in die bequemere Heimath zurückkehrt, und dadurch die Pläne des Vaters vereitelt; sollte dieser darüber nicht ungehalten werden? Wollen wir aber noch deutlicher reden in folgendem Gleichnisse: Die Eltern schicken ihre Kinder in die Schule, auf daß sie dort in der vorgeschriebenen Zeit fleißig lernen. Wenn aber der Knabe nach der ersten Viertelstunde wieder nach Hause liefe und zur Entschuldigung sagte, er sei lieber zu Hause bei der Mutter als in der Schule bei den übrigen Kindern: würde eine Mutter, die diesen Namen verdient, mit einer solchen Anhänglichkeit des Kindes zufrieden sein? Würde sie nicht vielmehr sagen: Kind, wenn du mich lieb hast, so beweise es dadurch, daß du die bestimmte Zeit in der Schule bleibst und mit Fleiß lernest. Dieses Leben ist aber eine Bildungsanstalt für das jenseitige. Deßwegen ist es offenbar gegen die Absicht Gottes, wenn der Mensch seine Schulzeit, d. h. dieses irdische Leben, willkürlich verkürzt und eigenmächtig aus seiner Schule, nämlich aus seinem Leben, hinausläuft.

d) Das menschliche Leben ist so vielen Zufällen preisgegeben: so erschlägt diesen ein Dachziegel, jenen ein Donner; der eine stirbt an dem Biß eines Hundes,

der andere an einer unvermuthet erhaltenen Wunde. Soll nun der Mensch sich das nicht selbst anthun dürfen, was Dachziegel, Donner, Biß oder ein anderer Zufall ihm thun? — Wir sagen hierauf: Nein, der Mensch darf Solches nicht; denn er hat Verstand, und kann vielen, ihm schädlichen Zufällen vorbeugen. Oder kann etwa der Mensch auch das neugebaute Haus seines Vaters anzünden, weil es vor zwei Jahren der Blitz eingeäschert hat? Darf er seinem Bruder das Getreide aus der Scheune stehlen, weil ihm vorigen Jahres der Hagel die Saaten verwüstet hat? Wo würde man hinkommen, wenn man dem Menschen erlaubte, daß er mit Ueberlegung thun dürfte, was die Elemente nach dem Plan der Natur thun. Wenn der Donner die Eiche spaltet und den Hirten auf dem Felde tödtet, so thut er den Willen des Herrn; denn dieser hat es ihm befohlen. Wenn aber der Mensch die fremde Eiche, die nicht sein ist, spaltet, und den Hirten mordet, so handelt er wider den Willen des Herrn, der ihm verbietet, seine Hand nach fremdem Gute auszustrecken oder sich mit Menschenblut zu beflecken. So thut auch der Donner den Willen des Herrn, wenn er dich zu Staub zermalmt; wenn du dich aber selbst mordest, so handelst du gegen Gottes Willen, der dir befiehlt, so lange im Leben zu bleiben, bis er dich selbst aus demselben abruft. Ferner, wenn der Schöpfer mein Leben gewissen Zufälligkeiten preisgab, so that er es auch bezüglich des Lebens der übrigen Menschen. Wenn ich daher aus dem Grunde, weil mein Leben in Gefahr ist, von den Elementen abgekürzt zu werden, es mir selbst eigenmächtig nehmen darf; so würde ich dasselbe aus den nämlichen Gründen bezüglich des Lebens der übrigen Menschen thun und sie nach Willkühr morden dürfen. Wohin käme man auf diesem Wege?

e) Das Leben eines Menschen ist für das Universum nicht wichtiger, als das Leben einer Auster; es kann daher der Selbstmord nicht viel bedeutender sein, als es zu bedeuten hat, ob auf der Tafel eines Edelmannes eine Auster mehr oder weniger aufgezehrt wird. — Wer den Menschen, das Ebenbild Gottes, den durch das Leiden des Sohnes Gottes Erlösten und zur ewigen Seligkeit Berufenen also erniedriget, verdient in der That keine

Erwiderung. Dabei muß man sich aber darüber wundern, daß die Nämlichen, welche hier die Menschenwürde so tief erniedrigen, sie bei andern Gelegenheiten wieder so hoch hinansetzen, und aus demselben Menschen, der nicht mehr Werth haben soll, als eine Auster, eine Gottheit machen. Welch ein sonderbarer Widerspruch! Solche Grundsätze und Behauptungen verdienen übrigens nicht widerlegt, sondern einfach verachtet zu werden.

f) Der Nervenbau ist besonders bei gefühlvollen Menschen so schwach, die Fiber so reizbar, die Empfindlichkeit der Organe so groß, der Uebergang vom Eindruck zum Gedanken, von diesem zur Lust und von der Lust zur That so schnell und unaufhaltsam, daß die Selbstentleibung in dieser Hinsicht immer nur Mitleid verdient. — Sonderbar, man will den Selbstmord durch schwachen Nervenbau entschuldigen, und thut doch Alles, um die ohnehin schon reizbare Fiber noch mehr zu schwächen. Denn gibt man nicht dem schwachen Geschöpfe Romane in die Hand, welche die Empfindung auf das Höchste spannen und den Jüngling entnerven, ehe er Mann wird? Führt man nicht das schwache Geschöpf in Schauspiele, wo alle schlafenden Reize der Sinnlichkeit aufgeweckt werden? Nimmt man das Mädchen nicht in Gesellschaften mit, wo Alles darauf berechnet ist, das Herz desselben zu verderben und die Phantasie zu überreizen? Gibt man der Jugend überhaupts nicht oft eine Erziehung, die nur Tändelei, Empfindelei und Liebelei befördert? Wenn nun der Selbstmord einer Seits auf Rechnung überspannter Reizbarkeit geschrieben werden soll, und man anderseits Alles thut, um diese Reizbarkeit möglichst hoch zu spannen: ist man nicht Schuld an demselben?

g) Ich bin ein so unnöthiges, ja überflüßiges Hausgeräth, — daher hinaus mit mir aus dem Hause, d. h. dieser Welt. — In dieser Behauptung liegt nicht die geringste Wahrheit; denn der Mensch wird im Staate Gottes nie ein unnützes Hausgeräth. Der Verbrecher, in einer unterirdischen Gruft zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt, könnte am ersten auf den Gedanken kommen, er sei unnütz in der Welt und wolle daher durch einen Selbstmord seinem Dasein ein Ende machen. Aber auch sein Dasein ist nichts weniger als unnütz; denn er kann sein

fürchterliches Schicksal, die Abgeschiedenheit von den übrigen Menschen, das Bewußtsein seiner Greuelthat, die Fessel an seinen Beinen, das ewige Mitternachtdunkel seiner Gruft, die Vergessenheit von seinen Freunden u. s. w.; — alles dieses Leiden kann er für sich zur Quelle des Segens machen, wenn er will. Er kann im Dunkel des Kerkers durch ungestörtes Nachdenken lernen, was er im Anblicke und Genusse der freien, von Gottes Sonne beleuchteten Welt nicht gelernt hat; er kann im Zustande der tiefsten Niedrigkeit das Nichts aller irdischen Hoheit fühlen, das er auf dem Gipfel der Ehre wohl nie gefühlt hatte; er kann jetzt die lange Reihe seiner Sünden, die er früher bei hellstem Mittagslichte nicht erblickte, durchgehen und sich der Schwere derselben bewußt werden; er kann die letzten Jahre seines Lebens mit unsterblichen Heldenthaten des Glaubens an die allordnende Liebe Gottes, mit großmüthiger Duldung der Folgen seiner Sünden, mit vollkommenster Unterwerfung gegen die Wege der Vorsehung adeln, da er ehedem seine Tage im Leichtsinne hingebracht hat. Wenn nun selbst der verworfenste Missethäter in der Nacht seines Gefängnisses so Wichtiges thun kann: wo ist der Mensch, der sagen dürfte: Hinaus mit mir aus der Welt; denn ich bin ein unnützes Hausgeräth in derselben?

h) Es haben so viele berühmte Männer des Alterthums sich selbst gemordet, und Römer und Griechen sahen eine solche That als Heldenmuth an. — Hierauf sagen wir mit dem heiligen Augustin: Es frägt sich hier nicht, ob sie es gethan haben, sondern ob sie es hätten thun sollen. Denn die gesunde Vernunft muß mehr als alle Beispiele gelten. Doch haben wir auch Beispiele, die mit der gesunden Vernunft übereinstimmen, und diese sind um so nachahmungswürdiger, je ausgezeichneter sie an Tugend und Weisheit sind. Die Patriarchen, die Propheten, die Apostel haben es nicht gethan und in Drangsalen sich gemordet. Auch hätte ihnen Christus damals, als er sie von einer Stadt in eine andere fliehen und so der Verfolgung ausweichen hieß, gar wohl die Ermahnung geben können, daß sie selbst an sich Hand anlegen sollten, um nicht den Verfolgern in die Hände zu fallen; aber er gab ihnen diese Weisung nicht. Da nun Christus, welcher den Seinen versprechen konnte, daß er ihnen nach

diesem Leben ewige Wohnungen zubereite, die Seinigen nicht ermahnte, auf diese Weise aus dem Leben zu gehen; so ist es offenbar, daß die Verehrer des Einen wahren Gottes, ungeachtet aller Beispiele von Gott nicht kennenden Völkern, dieses nicht thun und sich in Bedrängnissen nicht morden dürfen.

i) Der Selbstmörder verkauft sein elendes Dasein nicht mit seiner Vernichtung, sondern er streift nur die gegenwärtige Hülle ab, läßt gleichsam nur den verdrießlichen Balg zurück, um in einer neuen Verwandlung mit verklärter Schönheit hervorzugehen. — Wie, Selbstmörder, du glaubst Unsterblichkeit und herrliche Güter jenseits des Grabes? Aber dann mußt du auch glauben, daß nicht ein jeder Weg dahin führt, sondern der von der Offenbarung uns gewiesene. Das ewige Leben gibt Gott in seinem Reiche nur denen, die hienieden seinen Willen thun. Diese Hoffnung blüht nimmermehr dem Selbstmörder, der in der höchsten Auflehnung gegen den göttlichen Willen diese Welt verläßt.

k) Man wird mich als einen großen Philosophen ehren, wenn ich über die Schrecken des Todes erhaben, dem gefangenen Geiste durch einen Selbstmord Luft mache. — Wäre es nicht lächerlich, wenn Einer deßwegen den Tod gewaltsam herbeiriefe, um nur bald in der Leichenrede gelobt zu werden? So ungefähr verhält es sich auch mit dem oben angegebenen Grunde. Wer sind denn aber die Leute, welche den Selbstmörder als Philosophen preisen? Kleine Geister, die in ihren Ansichten noch lange nicht klar sich geworden sind, oder grundsatzlose Menschen, die Alles loben, wofür sie bezahlt werden. Nein, der Selbstmord ist nichts Großes. Hören wir hierüber wieder eine Stimme aus dem Alterthume. Der heilige Augustin schreibt: Der Selbstmord zeugt mehr von Geistesschwäche, als Geistesgröße; er ist kein Beweis von Rechtschaffenheit, die sich vor Allem hütet, was schändlich ist, sondern von der Schwäche, die das widrige Schicksal nicht ertragen kann. Eine solche Handlungsweise aber verdient kein Lob, sondern Verachtung.

V. Ursachen und Quellen zum Selbstmorde.

Als Ursachen der bejammernswerthen Erscheinung des so häufig vorkommenden Selbstmordes werden von Vielen organische Leiden,

Melancholie, ein an Wahnsinn gränzender Zustand des Geistes, Verlust des Vermögens, zerrüttete Gesundheit, gekränktes Ehrgefühl, Furcht vor Schande oder Strafe, schlechte Lektüre, heftige Gewissensbisse, Unmäßigkeit, Müssiggang, Unkeuschheit, Spielwuth oder sonst eine Leidenschaft bezeichnet. Es läßt sich nicht leugnen, daß die genannten Gründe sehr oft zum Selbstmorde führen; bei all dem aber liegt die eigentliche Ursache und die Hauptquelle desselben noch tiefer. Der Verfall des Christenthums, der immer mehr überhandnehmende Unglaube, die materialistische Philosophie unserer Zeit: dieß sind die trüben Quellen, in denen der Selbstmord zunächst seinen Ursprung hat. Die ungläubige Philosophie ist viel weiter verbreitet, als man meint. Sie findet sich nicht bloß bei Gelehrten, in den Palästen der Großen und Reichen; sondern auch in den mittlern, ja niedrigsten Klassen der Gesellschaft; sie hat sich selbst in die Hütten der Armen eingeschlichen. Oder hört man nicht auch von ganz gewöhnlichen Leuten die Aeußerungen: Die Zeit des blinden Köhlerglaubens sei vorüber; man brauche nichts mehr anzunehmen, als was die Vernunft begreife; ob es einen Gott gebe, lasse sich wenigstens noch bezweifeln; der Mensch selbst sei nur ein vollkommeneres Thier; sein Leben sei nichts als ein Zufall; wer nicht genieße, so viel als ihm möglich, sei ein Thor, da das Leben so kurz und nach dem Tode Alles zu Ende sei; die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, vom Gerichte, von der Hölle sei nur ein Kindermärchen.

Setzen wir nun den Fall, ein Mensch mit solchen Grundsätzen verliere plötzlich all sein Vermögen. Entbehren und Mangel leiden ist er nicht gewohnt. Um nun einer traurigen Zukunft zu entgehen, entleibt er sich selbst. Die Leute werden sagen, Armuth und Noth sei der Grund dieses Selbstmordes. Allein dieses war nur die nächste Veranlassung zu dem Verbrechen; der eigentliche, tiefere Grund war der Unglaube. Hätte er fest an die Lehre Christi geglaubt, er hätte im Verluste seines Vermögens die weise Vorsehung Gottes erkannt, die dadurch sein Herz von der Erde losreißen will; er hätte im Hinblick auf Gott und die jenseitige Vergeltung Mangel und Noth in aller Geduld ertragen; ja er hätte sogar Gott dafür gedankt, und sich gefreut, etwas leiden zu dürfen und seinem Herrn und Heiland ähnlich werden zu können.

Wie viel Arme gibt es nicht, die am Morgen noch nicht wissen, woher sie das tägliche Brod nehmen; aber sie sind weit entfernt, an Selbstmord zu denken, sie fühlen sich vielmehr in ihren Verhältnissen zufrieden. Der Grund ihrer Zufriedenheit ist der Glaube, daß der gütige Vater im Himmel ihnen die Armuth geschickt habe, um sie zu prüfen; hingegen ist der Unglaube die Hauptursache, die einen Andern in ähnlichen Verhältnissen zum Selbstmörder macht.

Setzen wir den Fall, ein bisher geachteter Mann begehe eine entehrende Handlung, so daß es um sein Ansehen vor der Welt geschehen sei. Statt sein Leben in Schmach und Schande oder gar im Kerker hinzubringen, macht er demselben gewaltsamer Weise ein Ende. Man wird sagen, der Grund des Selbstmordes sei Furcht vor Schande und Strafe. Aber nein, dieses gab nur die Veranlassung dazu; der tiefere Grund des Verbrechens ist der Unglaube dieses Menschen. Hätte er fest an das Evangelium geglaubt, so würde er gerne Schmach und Schande getragen haben, um leichter seine Sünden abzubüßen. Wie Viele haben schon in Schmach und Schande ihr Leben hingebracht, ohne daß ihnen dieses ein Beweggrund war, sich das Leben zu nehmen! Der Unglaube ist also auch hier die eigentliche Ursache zum Selbstmorde.

Setzen wir den Fall, ein schwerer Sünder werde von Gewissensbissen so gepeinigt, daß er an Gottes Barmherzigkeit verzweifelt, nirgends mehr Ruhe findet, und so das Leben sich nimmt, um, wie er meint, von seiner Qual sich zu befreien. Die Leute werden sagen, der Unglückliche habe sich seiner ihm unerträglichen Gewissensbisse wegen gemordet; allein auch hier ist der eigentliche Grund der Unglaube. Der ächtgläubige Christ denkt nicht an Selbstmord, und wären seine Sünden auch noch so viel und groß; er gebraucht das von der Barmherzigkeit Gottes hiezu verordnete Mittel der Gnade und befreit sich dadurch von der Schwere seiner Last.

Geht alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durch, und ihr werdet finden, daß es weder ein geistiges noch leibliches Uebel gibt, welches von der christlichen Religion nicht erträglich gemacht wird; daß es keinen Schlag, kein Unglück gibt, welches durch das Christenthum nicht versüßt wird; daß es keine Leidenschaft gibt, die durch das Evangelium nicht gezügelt und bezähmt werden könnte.

Wer daher vom christlichen Glauben ganz durchdrungen ist, wird nie zum Selbstmorde greifen; wer hingegen der gottlosen, materialistischen Philosophie unserer Tage huldiget, wird keinen Anstand nehmen, oft wegen unbedeutender Dinge sich selbst zu morden. Man hat zwar gesagt, der Selbstmord sei eine Art Geisteskrankheit, Spleen genannt, welche sich als Widerwillen gegen das Leben äußere, und solch unglückliche Menschen können nichts dafür, wenn sie sich ermorden; denn sie fühlen sich innerlich dazu gezwungen. Allein schon unzählige gemüthskranke Menschen, welche Religion hatten und fest an der Lehre Jesu hielten, haben gezeigt, daß der Mensch dieses Lebensüberdrusses Meister werden kann. Nicht mit Unrecht hat daher Jemand das Wort Spleen für gleichbedeutend mit Atheismus, d. h. gänzlichem Unglauben erklärt. Ja, der Unglaube schleift den Dolch, womit Viele ihrem irdischen Dasein ein Ende machen; noch mehr, der Unglaube ist es, der den ihm verfallenen Schlachtopfern den Dolch grausam in die Brust stößt. Darum hüten wir uns und die Unsrigen vor dem Unglauben, und wir haben dem Selbstmorde den kräftigsten Damm entgegengesetzt. Cf. Vier Predigten über den Selbstmord v. Nikol. Sorg.

VI. Verwahrungsmittel gegen den Selbstmord.

Die Hauptquelle des Selbstmordes ist der immer mehr überhandnehmende Unglaube und die daraus stammende moralische Verkommenheit der Menschen. Soll daher der Selbstmord seltner werden, so muß vor Allem diese Quelle verstopft werden. Die schreckhafter Weise verübten Selbstmorde in unsern Tagen, sagt ein grosser Mann unsers Zeitalters, sind zwar nur Einzelnerscheinungen; aber sie sind die Pestbeulen, welche den Zustand des Körpers im Ganzen anzeigen. Wenn die moralische Auflösung bei Hunderten bis zum Selbstmorde steigt, so sind es Tausende, die ihnen, wenn es gleich nicht zum Ausbruche kömmt, nahestehen, und zehn Tausende, die entfernter, aber immer noch auf demselben Wege stehen. Wenn sich vordem ein Mensch entleibte, so ging ein Entsetzen durch die ganze Gesellschaft; in unsern Tagen achtet man aber wenig mehr auf solche Nachrichten; gar Viele nehmen den Selbstmord in Schutz und vertheidigen ihn. Wie ist da zu helfen? Etwa durch Gesetze und Einrichtungen, durch die Fürsorge für die materiellen Interessen des Volkes? Nimmermehr! Nur Ein Mittel kann hel-

sen, und dieses ist die Durchsäuerung aller Klassen der Staatsbürger durch die christliche Religion. Ja, alle Stände müssen sich wieder vom Christenthume durchdringen lassen; dieses ist, wie gegen alle Laster, so insbesonders auch gegen den Selbstmord der wohlthätigste Damm. Um aber dieses Ziel zu erreichen, müssen die Eltern, Lehrer und Vorgesetzten schon frühzeitig den Saamen des Christenthums in die zarten Herzen der Kinder pflanzen und sorgfältig pflegen; sie müssen ihre Kinder vor gottlosen, ungläubigen Menschen und ihren Lehren warnen, sie zum Gebete, zum fleißigen Besuche des Hauses Gottes und zu den andern Uebungen ihrer heiligen Religion anhalten. Soll also der Selbstmord seltner werden, so muß das Christenthum alle Klassen und Stände der Gesellschaft durchdringen; denn die christliche Religion ist es, welche den Menschen im Unglück aufrecht hält, stärkt und tröstet, welche ihm Kraft gibt, auch die heftigsten Leidenschaften zu überwinden, die so oft zum Selbstmorde führen. Wie Viele haben sich nicht schon das Leben genommen, weil sie durch plötzlichen Verlust ihres Vermögens an den Bettelstab gekommen sind? Hätten sie Religion gehabt, so würden sie auf den Stall von Bethlehem geschaut und sich ihren Herrn und Heiland zum Muster genommen haben, der nicht hatte, wohin er am Kreuze sein Haupt legen konnte; sie würden sich mit dem Glauben an Gottes allwaltende Vorsehung getröstet haben, die auch für die Blumen auf dem Felde und für die Vögel in der Luft besorgt ist; sie würden sich getröstet haben mit den Worten des Herrn: Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Wie Viele haben sich schon das Leben genommen, weil sie von dem Leuchter der Ehre herabgeworfen und in Schande und Schmach gefallen sind! Hätten sie aber einen lebendigen Glauben an Christus in ihrem Herzen getragen, so würden sie die ihnen zu Theil gewordene Schmach mit Demuth getragen und sich vielmehr gefreut haben, daß sie auf solche Weise die Sünden ihrer frühern Eitelkeit abbüßen können. Und so durchgehet alle Leidenschaften, und ihr werdet finden, daß der lebendige Glaube nicht bloß vor denselben bewahrt, sondern auch Kraft verleiht, sie zu überwinden.

Um kein Selbstmörder zu werden, hüte man sich vor jenen Leidenschaften, welche am meisten zu diesem Verbrechen führen,

nämlich vor Geiz, Stolz, Schwelgerei und Wollust. Und weil es in der sittlichen Welt eben so wenig einen Sprung gibt, als in der materiellen, so bebe man vor den ersten Lockungen dieser Leidenschaften zurück. Der Schwelger, der sich gestern ermordete, dachte vor zehn Jahren wohl noch nicht an den Selbstmord; der bloße Gedanke an den Tod war ihm schon unerträglich. Aber als Schulden auf Schulden gehäuft waren, als Unmuth, Schande und Fluch ihn mit vereinter Macht geißelten, als alle Aussichten, Geld aufzutreiben und seine Ehre zu retten, schwanden; da trat die schwarze Verzweiflung mit ihrem fürchterlichen Plane vor ihn hin, und der Selbstmord ward ihm als einziger Retter eingegeben. So verfahren auch die übrigen drei Leidenschaften, Stolz, Geiz und Wollust gegen ihre Sklaven. Anfangs versprechen sie ihren Freunden nur Glückseligkeit, zaubern ihnen nur Paradiese vor, verheißen immer, was sie nicht geben können, täuschen immer und sättigen nie, reden aber dabei keine Silbe vom Selbstmorde. Auf einmal, wenn die Zeit den Trug der Verheißungen aufdeckt, und der Elende sich in allen seinen Hoffnungen betrogen sieht, rücken sie mit ihrem bis auf diese Stunde geheim gehaltenen Vorhaben heraus und weisen auf Selbstentleibung als den einzigen Ausweg. Der Unglückliche folgt auch nur zu oft diesem Rath und endet sein elendes Dasein mit einem Selbstmorde.

Um die Versuchung zum Selbstmorde zu überwinden, nehme man ferner seine Zuflucht zum gläubigen, vertrauungsvollen Gebete. Wer mit Versuchungen zum Selbstmorde zu kämpfen hat, der bedarf vor Allem der Gnade Gottes, und diese erhalten wir unter Anderm durch das Gebet. Christus, der Herr, gibt uns die Verheißung: Um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Welch ein trostvoller Ausspruch für den schwer geprüften Armen, dessen Lebenstage eine fortgesetzte Leidenskette sind! Welch ein trostvoller Ausspruch für den Verlassenen, der seine Hände vergebens nach Menschenhilfe ausstreckt, zu wissen, daß Einer ist, der den leisesten Seufzer seines gepreßten Herzens vernimmt, der mit väterlicher Liebe über ihn wacht und seine Leiden zu lindern bereit ist. Welch trostvoller Ausspruch für den niedergebeugten Sünder, der ob der Menge und Größe seiner Sünden verzweifeln möchte, mit Zuversicht zum Vater aufblicken

zu dürfen, und von ihm Begnadigung hoffen zu können! Christlicher Bruder, wie kannst du noch den verzweiflungsvollen Entschluß fassen, Hand an dein eigenes Leben zu legen, weil du mit geistigen oder leiblichen Gebrechen zu kämpfen hast, oder weil du wähnst, es sei um dein zeitliches oder ewiges Heil geschehen? Auch du hast beim Vater einen mächtigen Fürsprecher; sein eigenes Wort muß dir Bürge dafür sein, wenn er sagt: Um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. So nimm denn in der Stunde selbstmörderischer Gedanken deine Zuflucht zum Gebete, und der Herr wird dir seine Gnade zum Siege verleihen.

Christus sagt aber nicht bloß: „Betet!" — sondern auch: „Wachet!" Sei daher wachsam auf deine Phantasie, damit sie nicht ausschweife. Sei wachsam auf trübe, finstere Gedanken, die immer wieder kommen, und suche sie auszuschlagen. Sei wachsam auf deine Lektüre, und hüte dich vor schlechten Büchern und Schriften, in denen dem Selbstmorde das Wort gesprochen wird. Sogar das Lesen solcher Schriften, die wider den Selbstmord geschrieben sind, kann einem Schwermüthigen, der mit Gedanken zum Selbstmorde zu kämpfen hat, zum Falle werden. So erzählt Sailer in seiner Schrift „Ueber den Selbstmord": Ein trockener Schriftsteller hatte ein weitläufiges Werk vom Selbstmorde geschrieben und seine Zuläßigkeit nach allen Richtungen hin bekämpft. Einstens begegnete ihm ein Engländer in vollem Tiefsinne. Wo wollen Sie hin, mein Freund! sagte der Schriftsteller. Ich gehe nach der Themse, mich zu ersäufen, erwiderte der Engländer! Ei, gehen Sie doch noch einmal nach Hause, fuhr der Schriftsteller fort, und lesen Sie mein Buch vom Selbstmorde. Der Engländer antwortete: Gerade das Lesen Ihres unschmackhaften Buches hat mir eine so verdrießliche Langweile verursacht, daß ich mich entschlossen habe, mir das Leben zu nehmen.

Suche dir einen Herzens- und Gewissensfreund, dem du dein Innerstes aufzudecken Kraft und Lust fühlst. Diesem entdecke jede Versuchung zum Selbstmorde gleich im ersten Angriffe; er wird dich das Unnatürliche und Sündhafte deines Vorhabens einsehen und es noch zur rechten Zeit verabscheuen lernen. Dazu ist vor Allem der Beichtvater geeignet; denn davon abgesehen, daß er durch

Belehrung und Tröstung das wunde Herz zu heilen und den zerrütteten Geist in Ordnung zu bringen bemüht ist, liegt im Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altares ohnehin eine große Kraft, allen Versuchungen zur Sünde, so insbesonders denen zum Selbstmorde zu widerstehen.

Trübsinnigen ist noch insbesonders zu rathen, daß sie ihre finstern Gedanken auszuschlagen und ihren Geist zu erheitern suchen; vorzüglich ist ihnen zu empfehlen, daß sie in Stunden der Versuchung zum Selbstmorde nie allein bleiben. Die Einsamkeit hat die meisten Selbstmorde aus Trübsinn zur Reife gebracht. Wie die Nacht die Mutter der Gespenster ist, so nährt die Einsamkeit alle die finstern Entwürfe des lebenssatten Trübsinnes.

VII. Auch der indirekte Selbstmord ist unerlaubt.

Man kann, ohne es zu wollen, Mörder seiner selbst werden, indem man sich durch gewisse Handlungen, die man unterlassen soll, oder durch pflichtwidrige Versäumnisse mehr oder weniger das Leben verkürzt. Darnach kann man in diese Sünde verfallen, wenn man sich ohne Noth einer wahrscheinlichen Todesgefahr aussetzt. Dergleichen thun Alle, welche in gefährliche Spiele sich einlassen, wie die Seiltänzer; eben so auch die, welche ohne Noth lebensgefährliche Waffenübungen vornehmen, wie es beim Duell geschieht. Hingegen darf man sich eines höheren Gutes wegen, oder in Erfüllung seines Berufes allerdings auch einer augenscheinlichen Lebensgefahr aussetzen, ja es wäre das Gegentheil in diesem Falle unrecht. So muß ein Arzt mit Gefahr seines Lebens den Pestkranken zu Hilfe kommen; ein Missethäter darf den Gerichten sich überliefern, obschon er weiß, daß es ihn das Leben kosten wird u. s. w.

Eines indirekten Selbstmordes macht man sich ferner schuldig: Durch Unmäßigkeit im Genuße der Nahrungsmittel, sowohl der Speisen als der Getränke; durch Mißbrauch des Geschlechtstriebes; durch eine karge Versagung nothwendiger und gesunder Nahrung; durch Weichlichkeit und Verzärtlung des Körpers; durch unverhältnißmäßige Anstrengung der Körperskräfte oder Uebertreibung in geistigen Arbeiten; durch heftige Leidenschaften, besonders Zorn, Traurigkeit, Gram u. s. w.; durch Vernachläßigung der nöthigen Körperpflege in Absicht auf Reinlichkeit, Bekleidung 2c.; durch Ver-

säumung der nöthigen Mittel zur Zeit der Krankheit, es geschehe nun aus Kargheit oder Abscheu gegen die Arzneien.

Auch übermässiges Fasten und zu große Bußstrenge kann eine Ursache zur Abkürzung des Lebens sein. Hier gilt der Grundsatz des heiligen Cäsarius von Arles: Man muß die Begierlichkeit des Fleisches schwächen, nicht aber den Leib selbst aufreiben. Außerordentliche Handlungen einzelner Heiliger dürfen nicht zum allgemeinen Maßstabe genommen werden. Indeß leben wir nicht in den Zeiten, wo zu besorgen ist, man thue durch zu strenge Buße der Dauer seines Lebens Abbruch.

VIII. Gedanken des Christen, wenn er von einem Selbstmorde hört.

Vor Allem ist er des evangelischen Ausspruches eingedenk: Verdammet nicht, daß auch ihr nicht verdammt werdet. Denn das menschliche Herz hat Tiefen, die man durch kein Senkblei auch der genauesten Beobachtung ergründen kann; Irrgänge, deren Geschichte der geübteste Geschichtsforscher nicht geben kann. Verdamme also nicht; denn du bist ein Mitknecht des Selbstmörders, und als solcher hast du keinen Beruf zum Richteramte. Auch ist ein Tag festgesetzt, der alles Geheime an das Licht bringt; greif diesem Tag nicht vor. Um so weniger darfst du verdammen, als du die Einflüsse des Temperaments, der Erziehung, der Vorurtheile, der Ueberredung, der Beispiele, der Verführung, der Irrungen, der Schwermuth, der Leidenschaft u. s. w. auf den vollrachten Selbstmord nicht bemessen kannst. Habe vielmehr Mitleiden mit dem Unglücklichen und seinem tiefen Falle. Seufze auf aus der Tiefe deines Herzens und sprich: Herr! ist es möglich, daß ein Vernunftgeschöpf deiner Hand so tief sinken kann? Was ist doch der Mensch! — Erinnere dich dabei des Ausspruches der heiligen Schrift: Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle. Denn der gefallen ist, stand vor Kurzem noch. O wie finde ich den Menschen in einem jeden Selbstmörder! Wie zittere ich vor mir, wenn ich mich in seine Lage hineindenke! Wie trifft das: „Nihil humani a me alienum“ — alle Saiten meiner Seele. Ein Vernunftgeschöpf, und sein Selbstmörder; das Ebenbild Gottes, und erwürgt am Stricke mit eigener Hand; das edelste Dasein unter der Sonne, und dieses edelste Dasein sich selbst zur unerträglichen

Last; der Menschenkörper, das Meisterstück der Allmacht, die Pilgerwohnung des unsterblichen Geistes, und dieses Meisterstück zerstört von ihm, diese Wohnung eingerissen von dem Pilger selbst; das Naturgesetz der Selbsterhaltung einem jeden Lebendigen mit Gottes Finger eingeschrieben, und diese Gottesflammenschrift ausgelöscht von dem edelsten Lebendigen auf Erden! Welche Widersprüche! Wie viel Ursache, in sich selbst zu gehen, und darüber nachzudenken, was der Mensch ist, und zu welchen Handlungen er fortgerissen wird, wenn die Hand des Herrn ihn nicht hält! Cf. Sailer über den Selbstmord.

Artikel CXIX.

Müssiggang (Trägheit, Lauigkeit).

1) Begriff.

Unter Müssiggang im Allgemeinen versteht man ein unthätiges Leben, wobei man keine standesmässige Beschäftigung treibt, sondern seine Tage entweder mit völligem Nichtsthun, oder seine Zeit mit eitlen oder gar schädlichen Beschäftigungen hinbringt.

Die Trägheit ist noch mehr als Müssiggang, gewissermaßen ein gesteigerter Grad desselben; denn mit der Trägheit ist zugleich der Ueberdruß an der Arbeit verbunden, — den Trägen ekelt die Arbeit an; er verabscheut und haßt sie. Die Trägheit ist sodann in ihrer besondern Richtung ein Ueberdruß an geistlichen Dingen, in welchem Zustande der Mensch sein Seelenheil vernachlässiget. Vorzüglich in dieser Beziehung wird die Trägheit unter die sogenannten Haupt- oder Todsünden gerechnet.

Die Lauigkeit bezieht sich wiederum vorzüglich auf das geistige Leben, und man bezeichnet in dieser Hinsicht einen Menschen als lau, wenn er zur Erlangung des ewigen Heiles nicht den gehörigen Fleiß anwendet.

2) Stellen der heiligen Schrift.

Wer seinen Acker bebaut, wird mit Brod gesättiget; wer aber dem Müssiggange nachgehet, wird voll Armuth sein. Sprüchw. 28, 19.

Der Faule ist wie mit einem kothigen Steine getroffen; Alle reden mit Verachtung von ihm. Sirach 22, 1—3.

Gehe zur Ameise, du Fauler, und betrachte ihre Wege und lerne Weisheit. Sprüchw. 6, 6.

Es will, und will doch wieder nicht der Faule. Ebendas. 13, 14.

Faulheit versenkt in tiefen Schlaf, und eine läßige Seele wird Hunger leiden. Ebendas. 19, 15.

Den Faulen tödten die Wünsche; denn seine Hände wollen nichts thun. Ebendas. 21, 25.

Durch den Acker eines faulen Menschen bin ich gegangen, und durch den Weinberg eines thörichten Mannes, und siehe, ganz war er von Nesseln voll, und Dornen bedeckten seine Oberfläche, und die Mauer von Steinen war eingerissen. Ebendas. 24, 30—32.

Siehe, die Missethat Sodoma's war Stolz . . . . und ihrer Töchter Müssiggang. Ezech. 16, 49.

Seid nicht träge im Eifer. Röm. 12, 11.

Gib dem Knechte zu arbeiten, daß er nicht müssig sei; denn der Müssiggang lehrt viel Böses. Sirach 33, 28. 29.

Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. 2. Thessal. 3, 10.

Wir haben gehört, daß Einige unter euch unruhig leben, nicht arbeiten wollen, sondern unnütze Dinge treiben. Solche beschwören wir im Herrn Jesu Christo, daß sie in der Stille arbeiten, und ihr eigenes Brod essen. Ebendas. 3, 11 u. 12.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Sei immer beschäftiget, damit der böse Geist dich niemals müssig antrifft. St. Hieron. epist. 4.

Soll wohl der Mensch den Müssiggang nicht verachten, da er ihn unter die Ameise herabwürdiget? Die erste und der menschlichen Natur angemessenste Pflicht ist, stets beschäftiget zu sein; denn der Müssiggang ist wider unsere Natur. Der heil. Basilius.

Niemand wird ein Bürger des Himmels werden, der den Müssiggang liebt. St. Augustin.

Dem Müssiggänger begegnen wie dem Landstreicher allerlei Unfälle; seine Seele kann wie ein verlassenes Kind von einem Jeden leicht eingefangen und zum Sklaven gemacht werden. Weil sie ihrer Natur nach beständig in Thätigkeit ist, so verfällt sie, wofern du ihr keine anständige Beschäftigung darbietest, nothwendig auf andere Dinge, indem sie nicht müssig sein kann. Gleichwie das Erdreich, wenn es nicht besäet und bepflanzt wird, nur Unkraut hervorbringt: so verfällt die Seele, wenn sie nicht nützlich

beschäftiget wird, auf schlechte Dinge. Gleichwie das Auge immer schauen will, und daher Schlechtes sehen muß, wenn es nicht auf anständige Gegenstände gerichtet wird: so beschäftiget sich auch die Seele mit unnützen Dingen, wenn man sie von nützlichen abwendet. St. Chrysost. in epist. ad Corinth. hom. 7.

Der Müssiggang ist der Sammelplatz aller Versuchungen und aller bösen und unnützen Gedanken. St. Bernard.

4) Geschichtliches.

Während David müssig zu Hause war, fiel er in die schwere Sünde des Ehebruches.

Johannes Berchmann trug immer ein Buch bei sich, um, wenn er an irgend einem Orte geschäftslos sich aufhalten mußte, darin zu lesen, und also nicht müssig zu sein.

Als einstens der heilige Ignatius von Loyola drei Brüder müssig dastehen sah, befahl er ihnen, einen in der Nähe liegenden Steinhaufen bis in das oberste Stockwerk hinaufzutragen. Da er dieselben nach einiger Zeit wieder geschäftslos antraf, mußten sie ihm die nämlichen Steine wieder herabtragen. Dieß that aber der Heilige nur, um sie vor Müssiggang, und dadurch vor Versuchungen zu schützen. Aus demselben Grunde mußten bei den alten Mönchen ein jeder seine Handarbeit verrichten, nicht so fast zum Erwerbe seines Unterhaltes, als vielmehr um durch Müssigsein keine Gelegenheit zum Bösen zu geben.

Der heilige Antonius, der Patriarch der Mönche, begehrte alle Trägheit und allen Müssiggang zu fliehen, und rief darum in der Wüste zum Herrn und betete: Herr Gott, du Wächter über Seele und Leib, erwecke in mir deine Gnade, und flöße deinem Knechte dein Erbarmen ein, daß ich in der Wüste weilend, vor deinem Angesichte nie müssig sei. Und er hörte eine Stimme, die sprach: Antonius, willst du Gott gefallen, so bete, und kannst du nicht beten, so arbeite. Immer thue etwas; thue, so viel du kannst, und es wird dir nie fehlen an der Hilfe von Oben.

Um allen Müssiggang zu entfernen, belegten die alten Aegyptier jene mit der Todesstrafe, welche kein Gewerb erlernt hatten, womit sie sich nähren konnten.

Wenn bei den Atheniensern Jemand eines Verbrechens ange-

klagt wurde, und man ihm dieses nicht recht beweisen konnte, war es ein starkes Präjudiz wider ihn, das mehr als einen halben Beweis galt, wenn man darthun konnte, daß er ein müssiges Leben führe.

Der chinesische Kaiser Vitey gab ein strenges Gesetz, kraft dessen ein jeder seiner Unterthanen bei Todesstrafe verpflichtet wurde, eine seinem Stande angemessene Beschäftigung zu treiben.

Als einstens der Spartaner König Kleomenes gefragt wurde, warum er seine Feinde, die er in so vielen Schlachten schon besiegt hätte, nicht vollends vernichte, gab er zur Antwort: Wie, würden wir denn, wenn wir keine Feinde mehr zu bekriegen hätten, nicht in Müssiggang verfallen, welcher der Anfang eines jeden Verderbens ist?

Nach der Besiegung der Karthaginenser war die Freude und der Jubel im ganzen Römischen Reiche ungemein groß. Scipio aber, der nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein kluger Staatsmann war, seufzte tief auf und sprach: Nunmehr ist der Staat in der größten Gefahr; denn da es keinen auswärtigen Feind mehr zu bekriegen gibt, so wird sich der Müssiggang einschleichen und mit ihm werden die Laster und endlich der Untergang des Staates kommen. Die Geschichte liefert den Beweis, daß sich der große Mann nicht geirrt hat.

5) Bilder und Gleichnisse.

Wie ein Acker, der nicht bearbeitet wird, nur Distel und anderes Unkraut hervorbringt; so wird in dem Herzen eines den Müssiggang liebenden Menschen nur das Unkraut der Sünde wuchern.

Wie ein still stehendes Wasser in Fäulniß übergeht, so wird ein nichtsthuender Geist von der Fäulniß der Sünde ergriffen.

Wie der Rauch für die Augen unerträglich ist, so ist der Träge für die menschliche Gesellschaft höchst lästig.

Wie der Rost das Eisen verzehrt, so der Müssiggang die Kräfte der Seele.

6) Sprüche und Lebenssätze.

Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Der Faulheit Lohn ist die Armuth.

Träge Leute wollen immer Feiertage haben.

Der Müssiggang hat schon viele Häuser ausgeleert, und viele Bettelsäcke genäht.

Otium et reges simul et beatas perdidit urbes. (Catull.)

Otia si tollas, periere cupidinis arcus,
Contemtaeque jacent et sine luce faces. (Ovidius.)

Alexander, der Große, pflegte zu sagen: Königlich ist zu arbeiten; Sache der Sklaven aber träge zu sein.

Wenn Kaiser Titus Vespasian an einem Tage Abends sich erinnerte, daß er nichts Gutes gethan, rief er aus: Freunde, ich habe einen Tag verloren!

Als einstens Jemand zu Diogenes sprach, er möge sich doch im Alter nicht mehr so viel plagen, antwortete er: Wie, wenn ich auf der Rennbahn laufen und dem Ziele schon ganz nahe sein würde; wäre es klug, wenn ich nun plötzlich im Laufe nachließe?

7) Man kann auf verschiedene Weise müssig sein.

Das Wort Müssiggang ist zu bekannt, als daß darüber eine weitschweifige Erklärung nöthig wäre; Jeder weiß, was es heiße, müssig zu sein. Aber dennoch dürfte es nicht überflüssig scheinen, es näher zu zergliedern, und es nicht bloß in einseitiger Beziehung, sondern in allen seinen Theilen zu betrachten, um desto klarer einsehen zu lernen, in wie vielfacher Beziehung es in das menschliche Leben eingreift, und in welch mannigfaltiger Art man sich der Sünde des Müssigganges schuldig macht. Also was ist der Müssiggang? Müssig ist in nächster und wörtlicher Bedeutung des Wortes derjenige, welcher Nichts thut, der sein Leben in Trägheit verschwendet; der im wahren Sinne die Zeit tödtet, und unserm Herrn Gott recht eigentlich die Tage abstiehlt — also ein wahrer Tagdieb ist. Der Müssige ist ein Mensch, dessen Leben, wenn er auch wach ist, dennoch einem beständigen Schlafe gleicht, der nicht weiß, warum er hier auf Erden lebt; der einzig und allein dazu geschaffen scheint, um sich selbst und Andern zur Last zu fallen; der Müssige ist ein

Mensch, der nicht bloß jede Anstrengung flieht, und Abscheu vor jeder ernstlichen Arbeit hat, sondern den auch die gewöhnlichsten und leichtesten Geschäfte anekeln; dem jede Bewegung des Fußes und jede Aufhebung der Hand, ja am Ende die Ruhe selbst zur Last und Pein wird; der Müssige ist ein Mensch, der verhungerte, würden nicht Andere für ihn arbeiten, der nur von dem Fette Anderer lebt und den Schweiß Anderer verzehrt, der wie ein Igel an der menschlichen Gesellschaft klebt, und es eine Mühe nennt, das in träger Ruhe anzubringen, was Andere in sauerer Arbeit ihm erworben haben; der Müssige ist ein so ganz unwürdiges Glied in der Kette der Schöpfung, daß er das Licht der Sonne nicht verdient, und der des Raumes nicht werth ist, welchen sein träger Leichnam ausfüllt; — der Müssige ist eine wahre Pest der Menschheit, und ein Schandflecken in der Schöpfung Gottes. Das ist der eigentliche Müssiggänger, der gar Nichts thut, und selbst, — das ist vielleicht noch seine einzige gute Eigenschaft, — auch zum Sündigen zu träge ist; das ist derjenige, von dem der heilige Geist sagt, weil du lau, und weder kalt noch warm bist, werde ich dich aus meinem Munde speien. Allein man bleibt in der Regel nicht beim einfachen Müssiggange, und reine Müssiggänger, d. h. Solche, welche gar Nichts thun, wird es wenige geben. Die träge Ruhe wird bald zum Ekel, man bekömmt Langweile, der Geist will sich zerstreuen, er sucht Beschäftigung, und weil man nichts Gutes thun will, artet man ins Böse aus und thut die Sünde. Und jetzt erscheint der Müssiggänger in seiner wahren Eigenschaft und Gestalt. Durch Nichtsthun hat er schon den Himmel verloren, durch Bösesthun will er nun die Hölle gewinnen; durch Trägheit hat er sich schon von Gott losgesagt, durch Bosheit buhlt er um die Gunst des Teufels. Er will dem Dienste, in welchen er getreten, mit Ruhm vorstehen, und weil er Gott so schlecht gedient, so will er dem Satan jetzt wenigstens würdig dienen; es genügt ihm nicht, ein todtes Glied im Reiche des Satans zu sein, er will seinem neuen Herrn auch nützlich werden; er mag die Hölle nicht umsonst haben, er will sie durch seine That verdienen. Dieß ist eine andere und die gewöhnliche Art des Müssiggangs, nämlich der Müssiggang des Sünders, und ein jeder Sünder ist ein Müssiggänger; von ihm kann man zwar nicht sagen, daß er Nichts thue, er thut nur kei-

der zu viel, aber im Grunde doch Nichts, und weniger, als Nichts, weil er das thut, was ihn noch strafbarer macht, das thut, was ihn von Gott noch mehr abwendet und noch näher dem Teufel bringt; das thut, was ihn vom Himmel noch weiter weg und tiefer in die Hölle hineinführt, als wenn er Nichts gethan hätte; er thut das Böse, und das Böse ist in den Augen Gottes ein solches Etwas, daß es weniger als Nichts ist; ein solches Etwas, das nicht bloß von der Seligkeit ausschließt, sondern auch die Verdammung nach sich zieht; ein solches Etwas, das nicht bloß ein Mangel alles Vermögens ist, sondern auch zum Schuldner, und daher ärmer macht, als wenn man Nichts hat. Der Sünder ist ein wahrer Müssiggänger, weil er das thut, was noch weniger als Nichts ist.

Dann gibt es auch einen sogenannten geschäftigen Müssiggang, wo man oft die Thätigkeit selber ist, und dennoch Nichts thut und die Zeit mit Müssiggang verschwendet. Dieser Müssiggang, in den so Viele aus allen Ständen verfallen, ohne daß sie es zu wissen scheinen, ist doppelter Art: er besteht entweder in eitlen Geschäften, oder darin, daß man zum Nachtheile seiner Standespflichten in fremdes Gebiet übergreift, und das thut, was zwar unter andern Verhältnissen gut und erlaubt wäre, aber weil es auf Kosten unserer Standespflichten und so geschieht, daß uns dazu weder Beruf noch Zeit, noch Fähigkeit und Tauglichkeit gegeben ist, ein eitles Nichts, früchteleer, oft sündhafter Zeitverlust wird. Man ist müssig durch eitle Geschäfte. Welche mögen sich dieses Müssigganges schuldig machen? Ich führe nur in die weibliche Toilettenkammer, und zeige euch hier eine Person, die oft den halben Vormittag mit Putz und Anzug vergeudet, die nur auf das Ordnen und Flechten und Kräuseln der Haare kleine Ewigkeiten verwendet, die sich leicht hundertmal von allen Seiten in verschiedenerlei Spiegeln beschaut; der es nicht genügt, selbst die Stunden mit solchen Nichtigkeiten zu verschwenden, sondern die auch noch Andere um den edlen Besitz der Zeit bringt; — ich zeige euch dort einen jungen Gecken, der dasselbe in seinem Geschlechte thut; ich zeige euch Jemanden in immerwährenden Spaziergängen, in ewigen Visiten und Besuchen, der in unnützen, oft ekelhaften Geschwätzen und Plaudereien ganze Tage und halbe Nächte hinbringt; ich zeige euch An-

dere, die damit ihre Zeit tödten, daß sie aus schlechten Büchern das Gift saugen und mit der Lektüre sogenannter Romane ihre Tage verlieren; ich zeige euch wieder Andere, welche mit ihrem Gewerbe dem Teufel dienen, und dem Stolze und der Eitelkeit fröhnen; ich zeige euch abermals Andere, welche in der Leidenschaft des Spieles, in nie befriedigter Genußsucht, in unaufhörlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten ihr Leben verprassen; und ich zeige euch noch Andere, welche Zeit und Kräfte und Talente dazu mißbrauchen, um durch Lügen und Schwänke, durch Zotten und Possen, durch Tollheiten und Narrheiten die Welt zu bethören. Sehet, diese sind Alle thätig und oft wunderbar geschäftig, und doch dabei nichts weiter, als müssige Leute.

Des geschäftigen Müssiggangs macht man sich auch dadurch schuldig, wenn man zwar ernste und des Christen würdige Handlungen verrichtet, sie aber auf Kosten seiner Standespflichten ausübet. Kranke besuchen und sie trösten, ihnen christliche Zusprüche spenden und ihnen in ihrem Elende Muth einsprechen, ist eine herrliche Tugend und ein kostbarer Edelstein an der christlichen Seele; aber wenn darüber die häuslichen Geschäfte leiden, das Gewerb stockt, und die Familie in Noth geräth, so stehen diese Besuche nicht mehr schön an. Gebet ist eine heilige Pflicht und dessen Vernachlässigung ein unersetzlicher Verlust; aber würde man halbe Tage von Kirche zu Kirche eilen, und darüber das Hauswesen vernachlässigen, und das Gesinde sich selbst überlassen, und die Kinderzucht und die Aufsicht über sie versäumen; — so hörte es auf, verdienstlich zu sein, und das heilige, sonst Gott so wohlgefällige Werk wird zu Wasser zerrinnen. Die Anhörung der Predigt und der Verkündigung des göttlichen Wortes ist für jeden katholischen Christen unerläßliche Nothwendigkeit; aber wird darüber die Pflege des hilfsbedürftigen Kranken versäumt, und er allein mit augenscheinlicher Gefahr zurückgelassen, dann ist dieser Eifer nicht mehr löblich. Den Nächsten vor dem Bösen warnen, ihn von der Sünde zurückhalten und zur Tugend anfeuern, ist ein Werk, worüber die Engel des Himmels frohlocken; allein sich Jedem als Führer aufdringen wollen und böswillig werden, wenn man mit seinen oft eigenthümlichen Ansichten keinen Eingang findet, ist unlöbliche Uebertreibung. Der mißkannten Wahrheit das Wort reden

und der Verläumbung den Mund stopfen, ist allgemeine Christenpflicht; aber durch Hitze und Leidenschaft an die Grenze desselben Fehlers streifen, oft auch selbst aus einem Ehrenretter ein Verläumder werden, ist nicht mehr nach Jesu Sinn und seinem heiligen Evangelium. Die, welche Solches thun, welche Betrübte trösten und Kranke besuchen und Irrende zurechtweisen; welche gerne und oft beten, und an der Verkündung des göttlichen Wortes ihre Freude haben; diese thun zwar an und für sich gute Werke: allein wenn es zum Nachtheile ihrer Standespflichten geschieht, schwindet das Verdienst und sie haben ihre Zeit nicht auf die rechte Weise angewendet; sie haben zu viel gethan, und doch auch wieder zu wenig; sie thaten, was sie nicht immer hätten zu thun gebraucht, und unterließen, was ihnen als strenge Nothwendigkeit oblag; ja sie thaten derlei Werke nicht immer deßwegen, weil sie dieselben als Gott wohlgefällig erkannten, sondern weil sie sich in denselben gefielen, und ihnen, dieses zu thun, Freude machte: sie dienten also eigentlich nicht Gott, sondern ihrer Leidenschaft und sinnlichen Neigung, und ich thue Solchen kaum Unrecht, wenn ich sie eines geschäftigen Müssigganges beschuldige. Dadurch werden wir auf eine neue Art eines geschäftigen Müssiggangs aufmerksam gemacht. Alles, was nicht in rechter Absicht, was nicht zur Ehre Gottes geschieht, das ist wie nicht gethan, und wenn es auch eine an und für sich gute Handlung wäre. Wer also in seinen Handlungen nicht Gott zum Beweggrund und obersten Ziele und letzten Zwecke macht, der thut Nichts und führt ein wahrhaft müssiges Leben, arbeitet er auch noch so viel und müht er sich noch so sehr ab. Wer nur arbeitet dieser Zeitlichkeit wegen, nur arbeitet, um zu leben zu haben, um Schätze zu sammeln, um durch Reichthümer zu glänzen, oder die Tugend nur in der eitlen Absicht übt, um einen Namen zu bekommen, und seine Pflicht nur deßwegen gewissenhaft erfüllt, um Lob zu verdienen und Beifall einzuernten, — ein Solcher thut Nichts; arbeitet er auch vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein, und ißt er täglich sein Brod im Schweiße seines Angesichtes, er hat Nichts gethan. — Mag er Meere übersetzen und durch seinen Fleiß den Reichthum von fünf Welttheilen in sich vereinen, — er hat Nichts gethan; mag er Welten beherrschen und Nationen Gesetze geben, und allen Völkern Recht verschaffen, —

er hat Nichts gethan; mag er alle Bücher der Gelehrten durchforschen und alle Sterne des Himmels kennen gelernt haben, — er hat Nichts gethan; mag er sich in hundert Todesgefahren begeben und tausend Menschenleben retten, — er hat Nichts gethan; mag er all sein Vermögen den Armen austheilen und ganze Nächte am Krankenlager wachen, — er hat Nichts gethan; mag er sich noch so sehr verleugnen und abtödten, und kasteien und geißeln, — er hat wiederum Nichts gethan; ja mag er auch seinen Leib zum Verbrennen hingeben und für den Glauben einen zehnfachen Tod ausstehen, —, er hat dennoch und abermals Nichts gethan. Im Himmel weiß man Nichts von seinen Werken, um deren willen er hier auf Erden in Ansehen ist. Alles Dieses ist vor Gott Nichts und wie nicht vorhanden, weil es nicht wegen Gott und nicht aus Gott und nicht in Gott gethan ist. Wie Nebel vor der Sonne, wie Schnee vor der Wärme, so verflüchtigen sich und zerrinnen alle diese vermeintlichen Werke vor dem Angesichte Gottes. — Man kann demnach auf verschiedene Weise müssig sein, je nachdem man dieses Wort im engern oder weitern Sinne nimmt.

8) Welche traurige Folgen der Müssiggang nach sich zieht.

Traurig in jeder Beziehung ist der Müssiggang in seinen Folgen. Er macht hier auf Erden verachtet, und jenseits verdammt; hier auf Erden nimmt er uns jede wahre Freude, und jenseits bereitet er unzählige Leiden; hier auf Erden bringt er an den Bettelstab, und jenseits stürzt er ins höllische Feuer. Denn wie kann sich der Müssiggänger einer wahren Achtung erfreuen, da er Nichts thut, was ihm diese erwerben könnte; da er sich selbst verachtungswürdig macht, aus Faulheit seine von Gott erhaltenen Talente vergräbt, seine Kräfte unbenützt liegen läßt, aus Trägheit ganz in Verwilderung übergeht und sich und Andern zur Last wird. Wie kann er achtungswürdig erscheinen, da er ein Schandflecken in der Schöpfung Gottes ist, und die ganze Natur ihn beschämt und verachtet, und seine Schande ihm vorwirft, indem Alles, was da geschaffen ist, seinen Platz besser ausfüllt, als er, und die Bestimmung erreicht, um welcher willen es von Gott geschaffen worden ist, hinter welcher aber der Faule und Müssige zurückbleibt. Er ist

geringer, als das Geringste, und vom Stein am Wege wird ihm seine Schande vorgehalten; denn auch der Stein am Wege ist nicht unnütz; der Müssiggänger ist aber eine unnütze Last in der menschlichen Gesellschaft. Wie könnte ihm also noch Ehre zukommen, da nichts größere Verachtung verdient, als er?

Eben so wenig gibt es für ihn eine wahre Ruhe, Freude und Zufriedenheit. Diese Güter entstehen nur aus dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, und sind nicht vorhanden, wenn es hierin fehlt. Nun thut aber der Müssiggänger nie seine Pflicht: für ihn gibt es also auch nie eine wahre Freude und Ruhe und Zufriedenheit. Die süßeste Freude ist ihm herbe Bitterkeit und in der größten Trägheit kommt er dennoch nie zur Ruhe, weil sein Herz keines Friedens genießt, und wahre Zufriedenheit aus seiner Seele geflohen ist.

Mit der Ehre und dem guten Namen und der wahren Zufriedenheit raubt der Müssiggang in der Regel auch das Vermögen. Haben wir nicht hundertfältige Beispiele, wie die reichsten Familien, wenn sie in Trägheit erschlaffen, in Bälde von Haus und Hof gehen müssen; und haben wir nicht eben so viele Beispiele, wie Kinder, die von ihren Eltern den Tausenden nach erben, aber nichts gelernt haben, als wie man gesammelte Schätze verschwende, oder das etwa Erlernte nicht anwenden mögen, binnen kurzer Zeit die reichen Goldgruben ausgeschöpft und die vollen Geldsäcke geleert haben; und sehen wir es nicht täglich, wie die reichsten Müssiggänger zu den ärmsten Bettlern werden? Ja, Armuth und Dürftigkeit, Elend und Noth ist hier auf Erden eine unter den andern Uebeln fast nie ausbleibliche Strafe des Müssigganges.

Und was wird jenseits des Müssiggängers harren? Der Himmel gewiß nicht; denn für Müssiggänger gibt es keinen Himmel und für Müssiggang gibt Gott keinen Lohn; sondern die Hölle ist für den Müssiggang gegraben; die Hölle nimmt solche Leute in Dienst, von ihr wird also der Müssiggänger seinen Lohn erhalten.

Dieses wird schon dem bloßen Müssiggänger zu Theil, dessen Leben in einfachem Nichtsthun besteht. Aber wie schon gesagt, solche Müssiggänger wird es wenige geben: es bleibt nicht beim bloßen Müssiggange. Der Mensch muß einmal etwas zu thun

haben, und thut er nichts Gutes, so thut er das Böse. Der Müssiggang ist also an und für sich schon eine große Sünde; er wird aber zugleich eine fruchtbare Mutter und reichliche Quelle von unzähligen Lastern und Thorheiten. Dieß hat noch Niemand geleugnet, und ein allgemeines Sprichwort bestätiget es: Müssiggang ist aller Laster Anfang. Wer die Sünde meiden wollte, floh daher von jeher auch dieses Uebel als die ärgste Pest der Seele. Man erzählt von jenen frommen Mönchen und Einsiedlern, welche in der ersten Zeit der christlichen Kirche in den ägyptischen Wüsteneien ein zurückgezogenes, von der Welt getrenntes Leben führten, daß sie, weil sie nicht immer dem Gebete und frommen Betrachtungen obliegen konnten, in den Freistunden sich mancherlei uns unnütz, ja oft thöricht scheinende Arbeiten machten. Die Einen wälzten große Steine, die Andern trugen Lasten im Kreise umher; wieder Andere flochten Körbe, und waren sie damit fertig, so verbrannten sie diese, weil sie dieselben nicht brauchen und in der menschenleeren Wüste auch nicht Andern geben konnten, und flochten dann wieder andere, um nur nicht müssig zu sein, und dem bösen Feinde keine Zeit zur Anfechtung und zur Versuchung zu geben; denn die müssige Zeit gehört dem Teufel. Da sind wir am meisten seinen Versuchungen ausgesetzt, und am bereitwilligsten, seinen Einsprechungen Gehör zu geben. So lang man arbeitet, hat man nicht Zeit, den bösen Einflüsterungen Gehör zu geben: man muß auf sein Geschäft denken, und der böse Feind, der weiß, daß er in solchen Stunden wenig ausrichtet, setzt uns da auch weniger zu, oder wenn auch, so zieht er sich nach kurzem Versuche doch bald beschämt zurück. Aber wenn wir müssig da sitzen, sind wir seine willkommene Beute, da weiß er, daß er Gehör findet; da belagert er uns von allen Seiten und führt alle seine schweren Geschütze auf, und selten entgehen wir seiner Schlinge. Saget es einmal selbst, wann seid ihr mehr von bösen Gedanken und sündhaften Einsprechungen geplagt, wann mehr von der bösen Lust angefochten und von ihren Leidenschaften bekämpft, als wenn ihr müssig seid?

Der Müssiggang ist aller Laster Anfang. Dieß erkennt schon die gesunde Vernunft, und auch die Heiden scheuten Nichts mehr, als müssige Leute. Bei einem alten Volke, wenn ich nicht irre, bei den Lacedämoniern, mußte jeder Unterthan bei der Obrig-

keit angeben, wovon er sich nähre, und die kein Geschäft trieben, wurden nicht im Lande gelitten. Da dürfte freilich auch bei uns Manchen die Landesverweisung treffen. Aber dieses Gesetz war weise; denn wer ist dem Staate und dem allgemeinen Wohle gefährlicher als der Müssiggänger? Gar Mancher endete schon am Galgen und verblutete unter dem Henkerbeile und starb im Zuchthause, weil er sich dem Müssiggange ergeben; denn Mancher wäre kein Dieb geworden, Mancher wäre nicht als Straßenräuber eingefangen, nicht als Mordbrenner ergriffen, nicht als Majestätsverbrecher verurtheilt worden, hätte er sich nicht durch Müssiggang den Weg dazu gebahnt. Nehmen wir den Müssiggang hinweg, und der Staat erspart Hunderttausende; nehmen wir den Müssiggang hinweg, und viele unserer Straf- und Arbeitshäuser werden leer stehen; nehmen wir den Müssiggang hinweg, und viele Laster werden aussterben: die Wälder werden nicht mehr unsicher, die Straßen nicht mehr gefährdet sein. Nehmen wir den Müssiggang hinweg, und man wird von so vielen Diebstählen und Räubereien nichts mehr hören; nehmen wir den Müssiggang hinweg, und Raufereien und Schlägereien werden unterbleiben; nehmen wir den Müssiggang hinweg, und man wird nichts mehr hören von liederlichen Dirnen, welche des Nachts auf Seelenraub ausgehen, nichts mehr wissen von jenen Schandhäusern, wo man sich für Geld zu jeder Lust verkauft; nehmen wir den Müssiggang hinweg, und unsere Findel- und Gebärhäuser werden überflüssig sein und unsere unehelichen Geburten werden abnehmen.

Müssiggang ist aller Laster Anfang. Wie mögen daher manche großgewachsene Söhne und Töchter müssig ihren Eltern auf den Hals sitzen, da sie oft weder zu nagen noch zu beißen haben; wie mögen sie ihren guten Namen und ihre Ehre auf das Spiel setzen; wie mögen sie sich mit dem Schandflecken der Müssiggänger und Müssiggängerinen brandmarken, wie mögen sie sich der Gefahr zu so vielen Sünden und Lastern Preis geben? Ihr Unglückliche, was wird aus euch werden! Euere Eltern habt ihr doch nicht immer, und was werdet ihr dann thun, vorzüglich ihr — ihr verzärtelte und verzogene Töchter? Das, was ihr jetzt schon lernet, leider oft von den eigenen Eltern lernet, das werdet ihr dann als förmliches Gewerbe treiben — nämlich die Sünde und das Laster, und

mit Kindern die Welt überfüllen, die euch ähnlich sind, und so die Kette des Verderbens immer länger fortschmieden. O als welch schwere Schuld lastet es auf den Eltern, welche so etwas gestatten, und wie groß ist die Sünde und die Schande der Kinder, welche dieses thun! Rechtschaffene Kinder, denen die Ehre noch nicht gleichgiltig geworden ist, thun so etwas nicht. Wollet ihr also diesen Namen noch verdienen, so hebt euer Aergerniß auf, und sollten die Eltern auch so thöricht und so verblendet oder so teuflisch gesinnt sein, daß sie es nicht gerne sehen; sollten sie es sogar auch verbieten, — hierin gehorchet ihnen nicht, sondern ziehet aus von euerer Verwandtschaft und aus dem Schandhause, und werbet ordentliche Dienstboten. Gott gebietet euch dieses, und nicht bloß mein Rath ist es.

Dieß sind die traurigen Folgen des Müssigganges, in so ferne er in Sünden und Lastern besteht und dazu führt. Nun haben wir noch von den Folgen des sogenannten geschäftigen Müssiggangs zu reden. Die, welche mit sogenanntem geschäftigen Müssiggang ihr Leben verlieren und die Zeit tödten; welche nur auf Schmuck und Zierde ihres Leichnams denken, den bald die Würmer fressen werden; welche nur in Vergnügungen und Lustbarkeiten ihre Tage verschwenden: — diese mögen erwägen, daß das Leben kein Spiel und keine Tändelei, sondern daß es um das Leben eine ernste Sache sei. Die, welche ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten und ihre Zeit nur dazu anwenden, um der Eitelkeit zu dienen, um dem Stolze unter die Arme zu greifen, um dem Luxus und der Verschwendung einen Vorschub zu geben, überhaupts also, um die Bosheit zu fördern: diese mögen bedenken, daß sie wahre Teufelsknechte seien, und von dem auch einstens reichlichen Lohn erhalten werden, da sie ihm hier so eifrig dienen. Ferner diejenigen, welche über dem Gerathenen das Nothwendige versäumen und über dem Sollen das Müssen vergessen, welche in dem Einen, was ihnen gefällt und ihrer Neigung zusagt, bis zum Ueberflusse ausschweifen, in dem Andern aber, was zudem ihre Standespflicht ist, sich der größten Nachlässigkeit schuldig machen: diese mögen bedenken, daß Gott sie nach ihrem Stande richten und von der Verwaltung jener Güter Rechenschaft verlangen wird, welche er ihnen selbst anvertraut hat, sich aber nicht Staub in die Augen streuen und sich beschwichtigen lassen wird, wenn sie sagen: Aber sieh, ich habe doch

dieß und jenes gethan. Dieses hast du dir gethan, wird die Antwort sein, und jenes mir versäumt; du hast also dir gedient, aber meinen Dienst vernachlässiget, und darum hast du dein Loos unter den treulosen Knechten und bist den ungerechten Verwaltern beigezählt. Endlich diejenigen, welche ihr ganzes Leben so voll von Geschäften sind, daß sie sich kaum die nothwendige Ruhe gönnen, und, wie sie meinen, sich so viele Schätze für den Himmel sammeln, daß sie denselben zehnfach verdienen, die aber nur die Welt im Auge haben und im Grunde nur der Zeitlichkeit dienen: diese mögen bedenken, daß sie Staub in den Wind streuen und mit bodenlosen Eimern Wasser schöpfen; sie mögen bedenken, daß sie nur für diese Welt arbeiten, also auch schon ihren Lohn empfangen haben und daher jenseits Nichts mehr zu erwarten haben. Dort — im Himmel, weiß man Nichts von ihren Werken, ihre Anstrengungen sind dort nicht bekannt, sie sind vielmehr dort als Solche angezeigt, die da den ganzen Tag müssig dastunden im Weinberge des Herrn und Nichts gethan und Nichts gearbeitet haben, und als Solche werden sie auch gestraft.

So wollen denn wir, meine christlichen Zuhörer, ein wahrhaft thätiges Leben führen: wollen wir den Müssiggang fliehen in seiner wörtlichen Bedeutung, und erschrecken vor den Uebeln, zu welchen er in diesem Sinne führt. Wollen wir aber auch den sogenannten geschäftigen Müssiggang verabscheuen, und unsere Lebenstage für viel zu kostbar halten, als daß wir nur Einen davon mit Eitelkeiten hinbrächten, oder gar dadurch verlören, daß wir ihn mit sündhaften Werken dem Teufel weiheten; und wollen wir uns für viel zu schwach halten, als daß wir uns getrauten, aus eigenen Kräften etwas Wahrhaftes zu Stande bringen zu können, und wollen wir daher bei allen unsern Handlungen Gott vor Augen haben, und ihn zum Beweggrund und zum letzten Ziel all unseres Thuns und Lassens machen, und Alles nur thun wegen dessen, und durch den und in dem, welcher ist die Stärke unserer Schwachheit und die Kraft unseres Unvermögens, — Alles, sage ich, thun wegen und durch und in unserm Herrn und Heilande Jesus Christus!

9) Ausführlicher davon, daß der Müssiggang den Weg zu allen Sünden bahnt.

Der Müssiggang öffnet einem jeden Laster Thür und Thor. Darum bezeichnen auch die heiligen Väter den Müssiggang als einen Feind der Frömmigkeit, als einen Verführer der Jugend, als einen schädlichen Schlaf der Wachenden, als ein Gift der menschlichen Seelen, als einen Zunder der Unzucht, als den angenehmsten Gast der Hölle. So nennt der heilige Chrysostomus den Müssiggang den Lehrmeister aller Laster. Der heilige Hieronymus schreibt: Seid überzeugt, daß der Müssiggang der Vater aller bösen Begierlichkeit und aller fleischlichen Unreinigkeit ist. Der heilige Bernard nennt den Müssiggang einen Abgrund unreiner Versuchungen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern; denn der heilige Geist selbst sagt: Gib ihm, dem Knechte zu arbeiten, daß er nicht müssig sei; denn der Müssiggang lehrt viel Böses. Sirach 38, 28 u. 29. Schön bemerkt der heilige Augustin: Die Hände verhalten sich zur Seele, wie der Zeiger einer Uhr zu dem inwendigen Uhrwerk; dieser deutet auswendig an, wie viel es inwendig geschlagen. Steht der Zeiger stille, so steht auch inwendig das Uhrwerk stille. Auf gleiche Weise verrathen müssige Hände, die also still stehen, eine verdorbene, todte Seele. Zeigst du mir Einen, der nicht beschäftiget ist, sondern seine Tage müssig hinbringt, so kann ich dich versichern, daß er viel Böses thut. Willst du die Ursache von vielen Sünden finden, so wirst du sie bei einiger Nachforschung im Müssiggange entdecken. So schreibt der heilige Augustin, und in der That, es kann nicht anders sein; denn der menschliche Geist muß etwas zu thun haben: wenn er also mit nichts Gutem sich beschäftiget, so kömmt er von selbst auf das Böse. Das menschliche Herz gleicht hierin den Mühlsteinen in einer Mühle, welche immer, so lange das Mühlwerk im Gange ist, sich aufeinander herumdrehen und mahlen. Schüttet man Weizen auf, so mahlen sie Weizen, schüttet man Gerste oder Haber auf, so mahlen sie diese Getreidearten; schüttet man aber Nichts auf, so reiben sich die Steine selbst aneinander, und dann gibt es Feuer. Wie ein stehendes Wasser, sagt ein Kirchenvater, in Fäulniß übergeht, und in demselben häßliches Ungeziefer entsteht, so verhält es sich auch mit dem menschlichen Herzen; wenn es stille

steht, d. h. durch den Müssiggang, ist Gelegenheit gegeben, daß mancherlei giftiges Gewürm in demselben entsteht. Wir begreifen darunter die bösen Gedanken und Begierden. Und gerade wenn der Körper unthätig ist, wird der Geist um so thätiger. Gedanken von aller Art dringen sich ihm auf, und Dinge, woran man bei der Arbeit nie gedacht hätte, fallen ihm ein. Die Einbildungskraft wird immer mehr erhitzt; wie der Schmetterling von einer Blume zur andern flattert, schwebt sie in der Gedankenwelt herum. Daß aber die Gedanken und Vorstellungen des Müssiggängers sich nicht auf das Gute richten, bedarf wohl keines Beweises, dieses um so weniger, als es eine ausgemachte Thatsache ist, daß der böse Feind niemals mehr Gewalt über uns hat, als wenn er uns müssig findet. Es bleibt aber bei bösen Gedanken nicht lange, sondern diese gehen bald in Werke über. Der Müssiggänger, dem seine Berufsgeschäfte zuwider sind, bleibt nicht in einer gänzlichen Unthätigkeit; er denkt auf die Befriedigung seiner Leidenschaften; er wird sich der Schwelgerei, dem Spiele, der Verschwendung und Genußsucht in die Arme werfen.

Wie sehr der Müssiggang das Böse fördert, beweist auch die Erfahrung. So lange die Israeliten in der ägyptischen Sklaverei täglich mit harter Arbeit geplagt wurden, dachten sie nicht an Abgötterei; nachdem sie aber Gott aus ihrem Elende befreit hatte, und als sie müssig in der Wüste waren, und das Brod der Himmel ihnen herabregnete, damals, wo die Schrift von ihnen sagt: Sie setzten sich, um zu essen und zu trinken, und stunden auf, um zu spielen; — damals gossen sie sich ein Kalb und beteten es als ihren Gott an. Aehnliche Wirkungen des Müssigganges finden wir in vielen andern Fällen, und wir verweisen in dieser Hinsicht auf David, Samson und viele Andere. Und wir dürfen nicht so weit zurückgehen, da uns die tägliche Erfahrung deutlich zeigt, wie viel Uebles der Müssiggang stiftet. Schauet einmal auf jene Leute, die aus Arbeitsscheu den Bettel zu ihrem Gewerbe machen, und, obwohl sie kräftig und stark genug wären, durch Handarbeiten ihr Brod sich zu verdienen, statt dessen lieber Pflastertreter machen, und den ganzen Tag hindurch von einer Thüre zur andern herumschleichen: — wollet ihr ein ausgelassenes, gottloses, zu jeder Schlechtigkeit bereites Gesindel haben, so werdet ihr es bei diesen Leuten

finden. Begebt euch sodann in die Häuser der Landleute, in die Werkstätten der Handwerksleute, in die Hütten der Taglöhner, und ihr werdet euch bald überzeugen, wie viel Schlimmes der Müssiggang auch hier veranlaßt. Denn wenn solche Leute schwerer Sünden sich schuldig machen, wenn sie sich dem Trunke ergeben, in Schlägereien sich einlassen, der Wollust fröhnen, oder mit andern Lastern sich beflecken: — sagt, an welchen Tagen geschieht Solches? An Werktagen, wo sie mit ihrer Arbeit beschäftiget sind, selten oder gar nie; sondern an Sonn- und Feiertagen, wo man von der Arbeit befreit ist. Denn an solchen Tagen kömmt man zusammen und verkürzt sich die Zeit mit sündhaftem Geplauder; an solchen Tagen ergibt man sich dem Trunke und Spiel; an solchen Tagen fallen die meisten Raufhändel vor. Wenn nun ein einziger Tag in der Woche, welcher noch überdieß der Heiligung der Seele bestimmt ist, und an welchem man auf so mancherlei Art an dieses wichtige Geschäft erinnert wird, selbst bei Leuten, die noch den Bessern beizuzählen sind, wegen Müssigsein so viel Böses stiftet: was wird der Müssiggang bei jenen Menschen verursachen, welche alle Tage in der Woche zu Feiertagen machen und stets ein träges, müssiges Leben führen? Zu welchen Sünden wird der Müssiggang jenen Jünglingen Gelegenheit geben, die nichts Anders zu thun haben, als Tag und Nacht herumzuschwärmen und darauf zu sinnen, wie sie ihre Zeit in angenehmen Zerstreuungen hinbringen? Zu welchen Sünden wird der Müssiggang jene Mädchen verleiten, die sich den ganzen Tag mit nichts Anderm beschäftigen, als daß sie sich vor den Spiegel hinstellen, um sich zierlich zu schmücken, oder vor dem Fenster stehen, um sich an dem Anblick der Vorübergehenden zu weiden. Ach, daß man oft so wenig einsieht, daß der Müssiggang die Quelle des größten Verderbens ist, und daß die, welche dazu berufen sind, oft so wenig thun, diese Quelle zu verstopfen!

10) Nichts schickt sich für den Menschen weniger, als der Müssiggang.

In der heiligen Schrift lesen wir: Der Mensch wird zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge. Job 5, 7. Darauf bezüglich sagt der heilige Chrysostomus: Es gibt kein Geschöpf auf

Erden, das weniger zum Müssiggange erschaffen ist, als der Mensch. Das Arbeiten ist also den Menschen naturgemäße Bestimmung, und davon ist keiner ausgenommen, von welchem Stande er immer sein mag. Dieß sehen wir schon beim Stammvater des menschlichen Geschlechtes. Gott, heißt es, setzte ihn in das Paradies, auf daß er den Garten bebaue. Adam hatte damals die Arbeit nicht nöthig, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; denn die Erde brachte von selbst ihre Früchte hervor: sondern es wurde ihm Beschäftigung als naturgemäße Bestimmung aufgelegt. Deßwegen sagt der heilige Bernard: Wenn der Mensch, der zur Arbeit geboren ist, dem Müssiggang sich hingibt, so handelt er gegen seine Bestimmung. Schon die heidnischen Philosophen fühlten dieses; daher pflegten sie einen Müssiggänger einen Leichnam zu nennen, der zu nichts weiterem tauge, als daß man ihn in die Erde verscharre. Seneka nennt einen völlig müssigen Menschen geradezu einen Todten. Hieher paßt auch nachstehendes Ereigniß. Der Kaiser Tiberius hatte einmal einen seiner ersten Staatsmänner, weil er bereits in hohem Alter stund, in den Ruhestand versetzt. Statt daß dieser sich hierüber gefreut hätte, ließ er sich in einem großen Saal eine Todtenbahr errichten, und legte sich mit den Worten in Gegenwart seiner Familie in dieselbe hinein: Weinet, meine Kinder, über mich; denn ich bin jetzt eine lebendige Leiche geworden. Als der Kaiser davon Nachricht erhielt, ließ er ihn rufen, und fragte ihn um den Grund seiner Handlungsweise. Darauf erwiderte der ehemalige Minister: Seitdem ich mein Amt verloren und Nichts mehr zu thun habe, sehe ich mich für einen Todten an.

So ist es in der That, der Müssiggänger ist wie todt: er ist weder sich noch Andern mehr etwas nütze, im Gegentheil ist er Allen lästig. Es verhält sich hier wieder wie mit einer Leiche. Diese liegt nicht bloß unthätig da, sondern sie ist auch lästig; denn sie fängt an zu verwesen und einen abscheulichen Geruch um sich zu verbreiten. Deßwegen sucht man sie bald hinwegzubringen und begräbt sie. Auch der Müssiggänger hat eigentlich auf der Welt keine Bestimmung mehr; er ist ein ekelhafter Leichnam, der durch seine Sünden, welche der Müssiggang immer in seinem Gefolge hat, pestartige Dünste aushaucht und dadurch Andern verderblich wird. Deßwegen sagt der heilige Petrus Chrysologus:

Gleichwie der unfruchtbare Baum von der Erde, also verdient ein müssiger Mensch aus der Zahl der Lebendigen hinweggenommen zu werden. Demnach ist es auch nicht zu wundern, wenn Gott mit dem Müssiggänger, wie mit jenem unfruchtbaren Baum im Evangelium umgeht. Sieh, schon drei Jahre komme ich und suche Frucht an diesem Feigenbaume, und finde keine; haue ihn also um; wozu soll er noch das Land einnehmen? Luk. 13, 7. Auch den Müssiggänger wird Gott, weil ein unnützes, ja schädliches Glied in der menschlichen Gesellschaft, hinwegnehmen. Wir wissen ja, daß Gott die Sünder oft schnell hinwegnimmt. Die Jahre der Gottlosen, sagt der heilige Geist, werden abgekürzt. Sprüchw. 10, 27. Der Apostel aber nennt die Sünde den Stachel des Todes (1. Korinth. 15. 56.); er bezeichnet also die Sünde als den Sporn, welcher den Tod zur Eile zwingt. Gilt dieses von allen Sünden, so insbesonders auch vom Müssiggang, der ja nur Pfleger aller Sünden ist. Laßt uns daher den Müssiggang fliehen, um nicht als unnütze erfunden und vor der Zeit zur Strafe dafür hinweggenommen zu werden.

11) Von dem großen Schmerz der Sterbenden wegen der mit Müssiggang verlornen Zeit.

Die fröhlichste Zeit des Jahres ist für die Landleute die Aernte, wo sie die Früchte ihres Fleißes in die Scheuern sammeln: hingegen ist auch der Schmerz derselben ungemein groß, wenn irgend ein Unglück ihre Saatfelder zerstört, und sie um ihre Aernte kommen. Machen wir hievon die Anwendung auf unsern in Rede stehenden Fall. Unser gegenwärtiges Leben bezeichnet der heilige Hieronymus schön als die Zeit der Aussaat; die Aernte aber ist jener Tag, wo der Mensch in die Ewigkeit hinübergeht. Die Frucht nun, welche aus diesen für die Ewigkeit ausgeworfenen Saamen hervorgeht, kann keine Ungunst des Wetters, kein Hagelschlag, kein anderes, widriges Ereigniß zerstören; es kömmt nur darauf an, wie ein Jeder diesen Saamen ausstreut, d. h. wie er die Zeit benützt. Welches Glück für einen Menschen, der die gegenwärtige Zeit wohl benützt und viel Saamen für die Ewigkeit auswirft; ein jedes Körnlein vervielfältiget sich zum Werthe eines Königreiches. Könnte die Freude der Heiligen durch irgend etwas gestört werden, so ge-

schähe es, wenn sie sich erinnern, daß sie nur einen Augenblick ihres irdischen Lebens nutzlos hingebracht haben; und könnten sie noch ein Verlangen haben, so ginge dieses dahin, noch einige Zeit zu bekommen, um durch eifrige Verwendung derselben sich neue Kronen zu verdienen. Daraus erhellet zugleich, welch ein entsetzlicher Verlust die Nichtbenützung der Zeit ist. Ja, gehet heraus, ihr Verdammten, aus der Hölle, und saget uns, wie groß der Schaden ist, welchen der Verlust der Zeit nach sich zieht. Ach, seufzen sie, dieser Schaden ist eben so groß, als groß ist das Gut, welches wir auf ewig verloren haben, und als ungeheuer das Uebel ist, welches wir nunmehr ewig fühlen. Ach, fahren sie fort, würde uns ein einziger von jenen Nachmittagen gegeben, welche ihr mit Spielen hinbringt; ein einziger von jenen Abenden, die ihr bei gefährlichen Zusammenkünften verscherzt; ja nur eine einzige von jenen Stunden, die ihr mit Eitelkeit oder Nichtsthun hinbringt; es würde hinreichen, uns glücklich zu machen: denn wir würden sie zu unserm Heile benützen.

Aus dem bisher Gesagten wird sich der Schmerz ermessen lassen, von welchem eine Seele in der Todesstunde ergriffen wird, wenn sie sich sagen muß, ein eitles und müssiges Leben geführt zu haben. Ach, wird eine solche Seele seufzen, ich habe so lange gelebt, und so wenig gethan! Aus vielen Jahren habe ich kaum einige Tage, vielleicht nicht einige Augenblicke Gott gedient! Wie viel habe ich davon mit eitlem Putz, wie viel bei Trinkgelagen, wie viel mit unnützen Besuchen, wie viel mit Spielen, mit eitlem Geschwätze und mit andern unnützen Dingen hingebracht. Was werde ich antworten, wenn ich vor meinem Richter erscheine, und er Rechenschaft von mir verlangt über die unnütz verlebten Tage! Solche und ähnliche Seufzer werden aus dem Herzen eines Sterbenden dringen, der die Zeit seines Lebens in Müssiggang oder mit eitlen Geschäften hinbrachte. Laßt uns daher den Müssiggang als das größte Uebel fliehen; laßt uns unsere Zeit wohl benützen. Hatte ja schon ein Heide sich zum Grundsatze gemacht: Kein Tag sei ohne Linie, d. h. kein Tag soll vorübergehen, ohne daß man sich in seiner Kunst geübt habe. So wollen denn auch wir einen jeden Tag in der großen Kunst uns üben, wie wir unsere Seelen retten mögen; wir wollen keine Stunde mit Nichtsthun verlieren,

sondern wirken, so lange es Tag ist, und die Zeit benützen, so lange sie uns gegeben wird, auf daß wir einstens mit Zuversicht aus diesem Leben hinaustreten können, und der irdischen Aussaat eine reichliche Aernte in der Ewigkeit folgt.

12) Wie strafbar uns der Müssiggang in den Augen Gottes macht.

Die Herrschaften nehmen sich Dienstboten, daß durch dieselben ihre Arbeiten geschehen. Wenn aber die Herrschaft merkt, daß die gegebenen Aufträge fahrlässig oder gar nicht geschehen, so wird sie mit gerechtem Unwillen gegen einen solchen Dienstboten erfüllt, und wenn Ermahnungen fruchtlos bleiben, sucht sie eines solchen faulen Knechts oder einer solchen trägen Magd los zu werden, und stößt sie aus ihrem Dienste. Gott verfährt mit uns gerade so, wenn wir uns dem Müssiggang ergeben. Wir laden dadurch seinen Zorn und Unwillen uns auf; denn der Müssiggänger ist in den Augen Gottes ein verhaßtes Geschöpf, weil er seiner Bestimmung nicht nachkömmt. Gott wird auch zuletzt einen solchen Menschen völlig aus seinem Dienste verstoßen; indem er ihm seine Gnade immer mehr entzieht. Denn nichts bringt Gott mehr auf, als wenn wir seine Gnaden unbenützt liegen lassen, wie es durch Müssiggang geschieht. Dieß ersehen wir aus jener Parabel im Evangelium von den verschiedenen Talenten. Bei Matth. 25. Kap. erzählt Jesus Christus, daß ein Mann, der sich verreisen wollte, vor seinem Abgange seinen Knechten verschiedene Talente übergab. Einer von diesen nun, der Ein Talent erhalten hatte, ging hin, und vergrub es, statt damit zu wirken, in die Erde. Als nach langer Zeit der Herr wieder zurückkam und mit seinen Knechten Abrechnung hielt, trat jener zu ihm hinzu, der nur Ein Talent erhalten hatte, und sprach: Herr, ich weiß, daß du ein harter Mann bist; du ärntest, wo du nicht gesäet, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; darum fürchtete ich mich, ging hin und verbarg dein Talent in der Erde. Sieh, da hast du, was dein ist. Was entgegnete aber der Herr auf diese Rede seines Knechtes? Du böser und fauler Knecht, sprach der Herr, du wußtest, daß ich ärnte, wo ich nicht gesäet, und sammle, wo ich nicht gestreut habe; du hättest also mein Geld den Wechslern ge-

ben sollen, so würde ich bei meiner Zurückkunft das Meinige mit Gewinn wieder erhalten haben. Nach diesem strengen Verweise gab der Herr den Auftrag und sprach: Werfet diesen unnützen Knecht in die äußerste Finsterniß hinaus, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird. — Unter diesem Knechte ist niemand Anderer zu verstehen, als der Müssiggänger. Dieser läßt die von seinem Herrn, von Gott, erhaltenen Talente unbenützt liegen, er vergräbt sie, indem er z. B. von der Zeit, seinen geraden, der Arbeit fähigen Gliedern, von seinem Vermögen u. s. w. keinen guten Gebrauch macht. Wie nun jenen Knecht wird auch ihn einstens am Tage des Gerichtes vom Herrn scharfer Tadel treffen, und wie jener, wird auch er in die äußerste Finsterniß, an den Ort der Verdammniß, verworfen werden.

13) Von der Trägheit insbesondere.

I. Begriff.

Die Trägheit ist eine der sieben Haupt- oder Todsünden, und besteht als solche in einem Ekel und Widerwillen gegen den Dienst Gottes und an Sachen, die unser Seelenheil betreffen, wegen der dazu erforderlichen Mühe und Selbstüberwindung. Die Trägheit ist ein Ueberdruß der Seele, in Folge dessen man es unterläßt, ein gutes Werk anzufangen, oder das angefangene wieder unterbricht. Der Träge vernachlässiget alle seine Pflichten, mögen sie auch noch so heilig sein, und wenn er auch eine oder die andere erfüllt, so thut er sie gezwungen; daher nur halb und unvollkommen, weil mit Widerwillen. Der Träge ist immer voll Verdruß; daher abstossend, mürrisch und hart in seinen Worten. Alles ist ihm zu viel; Alles dauert ihm zu lang; Alles ist ihm zu lästig. Er seufzet immer über die vielen Geschäfte, und daß er nicht fertig werden kann. Er überschätzt auch das Wenige, was er thut, und rühmt sich bei aller Pflichtverletzung noch seines vermeintlichen Eifers und Fleißes.

II. Trauriger Zustand, in welchen die Trägheit versetzt.

Das Laster der Trägheit zieht die traurigsten Folgen nach sich, und macht denjenigen, der sich ihr ergibt, zeitlich und ewig unglücklich. Denn der Träge verletzt alle seine Pflichten, und denkt

fast nie an die Erfüllung derselben. Er vergeudet seine Zeit; ja bringt sie völlig unnütz und müssig hin, die doch einen so großen Werth hat, und von welcher ein Jeder einstens eine so strenge Rechenschaft ablegen muß; er läßt seine Talente unbenützt vergraben, und denkt nicht daran, sie zu kultiviren und auszubilden. Er vernachlässiget alle Pflichten gegen Gott, welche die Religion ihm auflegt, ja er kennt oft dieselben kaum, weil er zu träge ist, sie kennen zu lernen. Er spielt den Ungläubigen nicht aus Gründen und Ueberzeugung, sondern aus Gemächlichkeit und Trägheit; es würde für ihn eine zu große Mühe sein, sich von der Wahrheit der Religion zu überzeugen und die Beweise ihrer Göttlichkeit kennen zu lernen; daher verwirft er sie von vorne herein, um die Mühe einer Prüfung nicht zu haben. Er ist gleichgiltig gegen den Himmel und verzichtet auf denselben, nicht weil er überzeugt ist, daß es überhaupts für den Menschen kein ewiges Leben gibt, sondern weil die Erringung desselben ihm viel zu große Mühe kostet. Deßwegen gibt er von vorneherein die Hoffnung auf, selig zu werden, oder wenn er es weit bringt, so ist seine Hoffnung eine Vermessenheit, indem er von Gott zeitliches und ewiges Glück erwartet ohne sein Hinzuthun, und ohne die ihm dargebotenen Gnaden zu benützen.

Die Trägheit ist die unglückliche Mutter noch vieler anderer Laster. Hier ist ein Richter, der ohne Kenntniß der Sache urtheilt, ohne gehörige Untersuchung, ganz oberflächlich seinen Urtheilsspruch fällt, weil er zu träge ist, die Akten zu studiren und die Parteien anzuhören. Dort ist ein Hirt der Heerde Israels, der aus Trägheit nicht die ihm anvertrauten Schafe weidet, sondern nur sich selbst vom Fett derselben mästet; er stützt weder das Wankende, noch hebt er das Gefallene auf; er heilt weder das Kranke, noch sucht er das Verlorene. Er ist unbekümmert um das Wohl seiner Heerde und läßt sie gleichgiltig von den wilden Thieren zerreißen und zerstreuen. — Welch schwere Pflichten haben die Eltern auf sich! Sie sollen wachsam sein bezüglich des Wohles ihrer Kinder; sie sollen dieselben unterrichten, ernähren, auch strafen und mit aller Vorsicht leiten. Wie kommen aber Eltern, die sich der Trägheit ergeben, dieser Pflicht nach? Eine Mutter, die nur auf den Putz und auf das Spiel denkt, die nur Besuche macht und dieselben

annimmt, weiß ja kaum, was im eigenen Hause vorgeht. Väter, die nur dem Vergnügen leben, überlassen die Erziehung fremden Händen, und glauben dadurch Alles gethan zu haben, wenn auch die Person, welcher sie dieses wichtige Geschäft anvertrauen, hiezu noch so unfähig ist. O welche Pflichten werden nicht in allen Ständen aus Trägheit versäumt!

Die Trägheit stürzt den Menschen in den schauerlichsten Abgrund und läßt ihn in demselben jämmerlich zu Grunde gehen; denn der Träge mag aus seinem Elende nicht aufstehen, und die Mittel nicht gebrauchen, wodurch er sich retten würde. Er hat Ekel an Allem, was ihm zum Heile wäre; am Lesen findet er Ueberdruß, am Beten keinen Geschmack; die Betrachtung wichtiger Heilswahrheiten ist ihm eine zermalmende Last. Aus Ueberdruß am Guten haßt er auch die, welche der Tugend sich befleißen; weil ihm selbst die Tugend mangelt, kann er sie auch an Andern nicht leiden. Denen aber, die ihn ermahnen, wird er feindselig gesinnt; sein Herz wird mit Zorn und Haß gegen sie erfüllt. Die Folge ist, daß der Träge nie an seine Bekehrung denkt, sondern in seinem traurigen Zustande verharrt, und zuletzt nicht selten in Verzweiflung verfällt.

Aus diesem Allem erhellet, daß die Trägheit mit Recht als eine der Hauptsünden bezeichnet wird; denn sie ist in der That die größte Feindin des menschlichen Heiles. Sie stürzt jene, welche sich ihr ergeben, sicher in die Hölle; denn sie ist es, welche den Unglauben stützt, das Laster befördert und in der Unbußfertigkeit erhält. Daher tritt ihr der göttliche Heiland allenthalben entgegen, indem er überall zum Eifer und zur Thätigkeit anspornt. Er sagt, er sei auf die Welt gekommen, nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Was heißt dieses Anders, als zur Thätigkeit, zum Kampf und Streit anzufachen? Er vergleicht auch die Seligkeit bald mit einem verborgenen Schatze, den man nur mit Mühe erheben kann; bald mit einer Bürde, die zu tragen man seine Kräfte anspannen muß; bald mit einer Stadt auf dem Berge, wohin man nicht gelangen kann, ohne sich Gewalt anzuthun. Darum wehe uns, wenn wir uns der Trägheit ergeben; denn dieses ist der Weg zum Verderben und Untergange!

III. Traurige Folgen der Trägheit.

Schon aus dem Vorhergehenden lassen sich die traurigen Folgen der Trägheit abnehmen; aber um diese noch genauer zu bezeichnen, müssen wir sagen: Die Trägheit erzeugt:

a) Bosheit, in Folge derer man das Gebet und sonstige geistige Uebungen haßt, die göttlichen Wohlthaten verachtet, indem man wünscht, nicht geboren worden zu sein, oder nicht in der Kirche Jesu sich zu befinden.

b) Erbitterung wider den Nächsten, insbesonders gegen die Eltern, Seelsorger u. s. w., die den Trägen zur Erfüllung seiner Pflichten ermahnen und antreiben.

c) Zerstreuung des Geistes. Weil der Gedanke an Gott dem Trägen keine Freude macht, so irrt sein Geist, gleich dem verworfenen Kain, überall herum, und sucht alle Gegenstände auf, von denen er Zerstreuung und Beruhigung hofft. Er flieht den ernstlichen Blick in sein Herz, sucht Gesellschaften und Vergnügungen auf, und erfüllt seinen Geist mit Eitelkeiten, so daß sich die Worte der Schrift auf einen Solchen anwenden lassen: Entsetzet euch darüber, ihr Himmel, ihr Pforten der Himmel betrübet euch, spricht der Herr; denn mein Volk hat zwei Uebel gethan: Mich, die Quelle des lebendigen Wassers, haben sie verlassen, und sich Cisternen gegraben, die durchlöchert sind, und kein Wasser halten. Jerem. 2, 12. 13.

d) Kleinmuth. Bei vielen Menschen ist die Unzufriedenheit, die Verzagtheit, Kleinmuth und Schwermuth, in welcher sie sich befinden, eine Ursache von ihrer geistigen Trägheit. Wenn es wahr ist, was der heilige Augustin sagt, daß unsere Herzen nur Ruhe und Frieden haben, wenn sie mit Gott vereint sind, — wie könnte die Trägheit, welche eine Feindin Gottes ist, Ruhe und Frieden haben? Wie muß sie nicht vielmehr verwirren, beängstigen und kleinmüthig machen?

e) Verzweiflung. Dieser Zustand tritt ein, wenn der Träge die Tugend ganz und gar aufgibt, weil er sie für unmöglich hält und glaubt, Gott habe ihn verlassen. Hierauf bezüglich sagt der heilige Chrysostomus: Was ist denn die Wurzel und Mutter der Verzweiflung? Nichts Anders, als die Trägheit. Ja man muß

sie nicht bloß die Wurzel, sondern auch mit Recht die Nahrung und Säugamme der Verzweiflung nennen. Wie die Verwesung in Schafsfellen die Motten erzeugt, und hernach wieder von ihnen vermehrt wird: so gebärt die Trägheit die Verzweiflung, und wird dagegen von der Verzweiflung wieder genährt, so daß beide einander einen fluchwürdigen Zuwachs sich verschaffen. Wer nicht träge wird, der wird niemals in Verzweiflung versinken, und wer stets eine heilsame Hoffnung unterhält und an sich selbst nicht verzweifelt, wird nicht leicht in völlige Trägheit verfallen.

IV. Wie allgemein die Sünde der Trägheit ist.

Wie häufig ist aber nicht bei all dem das Laster der Trägheit, und wie viele Menschen machen sich nicht bald in höherm, bald im mindern Grade derselben schuldig! Gerade unsere Zeit, die ganz in das Irdische versunken ist, hat für das Ewige weder Sinn noch Gefühl. O wie Viele vergessen beim Anbau der Erde darauf, auch das Feld ihres Herzens zu bestellen! Wie Viele sind zwar für ihren Leib besorgt, aber für ihre Seele thun sie Nichts. Wie Viele sind zwar unermüdet dafür thätig, das Gebiet ihres irdischen Wissens zu erweitern, ihre vergänglichen Besitzthümer zu vermehren, in den Ehren höher zu steigen; aber für die himmlischen Güter haben sie keinen Sinn. Dieß ist aber bei aller sonstigen Thätigkeit jene geistige Trägheit, die unter den sieben Hauptsünden ihren Platz hat. Ein Zeichen dieser Trägheit ist es auch, wenn man jede christliche Unterweisung flieht, und beim Gottesdienste Langweile empfindet. Wie Viele gibt es aber nicht Solche, die hierin sich schuldig geben müssen! Wie Viele versäumen gänzlich die Anhörung des göttlichen Wortes; es wäre für sie die größte Qual, einer Predigt beizuwohnen. Und wie viele Andere, wenn sie auch hie und da beim öffentlichen Gottesdienste erschienen sind, welchen Ueberdruß fanden sie an der langen Dauer desselben! Wie Manche bringen aus dem Gottesdienste, wenn sie auch nur der Hälfte desselben beigewohnt haben, nichts Anderes mit nach Hause, als die Klage: Ach, heute hat die Predigt oder das Amt wieder so lange gedauert! Und selbst die, welche zu Hause sind, warten mit Ungeduld auf die Kirchenleute und sagen: Aber heute kann es wieder gar nicht aus werden! Wer thut denn unsere Geschäfte? Ja, wenn

man vom Gottesdienste allein zu leben hätte! — Ist dieses nicht Trägheit? Bei Jesus harrte einstens das Volk ganze Tage aus, um das Wort des ewigen Lebens von ihm zu hören, und unsern Gläubigen ist oft eine kleine Stunde schon zu lange. Wie Viele hindert ferner die Trägheit im Gebete, im Empfang der Heilsmittel der Kirche u. s. w. Denn warum beten Manche so wenig und selten, und wenn es auch hie und da geschieht, mit solch ärgerlicher Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit? Einzig und allein, weil sie an diesen Uebungen keinen Geschmack finden, weil ihnen das Gebet lästig ist, und sie zu träg sind, ihren Widerwillen zu überwinden. Warum beichten Viele so selten, warum erscheinen sie fast nie am Kommuniontische? Wiederum nur aus Trägheit und Ueberdruß an göttlichen Dingen.

14) Von der Lauigkeit, — namentlich wie gefährlich sie ist.

Unter Lauigkeit versteht man den Zustand der Unentschiedenheit. Die heilige Schrift bezeichnet derlei Menschen als Solche, die weder kalt noch warm sind. Der Laue gleicht einem kränklichen Menschen; denn wie bei einem kränklichen Menschen gewöhnlich die Kräfte sehr geschwächt sind und er zur Arbeit unfähig ist; so verhält es sich auch mit dem Lauen. Er ist zum Guten wenig geeignet, und fühlt auch keine rechte Kraft dazu; denn diese, worunter die göttliche Gnade zu verstehen ist, ist sehr in der Abnahme bei ihm begriffen. Er findet daher keinen Geschmack am Guten, hat keinen Antrieb zur Tugend, fühlt keinen Eifer für edle Thaten in sich. In Folge der Abnahme der Gnade bei einer lauen Seele werden die Versuchungen für dieselbe immer gefährlicher. Es mag sein, daß ein Rest von Schamhaftigkeit und Gottesfurcht, ein Gewissen, welches sich vor dem Laster entsetzt und das Bestreben, den Namen eines Tugendhaften zu bewahren, den Lauen noch einige Zeit lang vor gröbern Fehlern schützt; allein weil die Gnade bei ihm immer mehr abnimmt, und daher seine Schwachheit wächst, so werden diese natürlichen Hilfsmittel ihn nicht lange aufrecht erhalten; der bereits abschüssig gehende Weg wird bald in traurige Abgründe führen. Dieses um so mehr, als in Folge der abnehmenden Gnade dem Lauen das Joch Jesu Christi immer schwerer und härter er-

scheint. Ein Solcher mag noch gewisse Gesellschaften meiden, in welchen die Unschuld immer Schiffbruch leidet; aber er trifft in seiner Einsamkeit nichts als Ekel und Ueberdruß. Er betet noch; aber das Gebet ist für ihn weiter Nichts, als eine Ermüdung und Geisteszerstreuung. Er übt hie und da noch Werke der Barmherzigkeit aus; aber wenn ihm nicht der Weihrauch des Lobes gestreut wird, so ist er mißmuthig und verdrießlich darüber. Das ganze Leben eines solchen Menschen ist eine fortgesetzte Kette von Unwillen und Ueberdruß; er gleicht den Israeliten in der Wüste, die auf der einen Seite vor dem Manna, das ihnen der Herr zur Speise gab, einen Ekel hatten, auf der andern aber es doch nicht wagten, zu den ägyptischen Fleischtöpfen, die sie liebten, zurückzukehren, weil sie die Strafe Gottes fürchteten. Die Folge von dem Allen muß aber sein, daß man den Ueberrest eines Joches, das beschwert und das man nur des Wohlstandes wegen, nicht aber aus Liebe trägt, zuletzt abwirft. Daran läßt sich um so weniger zweifeln, als durch die Lauigkeit die Leidenschaften genährt und gestärkt werden. Diese argen Feinde unsers Heiles sinnen ohnehin immer auf unser Verderben, und man muß sie fortwährend bekämpfen, will man nicht von ihnen unterjocht werden. Ein laues Leben ist aber eine unaufhörliche Nachsicht gegen die Leidenschaften, ja eine Geneigtheit, ihnen bis auf einen gewissen Punkt zu schmeicheln und zu huldigen. Wie könnte es anders kommen, als daß dadurch die Leidenschaften immer größere Gewalt erhalten? Wie traurig sieht es aber um einen Menschen aus, über den die Leidenschaften das Uebergewicht erlangt haben? Nur zu wahr ist es, was der geistreiche Massillon schreibt: Dieses ist das unvermeidliche Schicksal eines Menschen, der ein laues Leben führt, daß er zuletzt der Spielball seiner Leidenschaften wird; denn Leidenschaften, die man, wie es der Laue thut, zu sehr schont, sind junge Löwen, wie ein Prophet sagt, die man unvorsichtiger Weise aufzieht, wachsen endlich und fressen die unvorsichtige Hand, die sie stark und furchtbar gemacht hat; die Leidenschaften, die einen gewissen Grad erreicht haben, spielen den Meister. Man mag sich später immerhin eines Bessern besinnen; es ist dann nicht mehr Zeit. Man hat das fremde Feuer im Herzen verborgen gehalten, und nun bricht es aus. Da also die Leidenschaften bei einem lauen Leben täglich

stärker werden, so trifft nicht nur die Pflicht einen größern Widerstand an, sondern es wird auch das Laster, so zu sagen, leichter, und man fühlt vor demselben zuletzt keinen Abscheu mehr; denn da das Herz durch die täglich vorfallenden Treulosigkeiten, die von der Lauigkeit unzertrennlich sind, gleichsam als durch eben so viele unbemerkte Schritte bis an die gefährliche Grenze gekommen ist, die das Leben von dem Tod, d. h. das Laster von der Unschuld nur noch durch einige Linien absondert, so thut man auch, ohne es fast gewahr zu werden, diesen letzten Schritt noch. Und dieses macht den Zustand einer lauen Seele noch um so gefährlicher, weil man in derselben der Gnade abstirbt, ohne es eigentlich gewahr zu werden, und ein Feind Gottes wird, da man doch mit ihm noch in der Freundschaft zu stehen wähnt. Wenn sich aber vielleicht irgend eine laue Seele damit trösten soll, daß es bei ihr noch nicht zu einem großen Falle gekommen ist, so schmeichle sie sich ja nicht, als ob sie deßwegen besser daran wäre; vielleicht ist ihr Zustand noch um so gefährlicher. Ein offenbares Laster würde ihr vielleicht die Augen öffnen, und in ihr die Sehnsucht nach Aenderung ihrer traurigen Lage erwirken. Nun aber lebt sie in einem falschen Frieden, und stirbt unbemerkt allmählig der Gnade ab. Dieß ist ein wahrhaft heilloser Zustand.

Ein neues bejammernswerthes Uebel, welches die Lauigkeit mit sich bringt, besteht darin, daß sie die äußern Gnadenmittel unnütz macht. Was zunächst die Sakramente betrifft, so schaffen sie einer lauen Seele nicht den geringsten Nutzen mehr, sondern sind ihr vielmehr gefährlich. Diese Gnadenmittel sind eine Speise der Starken, welche einen schwachen Magen, statt ihm aufzuhelfen, vollends verderben; sie sind ein Windstoß des heiligen Geistes, der, weil er den rauchenden Brand nicht wieder anzünden kann, ihn vollends auslöscht. Mit andern Worten ausgedrückt: Weil die Gnade der Sakramente bei dem Lauen keine Vermehrung des Lebens und der Kräfte wirkt, so wirkt sie in demselben über kurz oder lang den Tod und die Verdammniß, welche mit dem Mißbrauch der göttlichen Gnadenmittel immer verbunden ist. Und was soll ich vom Gebete sagen? Ja, das Gebet, dieses Himmelsbrod für die gläubige Seele, ohne welches auch die heldenmüthigste Tugend nicht lange beharrlich bleibt, ist für den Lauen weiter nichts, als eine erfolg-

lose Beschäftigung eines trockenen Herzens, das von unzähligen Leidenschaften eingenommen ist. Der Laue fühlt nach dem Gebete nicht mehr Liebe zu seinen Pflichten, keinen größeren Abscheu vor der Welt, keinen heilsamern Haß gegen die Welt, keine größere Reue über seine Sünden; sondern er ist nach der Vollendung seines Gebetes von der Tugend weiter entfernt, als vorher, und noch mehr mit den Bildern der Welt angefüllt. Die Lauigkeit führt ohnehin gewöhnlich Nachlässigkeit im Gebete mit sich; ja es pflegt eine der ersten Strafen der Lauigkeit zu sein, daß man den Geist des Gebetes verliert.

Wie gefährlich der Zustand der Lauigkeit ist, bezeugt der heilige Geist selbst, wenn er sagt: Ich weiß, daß du weder kalt noch warm bist; o daß du kalt wärest oder warm! weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Apok. 3, 15. 16. Hiezu bemerkt Cornel a Lapide: Obgleich derjenige, welcher kalt ist, schlechter ist, als der Laue, so ist dennoch der Zustand des Lauen schlimmer, da er sich in größerer Gefahr befindet, zu fallen, ohne daß er hoffen darf, sich hernach wieder zu erheben. Auch schreibt Kassian, daß er schon viele Sünder gesehen, welche sich mit Eifer Gott geschenkt haben, daß er aber dieses noch nie bei einem Lauen erlebt habe. Und der heilige Papst Gregor gibt große Hoffnung, daß sich ein noch unbekehrter Sünder zu Gott wenden werde; aber er verzweifelt wegen eines bereits bekehrten, der, nachdem er Gott eifrig gedient hat, wieder in den Stand der Lauigkeit verfällt. Die Lauigkeit bezeichnet der heilige Alphons von Liguori als ein fast unheilbares Uebel. Der Heilige gibt hiefür folgenden Grund an: Es ist nothwendig, daß, wenn Jemand eine Gefahr meiden soll, er dieselbe kenne; wenn aber ein lauer Mensch in diesen elenden Zustand der Finsterniß gefallen ist, so gelangt er nicht mehr dazu, daß er die Gefahr erkenne, in welcher er sich befindet. Die Lauigkeit ist einem hektischen Fieber gleich, das man oft kaum bemerkt. Der Laue macht in seinen Gewohnheiten fort, ohne daß er seine Fehler nur wahrnimmt.

Um wieder auf die Worte der heiligen Schrift zurückzukommen: „Weil du lau bist, so werde ich anfangen, dich aus meinem Munde auszuspeien,“ — so ist bekannt, daß man ein Getränk, welches entweder kalt oder warm ist, leicht trinkt; aber nur mit Widerwillen

trinkt man ein laues Getränk, weil es zum Ausspeien reizt. Und dieses ist es, womit der Herr den Lauen bedroht, wenn er sagt: Ich werde anfangen, dich aus meinem Munde auszuspeien. Gott speit den Lauen aus, weil er ihm Ekel einflößt, schon im Leben, indem er sich von ihm zurückzieht, und noch mehr bei seinem Tode, wo er auf ewig von Christus getrennt wird. Der Laue befindet sich demnach in augenscheinlicher Gefahr, ohne alle Hoffnung von Gott verlassen zu werden, und um diesen Zustand deutlich zu bezeichnen, bedient sich der Herr des Ausdruckes: „Ausspeien," weil man Abscheu hat, dasjenige wieder zu genießen, was man bereits ausgespieen hat.

Hüten wir uns daher recht sorgfältig vor dem großen Uebel der Lauigkeit; streben wir vielmehr mit unverdrossenem Eifer nach Tugend und Frömmigkeit, um Gottes Wohlgefallen in immer höherm Maße zu erlangen. Vergl. auch den Artikel „Eifer" B. 5. S. 277 u. flgd.; sowie den Artikel „Arbeit" B. 1. S. 567.

Nachlässigkeit.

(Sieh den Artikel „Müssiggang" und den Artikel „Eifer".)

Artikel CXX.

Nächstenliebe.

1) Begriff.

Die Nächstenliebe ist ein aufrichtiges Wohlwollen der Seele, vermöge dessen man den Nebenmenschen aus Liebe zu Gott behandelt wie sich selbst; daher ihm auch Alles thut, was man sich selbst gethan wünscht, und Alles von ihm abwendet, soweit man es anders vermag, was man von sich selbst abgewendet wissen möchte.

Die Nächstenliebe ist eine innere und eine äußere.

Die innere Nächstenliebe ist ein aufrichtiges Wohlwollen, vermöge dessen man an dem Schicksale des Nächsten innigen Antheil nimmt; ihm alles Gute vom Herzen gönnt und sich über sein Glück freut; dagegen aber, wenn ihm Widriges begegnet, ihn bemitleidet u. s. w.

Die äußere Nächstenliebe erweiset sich durch Thaten. Vermöge dieser, nimmt man sich des Nächsten thatkräftig an, verhilft ihm zur Erreichung seiner Absichten, springt ihm in seinen Nöthen bei, oder erweist ihm andere Dienste und Gefälligkeiten.

Das Maß und die Richtschnur der Nächstenliebe ist, ihn so zu lieben, wie wir uns selbst lieben. Dieses will sagen: Wir müssen über den Glückszustand unsers Nächsten eine eben so große Freude haben, als über unsern eigenen; und müssen uns über fremdes Elend und Unglück eben so betrüben, als wäre es uns selbst begegnet. Und selbst so scheint dem göttlichen Erlöser die Nächstenliebe noch nicht lauter genug zu sein. Daher will und befiehlt er, daß wir den Nächsten lieben sollen, wie er uns geliebt hat. Dadurch wird unsere Nächstenliebe eine ganz göttliche Tugend.

Wir lieben nun Gott in seinem Ebenbilde, oder wir lieben den Nächsten in Gott. Und dieses ist die reine, ächt christliche Nächstenliebe.

2) Schriftstellen.

Wenn du den Ochsen deines Bruders oder sein Schaf herumirren siehst, sollst du nicht vorübergehen, sondern sie deinem Bruder zurückführen. Deut. 22, 1.

Haben wir nicht Alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Warum verachtet also unter uns Einer den Andern, und verletzt den Bund unserer Väter? Malach. 2, 10.

Laß es dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen; denn dadurch wirst du in der Liebe befestiget. Sirach 7, 39.

Sieh, wie gut und angenehm es ist, wenn Brüder einträchtig zusammenwohnen. Ps. 132, 3.

Sieh zu, daß du nie einem Andern thust, was du nicht willst, daß dir von einem Andern widerfahre. Tob 4, 16.

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Mark. 12, 31.

Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das sollet ihr ihnen thun; denn dieses ist das Gesetz und die Propheten. Matth. 7, 12.

Dieses ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 15, 12.

Ich bitte euch . . . , ertraget einander in Liebe. Eph. 4, 2.

Einer trage des Andern Lasten, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Galat. 6, 2.

Was die Bruderliebe betrifft, so habt ihr nicht nöthig, daß ich euch schreibe; denn ihr seid selbst von Gott belehrt, euch einander zu lieben. 1. Thessal. 4, 9.

Bleibt Niemanden etwas schuldig, als daß ihr euch einander liebet; denn wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Röm. 13, 8.

Das ganze Gesetz wird in dem Einen Gebot erfüllet: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Gal. 5, 14.

Vor allen Dingen habt gegen einander eine brüderliche Liebe; denn die Liebe bedeckt die Menge der Sünden. 1. Petr. 4, 8.

Wenn Jemand sagt, er liebe Gott, haßt aber seinen Bruder, so ist er ein Lügner; denn wer seinen Bruder, welchen er sieht,

nicht liebt, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? Auch haben wir dieses Gebot von Gott, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe. 1. Joh. 4, 20. 21.

Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Lichte. 1. Joh. 3, 10.

Wir wissen, daß wir vom Tode ins Leben übersetzt worden sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebet, der bleibt im Tode. Ein Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder. 1. Joh. 3, 44. 45.

3) Väterstellen.

Mit der Liebe ist der Arme reich; ohne Liebe aber ist der Reiche arm. Die Liebe ist im Unglück geduldig, im Glücke mässig, in der Versuchung heldenmüthig, bei guten Werken heiter, in der Gastfreundschaft freigebig, unter wahren Brüdern freudig, unter falschen geduldig. Der heil. Augustin.

Wer Gott liebt, der wird auch seine Gebote halten, und daher auch den Nächsten lieben. Derselbe.

Damit der Mensch seinen Nächsten zu lieben weiß, wie sich selbst, muß er zuvor dadurch, daß er Gott liebt, sich selbst lieben. Derselbe.

Die wahre Nächstenliebe macht Alles gemeinschäftlich, so daß die, welche ein Gut nicht genießen, über den fremden Genuß sich dennoch so freuen, als wäre es ihnen selbst zu Theil geworden. Der heil. Chrysostom.

Wer den Nächsten liebt, wie er soll, lebt auf der Erde, als wäre er bereits im Himmel; er erfreuet sich des innigsten Friedens. Derselbe.

Aus der Liebe Gottes ersteht die Nächstenliebe, und durch die Nächstenliebe wird die Liebe Gottes unterhalten. Der heil. Gregor.

Niemand schmeichle sich in der Liebe Gottes weit zu kommen, der nicht seine Brüder aufrichtig liebt. Cyrill. v. Alexandrien.

Wenn dich zur Nächstenliebe auch nichts Anders veranlaßt, so soll dich die Annehmlichkeit derselben dazu bewegen; denn wer wünscht sich kein angenehmes Leben? Dieses ist aber ohne brüderliche Liebe nicht möglich; denn was ist angenehmer, als Einigkeit, was hingegen lästiger, als Zwist? Der heil. Thomas v. Villanova.

Durch das Beispiel der Liebe der Glieder am menschlichen

Leibe werden wir gelehrt, unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben. Kein Glied am Leibe beneidet nämlich das andere, obschon es mit demselben nicht gleiche Stellung und gleiche Verrichtung hat. So dürfen auch wir unserm Mitbruder nicht gram sein, wenn er auch eine bessere Stelle einnimmt, als wir selbst. St. Laurentius Just.

Man muß die Person des Nächsten lieben; aber nicht seine Fehler. St. Thomas v. Aquin.

Die Liebe genießt keinen Trost, so lange sie den Nächsten ohne Trost weiß. Der heil. Bernard.

4) Geschichtliches.

Die heilige Johanna Franziska von Chantal hatte die größte Liebe zu den armen Kranken. Einmal brachte man ihr einen Mann, den man am Wege hinter einem Zaun gefunden hatte. Er war so voll von Geschwüren, daß er Jedermann Grauen und Ekel einflößte. Johanna, damals erst zwei und zwanzig Jahre alt, empfing diesen Aussätzigen als ein Geschenk des Himmels. Sie verband seine Wunden, reinigte seine Geschwüre und verpflegte ihn vier Monate hindurch, bis er starb. Da er dem Tode nahe war, sagte er noch voll Dank: Ihre Belohnung, gütige Frau, wird eines Tages reichlich sein, wenn anders der Herr das Gebet der Armen erhört. — Gehe hin, mein Kind, erwiderte Frau von Chantal; du warst in deinem Leben dem Lazarus ähnlich, du wirst ihm auch im andern Leben ähnlich werden, und wie er durch die Hände der Engel in den Himmel empor getragen werden. In diesem Augenblicke starb der Kranke. Johanna wollte ihn mit eigenen Händen begraben, und als man sie daran hindern wollte, aus Furcht, sie möchte denn doch zuletzt seine Krankheit erben, sprach sie: Ich fürchte keinen andern Aussatz als den der Sünde. Cf. Mehlers Beispielsammlung.

Das Leben der Heiligen ist voll von Beispielen der innigsten, glühendsten Nächstenliebe. Wir nennen der Kürze wegen nur die Namen des heiligen Dominikus, Stifters des Prediger-Ordens; des heiligen Petrus Nolaskus, Stifters des Ordens von der Erlösung der Gefangenen; des heiligen Johannes von Gott, Stifters des Ordens der barmherzigen Brüder; des heiligen Vincenz von Paul, Stifters des Ordens der barmherzigen Schwestern u. s. w.

Biblische Beispiele von Nächstenliebe sind: Abraham, der so liebevoll für die Stadt Sodoma Fürsprache einlegte, 1. Mos. 18.; Moses, der so nachdrücklich des in die Abgötterei verfallenen Volkes sich annahm, 2. Mos. 32.; Tobias, der so unermüdet die Werke der Nächstenliebe übte. — Im neuen Bunde ist das bewunderungswürdigste Beispiel hierin Jesus Christus selbst, dessen Leben eine fortgesetzte Kette von Werken der thätigsten Nächstenliebe ist; dann Paulus, der gerne selbst zum Fluche hätte sein wollen, wenn er nur dadurch Andere hätte retten können u. s. w.

Der heilige Petrus Nolaskus, Stifter des Ordens zur Erlösung der Gefangenen, glühte schon in seiner Kindheit von innigster Nächstenliebe. Er weinte als Kind vor Mitleid, wenn er einen Armen sah, und das einzige Mittel, ihn zu beruhigen war, wenn man ihm etwas gab, welches er sofort dem Armen schenkte. Wenn er als Knabe und später als Jüngling zur Belohnung seines Fleißes in den Studien von seinen Eltern ein Geschenk erhielt, um es zu seinem Vergnügen zu verwenden, so war es sein größtes Vergnügen, damit einen Dürftigen zu erquicken.

Als der heilige Paulinus, Bischof von Nola, bereits Alles verschenkt hatte, kam eines Tages eine Wittwe zu ihm, deren Sohn vom Vandalen-Könige in die Gefangenschaft abgeführt worden war, und bat ihn um ein Lösegeld, damit, wenn etwa sein Herr, an welchen er als Sklave verkauft worden war, dasselbe annehmen würde, sie ihren Sohn wieder in die Heimath zurückführen könnte. Da der heilige Bischof Nichts mehr hatte, was er dem Weibe geben könnte, sprach er: Ich kann dir leider Nichts geben, weil ich Nichts mehr habe; allein nimm mich selbst an; betrachte mich als deinen Sklaven und löse um mich dein Kind aus. Er ließ sich hierauf von der Wittwe zum Herrn führen, bei welchem ihr Sohn als Sklave diente, und brachte es dahin, daß jener ihren Sohn frei gab, ihn selbst aber als Sklaven annahm.

Einen ähnlichen Heroismus der Nächstenliebe übte der Mönch Serapion. Als dieser einmal erfuhr, daß ein unbarmherziger Gläubiger einen armen Schuldner, der ihn nicht bezahlen konnte, in die Sklaverei verkaufen wollte, um sich bezahlt zu machen, und daß darüber dessen Weib und Kinder in den größten Jammer versetzt seien, bot er sich selbst für den armen Schuldner als Sklaven an.

Die heilige Maria Magdalena von Pazzis pflegte zu sagen, sie sei viel zufriedener, wenn sie dem Nächsten helfen könne, als wenn sie sich in der Betrachtung mit Gott vereinige; denn, sagte sie, betrachte ich, so hilft Gott mir; diene ich aber dem Nächsten, so helfe ich Gott; denn unser Erlöser selbst erklärt, daß Alles, was wir dem Nächsten thun, ihm erwiesen ist.

Sieh auch den Artikel „Almosen" B. 1. S. 267 u. flgd.

5) Bilder und Gleichnisse.

Wie bei einem Gebäude ein Stein den andern trägt, und Alles zusammenfiele, wenn ein Stein den andern nicht mehr tragen wollte; so muß auch im Leben ein Mensch den andern ertragen, wenn nicht alle gesellige Verbindung aufhören soll.

Wie, wenn in ein Schiff das Wasser eindringt, die Ursache hievon darin liegt, weil die Bretter desselben nicht enge genug verbunden sind, oder weil sie sonst irgend einen Riß bekommen haben; eben so pflegen manche Communen deßwegen zu Grunde zu gehen, weil die Glieder derselben durch die Liebe nicht innig genug miteinander vereiniget sind.

Wie der Vogel zwei Flügel nöthig hat, um fliegen zu können; so hat auch die Liebe zwei Fittige, auf denen man sich zum Himmel erhebt, nämlich die Liebe zu Gott und die zu dem Nächsten.

Wie ein Licht oder ein schwaches Feuer durch einen heftigen Wind ausgelöscht, hingegen ein starkes Feuer durch denselben noch mehr angefacht wird; so wird auch die Nächstenliebe, so lange sie noch schwach ist, durch ein unbedeutendes Ungemach ausgelöscht: ist sie aber bereits erstarkt, so wächst sie umgekehrt durch Unbilden, die sie von Seite des Nebenmenschen erfährt.

Wie der Magnet das Eisen an sich zieht; so folgen der Liebe die menschlichen Herzen.

6) Sprüche.

Sorte patet misera, quae sit dilectio vera, d. h.
Im Unglück wird die wahre Liebe erkannt.

Verus amator erit, qui me plus, quam mea quaerit, d. h.
Für keinen Liebhaber halt ich dich,
Wenn du das Meine mehr liebst, als mich.

Est amator ingratus, si non sit amator amatus, d. h.
Wer liebt, und nicht wird geliebt,
Gar oft sich bis in den Tod betrübt.

Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur, d. h.
Lieb und Eintracht kleines Gut vermehrt;
Haß und Streit großen Reichthum verzehrt.

Willst du geliebt werden, so liebe zuvor; denn der Liebe folgt Gegenliebe.

7) Was man unter dem Worte „Nächster" versteht.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer hatten einen falschen Begriff von der Bedeutung des Wortes „Nächster". Sie verstunden darunter nur ihre Freunde und Anverwandten, oder wenn sie den Begriff hievon weit ausdehnten, doch nur ihre Landsleute. Nur auf diese bezogen sie also das Gebot der Liebe, und insbesonders wollten sie den Feind davon ausgeschlossen wissen. Daher lehrten sie sogar: Die Feinde soll man hassen. Jesus Christus aber befahl umgekehrt, auch die Feinde zu lieben. Im Christenthum hat überhaupts das Wort „Nächster" eine ganz andere Deutung bekommen. Wir verstehen darunter nicht bloß jene, mit welchen wir durch das Band der Freundschaft verbunden sind, sondern alle Menschen, mögen sie Verwandte oder Fremde, Landsleute oder Auswärtige, Christen oder Ungläubige, Katholiken oder Ketzer, Freunde oder Feinde sein. Niemand ist hier ausgenommen; denn Alle haben denselben Schöpfer und denselben Ursprung. Sie machen Alle nur Eine Familie aus, die Gott zum Vater hat; sie tragen Alle sein Ebenbild; sie sind Alle zu demselben Zwecke erschaffen worden und sind Alle durch das Blut des Sohnes Gottes erlöset worden. Im weitern Sinne also umschließt der Ausdruck „Nächster" einen jeden Menschen, und darf eben deßwegen Niemand von unserer Liebe ausgeschlossen werden; im engern Sinne aber sind uns gewisse Personen, wie Blutsverwandte, Landsleute, Glaubensgenossen u. s. w. wieder näher als Andere, und dadurch wird der Grad oder die Ordnung der Liebe bestimmt, wie unten weiter auseinander gesetzt wird.

8) Natürliche Gründe, die uns zur Nächstenliebe bewegen sollen.

Das ganze Menschengeschlecht hat einen gemeinschäftlichen Ursprung; alle Menschen stammen von ein und demselben Elternpaar ab. In der ersten Quelle sind demnach alle Brüder und Schwestern zu einander. Sollte dieser gemeinschaftliche Ursprung, dieses Bewußtsein, daß wir keimartig gleichsam Alle in Einem Schooße gelegen sind, uns nich mächtig antreiben, daß wir uns einander lieben?

Alle Menschen sind Kinder ein und desselben guten Vaters im Himmel. Es stehen zwar die Einen seinem Herzen näher, als die Andern. Je treuer ihm Jemand anhängt, desto wohlgefälliger ruhen seine Augen auf einem Solchen. Aber Gott ist gegen Alle gut; er erweiset Allen zahllose Wohlthaten. Sollte uns diese Wahrnehmung nicht wieder mächtig zu unsern Mitmenschen hinziehen, und uns bewegen, daß wir Allen liebend zugethan sind?

Wie nahe stehen sich ferner nicht die Menschen unter sich selbst! Wie hängt nicht gleichsam Einer vom Andern ab! Wie sind sie nicht auf gegenseitige Hilfeleistung angewiesen! Schon unsere Gelangung zum Dasein geschieht durch die Vermittlung anderer Menschen; die erste Erhaltung des bereits empfangenen Daseins hängt wiederum von der Hilfe Anderer ab. Nur durch das Zusammenwirken der Menschen wird bei der steigenden Vermehrung unserer Gattung unsere physische Erhaltung möglich, weil nur dadurch die Erde so kultivirt werden kann, daß sie hinreichende Nahrung gibt. Am allerwenigsten würde das Wichtigste am Menschen ohne gegenseitige Einwirkung gedeihen, nämlich die Ausbildung unserer Anlagen, die Veredlung unserer vernünftigen Natur. Man kann in Wahrheit sagen, daß fast ein jeder Mensch dem Andern Gutes erweist, und mehr oder weniger sein Wohlthäter ist. Hier sorgt z. B. der arbeitsame Landmann für den Ackerbau, der Hirt für das Wachsthum seiner Heerde, der Winzer für die Weinberge, der Gärtner für das Obst und andere Gartenfrüchte; — so arbeitet ein Jeder in seinem Verhältnisse und Alle vereinigen ihren Fleiß, um miteinander uns das zu unserm Nahrungsstande Nothwendige zu verschaffen. Da arbeitet der Handwerker in seiner Werkstätte, um Verschiedenes hervorzubringen, dessen wir zur Nothdurft, oder zur Bequemlichkeit des Lebens bedürfen. Dort wagt sich der Han-

delsmann über das stürmische Meer, um aus entfernten Gegenden jene Erzeugnisse herbeizuholen, welche die Natur unserm Vaterlande versagt hat. Der Beamte arbeitet in der Kanzlei, und schlichtet unsere mannigfaltigen Angelegenheiten. Der Soldat übt sich in den Waffen und trägt dieselben, um uns gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Gehen wir alle Stände und Verhältnisse durch, so werden wir kaum einen Menschen finden, der nur für sich allein lebte, und nicht zugleich den Andern nützte. So muß uns demnach auch die gegenseitige Stellung der Menschen zu einander, in so ferne jeder Einzelne für Alle und Alle für jeden Einzelnen wirken und thätig sind, ein so niedriger und untergeordneter Beweggrund dieses auch sein mag, zur Liebe der Nebenmenschen veranlassen.

9) Wie nachdrücklich Jesus Christus das Gebot der Nächstenliebe einschärft.

Wir haben oben S. 409 einige Stellen aus dem alten Bunde angeführt, welche die Nächstenliebe einschärfen; noch mehr geschieht dieses im neuen Testamente durch Jesus Christus.

Am Vorabende seines Leidens, erzählt der Evangelist Johannes, sprach der göttliche Erlöser zu seinen Jüngern: Kindlein, ich werde nur noch eine kurze Weile bei euch sein; denn meine Stunde ist gekommen. Aber bevor ich euch verlasse, habe ich noch einen Auftrag an euch; ich habe euch noch ein Gebot zu geben, und dieses heißt: Liebet einander. (Joh. 13, 34.) Wollet ihr beweisen, daß ihr mich liebet, so liebet euch einander; thut ihr aber das nicht, so liebet ihr auch mich nicht; denn nur der, welcher mein Wort hält, liebet mich. (Joh. 14, 23.) Haltet ihr aber dieses Gebot, und liebet ihr euch einander, so seid ihr meine innigsten Freunde. Joh. 15, 14. Wenn ihr euch einander liebet, wie ich es euch befehle, so wird auch mein Vater euch lieben, und ich werde euch lieben. Joh. 14, 21. Und daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet. Joh. 13, 35. Darum vergeßt es niemals; dieß ist mein Gebot, mein letzter Wille, daß ihr euch einander liebet. Joh. 15, 12.

Erwägen wir die Umstände, unter welchen Jesus seine Jünger und in denselben uns Alle zur Nächstenliebe so dringend ermahnt. Es geschieht am Vorabende seines Leidens. Hätte er einen rüh-

renderen Augenblick wählen können, um uns zur Gewährung seiner Bitte zu bewegen? Kann man einem sterbenden Vater etwas versagen, einem Vater, der in seinem letzten Augenblick uns um etwas bittet, der uns dringend bittet und beschwört, ihm diese Gunst nicht zu versagen? Und in dieser Lage ist Jesus Christus. Im Angesichte des Todes empfiehlt er uns mit den eindringlichsten Worten die Nächstenliebe. Er sagt nicht einmal: „Liebet euch einander“, — sondern er wiederholt es oft, und kömmt immer wieder darauf zurück. Spricht er zu seinen Jüngern von seinem nahen Tode, von der Verrätherei des Judas u. s. w., dann hält er plötzlich inne und sagt: Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet. Er unterhält sie von der Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems, von der Wohnung seines Vaters, und verspricht ihnen, sie in dieselbe einzuführen; und plötzlich unterbricht er sich, um ihnen zu wiederholen: Dieses ist mein Gebot, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 15, 12. Er erinnert sie an Alles, was er für sie gethan, an die tiefen Geheimnisse, die er ihnen geoffenbart hat; er sagt ihnen, daß sie vor Vielen auserwählt sind, das Licht des Glaubens unter alle Nationen zu verbreiten; er verspricht ihnen, ihre Bitten erhören zu wollen; — plötzlich ruft er aber aus: Dieses befehle ich euch, daß ihr euch einander liebet. So handelt man nur, wenn ein Gedanke einen ganz eingenommen hat; wenn man für eine Sache ganz begeistert ist. Wie sehr mußte also Jesus nicht wünschen, daß wir einander lieben! Er wußte, daß er am andern Tage leiden und sterben müsse. Dieser Gedanke machte ohne Zweifel auf ihn einen tiefen Eindruck; aber noch mehr ist er damit beschäftigt, seinen Jüngern gegenseitige Liebe einzuflößen. Und bemerkt ferner einen Ausdruck, dessen sich Jesus bedient, und wie er das Gebot der Nächstenliebe nennt. Er heißt es sein Gebot. Der Heiland hat uns verschiedene Gesetze gegeben; aber von keinem sagte er, daß es sein Gesetz sei. Die Liebe zum Nächsten jedoch nennt er sein Gebot, um anzudeuten, daß dieses Gebot ihm besonders theuer sei, und daß es deßwegen auch theuer sein soll allen seinen Anhängern, weil es ist das Merkmal, woran man seine Jünger erkennt.

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Kurz vor seinem Leiden verrichtete Jesus sein bekanntes, oberpriesterliches Gebet. In diesem

sagt er unter Anderm: Vater, ich habe dich verherrlichet auf Erden, und nun verherrliche auch du mich. Joh. 17, 4. 5. Wodurch soll der Vater den Sohn zunächst verherrlichen? Daß er ihm eine Bitte gewährt; und diese spricht der Heiland unter Andern dahin aus, daß er sagt: Laß sie Alle, die an mich glauben, Eines sein, wie du, Vater, in mir und ich in dir; damit auch sie in uns Eines seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast. Joh. 17, 21. Christus hat hier um nichts Anders, als um den Geist der Liebe für die Seinigen gebetet; der himmlische Vater möge Alle, die an ihn glauben, durch den Geist der Liebe einig sein lassen, wie er selbst und der Vater der Natur nach Eines sind. Und dieß ist dem Heilande ein Zeichen, daß die Welt seine Messiaswürde, seine göttliche Sendung anerkennen wird. „Auf daß die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast." Hätte Christus die große Wichtigkeit der Nächstenliebe noch augenscheinlicher darthun können, als es hier geschehen ist?

Jesus hat aber, möchte ich sagen, auf eine fast noch nachdrücklichere Weise zur Nächstenliebe entflammt, wenn er sagt: „Was ihr dem Geringsten aus diesen meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan." Hat sich hier Jesus nicht selbst zu unserm Nächsten gemacht? Ja, ist hiernach nicht ein jeder Christ ein anderer Jesus? Ist es aber demnach nicht klar, daß wir Alles das, was wir unserm Nächsten thun, Jesu Christo selbst thun? Wenn ihr also euern Nächsten hasset, so haßt ihr Jesum; wenn ihr saget: Dieser Mensch ist mir zuwider, ich kann ihn nicht ansehen, ich wünschte seinen Untergang; so ruft ihr mit den Juden aus: Fort mit Jesus, fort mit ihm aus unsern Augen, an das Kreuz mit ihm. Wenn ihr ungerechter Weise dem Nächsten das Seinige nehmet; so reißt ihr Jesu, wie einst die Henkersknechte thaten, die Kleider herab und vertheilt sie unter euch. Wenn ihr den Nächsten im Unglück verhöhnet, wenn ihr ihn verleumdet oder sonst widerrechtlich Schlimmes wider ihn aussaget; so mischt ihr euch unter die Feinde Jesu und verspottet den Heiland, während er in seinen Schmerzen am Kreuze hing. Wenn ihr euch herzlos von dem Armen abwendet, und ihn ohne Hilfe in seinem Elende schmachten lasset, so gleicht ihr jenem, der Jesum in seinem Durste am Kreuze mit Gall und Essig tränkte. Wenn ihr hingegen eueres Nächsten euch thatsächlich annehmet, wenn ihr durch euer Ansehen und euern

Ernst einem Verleumder den Mund schließt, so habt ihr wie Petrus das Schwert zur Vertheidigung euers Heilandes gezogen. Wenn ihr über die Verfolgung, welche die Redlichkeit erleidet und über das Unglück der Tugend euch betrübet, so weinet ihr wie die frommen Frauen, als sie Jesu auf dem Kreuzwege ansichtig wurden. Wenn ihr euch der Armen und Kranken annehmet, sie besucht und in ihren Nöthen ihnen Hilfe bringet, so gleicht ihr einer heiligen Magdalena, die über die Füße Jesu kostbare Salbe ausgegossen, ihr gleicht einem Joseph von Arimathea, der den Leichnam Jesu in seinem Grabe bestattet hat.

Ja, die Liebe, welche man dem Nächsten erweiset, nimmt der Heiland auf, als wäre sie ihm selbst geschehen. Dieß bestätiget er auch am Tage des großen Weltgerichtes; denn dort wird er zu denen, welche thätige Nächstenliebe geübt haben, sagen: Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeiset; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war fremd, und ihr habt mich beherberget, — und denen, die Solches gethan, das Himmelreich zusprechen.

10) Wie sehr die Apostel die Nächstenliebe einschärfen.

Wie Jesus Christus selbst, so legen auch die Apostel das größte Gewicht auf die Nächstenliebe. Daher ermahnen sie nachdrücklichst bei jeder Gelegenheit zu derselben. Der heilige Paulus schreibt: Wenn ich die Sprachen der Engel und Menschen redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; und wenn ich die Gabe der Weissagungen hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich Nichts. Und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilte, und wenn ich meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir Nichts. 1. Corinth. 13, 1—4. Im nächsten Kapitel desselben Briefes ermahnt der Apostel: Trachtet nach der Liebe. — Wiederum sagt er: Dienet einander durch die Liebe des Geistes; denn das ganze Gesetz wird durch das Eine Gebot erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Galat. 5, 13. 14. Und abermals: Die Bruderliebe bleibe unter euch. Hebr. 13, 1. — Dann wieder: Seid Nachahmer Gottes als liebe Kinder, und wandelt in

der Liebe, wie auch Christus uns geliebt, und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat. Eph. 5, 1. 2.

Der heilige Petrus ermahnt die Gläubigen: Wendet allen Fleiß an und verbindet mit euerm Glauben . . . Bruderliebe und mit der Bruderliebe (allgemeine) Menschenliebe. 2. Petr. 1, 5 u. 7.

Der heilige Johannes schreibt: Das ist die Verkündigung, die ihr vom Anfange gehört habt, daß ihr euch unter einander lieben sollet. 1. Joh. 3, 11. — Derselbe sagt wiederum: Lasset uns einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott, und ein Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott . . . Da uns Gott so geliebt hat, so müssen wir uns auch einander lieben. . . . Wenn wir einander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen. 1. Joh. 4, 7—13.

Wie wichtig es den Aposteln war, den Gläubigen die Nächstenliebe recht tief einzuprägen, geht deutlich aus nachfolgender Erzählung hervor. Als der heilige Johannes, der Apostel, schon hochbetagt war, ließ sich der ehrwürdige Greis von seinen Jüngern auf seinen Lehrstuhl tragen, und da bestund nach dem Berichte des heiligen Hieronymus seine ganze Rede darin, daß er sagte: Kindlein, liebet euch einander. Da aber Einige ihn fragten, warum er denn dieses immer wiederhole, gerieth der heilige Greis in Eifer und antwortete ihnen: Ihr fraget mich, warum ich euch immer ermahne, euch einander zu lieben, und ich sage euch: Deßwegen, weil es das Gebot des Herrn Jesu ist; das Gebot, welches er uns am Vorabende seines Todes gab; das Gebot, dessen Beobachtung er uns in seinen letzten Stunden so dringend empfohlen hat; weil, wenn ihr euern Nächsten recht liebet, ihr auch euern Gott liebet, und wenn ihr den Herrn und euere Brüder liebet, das ganze Gesetz erfüllet habt.

11) Wie sehr die heiligen Väter zur Nächstenliebe ermahnen.

Zu den bereits oben angeführten Väterstellen lassen wir hier noch einige folgen, die sich insbesonders auf den Werth und die Nothwendigkeit, den Nächsten zu lieben, beziehen.

Der heilige Cyrillus von Alexandrien erkennt in der Nächstenliebe das sicherste Merkmal, daß man Christo angehöre. Die Näch-

stenliebe, schreibt er, ist das Bild Christi, welches dem Christen aufgedrückt ist, und woran man erkennt, daß wir ihm zugehören. Cyrill. v. Alex. in Joan.

Dem heiligen Augustin ist die Nächstenliebe ein Beweis, daß man sich im Zustande der Gnade befinde. Er schreibt: Ein Jeder blicke auf sich selbst zurück, und wenn er in sich die Nächstenliebe findet, so sei er ruhig; denn er ist vom Tode zum Leben übergegangen. Tract. 5. in epist. Joan. — Derselbe nennt die Nächstenliebe eine Stufe zur Liebe Gottes.

Nach dem heiligen Hieronymus gibt es ohne Nächstenliebe auch keine Liebe zu Gott. Er sagt: Sowie der König in seinem Bilde entweder geehrt oder verunehrt wird, so wird auch Gott im Menschen entweder geliebt oder gehaßt. Derjenige kann den Nächsten nicht hassen, der Gott liebt, und der kann Gott nicht lieben, welcher den Nächsten haßt. Hom. 26. in Matth.

Der heilige Ambrosius kennt an dem Christen keinen größern Vorzug als die Nächstenliebe. Nichts empfiehlt den Christen mehr, als die erbarmende Liebe. Ambros. de offic.

Der heilige Chrysostomus nennt die Nächstenliebe eine Schuld, welche, obgleich man sie beständig abzahlt, doch immer stehen bleibt. Derselbe rühmt die Nächstenliebe in folgender Erhebung: Bedenken wir noch, welche große Güter aus dieser Tugend hervorgingen, wenn sie überall herrschte. Dann bedürfte es keiner Gesetze, keiner Gerichte, nichts der Art. Wenn Alle liebten und geliebt würden, so würde Keiner dem Andern Unrecht zufügen; Mord und Schlachten und Kriege, Empörungen und Räubereien und betrügerischer Erwerb und alle Uebel würden ferne bleiben, und die Laster wären nur dem Namen nach bekannt. St. Chrysost. in I. epist. ad Corinth. hom. 32.

Die Nächstenliebe ist dem heiligen Chrysostomus das schönste Zeichen einer christlichen Seele. Derselbe schreibt nämlich: Gleichwie wir beim Anblick eines goldenen Gewandes und goldgestickter Schuhe noch anderer Merkmale bedürfen, um den König zu erkennen, hingegen ohne weiters an dem Purpur und Diadem ihn unterscheiden können, so ist auch hier das königliche Zeichen der Liebe hinreichend, um den ächten Jünger Christi nicht bloß uns, sondern auch den Ungläubigen kennbar zu machen. Daran werden alle Menschen erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch

unter einander liebet, spricht der Herr. Also ist dieses Zeichen größer als alle Zeichen, wenn man daran die Jünger erkennt. Mögen daher auch mehrere Gläubige Wunder thun, so werden sie doch den Ungläubigen lächerlich erscheinen, wenn sie unter einander in Zwietracht leben; sowie sie im Gegentheil, wenn sie auch keine Wunder thun, sich aber vollkommen lieben, Allen ehrwürdig und unantastbar bleiben. Selbst den Paulus bewundern wir nicht deßwegen, weil er Todte erweckt und Aussätzige geheilt, sondern weil er gesagt hat: Wen trifft ein Leiden, das ich nicht mitleide? Wer wird geärgert, um den ich nicht den brennendsten Schmerz empfinde? St. Chrysost. hom. 32. in I. epist. ad Corinth.

Bei einer andern Gelegenheit ermahnt der heilige Chrysostomus in folgenden Worten zur Nächstenliebe: Diese Sprache führt Christus immer im Munde, und so spricht er zum Vater: Daran werden Alle erkennen, daß du mich gesandt hast, wenn sie Eines sind. Laßt uns also gehorchen und Eines sein unter einander. Denn hier fordert er nicht nur die Schwachen auf, sondern Alle. Will sich Einer von dir trennen, so trenne du dich nicht von ihm, und führe mir nicht die frostige Sprache: Wenn er mich liebt, so liebe ich ihn auch. Dieses ist eine satanische Sprache, und würdig der Zöllner und niedrig denkenden Heiden. Du aber, zu höhern Dingen berufen, und eingeschrieben für den Himmel, bist höhern Gesetzen unterworfen. Rede also nicht Solches, sondern wenn er dich nicht liebt, so erzeige ihm desto größere Liebe, damit du ihn gewinnest. Er ist ja ein Glied von dir; wenn aber ein Glied mit Gewalt vom Körper losgerissen wird, so thun wir Alles, um dasselbe wieder anzuheilen, und pflegen sein mit größerer Sorgfalt. Größer ist ja auch der Lohn, wenn du einen Menschen gewinnest, der dich nicht lieben will. Denn wenn Christus befiehlt, man soll diejenigen zu Gast laden, die es nicht vergelten können, um sich größern Lohn zu verdienen, so muß dieses weit mehr noch in Betreff der Liebe geschehen. Wer dich liebt, weil er von dir geliebt wird, bezahlt dich schon; wer aber, wenn er von dir geliebt wird, dich nicht wieder liebt, macht dir Gott zum Schuldner. . . . Die Erkaltung der Liebe ist eine Krankheit. Darum erwärme, was kalt ist. Wie aber, frägst du, wenn er nicht warm wird? Fahre nur fort, sage ich dir, zu thun, was an dir liegt. Aber, wendest du

ein, wenn er mir noch mehr abgeneigt wird? Ich entgegne dir: So verschafft er dir wieder größern Lohn, und zeigt desto mehr, daß du Christi Nachfolger bist. Wenn die wechselseitige Liebe das Kennzeichen der Jünger ist, so bedenke, was das heiße, denjenigen lieben, von dem man gehaßt wird. Dein Herr liebte diejenigen, die ihn haßten und ermahnte sie, und je schwächer sie waren, desto sorglicher nahm er sich ihrer an. . . . Du folge ihm nach; denn dieses ist kein geringes Werk, sondern ohne dieses kann selbst ein Martyrer Gott nicht gefallen. Sprich also nicht: Ich werde von ihm gehaßt, und darum liebe ich ihn nicht. Denn darum sollst du ihn um so mehr lieben. Uebrigens kann auch der Liebende nicht so leicht gehaßt werden; und wäre auch Jemand ein wildes Thier, er liebt diejenigen, die ihn lieben: wer wird denn nicht lieben diejenigen, die, obschon sie gehaßt werden, dennoch nicht aufhören zu lieben? So sollst du dich zeigen und immer sagen: Wie sehr du mich auch hassest, ich werde doch nicht aufhören, dich zu lieben. Auf diese Weise wirst du jeden Widerstand heben, und alle Herzen besänftigen. St. Chrysost. Hom. 27. in epist. ad Rom.

Hingegen beklagen die heiligen Väter den Mangel der Nächstenliebe als ein großes Uebel. So schreibt der heilige Basilius: Meine Rede wird durch die Erinnerung an die traurigen Dinge, welche sich meiner Seele aufdringt, gehemmt; herabrollende Thränen unterbrechen meine Stimme, wenn ich bedenke, daß wir, da uns doch der Herr Liebe und Frieden hinterlassen hat, nicht suchen, was uns hinterlassen wurde. Verschwunden ist die Gabe, sie ist an Keinem mehr zu finden. Liebe ward uns hinterlassen, und Streit ist bei uns einheimisch. Eintracht wurde uns gegeben, und die Flamme des Hasses wurde angefacht. Einen großen Scheiterhaufen des Hasses haben wir gegen einander angezündet. Ein Jeder von uns beklagt es, und doch söhnen wir uns nicht miteinander aus. Wer wird mir die ganze Erde zum Schauplatz geben, und eine Stimme, welche stärker ist, als die der Trompete, und wer die Klagen des Jeremias und reichliche Thränen, um mein von Schmerzen zerknirschtes Herz ganz zu zerreißen, damit wir zerstreuen jenen Staub, den die Schmähung über uns ausgeschüttet hat, damit wir unser gemeinsames Mißgeschick beweinen, nämlich dieses, daß die Liebe, die Wurzel der Gebote, verschwunden ist. St. Basilius.

Nicht minder beklagt der heilige Chrysostomus in den kräftigsten Ausdrücken die Abnahme der Nächstenliebe, indem er schreibt: Ich sehe, wie die Streiter eines und desselben Feldherrn sich gegen einander zur Wehre setzen, sich zerreißen, sich unter einander verstümmeln; Einige des Geldes, Andere der Ehre wegen; wie sich wieder Andere ohne Grund und Ursache verspotten, höhnen, sich unzählige Wunden schlagen, und viel schlimmer daran sind, als die, welche auf dem Schlachtfelde geblieben sind. Ich sehe, wie von der Bruderliebe nur noch der bloße Name übrig ist, und ich weiß nicht, wie ich über dieses Trauerspiel genug weinen soll. Fürchtet euch daher vor diesem Tische, an dem wir Alle Theil nehmen, und vor Christus, der für uns geschlachtet ist, vor dem Opfer, welches auf diesem Altare liegt. Wenn Straßenräuber mit Jemanden Salz gegessen haben, so hören sie auf, sich gegen ihn als Räuber zu betragen; die gemeinschaftliche Speise macht diese Menschen, die wilder, als Thiere sind, zahmer als Lämmer. Und wir, die wir zu einem solchen Tische zugelassen werden, und eine solche Speise gemeinschaftlich genießen, bewaffnen uns gegen einander, da wir doch dieses gegen den Teufel, als unsern gemeinschaftlichen Feind thun sollen. St. Chrysost. Homil. 8. in epist. ad Rom.

12) Wir müssen den Nächsten lieben, weil es ohne Nächstenliebe auch keine Liebe zu Gott gibt, jene aber auch den Weg zu dieser bahnt.

Nach dem Gebote, Gott zu lieben, kommt zunächst das Gebot der Liebe des Nächsten; ja das letztere ist nicht einmal auf die zweite Stelle gesetzt, sondern nimmt mit der Liebe Gottes auch den ersten Platz ein. Denn als einmal ein Schriftgelehrter zu Jesus Christus kam, und ihn fragte, welches das erste und wichtigste Gebot sei, antwortete Jesus Christus: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen, aus all deinen Kräften: dieß ist das erste Gebot. Das zweite aber heißt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und dieses zweite Gebot ist dem ersten gleich. Matth. 22, 36. Mit der Liebe zu Gott ist also unzertrennlich und innigst die Liebe gegen den Nächsten verbunden. Beide machen mit einander nur Ein Gebot aus, und eben so wichtig ist das Gebot der Nächstenliebe, als das Gebot der

Liebe Gottes selbst. Die Liebe, sagt ein geistreicher Schriftsteller, kann nicht mit einem Flügel, sondern muß mit zwei Fittigen zum Himmel fliegen, und davon ist der eine Fittig die Liebe Gottes, der andere die Nächstenliebe. Ja noch mehr, die Liebe Gottes ist gleichsam von der Nächstenliebe bedingt, oder die Nächstenliebe bahnt uns erst den Weg zur Liebe Gottes, jene ist also wie eine Leiter, auf welcher wir zu dieser aufsteigen, und je vollkommener wir den Nächsten lieben, desto mehr lieben wir auch Gott. Wer hingegen keine Nächstenliebe besitzt, der hat eben deßwegen auch schon keine Liebe zu Gott. Denn also sagt uns die ewige Wahrheit: Wenn Jemand behauptet, er liebe Gott, haßt aber seinen Bruder, so ist er ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebt, welchen er doch sieht, wie kann er Gott lieben, welchen er nicht sieht? 1. Joh. 4, 20. Und warum ist es denn unmöglich, daß der Gott lieben kann, welcher seinen Bruder nicht liebt? Höre es im Folgenden. Wenn einer den Hungrigen, welcher vor ihm steht, und flehentlich die Hände zu ihm erhebt, ungerührt von seiner Thüre zurückstoßt, hat dieser nicht eine harte und gefühllose Seele? Nun in eine solche Seele — sollte die Liebe Gottes eingehen? Wie wäre es möglich, daß in ihr nur die geringste Rührung, das mindeste Gefühl für Gott sich regte, welcher nicht, wie der Hungrige, das Gefühl gleichsam durch Bitten und den eigenen Anblick bestürmend, vor ihm steht? Oder wenn einer von seinem Nächsten Wohlthaten empfängt, und wenn er die Hand sieht, welche ihm diese mitgetheilt hat, und wenn er das wohlwollende Auge des Gebers sieht und seine freundliche Stimme hört, und wenn er dessenungeachtet nicht gerührt und nicht zur dankbaren Liebe gestimmt wird, hat er nicht eine rohe, eine unanregbare, eine in sich verhärtete Seele? Und wie, ein Solcher käme zum Dank und zur Liebe gegen Gott und gegen denjenigen, welcher ihm seine Gaben ungesehen und unbemerkt spendet? Oder wer seinen Nächsten in Kummer und Sorgen um sich bemüht, z. B. Eltern, Gatten ꝛc. Tag und Nacht für sich arbeiten sieht, und es geht ihm nicht zu Herzen: hat er nicht eine gefühllose, unerkenntliche Seele? Und den sollte das rühren, was Gott in seiner Unsichtbarkeit für ihn thut, oder was der Erlöser in längst vergangener Zeit für ihn gethan hat? — Wahrhaftig, ein Solcher ist nicht im Stande, Gott zu lieben. Also wer da sagt, er liebe

Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner. Aber umgekehrt, wo wahre Gottesliebe ist, da wohnt auch Nächstenliebe; denn wer den Vater liebt, sagt der heilige Johannes, liebt auch dessen Kind. Und wir dürfen beisetzen: Wer den Heiland liebt, der liebt auch den, für welchen er gestorben ist. Und in der That, wo lieben wir einen Dritten, ohne unsere Liebe gegen ihn auch auf jene zu übertragen, welche die Geliebten dieses Dritten sind? Wo lieben wir z. B. einen Vater, ohne daß wir gleiche Zärtlichkeit seinen Kindern angedeihen ließen? Auf das innigste und engste sind sich also die Liebe gegen Gott und den Nächsten verbunden. Die Nächstenliebe, schreibt der heilige Bernard, leite dich hin zur Gottesliebe. Aber weder kannst du Gott lieben ohne Nächstenliebe, noch den Nächsten ohne Gottesliebe. Je mehr du in der Liebe des Nächsten zunimmst, desto höher steigst du in der Vereinigung mit Gott. Liebst du wahrhaft deinen Nächsten, so wird Ruhe und Friede in deinem Herzen sein. Wer aber seinen Nächsten haßt, ist von Finsterniß umlagert; daher reinigest und erhellst du durch Nächstenliebe das Auge des Gemüthes zur Gottesliebe. Und nun, meine Theuern, ihr klaget oft, daß euer Herz so wenig im Stande sei, den Akt der Liebe Gottes zu erwecken; daß ihr so kalt, so ungerührt, so lieblos bleibet, da es doch euer inniges Verlangen ist, Gott zu lieben, und ihr oft um diese Gnade flehet und seufzet. Sehet hier das Hinderniß. Ihr habt zu wenig Nächstenliebe, daher geht auch die Liebe Gottes in euere Herzen nicht ein. Lernet zuvor das Gebot der christlichen Nächstenliebe halten, dann werdet ihr auch zur Liebe Gottes euch erheben können. Aber es ist auch natürlich, daß die Nächstenliebe den Weg zur Liebe Gottes bahnt; denn die Liebe ist eine Hinopferung und eine Vereinigung, ja im höchsten Grade ein völliges Untergehen mit und in dem geliebten Gegenstande. Unsere sinnliche Natur und übergroße Schwäche hindern uns, daß wir selbst zu dieser Vereinigung mit Gott aufsteigen könnten. Wenn nun einerseits Gott uns zur Vereinigung mit sich, d. h. zur Liebe gegen sich gnädig emporzieht, so soll es doch anderseits auch nicht ohne unsere freie Selbstbestimmung geschehen. Gott hat gewollt, daß auch auf Seite des Menschen Einiges Verdienst und nicht Alles Gnade sei, und daher hat er es so gefügt, daß auch von dem Menschen einige Schritte gemacht werden müssen,

um zur Annäherung mit Gott oder zur Liebe gegen ihn zu gelangen. Gott hat gesprochen: Was ihr einem der Geringsten aus euerer Mitte thut, das habt ihr mir gethan. In dem Nächsten wird also Gott selbst geliebt, und so oft wir einen Akt der Nächstenliebe ausüben, üben wir eben dadurch auch die Liebe Gottes. Die Liebe gegen den Nächsten ist vor Gott so wichtig, daß er selbst nicht geliebt werden will, ja nicht geliebt werden kann, ohne daß der Nächste geliebt ist; denn die Liebe verlangt Einigkeit und Uebereinstimmung in den wechselseitigen Gesinnungen. Wo sie Widerspruch erfährt, da erkaltet sie. Nun liebt Gott alle seine Geschöpfe und vor Allem die Menschen. Der Gott Liebende muß also vermöge der Vereinigung, in welche er durch die Liebe mit Gott tritt, denselben Willen haben, alle Menschen zu lieben, wie auch Gott alle liebt. Man kann Gott überhaupts nur in so ferne lieben, als man seine Gebote hält. Wer meine Gebote hat, sagt Jesus, und sie hält, der ist es, welcher mich liebt. Gott hat aber die Nächstenliebe strenge geboten. Wer den Nächsten wahrhaft liebt, erfüllt dadurch auch Gottes Gesetz; denn die Liebe ist ja die Erfüllung des Gesetzes. Es ist demnach klar, daß im Nächsten auch Gott geliebt wird, weil man dadurch sein Gebot erfüllt und hierin die Liebe zu Gott sich äußert.

13) Von dem großen Werthe und der Vortrefflichkeit der Nächstenliebe.

Die Nächstenliebe ist eines der kostbarsten Kleinodien des Christenthums, ein wahrer Edelstein an einer christlichen Seele, wo aber sie fehlt, da ist das Christenthum noch nicht zum Durchbruch gekommen; da fehlt es mehr oder weniger auch an einer jeden andern Tugend. Es ist gewiß, daß man ohne Glauben nicht Gott wohlgefällig leben kann. Die Liebe ist aber nur der werkthätige Glaube; dieser ist todt, daher unnütz, wo die Liebe nicht hinzutritt. Mit Recht schreibt daher der heilige Cyrillus von Alexandrien: Niemand schmeichle sich, in Ausübung der Tugend etwas zu Stande zu bringen, der seinen Nächsten nicht liebt. Wie es aber ohne Nächstenliebe keine Tugend gibt, so ist ohne sie auch der Eintritt in das Reich Gottes nicht möglich. Brüder, schreibt der heilige Paulus, wenn ich alle Sprachen der Engel und Men-

schen reden könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz und wie eine klingende Schelle, d. h. man kann zwar ohne Liebe mit seinen Werken großen Lärm machen, so daß die Welt sie anstaunt, und den mit Lob überhäuft, der sie ausgeübt hat; aber man gefällt Gott dabei nicht. Die Liebe adelt erst Alles, gibt Allem erst seinen wahren Werth. So vortrefflich ist sie, daß sie selbst das Opfer übertrifft. Denn wir lesen: Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüthe, aus ganzer Seele und mit allen Kräften, und den Nächsten lieben wie sich selbst, — dieses ist mehr, als Brand- und Schlachtopfer. Mark. 12, 33. Thätige Nächstenliebe ist selbst für die Sünder ein Zeichen der Rückkehr zu Gott. Daher schreibt der heilige Augustin: Wer in sich die Nächstenliebe findet, soll ruhig sein, weil er vom Tode zum Leben übergehet. Der heilige Johannes aber sagt: Wer seinen Bruder liebt, bleibt im Lichte und stößt nicht an. 1. Joh. 2, 10. Hingegen ist der Mangel der Nächstenliebe ein Zeichen, daß man im Zustand der Sünde sich befinde. Wer seinen Bruder haßt, schreibt der heilige Johannes, ist noch in der Finsterniß. Ja, nehmt die Nächstenliebe hinweg, und es ist nicht bloß etwa diese Tugend genommen, sondern jede wahre Tugend aufgehoben, und die Welt ist eine Räuberhöhle geworden. Hingegen sind mit der ächten Nächstenliebe fast alle übrigen Tugenden gegeben; denn die Liebe, sagt der Apostel, ist langmüthig und milde, sie beneidet nicht, sie ist nicht unbescheiden und blähet nicht auf; sie handelt nicht wider den Anstand, läßt sich nicht erbittern, denkt nichts Arges. 1. Cor. 13, 4 u. flg.

Hören wir, wie sich der heilige Chrysostomus äußert. Die Liebe, schreibt er, hat einen eigenen, wunderbaren Vorzug, während andere Tugenden leicht mit dem Bösen verbunden sind. So wird oft aufgeblasen, wer seine Güter unter die Armen vertheilt hat und selbst arm geworden ist; wer die Gabe der Beredsamkeit besitzt, erkrankt am Ehrgeize; der Demüthige wird oft eben darüber in seinem Herzen hoffärtig: die Liebe aber ist von allem Verderben der Art frei. Nimmer mehr wird sich Einer hochmüthig erheben wider denjenigen, welchen er liebt. Du mußt aber auch nicht etwa nur Einen Liebenden annehmen, sondern Alle, und da wirst du die Macht der Liebe sehen. Oder wenn du willst, so denke dir Einen,

der da liebt, und Einen, der da geliebt wird, so wie es sich ziemt. Ein Solcher wird auf der Erde wie im Himmel wohnen; indem er stets und überall einer süßen Ruhe genießt und sich unzählige Kronen bereitet. Denn er wird seine Seele rein bewahren vor Haß und Zorn, vor Neid und Hochmuth, vor Ruhmsucht und schändlichen Begierden, vor jeder unordentlichen Liebe und verderblichen Leidenschaft. Und gleichwie ein Solcher sich selbst kein Unrecht thut, so auch nicht dem Nebenmenschen. In diesem Zustande gleicht er, wiewohl auf Erden wandelnd, den Engeln des Himmels. . . . O würde das Gebot der Nächstenliebe genau beobachtet, so wäre kein Unterschied zwischen Sklaven und Freien, zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Reichen und Armen, zwischen Kleinen und Großen; ja vom Teufel selbst wüßte man Nichts, und gäbe es deren Hunderte und Zehntausende; — sie würden Nichts vermögen, wo die Liebe herrschte. Eher würde das Stroh vor dem Feuer aushalten, als der Teufel vor der Liebe. Denn sie ist stärker, als eine Mauer; fester, als Diamant; kein Reichthum, keine Armuth kann sie überwinden. Ja, wo die Liebe waltete, da gäbe es weder Reichthum, noch Armuth, da würde bloß das Glück blühen, welches aus beiden erwächst; wir würden des Ueberflusses uns erfreuen, den jener gewährt, und der Sorgenfreiheit, die aus dieser entsteht; weder die Sorgen wegen des Reichthums, noch die Furcht vor der Armuth würde uns quälen. Hom. 32. in I. epist. ad Corinth.

14) Die Nächstenliebe ist das schönste Kennzeichen einer christlichen Seele und gleichsam der Maßstab, in wie weit man vom Christenthume durchdrungen ist.

Die Nächstenliebe ist der hellschimmerndste Stern unter den Diamanten, welche die Würde einer christlichen Seele ausmachen. Unter keiner Gestalt erscheint der Mensch überhaupts angenehmer, als im Bilde der Liebe, und Nichts zieht die Herzen mehr aneinander und ist eine süßere Freude, als die Liebe. Darum nennt schon ein Heide die Liebe einen Funken Gottes, einen vom Himmel in das menschliche Herz hinabgesendeten Strahl der Freude. Die Liebe ist stärker und gewaltiger, als alle irdischen Kräfte: sie bezwingt Herzen und bändiget die wildesten Naturen. Und nicht bloß

dieses. Die Liebe ist einer von den Grundpfeilern des Christenthums. Ohne Nächstenliebe gibt es kein Christenthum; denn die Liebe ist das Bild Christi, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, welches uns aufgedrückt ist, und woran man erkennt, daß wir ihm zugehören. Cyrill. v. Alex. in Joan. c. 15. Alles hat nämlich seine wesentlichen Merkmale, woran es als Solches erkannt wird. Auch der Christ hat diese Merkmale, und eines der ersten und vorzüglichsten ist die Nächstenliebe. Jesus Christus gibt selbst die Nächstenliebe als einen Beweis und ein Kennzeichen an, daß man sein Jünger und Nachfolger sei. Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet. Joh. 13, 35. Auch hat von jeher diese Tugend als eines der hellsten Lichter an den Bekennern des Namens Jesu gestrahlt. Wie feurig glühten nicht die Herzen der Heiligen von der Glut der Nächstenliebe: was haben sie nicht Alles für ihre Brüder gethan; wie oft gaben sie, was sie hatten, um eine Thräne zu trocknen oder einem Kummer abzuhelfen; wie oft haben sie sich, wenn sie nach Vertheilung all des Ihrigen nichts mehr fanden, selbst gegeben, um neuerdings Nächstenliebe üben zu können; wie oft haben sie sich am Krankenbette einer hundertfachen Gefahr ausgesetzt; wie unermüdet waren sie nicht Alle in Ausübung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit! Und haben sie die geistigen nicht mit derselben Unverdrossenheit ausgeübt? Wann ermüdeten sie je in Belehrung der Unwissenden; wann hörten sie je auf, die Betrübten zu trösten, und die zerschlagenen Herzens waren, wieder aufzurichten? Wann haben sie je dem Beleidiger die Verzeihung versagt? Welche Schwierigkeiten konnten sie in der Rettung einer Seele abschrecken? O wie sind alle Heilige Gottes so groß in Ausübung der Pflichten der christlichen Nächstenliebe! Die Höhe der Nächstenliebe ist der Maßstab, in wie weit man vom Christenthum durchdrungen ist, und wie viel man von seinem Geiste aufgenommen hat. Daher sehen wir sie in den christlichen Zeiten auch am eifrigsten und thätigsten ausgeübt. Die ersten Christen hatten nur Ein Herz und Eine Seele, so sehr waren sie von gegenseitiger Liebe durchdrungen. Sie betrachteten sich als Brüder ein und derselben Familie; Alles war ihnen gemeinschaftlich, Leiden und Freuden; wie an der Freude des Einen Alle Antheil nahmen, so empfanden auch Alle das widrige Geschick eines Einzigen; unter

ihnen war Keiner reich und Keiner arm; denn was dort Einer hatte, gehörte Allen, und Alle nahmen Antheil an dem Ueberflusse des Einen. So sehr hatte sie Alle das Band der Liebe umschlungen, daß selbst die Heiden die Christen allenthalben als äußerst uneigennützig, dienstgefällig und liebreich bezeichneten; so sehr waren durch gegenseitige Liebe ihre Herzen verbrüdert, daß ihre Liebe Tertullian zum unterscheidenden Merkmale machen und zu den Heiden, auf die Christen hinweisend, sagen konnte: Sehet nur, wie sie sich einander lieben, und wie ein Jeder bereit ist, für den Andern sein Leben hinzugeben. Ja, die Höhe der Nächstenliebe ist der Maßstab für die Tiefe des Christenthums. Wenn sie daher zu einer Zeit erkaltet, wenn Haß und Abneigung gegen den Nächsten an ihre Stelle tritt; wenn der Wohlthätigkeitssinn der unedlen Engherzigkeit weichen muß; wenn man nichts mehr von Wohlwollen wissen will, und unter tausend leeren Vorwänden den Armen den geringsten Antheil an seinen zeitlichen Gütern versagt, ungeachtet doch die Servitut des Wohlthuns darauf lastet; wenn man lieber Tausende im Dienste seiner Eitelkeit oder seiner Leidenschaften vergeudet, als wenige Groschen auf Linderung des menschlichen Elendes verwendet; wenn man statt der Großmuth des Verzeihens zur Rache und Verfolgungssucht seine Zuflucht nimmt; wenn man Nichts mehr übertragen, Nichts mehr entschuldigen will, sondern Alles tadelt, bei Allem in Zorn geräth und über Alles Argwohn schöpft; wenn man mit Abscheu und Verachtung des geringsten Fehltrittes wegen auf den Bruder herabsieht, dabei aber selbst der verabscheuungswürdigste Verbrecher in den Augen Gottes ist: — meine Theuern, wenn solche Zeiten gekommen sind, dann wisset, daß das Christenthum kaum in schwachen Ueberresten mehr vorhanden ist. Und da in unsern Tagen eine zahllose Menge unserer Namenchristen unter den Genannten ihre Stelle finden, so verhehlet es euch nicht, in welchen Zeiten wir leben.

15) Wie die Nächstenliebe beschaffen sein muß, oder von den Eigenschaften derselben.

Jesus Christus nennt das Gesetz der Nächstenliebe ein neues Gebot; denn er sagt: Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet. Joh. 13, 34. Warum nennt der Herr die Nächsten-

liebe ein neues Gebot? Ist sie denn nicht schon im Gesetze der Natur einbegriffen? Hatten denn nicht auch die Juden schon das Gebot der Nächstenliebe? Allerdings; aber Christus befiehlt uns den Nächsten zu lieben, wie er uns geliebt hat. Liebet einander, sagt er, wie ich euch geliebt habe. In dieser Beziehung ist die Nächstenliebe ein neues Gebot; denn wie Jesus uns liebte, hat zuvor Niemand seinen Nächsten geliebt. Christus liebte uns, ohne daß er etwas Liebenswürdiges an uns fand; im Gegentheile waren wir vor der Erlösung ein Gegenstand des Hasses Gottes. Die Liebe Jesu zu uns war daher eine übernatürliche. Christus liebte nicht bloß seine Freunde, sondern auch seine Feinde; er liebte alle Menschen: denn für Alle hat er sein Blut vergossen. Seine Liebe war demnach eine allumfassende, die alle Menschen ohne Ausnahme umschließt. Christus liebte uns nicht bloß mit dem Munde, sondern zeigte es durch die That; denn aus Liebe zu uns hat er den Himmel und seine Herrlichkeit verlassen und ist in unsere Knechtsgestalt gekommen; er liebte uns also thatkräftig. Eine solche Nächstenliebe hatte man bisher noch nicht gesehen. Aber auf diese Weise den Nächsten zu lieben hat er auch uns aufgetragen, und in dieser Beziehung ist die Art und Weise, wie man im Christenthume den Nächsten zu lieben hat, ein neues Gebot.

Hiemit sind aber auch die Eigenschaften schon angegeben, welche die christliche Nächstenliebe haben muß. Wir müssen den Nächsten lieben, wie uns Christus geliebt hat; daraus folgt, daß unsere Nächstenliebe sein muß:

I. In Hinsicht auf den Beweggrund — übernatürlich;
II. in Hinsicht auf die Ausdehnung — allgemein, und
III. in Hinsicht auf ihre Aeußerung — thatkräftig oder wirksam.

Die christliche Nächstenliebe muß sein:

I. **Uebernatürlich in Hinsicht auf den Beweggrund.** Die Welt mißbraucht gar oft den Namen der Liebe. Ein bloß natürliches Wohlwollen wegen angenehmer Eigenschaften, das Gefühl der Dankbarkeit wegen empfangener Wohlthaten, eine kluge Zuvorkommenheit, sich den Weg zu neuen Gnadenerweisungen zu bahnen: all Dieses nennt die Welt Liebe. Aber dieses ist keine Liebe im Sinne Jesu; dieß sind bloß natürliche Gefühle. In solcher Weise, wenn man dieses Wort hier gebrauchen darf, lieben

sich auch die Thiere; denn sie fühlen sich durch den Trieb der Natur zu ihrem Geschlechte hingezogen. Die christliche Nächstenliebe aber sieht nicht auf das Aeußere, fragt nicht nach Zufälligem. Der Beweggrund ihrer Liebe ist übernatürlich und wurzelt im Glauben. Dieser lehrt uns erst die wahre Würde des Menschen kennen, und zeigt uns in ihm eine Liebenswürdigkeit, welche das leibliche Auge gar nicht wahrnimmt. Der Glaube sagt uns, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe ist. Der Glaube lehrt uns, daß die Seele des Menschen einen so hohen Werth in den Augen Gottes hat, daß er, um sie zu erlösen, seinen eingebornen Sohn dahingab. Wie sollte der Mensch seinen Nächsten nicht hochachten und lieben, da er von Gott selbst so unendlich geschätzt und geliebt wird? Der Glaube lehrt uns, daß der Nächste der Bruder Jesu Christi, des Sohnes Gottes ist, ja daß der Nächste eigentlich ein anderer Jesus ist; denn der Heiland sagt selbst: Was ihr dem Geringsten aus diesen meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan. Wer sollte also den Nächsten nicht lieben, da er in demselben Christum selbst liebt? Der Glaube sagt uns, daß aus Liebe zu dem Nächsten Christus nicht bloß in die Welt gekommen, sondern auch für ihn am Kreuze unter unaussprechlichen Schmerzen gestorben ist. Wie sollte Einer den nicht lieben, welchen der Heiland bis zum Tode geliebt hat. Durch den Glauben bekömmt also die Nächstenliebe nicht bloß Leben, sondern zugleich eine ungeheuere Schwungkraft.

Daraus läßt sich abnehmen, wie viel Wahres an jener Redensart ist: Mag ein Jeder glauben, was er will, wenn wir nur in der Liebe einig sind; die Menschenliebe ist die wahre Religion. Ich muß umgekehrt sagen: Die Liebe ist die Blüthe des Glaubens; wie es aber keine Blume ohne Wurzel gibt, so auch keine wahre Nächstenliebe ohne Glauben. Und gerade deßwegen, weil in unsern Tagen der Glaube so sehr abgenommen hat, ist auch die ächte Nächstenliebe so selten geworden. Der Glaube gibt der Nächstenliebe erst Festigkeit und Beständigkeit, und macht sie zugleich rein und lauter. Wer den Nächsten mit gläubiger Gesinnung liebt, liebt an ihm nicht seine Schönheit, seinen Reichthum, seine angenehmen Eigenschaften, Güter, welche wie die Blumen des Feldes hinwelken, und daher auch die Liebe höchst wandelbar machen: — sondern er

liebt den Nächsten, weil er Gottes Ebenbild ist, weil Gott ihn zu lieben befiehlt, und ihn selbst auf das Zärtlichste liebt; weil Jesus für ihn gestorben und dadurch ihn erlöset hat. Diese Beweggründe sind unwandelbar, und darum ist es auch die Liebe, die sich darauf stützt. Wer mit gläubiger Gesinnung den Nächsten liebt, der liebt ihn auf eine uneigennützige Weise; er sucht bei dem Nächsten für seine Liebe keinen Lohn; er liebt ihn nicht, um gewisse Absichten und Zwecke, am allerwenigsten sündhafte zu erreichen. Seine Liebe ist daher rein und lauter. — Daraus ist klar, wie innig die wahre Nächstenliebe mit dem Glauben zusammenhängt; wie sie aus demselben hervorwächst, und wie sie in demselben ihre Stütze hat.

Die wahre Nächstenliebe muß sein:

II. Allgemein in Hinsicht auf den Umfang. Im Christenthume hat der gehässige Unterschied zwischen Juden und Heiden, zwischen Inländer und Fremdling, zwischen arm und reich aufgehört. Nachdem Christus in die Welt gekommen ist, hat er aus allen Völkern nur Ein Volk, aus allen Menschen nur Eine Familie, ja gleichsam nur Einen Leib gemacht. Diese Allgemeinheit der Liebe hat er uns in seinem Evangelium angekündiget und in verschiedenen Gleichnissen anschaulich gemacht. Das Evangelium sagt uns nämlich, daß wir Alle auf Erden ein Reich ausmachen sollen. Wie enge sind sich aber Menschen verbunden, die Ein Reich ausmachen und unter gemeinschaftlicher Regierung stehen! Da es jedoch in einem Reiche häufig auch Streitigkeiten gibt, und Bürger gegen Bürger sich erheben, so geht der Heiland weiter, und verlangt, daß alle Menschen nur Eine Familie ausmachen und einander wie Brüder lieben sollen. Welch ein starkes Band der Liebe ist nicht die Blutsverwandtschaft! Da sich aber auch in einer Familie manchmal ein Isaak und Ismael, ein Esau und Jakob finden, so werden wir ermahnt, daß wir uns Alle nur wie Glieder Eines Leibes ansehen sollen. Wie innig sind nicht die Glieder an ein und demselben Leibe verbunden! Allein in Rücksicht darauf, daß in demselben Leibe die Glieder oft einander lästig und beschwerlich sind, bleibt der Heiland dabei noch nicht stehen; er geht noch weiter und will, daß wir alle nur Ein Herz und Eine Seele haben sollen. Niemand kann eine innigere Vereinigung sich denken, als die ist, welche zwischen Herz und Seele besteht. Und dennoch findet

Christus darin noch etwas, was ihm mißfällt; denn mitunter wird das Herz durch seine eigenen Begierden getheilt, und von gegen einander streitenden Leidenschaften verwirrt. Da nun Jesus in den geschaffenen Wesen nichts mehr findet, das so innig mit einander verbunden ist, wie die Liebe der Christen es sein soll, so weiset er zuletzt auf Gott selbst hin. In Gott allein findet er die Regel und das Band der brüderlichen Liebe. Daher will Jesus, daß Alle ohne Ausnahme so miteinander verbunden sein sollen, als wenn sie nur Ein Wesen wären, gleichwie Gott der Vater und Gott der Sohn der Wesenheit nach Eines sind. Dieses ist ausgesprochen in jenen Worten des Gebetes unsers Herrn: Vater, laß sie Alle Eines sein, wie du, Vater, in mir und ich in dir. Joh. 17, 21. Sehet, wie alle Menschen unter einander so sollen vereiniget sein, wie der Vater und Sohn Eines sind, d. h. auf die vollkommenste Weise. Folglich müssen wir in unserm Herzen alle Menschen mit Liebe umschließen, wie sie ja auch der Vater und Sohn umschlossen haben. Das Herz Gottes ist so beschaffen, daß es den Juden und Heiden, den Griechen und Römer, den Freien und Sklaven, mit einem Worte, alle Menschen ohne Unterschied umschließt: also sollen auch wir Niemanden von unserer Liebe ausschließen. Unser Nächster ist daher nicht bloß dieser oder jener Mensch, sondern alle Menschen ohne Ausnahme sind damit gemeint. Wenn Jemand einen einzigen Menschen von seiner Liebe ausschließt, so ist seine Nächstenliebe keine christliche mehr. Der Nächste mag reich oder arm, liebenswürdig oder häßlich, Freund oder Feind sein, — er bleibt immer unser Nächster, und daher Gegenstand unserer Liebe. Ein jeder Mensch, und Niemand ist davon ausgenommen, hat stets Anspruch auf unsere Liebe. Wollte man den Kreis der Nächstenliebe enger ziehen, so würde man die Liebe selbst aufgeben. Wenn wir nur jene ehren, von deren Freundschaft wir Ehre haben; wenn wir nur jenen dienen, die uns wohlthun, oder die uns Solches versprechen; wenn wir nur Gutes mit Gutem, Lob mit Lob, Ehre mit Ehre vergelten, — so mag wohl die Welt damit zufrieden sein, aber Christus ist es nicht; denn das Evangelium fordert eine allgemeine Liebe. Freilich läßt sich hier entgegen sagen: Wie ist es möglich, Alle ohne Ausnahme zu lieben? Wir finden Menschen, die so wenig Angenehmes und Liebenswürdiges an sich haben, die

statt dessen abstossend und widrig sind. Sie sind oft so unverträglich, so eigensinnig, so selbstsüchtig, so gewissenlos und lasterhaft, daß schon viel Ueberwindung dazu gehört, sie nur geduldig zu übertragen: wie kann man Solche lieben? Und auch diese muß man lieben, soll das Gebot der Nächstenliebe erfüllt werden. Wir können auch Alle ohne Unterschied lieben, wenn auch nicht aus natürlicher Neigung, so doch aus christlicher Tugend. Gott verlangt nämlich für alle unsere Mitmenschen von uns nicht jene natürliche Zuneigung, wie wir sie gegen nahe Verwandte im Herzen tragen; nicht jene empfindsame Liebe, welche wir gegen erprobte Freunde, gegen liebevolle Wohlthäter hegen; nicht jenes innere, so wohlthuende Frohgefühl, welches der Umgang mit wahrhaft tugendhaften Menschen in unserm Herzen erweckt. Denn all diese Gefühle und Empfindungen hängen nicht von uns selbst ab. Was Gott von uns verlangt, ist jene übernatürliche Liebe, wie die Religion sie einflößt, und wie sie ein Jeder mittelst der Gnade haben kann. Der Herr verlangt auch nicht, er verbietet es vielmehr, daß wir an den Mitmenschen den Zorn, die Unverträglichkeit, den Stolz, die Selbstsucht und die Sünde lieben; umgekehrt wir müssen das Böse hassen. Aber Gott verlangt von uns, daß wir in einem jeden Menschen das Ebenbild Gottes, das Kind des himmlischen Vaters, den Bruder Jesu Christi, den durch Christi Blut Erlösten, den Miterben des Himmels achten und lieben, mit einem Worte, Gott verlangt, daß wir ihn selbst in einem jeden Menschen lieben.

Die ächte Liebe muß endlich sein:

III. **Thatkräftig in Hinsicht auf ihre Aeußerung.** Wenn die Nächstenliebe in weiter Nichts, als in schönen Worten und enthusiastischen Reden bestünde, so wäre unsere Zeit wohl die liebreichste; denn wann hörte man je mehr von der Menschenliebe reden als in unsern Tagen? Und doch ist es gerade die Selbstsucht und die Lieblosigkeit, wodurch unsere Zeit so sehr sich auszeichnet. Die Nächstenliebe darf nicht auf der Zunge allein sein, sie muß sich in Thaten erweisen. Dieß verlangt der Apostel, wenn er sagt: Laßt uns nicht mit bloßen Worten und nur mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit lieben. 1. Joh. 3, 18. Auch die Liebe Christi zu uns war eine thätige, ja selbst eine heldenmüthige und opferwillige. Denn aus Liebe zu uns hat er seinen

Reichthum geopfert, da er den Himmel verlassen, und unser Elend angenommen hat. Aus Liebe zu uns hat er seine Freiheit aufgeopfert; denn er, der Herr des Weltalls, ist ein Sklave für uns geworden. Aus Liebe zu uns hat er unzählige Leiden auf sich genommen, und zuletzt selbst sein Leben hingegeben. Sein ganzes Leben war überhaupts eine fortlaufende Kette von Liebeswerken; sein bitteres Leiden aber und sein schmerzhafter Tod war ein Wunder seiner Liebe. Wollen wir wahrhaft seine Schüler sein, so müssen auch wir unserm Nächsten eine uneigennützige, werkthätige, opferwillige Liebe erweisen, und Alles aufbieten, was in unsern Kräften steht, um den Nächsten zeitlich und ewig glücklich zu machen. Nichts gegen und Nichts für den Nächsten thun, ist also noch keine Liebe, sondern vielmehr eine Gleichgiltigkeit. Fremdes Gut nicht antasten, Anderer Ehre nicht verletzen, des Nächsten Ruhe nicht stören; dazu fühlen sich auch die Heiden vermöge des natürlichen Gesetzes verpflichtet. Der Christ hingegen hat seine Pflicht noch nicht erfüllt, wenn er seinen Mitmenschen nicht schadet, sondern er muß ihnen zu nützen bestrebt sein; ihm ist nicht bloß der Haß verboten, sondern auch die Liebe befohlen; es ist für ihn nicht genug, seine Hände nach fremdem Gute nicht auszustrecken, sondern er soll von dem eigenen Gute mittheilen. Der Jünger Jesu ist schon ungerecht, wenn er Andern nicht wohlthut; er ist mitschuldig am Elende des Nächsten, wenn er demselben, wo er könnte, nicht hilfreich beispringt. Die wahre Nächstenliebe ist überdieß großmüthig und opferwillig. Wenn ich daher einen Christen sehe, der sich in Nichts aus Liebe zu seinem Nächsten überwinden will, sich in keiner Sache demüthigen, bei Niemanden ein Gebrechen entschuldigen und ertragen kann; einen Christen, der alle Augenblick aus der Fassung gebracht und beleidiget wird; der eine einzige, erlittene Beleidigung nimmermehr vergißt; der nicht die mindeste Mühe anwenden, ja nicht einen Schritt thun mag, um dem Nächsten einen Dienst zu erweisen: — so wohnt in dem Herzen eines Solchen gewiß keine Nächstenliebe. Ein Solcher ist kalt und liebeleer, und darum auch einer That nicht fähig, wodurch sich die Liebe zum Nächsten äußert.

Wohlan, so laßt uns wahre Nächstenliebe üben! Der Umfang und das Ziel unserer Liebe seien alle Menschen; die Beweise

unserer Liebe seien unsere Thaten. Dadurch erweisen wir uns als Kinder des himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und in seinem väterlichen Herzen alle Menschen trägt und ihnen Gutes erweiset; dadurch bewähren wir uns als Brüder Jesu Christi, der uns geliebt hat zur Zeit, wo wir hassenswerth waren, und seine Liebe zu uns durch die heldenmüthigsten Thaten an den Tag gelegt hat; dadurch zeigen wir, daß wir mit dem ächten Merkmale der Jüngerschaft Jesu versehen sind, und unter Jene gehören, welchen das Reich der ewigen Glorie bereitet ist.

16) Wie der heilige Paulus die Nächstenliebe beschreibt.

Jene Eigenschaften, welche der Apostel Paulus von der Liebe überhaupts angibt, und die wir oben bei der Liebe Gottes bereits in Erwägung zogen, lassen sich auch auf die Nächstenliebe anwenden. Wir sagen daher mit dem Apostel (1. Corinth. 13, 4—8.) die wahre Nächstenliebe ist:

Gütig. Wie reich sind die Freundschaften der Welt an höflichen, artigen Worten, an Komplimenten, an scheinbarer Ergebenheit; wie reich an nichtssagenden Phrasen, welche nur zu oft der Gesinnung des Herzens widersprechen. Aber dieses ist keine Liebe, sondern Heuchelei. Die Liebe ist gütig, sie thut demjenigen, welchen sie liebt, Gutes, oder wo sie außer Stand ist, demselben in der That Gutes zu erweisen, wünscht sie ihm wenigstens mit aufrichtigem Herzen Gutes. Da sagt Mancher: Ich thue meinem Nächsten nichts Böses; ich rede über ihn nichts Schlimmes, ich denke von ihm nichts Arges. Heißt aber dieses dem Gebote der Liebe genügen? Ist dieses eine gütige Liebe, und nicht vielmehr Gleichgiltigkeit? Die wahre, die gütige Liebe ist keine gleichgiltige Zuschauerin bei fremdem Elende; sie ist überall hilfreich bei der Hand; sie ist thatkräftig, und wo sie nicht mehr kann, schüttet sie wenigstens den Balsam des Trostes in das leidende Herz. — Die Liebe ist

Geduldig, . . . sie trägt Alles; . . . sie duldet Alles. Die erste und letzte Eigenschaft der wahren Liebe ist die Geduld. Daher nennt der heilige Cyprian die Geduld gleichsam das Fundament und den Stützpfeiler der Liebe. Und eben deßwegen wiederholt auch

der Apostel diese Eigenschaft in verschiedenen Ausdrücken; denn zuerst sagt er: Die Liebe ist geduldig; dann bemerkt er: Die Liebe trägt Alles, und nun kömmt er wieder darauf zurück in den Worten: Die Liebe duldet Alles. — Die wahre Liebe hat Geduld mit den Schwachheiten des Nächsten. Sie nimmt Alles ruhig und geduldig hin, nicht bloß das geringfügige Unrecht, welches er uns an unserm Gute oder an unserer Ehre zufügt, sondern Alles, was man im Wechselverkehr des Lebens von seinen Unvollkommenheiten und von seinen Fehlern zu leiden hat, von Fehlern des Verstandes und des Herzens, von Mangel an Höflichkeit und Lebensart, von Fehlern des Temperaments und der Laune, von seinen unangenehmen Manieren, von seinen beleidigenden Mienen, von seinem unangemessenen Verfahren, von seinen unartigen Worten, von seinem beißenden Spott, von seinen boshaften Nachreden, von seinem ungerechten Gezänk, von seinem Haß; mit Einem Worte, Alles, was uns den Nächsten, natürlich genommen, zuwider, unausstehlich und verhaßt machen könnte, das trägt die wahre Liebe mit Geduld. Und sie erträgt Alles von Allen, eingedenk der apostolischen Vorschrift: Habet Geduld mit Allen. 1. Thessal. 5, 14. Dieses deßwegen, weil ein Jeder unser Nächster ist, und das Gebot der Nächstenliebe sich auf Alle erstreckt. Da heißt es oft: Von einem Andern würde ich es ertragen, aber von Diesem kann ich es nicht leiden; von meinem Freunde würde ich es mir gefallen lassen, aber von meinem Feinde kann ich es nicht hinnehmen. Der, welcher mich beleidiget, verdankt mir Alles, was er ist; es ist auch nicht das erste Mal, daß er so handelt; ich habe es ihm oft hingesehen, aber jetzt kann ich nicht mehr. Was ist dieses für eine Sprache? Kann mit ihr die wahre Liebe bestehen, welche Alles duldet, und Alle erträgt?

Die Liebe beneidet nicht (ist nicht eifersüchtig). Man bedarf oft eben so viel, ja noch mehr Geduld, um die guten Eigenschaften des Nächsten, sein Talent, seine Erfolge, seine Erhöhung, die ehrenvollen und gerechten Bevorzugungen, die ihm zu Theil werden, als um seine Fehler zu ertragen. Oft wird ein aufrichtiger Christ sich selbst gestehen müssen: Wie oft hat boshafter Neid eine hochmüthige Ungeduld in mir erregt! Wie oft hat sie mein Herz erbittert! Wie oft hat sie mich angetrieben, mich sogar

auf Kosten des guten Rufes meines Nächsten, auf Kosten der Gerechtigkeit, die ich seinen Verdiensten hätte angedeihen lassen sollen, zu rächen! Wie oft hat der Neid und die Eifersucht mich gegen Personen aufgebracht, deren einziges Verbrechen darin bestund, daß man sie mehr achtete und mehr liebte, als mich. Aber nein, die christliche Liebe ist nicht eifersüchtig, sie beneidet nicht. Weit entfernt, das Lob, welches man dem Nächsten spendet, mit Ungeduld zu ertragen, gibt sie demselben ihren Beifall; weit entfernt, seine Erfolge zu beneiden, nimmt sie herzlichen Antheil an ihnen; wie sie mit ihm leidet, so freut sie sich auch mit ihm; man kann sagen: Das Glück des Nächsten ist ihr eigenes Glück.

Die Liebe handelt nicht unbescheiden. Nur wenn christliche Klugheit und Weisheit der Liebe zur Seite stehen, wird sie nicht unbescheiden sein. Sie wird nirgends das Maß verletzen, nirgends die Grenze überschreiten; sie wird oft lieber weniger verlangen, als wozu sie berechtiget wäre, um ja keine Veranlassung zur Störung und Verletzung der Liebe zu geben. O wie rücksichtslos handelt man oft! Mit welchem Starrsinn verfolgt man sein oft nur vermeintliches Recht! Heißt das bescheiden sein? Kann hiemit die Liebe bestehen?

Die Liebe ist nicht aufgeblasen. Das will nichts Anders sagen, als: Die wahre Nächstenliebe ist demüthig. Ohne Demuth gibt es überhaupts keine Tugend, so auch keine wahre Nächstenliebe. Der Demüthige überschätzt sich nicht; er findet fast nie etwas Gutes an sich; er lobt sich nicht selbst, sondern wenn Andere ihn loben, überzieht Schamröthe sein Gesicht. Der Demüthige glaubt fast nie, daß ihm unrecht geschehe; er ist vielmehr überzeugt, daß man noch viel zu nachsichtig mit ihm sei. Dieß ist der Geist der wahren Liebe, und eine solche Gesinnung findet überall Gegenliebe. Hingegen der Stolz, welcher überall sich selbst vordrängt, Niemanden Etwas gelten läßt, Alles für sich in Anspruch nimmt, widersteht der Liebe und löscht diese himmlische Glut da aus, wo sie wirklich vorhanden ist.

Sie ist nicht ehrgeizig. Der Weltmensch sucht mit seinen Werken überall sich selbst; er will durch seine Thaten sich den Weg zu Ehren und Würden bahnen, oder will wenigstens um derselben willen gelobt und gepriesen werden. Darum thut er Alles vor

den Augen der Welt, damit ihm der Weihrauch der Menschen nicht entgehe. Mit einer solchen Gesinnung kann auch die christliche Nächstenliebe nicht bestehen; denn diese flieht das Lob und die Prahlerei. Sie will nicht glänzen vor der Welt, sondern nur Gott gefallen. Sie will von den Menschen nicht gelobt werden für das, was sie thut, sondern Gott und den Engeln eine Freude machen. Daher trägt sie auch ihre Werke nicht offen zur Schau, sondern verbirgt sie lieber. Es ist ihr viel lieber, wenn ihr Verachtung zu Theil wird, als wenn sie Ehre findet.

Sie ist nicht selbstsüchtig. Laß keinen Streit sein, ich bitte dich, zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind Brüder; — so sprach Abraham zu Loth. Und er fuhr fort: Du siehst das Land vor dir liegen; willst du links ziehen, so bleibe ich rechts; willst du rechts ziehen, so bleibe ich links. Gen. 3, 8. 9. Hier sehen wir, was es heiße: Die Liebe ist nicht selbstsüchtig; sie sucht nicht, was ihr gehört. Wie selten ist diese Gesinnung unter den Menschen? Es ist ein Fehler bei euch, schreibt der heilige Paulus, daß ihr Streitigkeiten unter einander habet. Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? So aber thut ihr selbst Unrecht und übervortheilet, und das Brüder. 1. Cor. 6, 7 u. 8. Es ist nur zu wahr, daß die Leidenschaft des Eigennutzes die Quelle vieler Streitigkeiten ist. Wenn es uns auch erlaubt ist, ein Gut, welches uns ungerecht entzogen worden sein mag, gerichtlich zurück zu verlangen, so ist es uns doch nicht erlaubt, dieses mit Groll und Haß zu thun. Eben so wenig dürfen wir unser Recht mit Schmähreden und Verleumdungen geltend machen, oder gar die Ruhe der Todten stören, die Schande einer Familie, die schon längst im Grabe liegt, wieder ans Tageslicht ziehen, und die Kinder für die Vergehen ihrer Väter verantwortlich machen. O schauet doch auf das Beispiel der ersten Christen hin, um einzusehen, was es heiße: Die Liebe sucht nicht das Ihrige. Weil sie keine Sonderinteressen hatten, war ihre Liebe so vollkommen. Die Menge der Gläubigen, sagt der heilige Lukas, war Ein Herz und Eine Seele; auch sagte Keiner, daß Etwas von dem, was er besaß, sein sei, sondern sie hatten Alles mit einander gemein. Apostelgesch. 4, 32. Möchte Gott diese uneigennützige Liebe wieder unter uns beleben, auf daß wahre Nächstenliebe in unserer Mitte herrsche!

Sie läßt sich nicht erbittern. Nur wo christliche Sanftmuth ist, findet sich eine Liebe, die sich nicht erbittern läßt. Eine Liebe, die sich nicht erbittern läßt, behält die ruhige Ergebenheit und Freundlichkeit, muß sie auch mit noch so entgegengesetzten Charakteren zusammenleben. Eine solche Liebe ist nicht bloß gelassen und sanftmüthig gegen diejenigen, welche alle Rücksichten des Anstandes und der Höflichkeit beobachten, sondern auch gegen launische, ungeschlachtete Leute. Die christliche Nächstenliebe, die sich nicht erbittern läßt, ist sanft gegen harte und gebieterische Herren, gegen undankbare und unverschämte Dienstboten, gegen untreue und falsche Freunde; sie ist sanft auf Kosten der eigenen Interessen; sanft auch gegen Jene, welche unsere Tugend als Schwachheit verschreien und unsers guten Willens wegen uns verachten. Eine solche Liebe hat nur der, welcher auf Jesus hinschauet und seinem Rufe folget, wenn er sagt: Lernet von mir; denn ich bin demüthig und sanftmüthig vom Herzen. Matth. 11, 29.

Sie denkt nichts Arges. Ungerechten Argwohn, unbegründetes Mißtrauen, Vorurtheil und Voreingenommenheit kennt die christliche Liebe nicht. Sie glaubt kaum an das Böse, das sie sieht; sie kennt zu gut die Bosheit der Welt, welche auf den schwächsten Schein hin urtheilt. Da die Liebe Niemanden Böses zufügen will, kann sie auch nicht glauben, daß irgend Jemand im Ernste daran denke, ihr ein Unrecht zuzufügen. Daher entschuldiget sie da noch die Absicht, wo sie die Handlung nicht mehr entschuldigen kann. Die Liebe, welche nichts Arges denkt, verschließt gleichsam die Augen vor den Fehlern der Andern und öffnet sie nur über den eigenen Fehlern. Wenn nun die christliche Liebe nichts Arges von dem Andern denkt, gibt es dann auch viele Liebe unter den Christen? Ach, wie viele Menschen machen sich ein Geschäft daraus, den Nächsten zu tadeln, seine Handlungen in ein zweideutiges Licht zu setzen, und wenn sie nichts Anders können, wenigstens seine Absicht zu verdächtigen. Ist dieses nicht ein augenscheinlicher Beweis, daß es uns an wahrer Nächstenliebe fehle?

Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit. Alles Böse, welches die Liebe geschehen sieht, betrübt sie; eine jede Unterdrückung der Armen, jede ungerechte Gewalt thut ihr wehe. Sie trägt Herzeleid mit dem, wel-

chem Unrecht geschieht, und mit dem, der Unrecht thut, weil sie ihn sündigen sieht. Und die Sünde ist ihr Schmerz, mag sie diese wo immer finden. Sie wollte gerne leiden und wäre zu jedem Opfer bereit, wenn sie nur dadurch die Sünde ausrotten könnte. Dagegen hat sie Freude an der Wahrheit, d. h. an dem Guten; denn nur das Gute ist wahr, weil es vor Gott einen Werth hat; das Böse hingegen ist eine Lüge. Die wahre Nächstenliebe freuet sich, wenn sie Andere an Tugend und Gerechtigkeit, an Gottesfurcht und Frömmigkeit zunehmen sieht; wo das Gute geschieht, und Gottes Ehre und des Menschen Heil befördert wird, da freuet sie sich. Das ist aber keine Nächstenliebe, wenn man die Fortschritte des Nächsten mit Eifersucht betrachtet; auf das Gute, welches er thut, neidische Blicke wirft, oder wenn man sich über seinen Fall freuet und denselben ihm gönnet. Und so sind leider die meisten Menschen beschaffen, und zeigen dadurch, daß sie von der christlichen Nächstenliebe Nichts wissen.

Sie glaubt Alles, sie hofft Alles. Sie stimmt gerne dem bei, was sie Gutes und Vortheilhaftes von dem Nächsten hört, weil sie wünscht, daß der Nächste tugendhaft sei; sie glaubt es gerne, und in ihrer Einfalt setzt sie kein Bedenken in die Wahrheit dessen, was sie zu Gunsten des Nächsten hört. Sie hofft Alles, d. h. sie verzweifelt nie an der Bekehrung und dem Heile des Nächsten, und erwartet mit Geduld den Zeitpunkt, wann er in sich geht. Daher liebt sie auch die lasterhaftesten und gottlosesten Menschen, zwar nicht als Solche, die sie eben sind, sondern als Solche, als welche sie sich dieselben in der Zukunft, wenn sie sich bekehrt haben, denkt. Woher kömmt es, daß wir das Gute, welches man von unsern Brüdern sagt, so schwer glauben? Woher kommt jene boshafte Neigung, die uns fast immer antreibt, es zu bestreiten und zu verkleinern? Das ist eben ein Beweis, daß es uns an der wahren Nächstenliebe fehlt; denn weil wir unsern Nächsten nicht lieben, so glauben wir von ihm auch nichts Gutes. Und aus demselben Grunde hoffen wir von ihm nichts Gutes. Darum heißt es bei jeder Gelegenheit: Von diesem ist Nichts zu erwarten, dem darf man nicht trauen, der ist unzuverlässig; oder gar: Der bleibt schon, wie er ist; der bekehrt sich nicht mehr. Aber kurzsichtiger Mensch, ist denn der Arm des Herrn verkürzt? Kann Gott

nicht morgen schon aus einem Saulus einen Paulus machen? Warum willst du den Erbarmungen Gottes Schranken setzen? Das thut nur deine Lieblosigkeit.

Die Liebe hört nie auf. Der Apostel stellt schließlich den Vorzug der Liebe über alle andern Gaben dar. Alle andern Gaben, wie die Weissagung, die Sprachengabe, die Wissenschaft u. s. w. sind nur eine Zeit lang und eines bestimmten Zieles wegen da, das durch sie erreicht werden soll, nämlich den Glauben, die Hoffnung und die Liebe bei uns und Andern anzufachen und zu erhalten. Sie können als außerordentliche Gaben aufhören. Diese Erscheinungen sind nicht so wesentlich, daß die Kirche mit dem Aufhören derselben sich selbst auflösete. Aber die Liebe, und zwar auch in ihrer Richtung zum Nächsten hört nie auf. Sie ist eine so wesentliche Eigenschaft der Gläubigen, daß es ohne sie keine Gläubigen geben würde. Wie aber die Liebe nie aufhört, so ist sie auch beharrlich. Sie weiß Nichts von jener Unbeständigkeit und Wandelbarkeit, die den Freundschaften der Welt eigen ist, wo sich oft die feurigste Glut über Nacht in Kälte verwandelt und aus der Liebe selbst Feindschaft wird. Die christliche Liebe ist nicht solch unwürdigen Wechselfällen unterworfen. Sie ist beharrlich; denn sie hört nie auf. Sie nimmt auch da nicht ab, wo sie verkannt und mißachtet wird; ja sie bleibt auch da noch, wo ihr Haß zu Theil wird. — Cf. Nächstenliebe von P. Pallu.

17) Allgemeine Pflichten, welche uns das Gebot der Nächstenliebe auflegt, und Gegensätze gegen dieselben.

Wenn wir das Gebot der Nächstenliebe in der rechten Weise erfüllen wollen, so sind wir gegen den Nächsten im Allgemeinen verpflichtet zur

I. Friedfertigkeit, Verträglichkeit und Versöhnlichkeit. Diese vorgenannten Tugenden sind die köstlichsten Früchte der christlichen Bruderliebe und die festesten Pfeiler, sie zu stützen und zu erhalten.

Nichts ist beglückender, als die Friedfertigkeit, d. h. jene Tugend, die es versteht, mit Allen den Frieden zu unterhalten; denn der Friedfertige thut auf Manches Verzicht, was er rechtlich fordern könnte. Eine solche Friedfertigkeit verlangt Jesus von seinen

Jüngern, wenn er sagt: Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen, sondern wenn dich Jemand auf deinen rechten Backen schlägt, so reiche ihm auch den andern dar. Und will Jemand mit dir vor Gericht streiten, und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel. Und wenn dich Jemand eine Meile zu gehen nöthiget, so gehe noch zwei Meilen mit ihm. Matth. 5, 30—42. Wer sieht nicht, wie mächtig eine solche Gesinnung die Nächstenliebe erhalten muß!

Wer mit Jedermann ein gutes Vernehmen unterhalten, d. h. in der Liebe bleiben will, wird sich manches Unangenehme gefallen lassen müssen; er wird mit den Schwachheiten und Fehlern der Andern Nachsicht haben, sie mild beurtheilen, immer das Beßte von ihnen denken und manche Verletzung und Beleidigung großmüthig übersehen. Diese Charakterzüge begründen die Verträglichkeit, zu welcher sich die Friedfertigkeit fortentwickelt. Dieser gesteigerte Geist des Friedens bringt es mit sich, daß man im Kreise der Mitmenschen mit aller Sanftmuth und Gelassenheit, Freundlichkeit und Herablassung wandelt, voll Nachsicht und Schonung, voll Milde und Billigkeit im Urtheile, und voll Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit im Benehmen. Dadurch aber wird mächtig die Liebe befördert.

Mag indeß die Verträglichkeit noch so sehr bestrebt sein, den Frieden aufrecht zu erhalten, so treten doch zuweilen Mißhelligkeiten und Reibungen ein, welche das freundliche Einverständniß mit dem Nächsten stören. Die Geneigtheit nun, den gestörten Frieden sobald als möglich wieder herzustellen und die Mißhelligkeiten aufzuheben, heißt Versöhnlichkeit. Wer versöhnlich ist, reicht bereitwillig die Hand zum Frieden dar, und ist geneigt, die schwerste Beleidigung und das stärkste Unrecht nicht nur zu verzeihen, sondern auch zu vergessen und in das alte Benehmen zurückzutreten, als wäre Nichts geschehen. Wie wichtig diese Tugend ist, lehrt uns der göttliche Heiland, indem er sagt: Wenn du deine Gabe zum Altare bringst und dich erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altare, und gehe hin und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder, und dann komme und opfere deine Gabe. Matth. 5, 23. 24.

Die Nothwendigkeit dieser vorstehenden Tugenden, worüber

ausführlicher gehandelt ist beim Artikel „Frieden“ B. 7. S. 129 u. flgde., zur Erhaltung der Nächstenliebe springt in die Augen; denn da die Menschen wegen Verschiedenheit des Temperaments und der Gesinnung in ihren Ansichten von einander abweichen, so müßte alle Annäherung gehindert und alle angefangene Verbindung wieder abgebrochen werden, wenn man nicht bereit wäre, einander zu übertragen und sich gegenseitig nachzugeben. Bei Allem dem haben diese Tugenden auch ihre Grenzen. Aus Liebe zum Frieden darf man das nicht unterlassen, wozu man durch das Sittengesetz verbunden ist, wenn gleichwohl Andere dadurch gereizt werden; denn man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Apostelg. 4, 19. Um Frieden zu erhalten, darf man sich nie zu etwas Bösem verleiten lassen, und auch ein Aergerniß nicht dulden, gegen welches man einzuschreiten verbunden ist. Auch muß die Friedfertigkeit und Verträglichkeit mit Weisheit und Gerechtigkeit verbunden sein. Sie darf einem Dritten nicht schädlich werden und die Fehlenden nicht in ihren Fehlern bestärken. Daher ist es allerdings erlaubt, seine verletzten Rechte zu vertheidigen; nur muß es mit Mässigung, und ohne alle Erbitterung und Feindseligkeit geschehen.

Diesen vorgenannten Tugenden sind entgegengesetzt, und wird durch diese Gegensätze das Gebot der christlichen Nächstenliebe verletzt:

a) Falsche Nachgibigkeit, die, um mit aller Welt Frieden zu halten, selbst den Frieden mit dem Himmel opfert und Friede, Friede ruft, wo kein Friede ist. Jerem. 8, 11.

b) Streit- und Zanksucht, Zorn und Gereiztheit überhaupts, wovor die Schrift mit strafenden Worten warnt; denn wir lesen: Wer über seinen Bruder zürnt, ist des Gerichtes schuldig. Matth. 5, 22. Und der Apostel nennt unter den Werken des Fleisches namentlich auch: Zank, Hader und Uneinigkeit. Gal. 5, 20.

c) Unverträglichkeit geht mit der Zanksucht und Rechthaberei Hand in Hand, und pflegt mit zu großer Empfindlichkeit, mit Jähzorn, Argwohn, mit einem mürrischen Wesen verbunden zu sein. Noch verwerflicher ist die Sucht, zwischen Andern Uneinigkeit zu stiften, wodurch oft die zärtlichsten Verhältnisse, wie zwischen Ehegatten u. s. w. zerrissen werden.

d) Rachsucht und Unversöhnlichkeit. Der Rachsüchtige lauert mit ängstlicher Gier, wie er seine wilde Leidenschaft im Schaden und Schmerz des Nächsten befriedigen kann. Der Unversöhnliche aber läßt den Unwillen und Groll gegen den Beleidiger entweder gar nicht oder doch nur scheinbar aus dem Herzen schwinden. Daher sagt er gewöhnlich: Vergeben will ich es ihm wohl, aber vergessen kann ich es nicht. Diese Rede, welche der Unversöhnliche im Munde führt, verräth klar seinen Willen, den Zwist zu verewigen, die von der Leidenschaft geschlagene Wunde, statt sie mit dem Balsam der Vergessenheit gründlich zu heilen, bloß äußerlich vernarben zu lassen, um sie jeden Augenblick wieder von Neuem aufzureißen. Eine solche Gesinnung kann mit der christlichen Nächstenliebe nicht bestehen; sie ist vielmehr das Grab der Bruderliebe.

II. Freundlichkeit, Höflichkeit und Bescheidenheit.

Wer an seinem Nebenmenschen die Menschenwürde achtet, hat an ihm ein Wohlgefallen, welches in Hinsicht auf seine selbst erworbenen, guten Eigenschaften noch erhöhet wird. Stellt man dieses Wohlgefallen durch sein Betragen sichtbar dar, so heißt es Freundlichkeit. Es leuchtet von selbst ein, daß diese Eigenschaft mit der Liebe in einer nothwendigen Verbindung steht, daß sie die Annäherung der Menschen befördert und macht, daß diese in Eintracht zusammenleben. Nur muß die Freundlichkeit nicht etwa in einem bloßen, angenommenen Wesen bestehen, sondern der Ausdruck der innern Gesinnung sein.

Die Menschen haben durch Uebereinkunft manche äußerliche Handlungen angenommen, welche man für eine sichtbare Darstellung, für ein Zeichen der innern gegenseitigen Achtung hält. Wer diese Handlungsweise gegen seinen Nächsten annimmt und ihm dadurch seine Achtung beweist, heißt höflich, und wenn er diese Handlungen mit Geschicklichkeit und Anstand zu verrichten weiß, artig. Auch durch diese gesellige Tugend gewinnt man die Herzen, und bahnt der Liebe den Weg.

Wenn man die Achtung und Liebe gegen sich selbst einschränkt und mässiget, so daß sie mit der pflichtmässigen Achtung und Liebe gegen Andere bestehen kann, so ist dieses Bescheidenheit. Sie ist eine Folge ächter Demuth und unparteiischer Menschenachtung. Wer seine eigenen Gebrechen nicht aus dem Auge verliert, und das

Gute an seinem Mitmenschen anerkennt, wird immer bescheiden sein. Auch diese Tugend gewinnt die Herzen und vereiniget sie, leistet also der Nächstenliebe Vorschub.

Die vorstehenden, geselligen Tugenden werden zwar nicht ausdrücklich und besonders in der heiligen Schrift gelehrt, im Allgemeinen aber immerhin empfohlen; denn es heißt: Kommet mit Achtung einander zuvor. Röm. 12, 10. Es soll demüthig Einer den Andern höher achten. Phil. 2, 3. — Euere Rede sei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt. Koloss. 4, 6. u. s. w.

Den vorgenannten, geselligen Tugenden steht entgegen und stört die Liebe:

a) Finstere, trotzige Miene, wodurch man zurückschreckt und sich unzugänglich macht; ja sich oft das Ansehen gibt, als sei man sich selbst nicht gut.

b) Grobheit oder das Gegentheil von ihr, übertriebene Artigkeit und Höflichkeit. Erstere läßt es an den üblichsten und gewöhnlichsten Höflichkeitszeichen fehlen; letztere ist hierin zu verschwenderisch und übertrieben, wodurch ein lästiger Zwang im Umgang entsteht, und man sich oft sogar lächerlich macht.

c) Unbescheidenheit, welche überall sich selbst an die Spitze stellt, und den Nächsten Nichts gelten lassen will. Cf. den Artikel „Freundlichkeit“ und „Friede“ B. 7.

III. Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Verschwiegenheit und Treue.

Die Aufrichtigkeit ist das edle Bestreben, seine äußern Handlungen den innern Gesinnungen gleichförmig zu machen, und seine innern Gesinnungen Andern gerne und offen zu entdecken. Ein Beispiel hievon ist Nathanael, dem Christus das Zeugniß gab, daß in ihm keine Falschheit sei. Joh. 1, 48.

Die Wahrhaftigkeit ist das gleiche Bestreben, immer die Wahrheit zu sagen, und jede Lüge, Heuchelei und Verstellung zu meiden. Ein Beispiel und eine Aufmunterung, die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch unangenehm sein soll, sind die Räthe des Königs Jeroboam. 3. König. 12, 6.

Die Verschwiegenheit besteht in einer klugen Zurückhaltung und in weiser Mässigkeit im Reden. Sie verschweigt anvertraute Geheimnisse, und weiß, von den Umständen genöthiget, oft kluger

Weise das Wahre geheim zu halten, ohne die Wahrheit selbst zu verletzen.

Die Treue besteht im festen Willen, das gegebene Wort zu halten. Ein Mann von Treue, sagt Bona, führt das Versprochene standhaft aus, und hält das gegebene Wort auch gegen Feinde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diese Tugenden die Nächstenliebe befördern; denn sie befördern die gegenseitige Achtung und beleben das Vertrauen. Ihre Gegensätze aber zerstören das Band der Liebe, und dahin gehören:

a) Falschheit und Lüge, wovon ausführlich gehandelt ist B. 12. S. 454 u. flgd.

b) Geschwätzigkeit und Plauderhaftigkeit. Cf. den Artikel „Gespräch" B. 9. S. 129 u. flgd.

c) Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit, ein für jeden redlichen Mann, geschweige denn für einen Christen so schmähliches Laster.

IV. Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, Wohlwollen und Wohlthätigkeit.

Die Dienstfertigkeit ist die Bereitwilligkeit, einem Jeden nicht nur nothwendige und nützliche, sondern auch angenehme Dienste zu erweisen und Unangenehmes von ihm zu entfernen. Sie erstreckt sich auf solche Handlungen, die der Andere rechtlich nicht fordern kann, und die man ohne Rechtsverletzung auch unterlassen könnte. Ist man bereit, einem Jeden auch ohne Aufforderung gefällige Dienste zu erweisen, und ihm, wie man zu sagen pflegt, Alles, was man ihm in den Augen ansieht, zu thun, so nennt man es Gefälligkeit. — Die Dienstfertigkeit gehört zu den schönsten Tugenden des geselligen Lebens; sie weckt die beseligendsten Gefühle und verknüpft die Menschen auf das innigste. Sie ist nichts Anders, als eine sichtbare Darstellung der gegenseitigen Liebe und Achtung. Der Apostel ermahnt zu dieser Tugend, wenn er spricht: Niemand sehe auf das Seinige, sondern auf das, was des Andern ist.

Das christliche Wohlwollen besteht im Mitgefühl und in der Theilnahme an den Ereignissen des Nächsten. Vermöge dieser Tugend freut sich der Wohlwollende mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden; er empfindet die freudigen oder traurigen Begegnisse seiner Mitbrüder um so tiefer und inniger, als er in ihnen Glieder an dem Leibe Jesu Christi erblickt, und ist von dem regsten

Wunsche beseelt, daß es Allen wohlergehen und ihnen zeitliches und ewiges Heil zu Theil werden möge.

Das Wohlwollen muß sich zur That entwickeln, wenn die Liebe eine wahre ist; es muß in Wohlthätigkeit übergehen. Das Wohlwollen wäre ohne Wohlthätigkeit kein christliches Wohlwollen, und jene hätte ohne dieses keinen Werth. Beide bedingen sich also einander: die Wohlthätigkeit muß aus dem Wohlwollen hervorgehen, und dieses sich zu jener entwickeln. Wie sehr Beides, Theilnahme und Wohlthätigkeit, Hand in Hand gehen müssen, leuchtet daraus hervor, daß es Zustände im menschlichen Leben gibt, wo keine thatsächliche Hilfe möglich, und nur herzliche Theilnahme lindernden Balsam auf die Wunde gießt. Daß aber die Erweisungen der Wohlthätigkeit stets von dem Ausdruck persönlichen Wohlwollens begleitet sein müssen, ist daraus klar, weil sie nur auf diese Weise für den Empfänger wahrhaft erquickend sind. Daß Wohlwollen und Wohlthätigkeit mächtig die Herzen anzieht und zur Liebe vereint, bedarf keiner weitern Ausführung.

Dieser Tugend sind entgegengesetzt:

a) Ungefälligkeit und Gleichgiltigkeit, in Folge dessen man Niemanden einen Dienst erweisen mag;

b) Gefühl- und Herzlosigkeit, die ungerührt an dem Leiden des Nächsten vorübergeht.

c) Unbarmherzigkeit und Menschenfeindlichkeit, die Niemanden etwas Gutes oder eine Wohlthat spenden mag. Sieh den Artikel „Almosen“. B. 1.

V. Dankbarkeit und Freundschaft.

In der Dankbarkeit findet das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit ihre Anerkennung. Der Dankbare freut sich nicht so fast über die Gabe, die er empfangen hat, als vielmehr über das herzliche Wohlwollen, das ihm von Seite des Gebers zu Theil geworden ist. Dadurch wird die Gabe der Wohlthätigkeit in der Hand der Dankbarkeit zum Bande persönlicher Zuneigung und Anhänglichkeit. Aber auch der Spender einer Gabe sieht sich durch eine solche Gesinnung von Seite des Empfängers angezogen; er wendet demselben neuerdings sein mit Wohlwollen erfülltes Herz zu und so wächst die Liebe in dem Herzen beider auf wunderbare Weise.

Die reinste Liebe spiegelt sich in der wahren Freundschaft; durch sie werden die Seelen auf das innigste geeint, zwei Herzen gleichsam zu Einem gemacht. Der heilige Chrysostomus sagt von der Freundschaft: Das ist wahre Freundschaft, daß Einer nicht das Seine für sein halte, sondern was seines Freundes ist; der Freund will nicht herrschen, nicht gebieten, sondern dankt vielmehr, wenn der Andere ihm etwas gebietet. Er will lieber dem Andern etwas Gutes erweisen, als Gutes von ihm empfangen. Die Freundschaft verbirgt ihre Wohlthaten; der Freund will den Andern nicht zum Schuldner haben, sondern selbst als Schuldner erscheinen. Hom. 2. in I. Thess. Wer sieht nicht, daß eine solche Gesinnung die Liebe befestigen und erweitern muß.

Den angeführten Tugenden, und daher auch der Bruderliebe stehen als Gegensätze gegenüber:

a) Undankbarkeit, welche die Wohlthaten nicht erkennt, nicht achtet, ja sie oft geradezu verachtet.

b) Feindschaft, wodurch die Herzen zerrissen und mit Haß gegen einander erfüllt werden. Cf. den Artikel „Dankbarkeit" B. 4. S. 1 u. flgd., und den Artikel „Freundschaft" B. 7. S. 79 u. flgd.

VI. Gerechtigkeit und Billigkeit.

Wenn sich nicht alle Annäherung der Menschen aufheben und alle Liebe vernichten soll, so muß ein Mensch gegen den andern in seinem ganzen Betragen Gerechtigkeit zeigen, d. h. ein Mensch darf den andern in der Ausübung seiner Rechte nicht hindern. Wenn sich nun Jemand in seinem Betragen gegen andere Menschen so verhält, daß er weder ihre natürlichen, noch erworbenen Rechte stört; wenn er alle jene Handlungen unterläßt, wodurch die Freiheit anderer Menschen beeinträchtiget wird, und all dasjenige thut, wozu sich ein Anderer das Recht erworben hat, so ist er gegen seinen Nebenmenschen gerecht. Diese Gerechtigkeit, deren Abgang alle Menschenliebe aufheben würde, gebietet das Evangelium ausdrücklich, wenn es heißt: Gebet einem Jeden, was ihr ihm schuldig seid, Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebührt. Röm. 13, 7.

Das Evangelium fordert im Betragen gegen unsere Mitmenschen nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Billigkeit. Diese letztere besteht in der Einschränkung seiner eigenen Rechte aus Liebe zu

seinem Mitmenschen. Dieses kann auf zweifache Art geschehen, nämlich:

a) Wenn man in Ausübung seiner eigenen Rechte gegen Andere, aus Schonung gegen sie, etwas nachläßt, z. B. dem schwächer gewordenen Dienstboten ohne Lohnverkürzung einige Arbeiten nachsieht.

b) Wenn man Andern dasjenige leistet, was sie von uns zu fordern kein Recht haben, z. B. einen zur Arbeit untauglichen Dienstboten noch behält.

Diesen Tugenden stehet gegenüber:

a) Ungerechtigkeit, welche dem Nächsten auch das Schuldige nicht leistet, und unter den verschiedensten eitlen Vorwänden das Seinige entzieht.

b) Härte und Unbilligkeit, die zu strenge auf dem wirklichen, und nur zu oft auch auf dem vermeintlichen Rechte beharrt.

18) Besondere Pflichten, welche die Nächstenliebe gegen den Nebenmenschen auflegt.

Je nachdem die Güter, welche der Nächste besitzt, verschieden sind, sind auch die Pflichten gegen den Nebenmenschen mannigfaltig. Der Nächste hat eine Seele, einen Leib und äußere Glücksgüter. Daraus entstehen Pflichten

I. gegen die Seele,

II. den Leib,

III. die äußeren Glücksgüter des Nebenmenschen.

I. Von den Pflichten gegen die Seele des Nächsten.

Die Seele ist das kostbarste Gut, welches der Mensch besitzt; denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt besitzt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Die wahre Liebe wendet daher Alles an, um das Seelenheil des Nächsten zu befördern. Dieses geschieht aber vorzüglich

1) durch Belehrung. Diese besteht in dem liebevollen, aufrichtigen Streben, dem Nächsten, wo es nöthig ist, in Dingen des Heiles die erforderlichen Kenntnisse und Aufschlüsse zu verschaffen. Darum ist es ein geistiges Werk der Barmherzigkeit: Die Unwissenden belehren. Dazu ermahnt auch der Apostel mit den Worten: Lehret und ermahnet einander. Koloss. 3, 16. —

Gewiß, es wäre grausam, einen Menschen, der sich in finsterer Nacht verirrt hat, und aus Unkunde einem jähen Abgrunde zugeht, wo er seinen Untergang finden wird, auf die Gefahr nicht aufmerksam machen, und ihn vom Verderben nicht retten, indem man ihm den rechten Weg zeigt. In geistiger Beziehung befindet sich ein Jeder in gleicher Gefahr, der aus Unwissenheit sündiget. Da ist es unsere Pflicht, einen Solchen zu belehren. Ueber die vortreffliche Wirkung der Belehrung des Nächsten sagt der heilige Chrysostomus: Gleichwie der Regen die Erde befeuchtet, daß sie Frucht bringe; so die Belehrung den Menschen, daß er Gerechtigkeit wirke. Diese Pflicht ist übrigens schon dem natürlichen Gefühle angeboren. Daher sagt Cicero: Hätte Jemand die Schönheit der Gestirne des Himmels betrachtet, und wäre dadurch in eine süße Verwunderung gesetzt worden, so würde sie erst dann am angenehmsten, wenn er es Jemanden mittheilen könnte. Und Seneka sagt: Ich freue mich, etwas zu lernen, das ich lehren kann. — Es begreift sich von selbst, daß sich die Pflicht der Belehrung nicht bloß auf die religiösen Wahrheiten beschränkt, sondern auch auf übrige Vorkommnisse im Leben.

2) Durch Erbauung. Wendet sich die Belehrung an das Erkenntnißvermögen des Nächsten, so sucht die Erbauung auf die Gesinnung und den Willen einzuwirken, und zwar in keiner andern Absicht, als um diese Geisteskräfte des Andern in der Richtung auf das Gute und Heilbringende zu stärken und zu befestigen. Die Erbauungspflicht wird in der heiligen Schrift klar ausgesprochen. Laßt uns das beobachten, sagt der Apostel, was zur Erbauung dient. Röm. 14, 19. Und wiederum: Ein Jeder von euch sei gefällig dem Nächsten zum Guten, zur Erbauung. Röm. 15, 2. Abermals: Es geschehe Alles zur Erbauung. 1. Corinth. 14, 26. Die Macht des Beispieles, wie im Guten, so auch im Bösen, ist bekannt. Die Belehrung und Ermahnung wird leichter Wurzel fassen, wenn sie durch das Beispiel unterstützt wird; dagegen wird sie matt verhallen, wo dieser Stützpunkt fehlt. Mit Recht bemerkt der heilige Chrysostomus: Die Menschen pflegen nicht auf das zu sehen, was Andere sagen, sondern auf das, was sie thun. Und Papst Leo sagt: Wirksamer sind Beispiele als Worte, und vollstän-

diger ist das Lehren durch die That, als durch den Mund. Vergl. den Artikel „Beispiel" B. 2. S. 374 u. flgd.

3) Ermahnung und Warnung. Die Anhänglichkeit an sinnliche Dinge, verbunden mit der Begierde nach irdischen Gütern, und eine Menge anderer Umstände veranlassen oft, daß nicht nur Manche, die seicht unterrichtet sind, sonderrn auch Solche, die in der Kenntniß und Uebung des Guten bereits Fortschritte gemacht haben, in der Tugend läßig werden, auf dem Wege des Heiles wanken oder gar von derselben abfallen. In diesen Fällen tritt die Pflicht der Ermahnung und Warnung ein. Hiezu fordert der Apostel auf, wenn er sagt: Ermahnet einander. 2. Cor. 13, 11. Oder: Lehret und ermahnet einander. Kolloss. 3, 16. Die Ermahnung und Warnung thut Alles, um den Menschen für die Tugend zu gewinnen. Bald zeigt sie die Vortrefflichkeit der Tugend und das Glück, welches mit ihrer Ausübung verbunden ist; bald weiset sie hin auf die traurigen Folgen des Lasters und auf den Abgrund, in welchen es zuletzt stürzt. Den Schwachen flößt sie Muth ein; in der Stunde der Gefahr ermuntert sie zur Standhaftigkeit; im Fallen stützt sie und sucht dem Falle selbst zuvorzukommen.

4) Brüderliche Zurechtweisung. Eilt die Ermahnung und Warnung mit besorgter Liebe dem Falle des Nächsten voraus, so tritt die brüderliche Zurechtweisung nach demselben ein, und ist bestrebt, den Gefallenen durch ernste Vorstellungen wieder aufzurichten und vor weitern Verirrungen zu bewahren. Ueber die Verdienstlichkeit der brüderlichen Zurechtweisung schreibt der heilige Jakobus: Meine Brüder, wenn Jemand unter euch von der Wahrheit abirrt, und Einer ihn zurückführt, der wisse, daß, wer einen Sünder von seinem Irrwege zurückführt, eine Seele vom Tode errette und die Menge der Sünden bedecke. Jak. 5, 19. 20. Soll aber die Zurechtweisung brüderlich sein, so muß sie aus herzlichem Wohlwollen und reinem Seeleneifer hervorgehen; sie muß im Geiste der Sanftmuth und Demuth geschehen, und von schonender und weiser Berücksichtigung der Umstände und der Persönlichkeit geleitet sein; es ist dabei Alles zu vermeiden, was eher geeignet ist, den Fehlenden zurückzustossen, als anzuziehen, wohin namentlich rücksichtslose Härte, ungestüme Zudringlichkeit, anmassender, bitterer

Ton gehören. Bei der Zurechtweisung, schreibt Gregor, der Große, ist diese Ordnung zu beobachten, daß du die Person liebest und das Laster verfolgest, damit nicht, wenn du anders verfahrest, die Zurechtweisung in Grausamkeit übergehe, und du so verderbest, was du bessern wolltest.

Den vorstehenden Pflichten stehen als Gegensätze gegenüber:

a) Gleichgiltigkeit gegen das Seelenheil des Nächsten. Sag mir nicht, ruft der heilige Chrysostomus aus, jenes kalte Wort: Was geht mich der Andere an? Warum soll ich mich um fremde Angelegenheiten bekümmern? Der Herr ist unsertwegen gestorben, und du sprichst nicht einmal ein Wort? Wie wirst du vor Christi Richterstuhl mit Vertrauen stehen, wenn du hier unbesorgt lebst um das Verderben so vieler Seelen? — Die Gleichgiltigkeit gegen das Seelenheil des Nächsten fragt Nichts darnach, ob der Nächste zu Grunde geht oder selig wird; sie schweigt zu seinen Fehlern; sie kümmert sich nicht um seine Unwissenheit u. s. w.

b) Lüge, Schmeichelei und Verstellung. Hievon ist ausführlich gehandelt beim einschlägigen Artikel cf. B. 12.

c) Aergerniß. Cf. B. 1. S. 194 u. flgd.

II. Von den Pflichten gegen den Leib des Nächsten.

In der Leiblichkeit hat der menschliche Geist sein irdisches Dasein; in ihr hat die geistige Persönlichkeit ihre sichtbare Erscheinung. Es gebührt daher auch der Leiblichkeit des Nächsten angemessene Achtung. Insbesonders wird die Nächstenliebe:

1) Nichts thun, was dem leiblichen Wohle des Nächsten entgegen ist; sie wird sich namentlich eines jeden Angriffes auf dasselbe enthalten, wie es durch direkten oder indirekten Mord, durch Duell u. s. w. geschähe. Sie wird aber auch:

2) Für Erhaltung und Förderung des leiblichen Wohles des Nächsten eifrig bemüht sein. In dieser Beziehung beobachtet die wahre Nächstenliebe:

a) Gegen das Leben und die Gesundheit des Nächsten Alles, was die Pflicht einem Jeden gegen sich selbst vorschreibt. Die Liebe wird sonach den Hausgenossen und Angehörigen es nicht an der passenden Kleidung und Nahrung fehlen lassen, sie nicht nur zu Nichts verleiten, was die Gesundheit untergräbt, sondern sie

auch vor allen nachtheiligen und schädlichen Einflüssen warnen und bewahren, ihnen weder übermässige Arbeiten aufladen, noch die nöthige Erholung entziehen. Diese Sorge beschränkt die wahre Liebe nicht bloß auf die Angehörigen, sondern dehnt sie auch auf Andere, ja, wenn es die Umstände gebieten, auf Alle aus. Leidet der Nächste an den nöthigen Mitteln der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit Mangel, so ist es strenge Pflicht der Liebe, seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu bedecken, seine Noth zu lindern, und überhaupts die leiblichen Werke der Barmherzigkeit gegen ihn auszuüben.

b) Geräth das Leben des Nächsten in Gefahr, so tritt die Pflicht der Rettung ein, wenn sie anders möglich ist. Zwar kann man in solchen Fällen sein eigenes Leben in Gefahr bringen; aber dann ist zu unterscheiden, ob es wahrscheinlicher ist, daß man selbst zu Grunde gehen werde, oder daß man den in Todesgefahr sich Befindlichen werde retten können. Niemand ist schuldig, das Leben des Nächsten mehr, als sein eigenes zu achten; daher auch nicht verbunden, sein eigenes Leben aufzuopfern, um ein fremdes zu retten. Eine Ausnahme macht nur der Fall, daß das Leben des Andern viel wichtiger für die Menschheit ist, als das eigene, wo es allerdings Pflicht ist, das kleinere Gut dem größern zu opfern. Darauf gründet sich z. B. die Pflicht der Unterthanen, ihren Regenten auch mit Gefahr des eigenen Lebens zu retten. Ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß man den Gefährdeten werde retten können, als die, daß man selbst umkommen werde, so ist man verbunden, sich dieser Gefahr preiszugeben, außer wenn das Leben des Rettenden viel wichtiger ist; so z. B. soll sich ein Vater vieler unversorgter Kinder der Gefahr nicht aussetzen, einen bei sonst gleichen Umständen Kinderlosen zu retten.

c) In Krankheitsfällen verpflichtet die Liebe dem Nächsten beizustehen, und Alles, was ohne Verletzung einer höhern Pflicht möglich ist, beizutragen, seine Schmerzen zu lindern, und ihm zur Wiedererlangung der Gesundheit behilflich zu sein. Was man dem leidenden Mitmenschen thut, nimmt Gott so auf, als hätte man es ihm selbst gethan. Daher sagt Jesus Christus: Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Matth. 25, 36. Dem Kranken kann man auf verschiedene Weise helfen: durch Herbeiholung eines

Arztes, durch Beschaffung der nöthigen Arzneimittel, durch Pflege, durch Tröstung, und wenn er arm ist, durch Unterstützung. Es gibt Verhältnisse, aus welchen in Hinsicht auf die Kranken verschiedene Pflichten hervorgehen; dieß gilt für Eltern, Kinder, Verwandte, Herrschaften u. s. w. Vgl. B. 9. S. 181 u. flgd.

d) Hat der Mensch sein Leben vollendet, so ist es Pflicht der Lebendigen, seine Leiche zu beerdigen. Dieß ist gleichsam der letzte Beweis der Achtung gegen einen entschlafenen Bruder. Schon bei Sirach lesen wir hierüber: Mein Sohn, weine über einen Todten und beklage ihn, als wäre dir ein großes Leid widerfahren. Bedecke seinen Körper, wie es sich gebührt, und vernachlässige sein Begräbniß nicht. Sirach 38, 16. Bekannt ist auch, daß das Begräbniß der Todten unter die leiblichen Werke der Barmherzigkeit gezählt wird. Da das Begräbniß bei uns ohnehin von den hiezu Verpflichteten veranstaltet wird, so bezieht sich die Pflicht gegen die Todten vorzüglich auf Begleitung ihres Leichenbegängnisses, und namentlich auf Gebet für die abgeleibten Seelen. Diese Pflicht hört mit dem Begräbnisse noch nicht auf; denn die christliche Liebe gedenkt noch länger der abgeschiedenen Seele in ihrem Gebete, eingedenk der Worte der heiligen Schrift: Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Abgestorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden erlediget werden.

Die vorstehenden Pflichten werden verletzt:

a) Durch Mord, und Alles, was dahin einschlägt, wie Duell, Abtreibung der Leibesfrucht u. s. w. Cf. B. 13. S. 310 u. flgd.

b) Gleichgiltiges Zusehen bei einer Lebensgefahr des Nächsten, vorzüglich, wenn dieser leicht gerettet werden könnte.

c) Theilnahmslosigkeit gegen Kranke, insbesonders gegen solche, denen es an aller Hilfe und Pflege fehlt.

d) Uebertriebene Trauer oder Gleichgiltigkeit beim Tode des Nebenmenschen. Beides ist unrecht; denn Letzteres verstößt gegen die Liebe; Ersteres aber gegen den Glauben und die Hoffnung. Es ist billig, dem Abgeschiedenen eine Thräne des Mitleidens zu weihen; aber eine unmäßige Trauer wäre unchristlich, da sie gegen den Glauben an ein zukünftiges Wiedersehen ist, und man dabei selbst von manchem Heiden beschämt wird. Als z. B. dem Telamon die Nachricht gebracht wurde, daß ihm sein liebster Sohn durch den

Tod entrissen worden sei, sprach er mit aller Gelassenheit: Ich habe längst gewußt, daß der von mir Gezeugte einstens sterben werde.

e) Leichtfertiges Vergessen der Abgestorbenen, besonders derjenigen, mit welchen man auf Erden im innigern Verhältniß lebte. Nur zu oft erfüllt sich das Sprichwort: Aus dem Auge, aus dem Sinne. Man hat häufig für die kein Andenken mehr, mit welchen man auf Erden auf das Zärtlichste zusammenlebte, und denen man in den letzten Zügen noch geschworen hat, sie nie vergessen zu wollen. Wie unchristlich, wie abscheulich! Cf. die einschlägigen Artikel.

III. Von den Pflichten gegen den äußern Zustand des Nächsten, sowie bezüglich der Glücksgüter desselben.

Hier kommen die irdischsocialen Grundverhältnisse zur Sprache, wohin namentlich gehören:

1) das Eigenthum,

2) die Freiheit,

3) die Ehre des Nächsten, und wovon nunmehr die Rede sein soll. Daher

1) Was die Nächstenliebe bezüglich des Eigenthums des Nebenmenschen gebietet. — Das materielle Eigenthum oder Besitzthum des Menschen ist seine erweiterte Leiblichkeit, seine sociale Verkörperung, ist der Boden, auf welchem das Gebäude seiner socialen Existenz ruhet und steht. Er darf ihm daher nicht willkührlich entzogen werden. Hat unser Mitmensch die Pflicht, sein Leben nicht bloß zu erhalten, sondern auch für allgemeine, höhere Zwecke tüchtig zu machen, und kann er diese Pflicht nicht erfüllen ohne irdische Subsistenzmittel, so steht ihm auch das Recht zu, dieselben sich sowohl zu erwerben, als zu besitzen, und im Besitze, wie im Erwerbe persönlichen Eigenthums von Niemanden gestört und beeinträchtigt zu werden. Diesem wohlbegründeten Rechte entspricht auf unserer Seite die Pflicht, nicht nur fremde Erwerbsthätigkeit unbehindert und fremdes Eigenthum unangetastet zu lassen, sondern auch die eine nach Kräften zu unterstützen, das andere aber im Falle eines ungerechten Angriffes zu vertheidigen und gegen die Gewalt der Elemente zu schützen.

Diese Pflicht wird verletzt:

a) Durch Raub und Diebstahl.

b) Durch Betrug. Cf. B. 4. S. 153 u. flgd.

c) Durch Wucher. Cf. B. 8. S. 298 ꝛc.

d) Durch muthwillige oder böswillige Zerstörung oder Beschädigung des fremden Eigenthums. In solchen Fällen hat der Thäter keinen Nutzen davon, sondern läßt sich lediglich von der blinden Zerstörungswuth leiten. Hieher gehören Brandstiftung, Vernichtung fremder Vorräthe, Verwüstung fremder Pflanzungen und Saaten, Durchstechung der Dämme u. s. w.

e) Wenn man seinem Nächsten die Vortheile entzieht, welche ihm gebühren. Dieß geschieht, wenn man hinterlistiger Weise fremde Arbeiten sich selbst zueignet, und dafür den Lohn empfängt.

f) Wenn man den Nächsten in seinem Erwerbe stört, z. B. Handwerksleute, Künstler u. s. w. in Mißkredit bringt.

g) Durch geheime Schadloshaltung, wenn man nämlich an seinen Nächsten eine Forderung hat, oder zu haben glaubt, und dieselbe eigenmächtig, ohne Wissen des Andern, sich aus seinem Eigenthume zu verschaffen sucht. Viele Moralisten halten zwar dieselbe in gewissen Fällen für zulässig. Cf. B. 4. S. 165. Allein immerhin kann dieses Mittel nur für den äußersten Fall erlaubt sein; denn der Mensch ist nur zu leicht in eigener Sache der Selbsttäuschung ausgesetzt. Schlechthin und ganz verwerflich ist es, wenn Dienstboten oder Arbeiter unter dem Vorwande, daß der Lohn, den sie empfangen, mit der Arbeit, die sie leisten, in keinem Verhältnisse stehe, denselben durch geheime Entwendungen erhöhen. Wie die geheime Schadloshaltung im Leben gewöhnlich geübt wird, ist sie wohl in den meisten Fällen unerlaubt.

h) Durch Zurückhaltung fremden Eigenthums, wenn man z. B. seine Schulden nicht zur rechten Zeit abträgt, den Dienstboten oder Arbeitern den Lohn vorenthält, den angerichteten Schaden nicht ersetzt, also die Restitution verweigert u. s. w.

2) Pflicht der Nächstenliebe in Bezug auf die Freiheit des Nebenmenschen.

Die Rücksicht auf die geistige Persönlichkeit, auf die innere Freiheit des Menschen gebietet, auch seine äußere Freiheit gebührend zu wahren. Der geistig freie Mensch soll auch äußerlich frei sein. Daher ist es eine heilige Pflicht, die persönliche Freiheit des

Nächsten in dem Maße zu achten, als derselbe Recht und Gesetz achtet. Die christliche Nächstenliebe gebietet, dem Nebenmenschen die freie Entwicklung und Bethätigung seiner Kräfte und Fähigkeiten, sofern er sich dabei innerhalb der Schranken des gesetzlichen Gehorsams bewegt, ungeschmälert zu lassen, ja sie auch mit Rath und That um so bereitwilliger zu fördern, je tüchtiger und brauchbarer er sich dadurch für die menschliche Gesellschaft zu machen trachtet. Aber freilich, der Zügellosigkeit und Ungebundenheit wird er nie Vorschub leisten, sondern ihr vielmehr kräftig entgegen treten. Cf. den Artikel „Freiheit" B. 6. S. 573 u. flgd.

Gegen diese Pflicht sündiget man:

a) Durch Sklaverei. Das Christenthum, welches die Menschen-Natur überall respektirt wissen will, traf die Sklaverei in der bürgerlichen Gesellschaft an. Es konnte sie, ohne Verwirrung und Unordnung zu erzeugen, nicht direkt und plötzlich abschaffen, wirkte aber auf ihre gänzliche Abschaffung indirekt hin, indem es den Herren gegen ihre Sklaven ein solches Verhalten gebietet, daß eine unmoralische Sklaverei nicht mehr möglich ist. Die Herren sollen nämlich mit ihren Sklaven wie mit ihren Brüdern umgehen, welche mit ihnen denselben Vater im Himmel haben, der auf die Person des Menschen keine Rücksicht nimmt. Eph. 6, 9. Koloss. 4, 1. Philem. 16. Cf. B. 6. S. 657 u. flgd.

b) Menschenhandel, wozu gewöhnlich die Sklaverei führt. Dabei wird die Menschenwürde völlig mißkannt, und das nach Gottes Ebenbild gemachte Geschöpf als bloße Waare behandelt. Tiefer kann die Menschheit nicht herabgewürdiget werden. Wenn rohe Menschen, wenn Barbaren es thun, so ist es ein Beweis ihrer Gefühllosigkeit; wenn aber Christen sich dieses Schandgewerbes nicht schämen, so ist es der höchste Beweis der tiefsten Verworfenheit.

c) Die Leibeigenschaft ist gewissermaßen nur eine Zwillingsschwester der Sklaverei, und mit der Menschenwürde nicht verträglich, daher auch nur im finstern Zeitalter und bei rohen Völkern sich vorfindend.

d) Menschenraub, der ebenfalls mit der Sklaverei zusammenhängt. In unsern Ländern ist in gewisser Beziehung damit verwandt die gewaltsame Entführung einer Person, um an einem

andern Orte Unzucht mit ihr zu treiben oder die Ehe mit ihr einzugehen.

e) Herrschsucht, indem man sich auf widerrechtliche Weise über Andere emporzuheben und ihren Willen dem seinigen zu unterwerfen sucht. Es gibt allerdings auch erlaubte Arten, über andere Menschen zu gebieten und ihren Willen sich zu unterwerfen. So leitet der Freund, der Lehrer, der Erzieher einen fremden Willen durch Aufklärung und Vorhaltung entsprechender Motive; so leiten auch Eltern und Vorgesetzte durch Vorstellungen und Befehle den Willen ihrer Kinder und Untergebenen. Indeß hat dieses Alles seine Schranken. Werden diese überschritten, so wird die Freiheit des Menschen verletzt, und es tritt Herrschsucht ein. Wird insbesonders die öffentliche Gewalt nicht mit Hinsicht auf den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, sondern willkührlich ausgeübt, so ist Despotismus vorhanden und Tyrannei.

f) Widerrechtliche Einkerkerung ist ebenfalls ein unerlaubter Angriff auf die Freiheit des Nächsten.

3) Pflicht der Nächstenliebe in Hinsicht auf die Ehre und den guten Ruf des Nebenmenschen.

Die Ehre ist ein wichtiges Gut; denn von dem Urtheile, welches Andere über uns fällen, hängt das Vertrauen ab, welches sie in uns setzen, sowie der Einfluß, welchen wir auf unsere Mitmenschen haben, und dadurch sind auch die weitern oder engern Grenzen unsers Wirkungskreises bedingt, was in vielen Verhältnissen, z. B. bei Eltern, Obrigkeiten u. s. w. von großer Wichtigkeit ist. Aus diesen und noch manch andern Gründen kann es Niemanden gleichgiltig sein, wie andere Menschen von ihm urtheilen und reden, und es ist begreiflich, wie Manchem seine Ehre eben so theuer sein kann, als das Leben selbst. Daher verpflichtet uns die Nächstenliebe, die Ehre des Nächsten als unantastbares Heiligthum zu betrachten, sie zu schonen, nach Maßgabe unserer Verhältnisse zu vertheidigen, zu befördern, und eine jede Ehrenverletzung zu vermeiden, weil wir sonst unsern Nebenmenschen kränken, seinen Wirkungskreis beengen und ihm sonst noch schaden würden.

Dieser Pflicht wird entgegengehandelt durch:

a) Argwohn; er besteht in dem unzureichend begründeten Verdacht gegen die Ehrenhaftigkeit des Nächsten. Wer Solches thut,

verräth offenbar ein liebloses Herz; denn die Liebe denkt nichts Arges. Hier gilt der Grundsatz: Man muß einen Jeden so lange für gut halten, als man nicht vom Gegentheile überzeugt ist.

b) Freventliches Urtheil. Dieses ist ein gesteigerter Argwohn, indem man dasjenige, was nur unbegründete Verdächtigung ist, als wirklichen Thatbestand setzt. Die heilige Schrift warnt davor mit den Worten: Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet. Matth. 7, 1. Und: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Seinem Herrn steht oder fällt er. Röm. 14, 4.

c) Tadelsucht. Sie besteht in der herrschenden Neigung, Fehler und Schwachheiten an dem Nächsten auszuspähen, und selbst auf die löblichen Seiten desselben einen Schatten zu werfen. Der Tadelsüchtige beabsichtet nicht, den Nächsten zu bessern, sondern ergötzet sich nur am Tadel. Daher taucht er seinen Tadel häufig in die Lauge des hämischen Spottes. Davor warnt das Evangelium mit den Worten: Was siehst du den Splitter in dem Auge deines Bruders, und den Balken in deinem Auge siehst du nicht? Matth. 7, 3.

d) Ehrabschneidung, wodurch man die Fehler, welche der Nebenmensch wirklich auf sich hat, ohne hinreichenden Grund bekannt macht. Davor warnt der Apostel: Brüder, redet einander nicht übel nach. Jak. 4, 11. Dieses beobachtet auch die Nächstenliebe; daher redet sie auch ohne Noth nicht einmal von den wahren Fehlern des Nächsten.

e) Verleumdung. Man versteht darunter die Sucht und die Gewohnheit, die Vorzüge des Nächsten zu verkleinern, seinen guten Handlungen schlechte Absichten zu unterschieben und seine wirklichen Fehler zu vergrößern. Im Gefolge der Verleumdung ist Klatscherei und Ohrenbläserei. Die erstere läßt es sich angelegen sein, üble Nachreden eben so neugierig aufzusammeln, als geschäftig zu verbreiten; die andere ist bemüht, durch verdächtigende Zwischenträgereien Mißtrauen und Argwohn zu säen, und den Frieden befreundeter Seelen zu untergraben.

f) Beschimpfung. Sie ist eine der Person selbst zugefügte, vorsätzliche Ehrenkränkung, mag es durch Schimpfnamen, Lästerungen, Schmähschriften (Pasquille) oder durch andere verächtliche Handlungen geschehen. Diese Handlungsweise setzt entweder

ein rohes und gefühlloses Herz voraus, oder bittern Haß und große Rachsucht.

g) Spott- und Schmähsucht, wodurch die wahren oder nur eingebildeten Gebrechen des Nebenmenschen so dargestellt werden, daß er dem Hohngelächter und dem Gespötte der Uebrigen preisgegeben wird. Die unedle Triebfeder hiezu ist gewöhnlich Haß und Neid. Cf. System der christlichen Sittenlehre von Fuchs; Frints Handbuch der Religionswissenschaft. 3. Thl. 2. B.; christliche Moral von Riegler.

19) Wie weit sich das Gebot der Nächstenliebe erstreckt.

Viele Christen scheinen die Ausdehnung des Gebotes der Nächstenliebe nicht zu kennen; denn sie schließen es in Grenzen ein, von denen das Gesetz selbst Nichts weiß, und beschränken es oft willkürlich nur auf gewisse Personen. Jesus Christus aber lehrt uns, daß wir auch fremde und unbekannte Personen als unsere Nächsten betrachten müssen, und daß weder Verschiedenheit der Sitten, des Landes, noch auch der Religion eine Ausnahme machen. Wir dürfen, sagt der heilige Augustin, unserer Liebe keine andere Grenze setzen, als die des Erdballs. Als Grund hievon gibt derselbe heilige Vater an: Weil die Glieder Jesu Christi in den einzelnen Menschen gleichsam über die ganze Welt zerstreut sind. Wenn du daher nur einige Menschen auf Erden liebest, so bist du kein wahres Glied am Leibe Jesu Christi mehr. Es hat ein Mensch alle erdenklichen Fehler an sich, den schlechtesten Charakter, das schwärzeste Herz, die abstossendsten Manieren; Alles an ihm ist dir zuwider und empört dich; er ist ein Undankbarer, ein Treuloser: aber mit all seinen schlechten Eigenschaften ist er dein Nächster, und du mußt ihn lieben, weil es dir Gott befiehlt. Und kannst oder darfst du es wagen, Gott den Gehorsam zu versagen? Oder kannst du dich weigern, den zu lieben, welchen Gott selbst liebt? Oder bist du selbst etwa der Liebe Gottes würdiger, als dein Nächster es der deinigen zu sein scheint? Kann überhaupts ein Mensch der Liebe so unwürdig sein, als es du in Beziehung auf Gott bist? Wenn dir nun Gott selbst gleichsam mit dem Beispiele vorangeht, und in dir denjenigen liebt, der aller Liebe unwürdig ist: sollst du nicht auch auf gleiche Weise deinen Nächsten lieben, wenn er auch deiner

Liebe unwürdig zu sein scheint? Aber freilich, die wahre Liebe weiß zu unterscheiden: Sie liebt die Person; haßt aber das Böse, welches sich an der Person findet. Auf solche Weise, bemerkt der heilige Augustin, müssen wir Haß und Liebe zu vereinigen suchen. Wir müssen unterscheiden, was von Menschen und was von Gott ist. Gott hat den Menschen gemacht, und der Mensch hat die Sünde gethan. Liebe also, was Gott gemacht hat, und hasse, was der Mensch gethan hat.

20) Mittel zur Weckung der Nächstenliebe.

Die Liebe ist eine heilige Glut; wie jedes Feuer, so muß auch die Liebe genährt werden. Sie wird aber da am brennendsten sein, wo das christliche Bewußtsein am lebendigsten ist. Ja, wir werden in dem Grade ächte Nächstenliebe üben, als wir wahre Christen sind. Daher laß dich von dem Geiste des Christenthums ganz und gar durchdringen, so wird es dir ein Bedürfniß sein, den Nächsten zu lieben. Außerdem aber soll man zur Bewahrung der Nächstenliebe einiger Tugenden sich besonders befleißen.

Die Nächstenliebe wird gar oft von Hochmuth, Neid, Ehrsucht, Ungeduld, Eigenliebe, unabgetödtetem Sinne und dergleichen Widerwärtigen gestört. Um sie daher zu bewahren, muß man sich in den entgegengesetzten Tugenden üben. Darum sagt der Apostel, wie wir oben weiter auseinandersetzten: Die Liebe ist geduldig, ist gütig. 1. Corinth. 13, 4. Geduld und Wohlwollen sind zur Erhaltung der Nächstenliebe zwei wichtige Bedingnisse. Wir sind ja Menschen und voll von Gebrechen und Unvollkommenheiten; wir geben daher oft genug und vielfältig Andern Anlaß, uns zu übertragen, und auf der andern Seite haben wir bei unserer Schwäche und Dürftigkeit immer fremder Hilfe und Unterstützung nöthig. Bei einer andern Gelegenheit sagt der Apostel, daß durch dieses Beide, wenn wir nämlich einander helfen und übertragen, sowohl die Liebe bewahrt, als das Gebot des Herrn in Absicht auf dieselbe erfüllt wird. Traget Einer des Andern Bürde, schreibt der Apostel, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Galat. 6, 2. Der heilige Augustin sagt hierüber: Man sagt, die Hirschen bedienen sich, wenn sie über einen Fluß oder See setzen, um auf einer Insel gute Weide zu finden, eines besondern Vortheils. Weil

nämlich ihre Köpfe wegen des Gewichtes ihrer Geweihe schwer sind, so werfen sie sich der Reihe nach in das Wasser und ein jeder legt zur Erleichterung der eigenen Bürde seinen Kopf auf den Rücken dessen, der unmittelbar vor ihm schwimmt, und so helfen sie sich unter einander. Während nun alle keine eigene Bürde haben, sondern dieselbe auf den Rücken des andern legen, hebt nur der Führer des Rudels, der den übrigen vorangeht, den gehörnten Kopf in die Luft empor, und läßt sich diese Mühe gerne gefallen, um die folgenden Genossen zu erleichtern. Damit aber nicht auch dieser am Ende zu müde werde, so wechseln sie ab, so daß aus dem ersten immer der letzte wird. Auf gleiche Weise soll unter den Menschen Einer dem Andern helfen, und Einer den Andern übertragen, und den Genossen der Bürde und Arbeit entheben, so weit es unter dem beständigen Wechsel möglich ist. Dadurch würde die Liebe gehoben und genährt.

Der Apostel fährt fort: Die Liebe bläht sich nicht auf, sie ist nicht ehrgeizig. Hiemit übereinstimmend sagt der heilige Ambrosius: Freundschaft und Liebe kennt keinen Hochmuth oder Ehrgeiz, vielmehr macht sie unter denen, die sich lieben, eine große Gleichheit. Deßwegen sagt auch der Weise: Ich will mich nicht schämen, meinen Freund zu grüßen. Sirach 22, 31. Unter Freunden streitet man nicht viel um den Vorrang, und der Freund sieht nicht darauf, ob ihm der Andere im Begrüßen zuvorkomme. Unter Freunden herrscht große Gleichheit. Deßwegen schreibt schon Aristoteles: Freundschaft muß sein unter Solchen, die einander gleich sind; und der Dichter sagt: Majestät und Liebe passen nicht gut zusammen, und weilen nicht auf Einem Sitze.*) Die Liebe bläht sich daher nicht auf, sie bildet sich nichts ein, sie ist vielmehr voll Demuth, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit. Wer so wandelt, wird auch stets die Liebe mit seinem Nächsten erhalten. Daher sagt der heilige Ambrosius: Zur Bewahrung und Bestärkung der Liebe hilft es viel, wenn die Menschen nach der Lehre des Apostels mit Ehre einander zuvorkommen, wenn Einer den Andern für einen Obern hält; wenn die Untergebenen gerne gehorchen und die Vorgesetzten von keiner Aufgeblasenheit wissen; wenn hier der Arme

*) Non bene conveniunt, nec in una sede morantur majestas et amor. Ovid.

keinen Anstand daran nimmt, daß ihm der Reiche vorgezogen, und dort der Reiche sich darüber freut, daß der Arme ihm gleichgestellt wird.

Die Liebe, lesen wir weiter beim Apostel, ist nicht eifersüchtig. Wer herzlich und aufrichtig den Andern liebt, der sucht dessen Wohlsein und freuet sich hierüber nicht weniger, als wenn es sein eigenes wäre. Durch die Liebe, sagt der heilige Augustin, wird ja auch das Gut eines Andern unser Eigenthum, zwar nicht so, daß wir ihm etwas von dem Seinigen nehmen, sondern dadurch, daß wir uns über sein Besitzthum freuen, als gehörte es uns selbst. Wer diese Gesinnung hat, der setzt dem Neide, der so oft die Nächstenliebe stört, den festesten Damm entgegen. Wer so gesinnt ist, der sucht auch nicht, wie der Apostel ferner von der Liebe rühmt, seinen eigenen Vortheil; er ist also nicht eigennützig. Es gibt aber Nichts, was die Liebe mehr bekämpft, Nichts, was die Eintracht mehr stört, als der Eigennutz und die Eigenliebe. Zwar ist die Eigenliebe eine Feindin aller Tugenden, aber die größte und geschworne Feindin der Liebe. Die Eigenliebe möchte Alles für sich in Besitz nehmen, und will dem Andern nichts zukommen lassen; und dieß stört die Liebe, ja hebt sie völlig auf; denn darüber entsteht Streit und Zank. Daher trägt es zur Erhaltung und Förderung der gegenseitigen Liebe sehr viel bei, wenn man den irdischen Dingen nicht leidenschaftlich nachstrebt, überhaupts seine Neigungen hierin beherrscht, und mäßig und bescheiden in seinen Ansprüchen ist.

Die gegenseitige Liebe muß nicht bloß im Herzen sein, sondern auch äußerlich durch Werke sich an den Tag legen, wie wir an seinem Orte näher auseinander gesetzt haben. Gerade dadurch wird aber die Nächstenliebe sehr genährt. Es verhält sich hier wie mit einem Feuer; soll es nicht auslöschen, so muß man Holz nachlegen. Das geheimnißvolle Holz aber, wodurch die Glut der Liebe unterhalten wird, sind eben jene Werke, wodurch man dem Nächsten in seinen Nöthen beispringt, und ihm sonstige Dienste erweiset. Daher sagt auch der heilige Augustin: Wie das Feuer, wenn es keinen Brennstoff hat, sogleich erlöscht, so wird in diesem Leben auch die Liebe alsobald ersterben, wenn sie nicht mit Werken unterhalten wird.

Sehr häufig wird die Liebe gestört durch unüberlegte, und noch mehr durch böswillige Reden. Daher ist es nothwendig,

hierin vorsichtig zu sein. Es ist nicht genug, daß man sich der Verleumdung und Ohrenbläserei enthält, sondern man soll überhaupts nicht viel von den Fehlern Anderer reden, wenn nicht eine höhere Pflicht dazu verbindet. Hat auch dein Bruder, bemerkt der geistreiche Rodriguez, einige Unvollkommenheiten, so wird er gewiß auch etwas Gutes an sich haben. Auf dieses schaue, und kümmere dich nicht darum, jene zu sehen. Ahme dem Bienchen nach, das nur Blumen auswählt, den nahestehenden Dörnern aber ausweicht und sie flieht, und sei nicht wie ein Mistkäfer, der sogleich auf garstigen Koth hinfliegt. Es ist auch nicht gut, wenn man dem Andern Alles hinterbringt, was man von Dritten über ihn gehört hat; denn oft reichen Kleinigkeiten zur Störung des Friedens und der Eintracht hin. Der heilige Augustin rühmt von seiner Mutter Monika, daß sie nie in diesen Fehler gefallen, und nie dem Andern wieder sagte, was sie über ihn Anstößiges gehört hatte. Man muß sich auch vor bissigen Reden und sogenannten Sticheleien recht sehr in Acht nehmen. Dergleichen Worte thun insbesondere der brüderlichen Liebe Abbruch, und erzeugen Kälte, selbst Gehäßigkeiten und Feindschaften. Würde es wohl dir angenehm sein, wenn Jemand dich spöttisch machte, so daß alle Anwesenden darüber in ein Gelächter ausbrechen, und würde es dich mit Liebe und Wohlwollen gegen denjenigen erfüllen, der Solches thut? Ich glaube nicht. Wie magst du dir also gegen einen Andern erlauben, was du nicht willst, daß es dir widerfahre, und wie magst du erwarten, daß ein Anderer gleichgiltig und mit Ruhe dasjenige ertrage, was dich selbst aufregen und in Hitze bringen würde? — Der brüderlichen Eintracht und Liebe ist es auch gar sehr entgegen, wenn man zu rechthaberisch ist, und seine Meinung mit zu großer Hartnäckigkeit vertheidiget. Oft liegt an der ganzen Sache, über die man wörtelt, wenig, ob sie sich so oder anders verhalte, und doch sind die Folgen, welche die Zänkerei nach sich zieht, so wichtig, indem der Frieden und die Liebe darüber verloren gehen. Bekannt ist das Beispiel von zwei Altvätern, die lange einträchtig in der nämlichen Zelle beisammen wohnten. Einer von ihnen, der in der Welt mehr Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, erzählte dem Andern, wie die Menschen mit einander Processe führten. Der Andere konnte dieses nicht begreifen. Jetzt

wollte ihm sein Genosse die Sache recht anschaulich machen, setzte sich ihm gegenüber und legte einen Ziegelstein in die Mitte und unterrichtete ihn, wie er ihn als Eigenthum in Anspruch nehmen sollte. Der fromme Einfältige begann also, seine Hand auf den Stein legend, zu sagen: Dieser Stein ist mein. Der Andere langte darnach und sagte: Nein, mir gehört er. Nun sagte der Erstere: Wenn er dein ist, so nimm ihn; der Streit hatte ein Ende, und der Erklärungs Versuch, wie in der Welt Processe geführt würden, war bei der himmlischen Einfalt völlig fruchtlos. O wie oft bliebe die Liebe bewahrt, wenn wir weniger rechthaberisch wären!

Ungemein viel tragen zur Erhaltung der gegenseitigen Liebe freundliche, sanfte Worte bei. Darum sagt die heilige Schrift: Ein süßes Wort vermehrt die Zahl der Freunde und besänftiget. Sprichw. 15, 1. Dagegen ist eine harte, rauhe Rede gar oft ein Saame zur Zwietracht und erregt Grimm. Wir sind einmal Menschen, und nehmen derlei Worte nicht mit ruhigem Gemüthe auf, und weil man dadurch beleidiget wird, so schaut man den Nächsten nicht mehr mit demselben Auge an, wie zuvor; Alles, was von ihm ist, gefällt von nun an nicht mehr, und vielleicht spricht man auch nicht mehr wohlwollend von ihm. Es liegt deßwegen sehr viel daran, daß unsere Worte mit einem gewissen Salze der Anmuth gewürzt seien, damit sie bei denen, die sie hören, Liebe erzeugen. Freilich wird es im Leben nicht fehlen, daß wir selbst nicht oft rauh angesprochen werden, und manche Bitterkeit von unsern Mitmenschen zu ertragen haben. Allein darüber sollen wir nicht sogleich empfindlich werden. Das Feuer unserer Liebe darf nicht so schwach sein, daß es von einem Wassertropfen ausgelöscht wird. Gerade in solchen Fällen soll man der gereizten Stimmung des Andern Sanftmuth entgegensetzen. Hier findet statt, was Salomon sagt: Eine sanfte Antwort bricht den Zorn; dagegen entzündet ihn eine harte Rede und ein rauhes Wort noch mehr, und erweckt Grimm. Dieses hieße Holz ins Feuer werfen. Du sollst aber durch deine Antworten das Feuer nicht anfachen, sondern vielmehr dämpfen.

Würden wir immer in der bezeichneten Weise handeln, so würde die Liebe fast nie gestört werden, und wie glücklich wäre dann unser Leben! Denn es ist gewiß, daß das meiste Elend und

Unheil davon herrührt, weil die Menschen so wenig wahre Liebe zu einander haben. Gäbe es eine recht lebendige, ächte Nächstenliebe unter uns, so wäre ohnehin das menschliche Elend viel geringer; wo aber ein solches eine Familie erfaßt, ließe sich viel schneller und gründlicher helfen. Darum wollen wir Gott bitten, daß er das Feuer der ächten Nächstenliebe unter uns anfache; wir wollen aber auch selbst Alles thun, daß diese edle Tugend wieder recht einheimisch auf Erden werde.

21) Von den innerlichen Akten der Nächstenliebe.

Die Liebe muß thätig sein; es gibt aber eine innere und äußere Thätigkeit: daher kann sich die Nächstenliebe sowohl durch innere, als äußere Thätigkeit erweisen. Aeußerlich ist die Nächstenliebe thätig, wenn man den Nebenmenschen irgend ein äußeres, gutes Werk erweiset, z. B. ihm ein Almosen gibt. Daß die wahre Nächstenliebe in dieser Weise sich thätig erweisen müsse, davon ist bei den Eigenschaften von der Nächstenliebe gehandelt.

Was die innere Thätigkeit, also die innern Akte betrifft, so haben Einige die Nothwendigkeit derselben in Abrede gestellt; aber die Kirche hat diese Behauptung namentlich durch Papst Innocenz XI. verworfen, und mit Recht; denn schon der Apostel sagt: Laßt uns in der That und Wahrheit lieben. 1. Joh. 3, 18. In der Wahrheit lieben, heißt aber nichts Anders, als aufrichtig, d. h. vom Herzen lieben, womit eben die innern Liebesakte bezeichnet sind. Ja, zuvor muß die Liebe innerlich vorhanden sein, ehe sie sich äußerlich zeigt, wenn sie anders eine wahre sein soll. Es ist also nicht genug, bloß äußerliche Liebeswerke dem Nächsten zu erweisen, sondern man muß dieses aus Antrieb der innern Liebe thun. Es ist aber nicht genug, daß man dem Nächsten im Allgemeinen nichts Böses will; sondern man muß ihm auch Gutes wollen. Die wahre Liebe ist ja ein inniges Wohlwollen gegen den Geliebten. Eben damit sind aber auch die innern Liebesakte gegeben. Diese bestehen nämlich in der Begierde, in dem Verlangen und in dem Willen, daß dem Nächsten Gutes zu Theil werde. Die Folge davon wird sein, daß in dem Herzen dessen, der den Nächsten wahrhaft liebt, die Gefühle der Freude oder des Mitleidens entstehen, je nachdem dem Nebenmenschen Gutes oder Schlimmes begegnet.

Dieß sind aber eben die innern Akte der Nächstenliebe. In dieser Beziehung sagt der heilige Augustin: Du magst zuweilen weder Gold noch Silber, weder Kleider noch Oel besitzen, das du mittheilen könntest; aber du kannst niemals eine rechtmäßige Entschuldigung beibringen, welche dich von der Pflicht, die Menschen zu lieben, Andern zu wünschen, was du dir selbst wünschest, und deinen Feinden zu vergeben, losspricht, weil du, obschon du Nichts in deiner Scheuer oder in deinem Keller hast, wovon du etwas mittheilen könntest, doch aus dem Schatze deines Herzens geben kannst. Da also der gute Wille, auch wenn er allein ist, für alle Menschen hinreicht, und da das Almosen des Herzens viel wichtiger ist, als das leibliche Almosen: wie kann man nur einen Schatten des Vorwandes anführen, sich davon loszusprechen?

Man soll aber insbesondere einen Akt der Nächstenliebe erwecken:

a) Wenn man einen Akt der Liebe Gottes erweckt; denn da der Mensch beim Akt der Liebe Gottes sich vornimmt, Alles zu lieben, was Gott liebt, so ist nothwendig in der Liebe Gottes wenigstens virtuell auch die Nächstenliebe schon enthalten.

b) Wenn man dem Nächsten ein äußeres Liebeswerk erweiset; denn ein äußerer Akt der Liebe setzt nothwendig inneres Wohlwollen voraus, sonst ist die Liebe bloße Heuchelei und Verstellung. Eine heuchlerische Liebe aber ist wie eine falsche Münze, die Nichts gilt.

c) Wenn man mit Gehäßigkeit gegen seinen Nächsten versucht wird; denn man muß der Sünde kräftig widerstehen, was in diesem Falle nur durch die entgegengesetzten Akte der Liebe geschehen kann. Gleichwie man in Versuchungen wider den Glauben den Schild des Glaubens ergreifen muß; eben so ist man schuldig, in Versuchungen wider die Nächstenliebe sich mit Uebung dieser Tugend zu wehren.

d) Wenn man Haß und Feindschaften ablegen soll; denn die Regungen des Hasses und der Feindschaft werden durch liebreiche Anmuthungen am kräftigsten aus dem Herzen verbannt.

22) Wie man seine Liebe gegen den Nächsten in Worten und Zeichen beweist.

Die Liebe gegen den Nächsten muß sich auch äußerlich zeigen. Dieses geschieht vorzüglich durch Werke, und hievon handelten wir im Absatze, wo von den Eigenschaften der Nächstenliebe die Rede ist. Aber auch durch Worte und Zeichen äußert sich die Liebe gegen den Nebenmenschen.

Mit Jemanden reden ist ein allgemeines Zeichen der Liebe, so wie es umgekehrt ein Beweis des Hasses und der Abneigung ist, wenn man mit Einem nicht redet. Daher pflegt es auch zu geschehen, daß man mit Menschen, die einem zuwider sind, nicht viel spricht. Durch Worte äußert man aber insbesonders seine Liebe gegen den Nächsten, wenn man ihn grüßt; ihn bei sonst sich ergebenden Gelegenheiten anredet, um sein Befinden sich erkundiget, ihm Mittheilungen macht, oder in sonstige Gespräche mit ihm sich einläßt. Dabei kömmt sehr viel auf die Art an, wie man mit Jemanden spricht. Die Liebe redet in sanftem, freundlichem, bescheidenem Ton; ihre Rede ist süß, und oft labende Erquickung für die Seele des Nächsten.

Durch Zeichen legt man seine Liebe an den Tag, wenn man Jemanden mit freundlichem Blicke ansieht, mit heiterer Miene ihm entgegenkömmt; wenn man gegen ihn zuvorkommend ist, ihn besucht oder sonst seine Bereitwilligkeit, ihm gefällig sein zu wollen, an den Tag legt. So sind auch Bescheidenheit, Freundlichkeit und Höflichkeit, wenn sie anders herzlich gemeint sind, Zeichen der Liebe. Es äußert sich diese überhaupts durch Alles, wodurch man dem Nächsten zu verstehen gibt, daß man ihn achtet und schätzt, um sein Wohl bekümmert ist und an seinem Schicksal Antheil nimmt. Die christliche Liebe weiß Alles klug zu benützen, auf den Nächsten angenehm einzuwirken und ihm sich nützlich und heilsam zu erweisen.

23) Kurze Schilderung der wahren Nächstenliebe und ihrer Aeußerung.

Die Nächstenliebe ist Wohlwollen gegen den Nebenmenschen, welches ihm Alles thut, was ihm angenehm und nützlich ist, und Alles unterläßt, was ihm unangenehm und schädlich ist, oder wer-

den könnte. Du liebst also, mein Christ, den Nächsten, wenn du ihm alles Gute und Nützliche erweisest, was in deinen Kräften steht, und zu seinem ewigen und zeitlichen Heile nach Möglichkeit mitwirkest; du liebst deinen Nächsten, wenn du Alles vermeidest und abwendest, was dem Nächsten unangenehm und an der Seele oder dem Leibe, oder ihm wie immer nachtheilig sein könnte; du liebst deinen Nächsten, wenn du durch Vermeidung alles Aergernisses und durch ein auferbauliches und ermunterndes Beispiel in Wort und That ihn von allem Bösen abzuhalten suchst, und zum Guten, zur Tugend und Bußfertigkeit anleitest und entflammest; du liebst deinen Nächsten, wenn du nur Gutes von ihm denkst und redest, wenn du seine Schwachheiten und Gebrechen mit Geduld erträgst und mit ihm in Friede und Eintracht lebst: du liebst deinen Nächsten mit Einem Worte, wenn du die geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit thätig an ihm ausübst; du liebst den Nächsten, wenn du ihm thust, was du dir selbst gethan wissen willst; denn fragst du, sagt der heilige Augustin, wie du den Nächsten lieben sollst, sieh auf dich selbst, und du hast die Antwort, liebe ihn so, wie du dich liebst. Die wahre Nächstenliebe findet also an dem Nebenmenschen sein eigenes Selbst, sie sieht ihn an als sein zweites Ich. Wahre Nächstenliebe ist daher nicht theilnahmslos bei fremdem Wohlergehen: sie beneidet nicht fremdes Glück, wirft nicht arglistige Blicke auf den Reichthum und die Besitzthümer des Bruders, sondern gönnt ihm seinen Ueberfluß mit aufrichtigem Herzen, freut sich über den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, ja dankt im eigenen Gebete Gott für den dem Bruder gegebenen Segen. Diese Gesinnung ist freilich selten unter uns geworden; denn wo gebe es einen Glücklichen, der keinen Neider hätte; dessen Ueberfluß nicht mit Scheelsucht betrachtet würde; dessen Wohlstand nicht in vielen Herzen den Wunsch rege machte: O daß wir es hätten! Wie groß ist der Neid, die Arglist und die Falschheit unter uns Menschen; wie gering die Aufrichtigkeit, die Herzlichkeit, das gegenseitige Wohlwollen! Aber eben dieses ist ein Beweis, daß uns die herrlichste und schönste Tugend, daß uns das erste und vornehmste Merkmal und Kennzeichen einer christlichen Seele, — daß uns die Nächstenliebe abhanden gekommen ist. — Die wahre Nächstenliebe bleibt nicht ungerührt bei fremden Leiden, ist nicht hartherzig bei

der Noth des Bruders, nicht verschlossen bei seiner Bitte um Hilfe. Ihr ist es eine heilige Pflicht, ja selbst eine süße Freude, fremdes Elend abzunehmen; denn sie speiset sich ja selbst in dem Hungrigen und kleidet sich in dem Nackten, und nimmt sich auf in dem Heimatlosen. Wer wollte aber sein eigenes Selbst hungern und frieren lassen, wenn er es speisen und erwärmen kann? Die Nächstenliebe spendet gerne Wohlthaten; denn sie liebt ja nicht bloß mit der Zunge und dem Munde, sondern im Werke und in der That. 1. Joh. 3, 18. Und nicht bloß gegen den Einen, welcher sie besonders anspricht und eingenommen hat, ist sie so gnädig und mildthätig, sondern Alle umschlingt sie im Allgemeinen, so viel sie kann, mit gleichem Wohlthätigkeitssinn; denn Alle sind unsere Nächsten, und Alle haben Ansprüche auf unsere Hilfe. Dabei unterscheidet sie sich wesentlich von jener in unseren Tagen so hochgepriesenen, sogenannten Philanthropie; denn während diese nur liebt, um wiederum geliebt zu werden, und gibt, um mit Zinsen wiederum zu erhalten, sucht die wahre Nächstenliebe hier auf Erden Nichts; während unsere hochgepriesene Philanthropie vielfältig durch ihren Stolz beleidiget, und auf Schleichwegen nach Lob strebt und Dankbarkeit als Lohn fordert, ist die christliche Nächstenliebe durch ihre Demuth ausgezeichnet, sie erröthet, wenn man sie lobt, und Dankesäußerungen setzen sie in Verlegenheit; denn sie ist nicht ruhmsüchtig, sagt der Apostel, und sucht sich selbst nicht. Sie fürchtet Menschenlob, weil sie in Gefahr kömmt, darüber den ewigen Lohn im Himmel zu verlieren. Deßwegen handelt sie so viel als möglich in Geheim; sie zerreißt die Bande mit den Menschen, und setzt sich mit Gott in Verbindung, und kennt keinen andern Zweck, als vor Gott wohlgefällig zu sein. Das ist christliche Nächstenliebe, und so äußert sie sich.

Aber nicht bloß einen Leib, sondern auch eine unsterbliche Seele hat der Nächste. Auch der geistigen Bedürfnisse nimmt sich die christliche Nächstenliebe an. Hier tröstet sie den Betrübten, dort belehrt sie den Unwissenden; hier räth sie dem Zweifler zurecht, den Verirrten bringt sie dort auf den rechten Weg zurück. Kurz, alle Seelenkräfte gibt hier der Liebende in den Dienst zum Wohle des Nächsten. Der Gedanke gehört den Brüdern: an ihre Bedürfnisse, an ihr Ringen und Kämpfen, an die Mittel ihrer Förderung,

an das Gelingen ihrer Strebungen, an ihre Rück- und Fortschritte denkt er. Das Herz gehört den Brüdern: um sie namentlich, um ihren geistigen Zustand, leidet es, für sie wünscht und hofft es, für sie ergießt es sich in Bitten und Danksagungen, mit ihnen zusammen sein in gemeinsamem Glauben, in gemeinschaftlicher Hoffnung, zu wechselseitiger Erbauung, ist seine Lust und sein Sehnen, ähnlich dem heiligen Paulus, der nicht aufhört, für seine Brüder zu danken, und ihrer in seinem Gebete zu gedenken. 1. Eph. 1, 16. O Freunde, welch ein weites Feld wäre da unserer Nächstenliebe gegeben! So Viele weinen und jammern, sind betrübt und traurig; ein freundschaftliches Wort, ein gutgemeinter Rath wäre Balsam für ihre Wunden, und wir sind so geizig, und sprechen dieses nicht, und geben nicht diesen Rath. So Viele sündigen vor unsern Augen aus Unwissenheit, und wir belehren sie nicht. So Viele sehen wir die Wege des Verderbens gehen, und wir retten sie nicht, sagen kalt und gleichgiltig: Was geht es mich an. Wie, geht es dich Nichts an, wenn das Haus deines Nachbarn in Flammen steht? Eilst du da nicht zum Löschen herbei, und wenn die Seele deines Bruders im Begriffe ist, zur Hölle hinabzustürzen, kannst du sagen: Es geht mich nicht an? Glaubst du nicht, dieser Sturz wird auch dich noch nach sich ziehen? Und noch dazu steht die zu Grunde gehende Seele zu dir in so nahem Verhältnisse: es ist der Unglückliche ein Kind, das gleichsam dein Fleisch trägt, und in welchem dein Blut strömt; es ist der Unglückliche ein Bruder, der mit dir unter demselben Herzen gelegen und den dieselbe Brust genährt hat; es ist der Unglückliche ein Dienstbote, dessen Seele deiner Obhut anvertraut ist, und von dem sie Gott einstens zurückverlangt, und dennoch kannst du sagen: Es geht mich Nichts an! Großer Gott, was thaten die Heiligen, eine Seele zu retten, welchen Anstrengungen haben sie sich unterzogen; in welchen Kämpfen haben sie gerungen mit der ganzen Hölle; welche Nachtwachen haben sie gehalten; welche Schwierigkeiten haben sie überwunden; welche Verfolgungen haben sie gelitten! Einsiedler, welche keine Menschengewalt und kein Ansehen der Welt mehr aus ihren Einöden herausgebracht, die eher vom Leben, als von ihrer stillen Zurückgezogenheit gelassen hätten: um der Hoffnung willen, eine Seele zu retten, krochen sie hervor und mischten sich wiederum unter die Menschen. — Der

heilige Apostel Paulus wird von Kummer verzehrt, und endloser Schmerz zerreißt sein Herz, daß nicht Alle in den Geboten Gottes wandeln. Röm. 9, 2. Jesus Christus selbst weint oft Thränen des Mitleidens in Betrachtung der geistigen Drangsale seiner Zeitgenossen. Und wir, denen das große Gebot der thätigen Nächstenliebe mit Flammenschrift in das Herz gegraben ist, sollen sagen dürfen, wenn wir den Bruder fallen sehen: Was geht es mich an? Ist das die Sprache der Nächstenliebe?

Die christliche Nächstenliebe übt die geistigen Werke der Barmherzigkeit: daher weiß sie auch die Unbilden zu vergessen, daher kennt sie keinen Haß, keine Ungeduld, keine Feindschaft. O welch ein süßes Geschäft ist es der Liebe, verzeihen zu können; welch ein erwünschter Augenblick ist es der Liebe, dem Spötter und Verächter beweisen zu können, daß der Ausguß seiner Leidenschaften ihr Feuer nicht auslöschen könne. Die Liebe, sagt der heilige Paulus, ist langmüthig und milde, sie beneidet nicht; sie ist nicht unbescheiden und blähet nicht auf, sie handelt nicht wider den Anstand, läßt sich nicht erbittern, denkt nichts Arges. Die wahre Nächstenliebe betrachtet den Menschen nur, in wie ferne Alle mit einander verbrüdert sind. Die Fehler, womit ein Jeder behaftet ist, die Laster, die er begeht, die falschen Grundsätze, die er behauptet, sind kein Grund, daß sie ihn zu lieben aufhört: wohl haßt sie das Laster, aber die Person hört sie nicht auf zu lieben; sie maßt sich kein Richteramt über den Bruder an; denn sie weiß, daß nur Ein Richter ist, der verdammen und lossprechen kann. Jak. 4, 12. Wohl haßt sie den Irrthum, aber den Irrenden liebt sie; ungegründete, voreilige Urtheile sind ihr eben so fremd, als Argwohn und beleidigender Verdacht. Wahre Nächstenliebe beleidiget nicht, und wird auch nie beleidiget; sie zürnet nicht, und wird auch nie erzürnt; sie ist nicht bitter, und wird auch nicht erbittert. Wiederfährt ihr wirklich etwas Arges, so entschuldiget sie und mildert das Vergehen durch hundert Gründe. Sie glaubt lieber, es sei aus Uebereilung geschehen, als aus Vorsatz, lieber aus Schwachheit als aus freier Beistimmung, lieber aus Unwissenheit und Verblendung, als aus Wissentlichkeit und Besonnenheit.

Noch ist es ein wesentliches Merkmal der Nächstenliebe, so wie jeder Liebe überhaupt, daß sie sich nie genug gethan zu haben

glaubt, und einer nie zu tilgenden Schuld gleicht. Je mehr man dem Nächsten Liebe erzeigt, je thätiger man ihn unterstützt, je bereitwilliger man ihm hilft, je mehr Dienste man ihm erwiesen, desto mehr erwacht das Bedürfniß und das Verlangen, ihm neuerdings Beweise der Liebe zu geben. Daher sagt der heilige Augustin: Je mehr man Liebe ausübt, desto mehr ist man schuldig, sie immerfort auszuüben, und je mehr wir von dieser Schuld schon abgetragen haben, desto größer wird sie. Daher mahnt auch der Apostel: Bleibet einander Nichts schuldig, als die Liebe. Und der heilige Chrysostomus sagt: Die Liebe ist eine Schuld, welche, obschon man sie beständig abzahlt, dennoch immer stehen bleibt.

24) Wie leicht, ja angenehm das Gebot, den Nächsten zu lieben, zu erfüllen ist.

Es gibt verschiedene Gebote, die uns Christus, der Herr, auferlegt hat. Mit manchen derselben ist eine Beschwerde verbunden, so daß, wenn wir sie übertreten, wir wenigstens die Einrede haben, daß uns die Beobachtung derselben zu hart war; allein beim Gebot der Liebe findet dieses nicht statt. Die Liebe ist ja ein süßes und ein angenehmes Geschäft schon an und für sich, und macht auch alles Uebrige leicht und angenehm. Die Liebe trägt die schwersten Lasten, und fühlt sie nicht; sie bringt die theuersten Opfer, und und erachtet es für ein leichtes Geschäft. Schön schreibt der heilige Chrysostomus: Welchen Frohsinn erzeugt die Liebe, welche Anmuth verbreitet sie über die Seele. Darin besteht ihr höchster Vorzug. Eine jede andere Art der Tugend ist mit Anstrengung verbunden, wie das Fasten, die Enthaltsamkeit, das Wachen. Die Liebe aber bringt nebst dem Vortheil auch noch große Wonne, kostet keine Arbeit, sondern gleich der emsigen Biene sammelt sie überall den Honig ein, und bewahrt ihn auf in der Seele des Liebenden; und auch dem Sklaven versüßt sie seinen Stand, und macht ihn angenehm, wie den Genuß der Freiheit. Wer liebt, der freut sich eben so sehr zu gehorchen, als über Andere zu herrschen; wie angenehm das Herrschen auch sei, die Liebe verwandelt die Natur der Dinge, alles Gute bringt sie mit, — sie ist mild, wie eine Mutter, reich, wie eine Königin. Das Mühsame macht sie leicht, die Tugend angenehm, die Sünde aber bitter. So scheint es unange-

nehm, Andern von dem Seinigen mitzutheilen; die Liebe aber macht es angenehm. Von Andern nehmen, scheint zwar angenehm; die Liebe aber macht, daß es unangenehm erscheint, und daß man es als etwas Böses fliehe. Eben so finden Viele Lust daran, Andere zu lästern; die Liebe aber macht es bitter; süß hingegen, Gutes von Andern zu reden. Denn Nichts ist uns so angenehm, als die zu loben, welche wir lieben. So hat auch der Zorn etwas Angenehmes; bei dem Liebenden aber findet dieses nicht statt, sondern hier sind ihm alle Kräfte gelähmt, und wenn der Geliebte den Liebenden kränkt, so sieht man an diesem keinen Zorn, sondern Thränen, Trostworte und Bitten; weit entfernt, sich zu ereifern, betrübt er sich, wenn er den Andern fehlen sieht. Auch der Schmerz sogar hat seine eigene Süßigkeit; denn die Thränen und die Traurigkeit der Liebe sind angenehmer, als jede andere Freude. Wer da lacht, findet darin nicht so große Tröstung, als wer über seine Freunde weint und wehklaget. Willst du dieses nicht glauben, so versuch es einmal, ihre Thränen aufzuhalten, und du wirst sehen, daß sie dieses eben so übel aufnehmen, als wäre ihnen das größte Leid geschehen. S. Chrysost. hom. 13. in I. epist. ad Corinth. — Da also die Liebe nicht bloß an sich höchst angenehm ist, sondern auch Alles erleichtert, ja angenehm und süß macht: wie thöricht ist es, in der Liebe nicht zu wandeln?

25) Wie gering die Nächstenliebe unter uns ist.

Unser Zeitalter will sich oft rühmen, als übte es mehr Nächstenliebe, als es in andern Jahrhunderten geschehen sei; es läßt sich gerne das philanthropische, d. h. das menschenliebende Jahrhundert nennen. Aber es ist dennoch in Nichts ohnmächtiger, als in der Uebung wahrer Nächstenliebe. Schon die Engherzigkeit und der Kleinigkeitssinn, an welchem es krank liegt, läßt es nicht dahin gelangen. Wir sind voll Selbstsucht, haben überall das eigene Interesse im Auge, oder sind im beßten Falle gleichgiltig gegen das Wohl unsers Mitmenschen. Wenn nur unsere Geschäfte gelingen; der Nächste darf zu Grunde gehen. Wenn nur wir im Ueberflusse schwelgen; der Nebenmensch soll darben. Wenn nur wir unsere Absichten erreichen; alle Andern sollen Schaden leiden. Wie könnte bei einer solchen Gesinnung eine Nächstenliebe bestehen? Was soll

ich aber von unserm gerühmten Philanthropismus sagen? Könnte man manche sogenannte Menschenfreunde nicht viel richtiger Menschenfeinde nennen? Nicht selten besteht auch der ganze Philanthropismus, die ganze Nächstenliebe, in einem bloßen Wortgepränge, in einer äußerlichen Artigkeit, in einer scheinbaren Gefälligkeit, oder in einer klug berechneten Nachgibigkeit, hinter welcher ein Herz voll Tücke und Arglist versteckt ist. Die ganze Nächstenliebe besteht hier in nichts Anderm, als in holdseligen Worten, zärtlichen Ausdrücken und zuvorkommenden Anerbietungen seiner Dienste, auf welche man aber nie rechnen darf. In den besten Fällen beruht unsere Nächstenliebe bloß auf sympathetischen Gefühlen; oder sie ist bloß eine sexuelle Zuneigung, d. h. eine nur geschlechtlich vermittelte Liebe; oder sie ist eine selbstsüchtige und eigennützige Liebe, die nur auf Erreichung gewisser Zwecke abzielt. Man muß daher mit dem heiligen Augustin sagen: Der Eine liebt, weil er geliebt wird; ein Anderer, weil er geehrt wird; wieder ein Anderer, weil er Nutzen und Gewinn davon hofft; aber selten findet man Jemanden, der um Christi willen liebt. Ja noch weiter treibt man die Täuschung. Man glaubt schon genug Nächstenliebe zu besitzen, wenn man seinen Nächsten nur nicht offenbar kränkt und seine Rechte nicht verletzt. Um die Gefühle des Herzens kümmert man sich dabei nicht. Neid, Haß, selbst Rachgierde mögen immerhin vorhanden sein, wenn sie nur nicht zum Ausbruche kommen; denn sagt man zu seiner scheinbaren Rechtfertigung: Wenn ich dem Nächsten sein Glück mißgönne, wenn ich ihn beneide, — was schadet dieses dem Andern? So schrecklich sind die Täuschungen in diesem wichtigen Gebote, daß man in all diesem keine Verletzung der Nächstenliebe erblickt.

O wie selten ist wahre Nächstenliebe selbst unter denen, die sich unter die bessern Christen zählen! Denn wie Viele gibt es nicht, die unter einem äußerlich ordentlichen Leben eine harte und rauhe Gemüthsart verbergen, die nichts von Wohlwollen, nichts von Freundlichkeit wissen, die keine Schonung und keine Nachgibigkeit kennen! wie Viele gibt es, die sich für vollkommen halten, aber über Alles sich ärgern, über ein jedes Wort in Zorn gerathen, ohne alle Veranlassung Argwohn schöpfen und Niemanden entschuldigen, Niemanden übertragen können! Wie Viele gibt es, die sich

für untadelhaft halten, aber wenn sie im Mindesten beleidiget werden, unversöhnlich sind, und fortwährend auf eine Gelegenheit lauern, sich zu rächen! — O würde doch die herrliche Tugend der Nächstenliebe in unserer Mitte wieder recht lebendig werden! Durch diese Tugend würden wir uns die Erde zu einem Paradies umschaffen; durch sie uns alle Leiden erleichtern und alle Freuden noch mehr versüßen.

26) Von der Ordnung der Nächstenliebe.

Wir sind schuldig, alle Menschen zu lieben, und dürfen keinen von unserer Liebe ausschließen, wie an einem andern Orte gezeigt worden ist; allein da es nicht möglich ist, einem Jeden seine Liebe thatsächlich zu beweisen, so ist es nothwendig, in der Uebung der Nächstenliebe eine gewisse Ordnung zu beobachten. Diese Ordnung wird aber bestimmt:

a) Von der Noth,

b) von den Gütern,

c) von den Personen.

Die Ordnung der Nächstenliebe wird bestimmt:

a) Von der Noth. Die Liebe zieht die größere Noth der geringern vor. Wenn sie nicht Allen zugleich Hilfe bringen kann, so hilft sie da, wo die Noth am größten ist, und zwar ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft der Person oder andere Nebenumstände, ja selbst mit Zurücksetzung der eigenen Verhältnisse. Darnach ist zwar Niemanden erlaubt, einem Andern in seiner Noth durch Begehung einer Sünde, auch einer geringen, zu helfen; denn der Zustand der Sünde ist immer der schlimmste, und eigentlich der höchste Nothstand. Aber es müssen gewisse geistliche Güter, die zum Heile nicht geboten sind, wie z. B. der Eintritt in einen Orden, Wallfahrten u. s. w. verschoben oder ganz unterlassen werden, wenn eine größere Noth, wie z. B. die Ernährung der Eltern, entgegensteht. Die Ordnung der Liebe verpflichtet aber, dem Nächsten, der sich in der äußersten geistigen Noth befindet, zu helfen, wenn man darüber auch seine Gesundheit, oder gar sein Leben einer augenscheinlichen Gefahr aussetzt, wenn nur dabei die Hoffnung vorhanden ist, daß jenem geholfen wird, und einem selbst ein größeres Uebel nicht begegnet. Darnach ist man, wie der heilige Augustin

und Thomas lehren, verpflichtet, mit Gefahr seines eigenen Lebens zu taufen oder einen Sterbenden zu absolviren, wenn ein Anderer, der Solches thun würde, nicht da ist. Der Zustand der äußersten, geistigen Noth ist nach dem Urtheile der Theologen überhaupts dann vorhanden, wenn Einer in der nächsten Gefahr verdammt zu werden sich befindet, und sich in diesem Zustande nicht selbst helfen kann. — Die Pflicht, daß man in der äußersten, geistigen Noth dem Nächsten mit Preisgebung des eigenen Lebens helfen soll, entspringt aus dem Gesetze, den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Denn gleichwie wir in der Gefahr unsers Heiles, wenn wir derselben ohne Verlust des Lebens nicht entgehen können, eher unser Leben, als unser ewiges Heil zu verlieren verpflichtet sind; so sind wir auch vermöge der Nächstenliebe gehalten, eher unser zeitliches Leben aufzuopfern, als unsern Nebenmenschen ewig zu Grunde gehen zu lassen.

b) Von den Gütern. Zuerst, wie wir bemerkten, muß man auf das Bedürfniß sehen, und da helfen, wo die größere Noth ist. Wenn aber die Noth gleich groß ist, so geben die wichtigeren Güter den Ausschlag. Man unterscheidet geistige, leibliche und zeitliche Güter. Zu den erstern gehören die ewige Seligkeit und Alles, was auf ihre Erlangung Bezug hat, wie die Gnade Gottes, die Tugend u. s. w.; zu den zweiten Leben, Gesundheit; zu den Gütern der dritten Art gehören: Reichthümer, Ehre u. s. w. Es ist von selbst klar, daß die geistigen Güter an und für sich den leiblichen Gütern vorgehen. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß Niemand schuldig ist, geistige oder leibliche Güter hinzuopfern, um solche seinem Nächsten zu verschaffen, wenn man diese eben so nothwendig hat, als jener; denn Niemand ist schuldig, Andere mehr, als sich zu lieben. Das Gebot heißt nur, daß man den Nächsten zu lieben schuldig ist, wie sich selbst. Allein in Rücksicht auf gewisse Umstände können manche Güter größer sein, als sie es an sich selbst sind, und in diesem Falle steht das eigene Selbst wieder zurück. So ist es Pflicht eines Unterthanen, sein eigenes Leben der gewissen Gefahr auszusetzen, wenn das Wohl des Vaterlandes es erheischt; denn ein Glied muß, wenn es nöthig ist, geopfert werden, damit der ganze Leib nicht zu Grunde gehe. Was die geistigen Güter betrifft, so darf Niemand eine Sünde begehen, um einem Andern zu einem zur Seligkeit nothwendigen Gute zu verhelfen;

denn es darf nichts Böses geschehen, damit Gutes daraus erfolge. Allein nicht absolut zum Heile nothwendige Güter, wie Wallfahrten 2c., darf man, ja soll man unterlassen, wenn dadurch andere, größere, geistliche Güter verschafft werden. Indeß kann es nothwendig werden, daß man sich, um Andern zur Seligkeit zu verhelfen, selbst der Gefahr zur Sünde aussetzen müsse. Allein ohne besondere Pflicht dazu und ohne durch Gebet und andere Mittel sich verwahrt zu haben, soll man es nicht thun. Verbunden sind indeß hiezu z. B. Beichtväter 2c.

Anlangend die leiblichen Güter, so ist bereits bemerkt worden, daß man nicht schuldig ist, sie hinzugeben, um dieselben im gleichen Bedürfnisse dem Nächsten zu verschaffen. Daher ist Niemand schuldig, sein Leben, seine Gesundheit für Jemanden in gleichen Verhältnissen hinzuopfern. Aber etwas Anders ist es, sein Leben, seine Gesundheit hingeben, und etwas Anders, diese Güter einer bloßen Gefahr aussetzen. Letzteres ist wirklich eine Liebespflicht, wenn der Andere in sehr großer Gefahr ist. Denn da der Nächste in unvermeidlicher, wir aber nur in einer wahrscheinlichen Gefahr uns befinden, Leben oder Gesundheit zu verlieren, so fordert es die Liebespflicht, der größeren Gefahr unsere geringere nachzusetzen. Daher ist es Liebespflicht, den Kranken beizustehen, wenn gleichwohl die eigene Gesundheit in Gefahr kömmt.

Da die leiblichen Güter ohne Vergleich geringer sind, als die geistlichen, so müssen wir auch jene hingeben, um dem Nächsten diese zu verschaffen. Deßwegen muß man der geistigen Noth seines Nebenmenschen auch mit der Aufopferung seiner zeitlichen Güter zu Hilfe kommen. Indeß fordert es die Ordnung der Liebe nicht, für eigentlich zeitliche Güter des Nächsten, wohin wir Geld, Ehre 2c. rechnen, die eigenen leiblichen Güter, als Leben, Gesundheit 2c. hinzugeben. Ob wir sie aber nicht der Gefahr, sie zu verlieren, aussetzen müssen, hängt sehr von verschiedenen Umständen ab, die auch geringern Gütern einen höhern Werth, und verschiedenen Menschen besondere Pflichten und Verbindlichkeiten auflegen, wodurch der Werth leiblicher Güter manchmal aufgewogen wird. So ist man z. B. schuldig, über der Erwerbung zeitlicher Güter, um damit seine armen Eltern zu nähren, manchem Ungemach sich auszusetzen.

Was die zeitlichen Güter, wie Geld, Ehrenstellen 2c. betrifft,

so sind sie Güter der untergeordnetsten Art, und können weder den leiblichen, noch viel weniger den geistlichen Gütern gleichgestellt werden. Eben deßwegen muß man den Willen haben, sie hinzugeben, um den Nächsten von seinen geistlichen Uebeln zu befreien, oder ihm zu geistlichen und leiblichen Gütern zu verhelfen. So haben die ersten Christen Armuth und Verachtung freudig hingenommen, oder sie haben ihre zeitlichen Güter zur Verbreitung des Glaubens verwendet; so gab auch der Samarit sein Geld zur Verpflegung des unter die Räuber gefallenen Wanderers hin. Ist der Nächste in einer größern zeitlichen Noth, als wir, so müssen wir unsern Ueberfluß hingeben, um so viel als möglich seiner Noth abzuhelfen; sind wir aber selbst in eben so großer zeitlicher Noth, so haben wir keine Pflicht, vielmehr auf seine Noth, als auf die unserige bedacht zu sein, nach dem schon ausgesprochenen Grundsatze: Man ist nicht schuldig, den Nächsten mehr zu lieben, als sich selbst.

c) Von den Personen. Hier gilt der Grundsatz: Die nähere Verwandtschaft knüpft ein innigers Band und legt unter gleichen Verhältnissen die Pflicht auf, solchen Personen in der Liebe einen gewissen Vorzug zu geben. Daher sagt der heilige Augustin: Kannst du nicht Allen helfen, so mußt du zuerst denjenigen beispringen, welche enger mit dir verbunden sind. Der erste Grad der Verwandtschaft aber ist hier bezüglich der Kinder der gegen die Eltern; man ist daher schuldig, in der äußersten Noth ihnen vor Allen den Vorzug zu geben. Den Eltern stehen die Kinder am nächsten, und sie sollen ihnen die größte Liebe zuwenden; den Eheleuten der andere Ehetheil: denn sie sind durch die Ehe Ein Fleisch geworden. Diesen folgen die übrigen Verwandten ihrem Verwandtschaftsgrade gemäß; dann kommen die Hausgenossen u. s. w. Dieß fordert schon die Natur, daß man fleischlich Verwandten einen Vorzug in der Liebe einräume. Aber auch andere Verhältnisse und Rücksichten können einen Unterschied in der Liebe begründen. Wer z. B. größeres Verdienst um uns hat, dem schulden wir auch ein größeres Maß der Liebe aus Dankbarkeit. Die höhere, sittliche Würdigkeit der Person nöthiget uns größere Hochschätzung ab, und steigert die Liebe vermöge des sittlichen Gefühles. Einem durch die Bande der Freundschaft verbundenen Herzen schenkt man mehr Aufmerksamkeit; die zärtlichern Gefühle geben hier den Ausschlag.

Einen Vorzug in der Liebe verdient bei sonst gleichen Ansprüchen auch das eigene Vaterland, folglich auch dessen Landesvater und die Eingebornen desselben; dann eben so die gleiche Religion, folglich bei Katholiken das Oberhaupt der Kirche und die katholischen Christen. Niemand hat alle Menschen inniger geliebt und gegen Alle, waren sie Ausländer oder Inländer, sich wohlthätiger erwiesen, als Jesus Christus; aber dennoch hat er uns durch sein Beispiel gezeigt, wie man die größere Liebe seinem Vaterlande und seinen Landsleuten zuwenden soll, ohne dadurch gegen die allgemeine Menschenliebe zu verstossen. Er sandte seine Jünger zuerst zu den Schafen des Hauses Israel. Matth. 13, 6. Diese Liebe zu seinem Volke gab er auch durch die Antwort an das syrophönizische Weib zu erkennen: Ich bin nur zu den verlornen Schafen des Hauses Israel gesendet. Matth. 10, 24. Und eben daselbst: Es ist nicht billig, den Kindern des Hauses das Brod zu nehmen, und es den Hunden vorzuwerfen, d. h. die Eingebornen zu Gunsten der Ausländer zu vernachläßigen. — So verhält es sich auch mit dem Oberhaupte der Kirche und mit unsern Glaubensgenossen, den katholischen Christen. Wir wissen, wie einmüthig die Gläubigen gebetet haben, als Petrus im Gefängnisse war, und wie die Herzen Aller ihm zugewendet waren. So müssen auch unsere Herzen dem Oberhaupte der Kirche ergeben sein; ein jedes Leid, das ihm widerfährt, eine jede Schmach, die ihm angethan wird, muß auch in unsern Herzen gefühlt werden. So ist es auch unsere Pflicht, den katholischen Christen die wärmste Liebe zuzuwenden. Liebet die Brüder, ruft der heilige Petrus aus. Wo aber die Apostel von der Liebe der Brüder zu einander reden, verstehen sie immer die Gläubigen.

Habe demnach ein Jeder eine geordnete Liebe. Dieses will die Braut im hohen Liede mit den Worten sagen: Er ordnete in mir die Liebe. Hoh. Lied 2, 4. Und der heilige Augustin bemerkt: Derjenige liebt recht, der eine geordnete Liebe hat. Wenn wir daher mit diesem Kirchenlehrer sagen: Liebet alle Menschen, d. h. schließt Niemanden von euerer Liebe aus; so müssen wir mit demselben heiligen Augustin auch sagen: So traget vorerst für Jene Sorge, die mit euch durch Zeit, Ort und Glauben oder durch ein anderes Verhältniß verbunden sind.

27) Von der Liebe gegen die Verwandten.

Die christliche Nächstenliebe hat ihre Stufen; es ist daher nicht unbillig, wenn man Personen, die einem näher stehen, auch ein größeres Maß der Liebe unter gleichen Verhältnissen zuwendet. Dieß gilt besonders hinsichtlich der Verwandten.

Im Allgemeinen kömmt hier zu bemerken: Nichts streitet so sehr wider die Pflicht, welche man gegen die Verwandten hat, als Feindschaften, es mögen diese nun innerliche sein und im Herzen bestehen, oder sich äußerlich in Worten oder Handlungen kund geben. Ist Haß und Feindschaft für alle Fälle, auch gegen die größten Beleidiger untersagt, so darf es um so weniger unter Verwandten dahin kommen, was schon das Naturgesetz verbietet. Es pflegen aber die meisten Feindschaften unter Verwandten vom Eigennutz, von der Habsucht, von überspannten Forderungen, vom Undank, auch von Geringschätzung und Verachtung u. s. w. zu entstehen. Man soll sich daher vor diesen Fehlern recht sehr in Acht nehmen. Ein anderes Uebel zwischen Freunden, wovor man sich sehr in Acht nehmen soll, ist der sogenannte Nepotismus, oder die übertriebene Zuneigung zu den Verwandten, in Folge dessen man diese zur Beeinträchtigung Anderer, und oft auch zum allgemeinen Schaden empor zu bringen sucht, und ihnen überall den Vorzug gibt, sie zu allen Aemtern empfiehlt und in alle Stellen einschiebt, ungeachtet sie häufig dazu gar nicht oder nur in geringem Grade befähigt sind. Uebrigens sind die besondern Pflichten, welche die Verwandtschaftsverhältnisse auflegen, daß man sich gegen solche näher stehende Personen der Dienstbarkeit, Freundlichkeit, Nachsicht, der thätigen Hilfeleistung u. s. w. befleißt. Doch muß der Freigebigkeit auch wieder Klugheit zur Seite stehen, auf daß man nicht die Liederlichkeit unterstütze und dem Laster keinen Vorschub leiste. Gar Manche würden weniger dem Müssiggange sich ergeben und weniger schwelgen und den Leidenschaften fröhnen können, wenn ihre Laster bei blinden Anverwandten keine Nahrung fänden. Darum lasse sich Niemand durch Verwandtschaftsverhältnisse zur Verletzung seiner Pflicht verleiten. Verleugne er auch die Gefühle der Natur nicht, die allerdings auch das Christenthum ehrt; aber verletze er wegen dieser Gefühle keine höhere Pflicht.

Wenn wir nun noch zum Besondern übergehen, so kömmt hiebei Folgendes in Betracht:

1) Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern. Hievon ist gehandelt beim Artikel „Eltern". Sieh B. 5. S. 447 u. flgd.

2) Das der Kinder zu den Eltern. Sieh den Artikel „Kinder" B. 12. S. 1 u. flgde.

3) Das der Eheleute zu einander. Sieh den Artikel „Ehe" B. 5. S. 9—52.

4) Das geschwisterliche Verhältniß. Innig ist das Verhältniß zwischen Geschwisterten. Das Fleisch des Bruders ist auch das der Schwester, weil es aus dem nämlichen Blute der Mutter gebildet worden ist. Da die Natur selbst eine solche Gleichheit in der Bildung der Geschwisterte beobachtet, so ist es auch eine unausweichbare Nothwendigkeit, daß sie sich einander lieben, und zwar bis zum Tode lieben. Geschwisterte sind überdieß aus Einem Hause, und daher recht wahrhaft Glieder Eines Leibes. Darum muß aber auch eine innige Uebereinstimmung zwischen ihnen herrschen, weil sie sonst einen ungestalteten Körper, ja eine Mißgeburt der Natur vorstellen würden. Wie, wenn die Glieder des nämlichen Leibes einander feindselig verfolgten, würde nicht in Bälde eine völlige Zerstörung dieses Körpers erfolgen? Sind die Geschwisterte aus Einem Vater, von Einer Mutter, sind sie Früchte des nämlichen Saamens, sind sie Aeste des nämlichen Stammes, sind sie Leiber aus demselben Blute; würde es nicht eine Abnormität der Natur sein, wenn diese Früchte, diese Aeste, diese durch das gleiche Blut vereinigten Leiber einander hassen und anfeinden würden? Da sie Brüder, da sie Schwestern sind, so hat schon die Natur in diesen süßen Namen einen Begriff gelegt, der nichts als Liebe, nichts als zärtliche Freundschaft und Einigkeit in ihren Seelen erregen muß. Alle Menschen haben einen so deutlichen Begriff von der Bruderliebe, daß sie, wenn sie einander die Aufrichtigkeit und Wahrheit ihrer Liebe bezeigen wollen, dieselbe mit dem Namen der Bruderschaft besiegeln, als wären sie davon überzeugt, daß alle Welt glauben muß, sie lieben sich einander zärtlich und ungeheuchelt, wenn sie einander Brüder nennen. Und in der That, wenn Zwist und Feindschaft die Herzen der Brüder entzweien, sagt, wo wird sich noch Liebe und Eintracht finden? Insbesonders im Christenthume

sind die Geschwisterte durch ein doppeltes Gesetz zur gegenseitigen Liebe verpflichtet. Brüder und Schwestern, die einander feindselig verfolgen, übertreten eben dadurch ein zweifaches Gesetz. Sie übertreten nämlich das Gesetz, auf welches sich das evangelische gründet, da es allen Christen vorschreibt, sich einander wie Brüder und Schwestern zu lieben, und dieses ist das natürliche Gesetz; sie übertreten aber auch das evangelische, weil sie Brüder und Schwestern nicht bloß dem Bunde des Blutes nach, sondern auch dem Bunde der Taufe nach dieses sind. Wenn sie sich daher als Christen nicht wie Brüder und Schwestern lieben, so machen sie sich auch der Uebertretung des evangelischen Gesetzes schuldig; denn wenn das christliche Gesetz die Menschen verbindet, sich als Brüder und Schwestern zu lieben, da sie es nicht sind: um wie viel mehr wird es jene Menschen verbinden, die von der Natur Brüder und Schwestern sind? Das evangelische Gesetz geht noch weiter, es legt die Pflicht auf, daß man auch seine Feinde brüderlich lieben soll. Den Alten wurde gesagt, spricht der göttliche Erlöser, ihr sollt euere Freunde lieben; aber ich sage euch, daß ihr auch euere Feinde lieben sollet. Verbindet demnach das evangelische Gesetz, auch die Feinde zu lieben: um wie viel mehr wird es die Geschwisterte zu lieben verbinden? — Wie nachdrücklicher mahnen die Apostel, und unter diesen insbesonders der heilige Johannes, zur Bruderliebe. Der heilige Johannes nennt den, der seinen Bruder haßt, sogar einen Todtschläger: wer aber ein Todtschläger ist, setzt er hinzu, hat in sich selbst das Leben nicht. Er erklärt demnach Brüder und Schwestern, die einander hassen, als doppelte Todtschläger; sie sind Mörder ihres Bruders, und Mörder ihrer selbst. Ist es möglich, daß Christen diese Wahrheit mißkennen, und wenn sie dieselbe erkennen, daß sie als Geschwisterte sich hassen können? Wenn solche Auswüchse der Natur noch unter den Christen sind, so streichet ihre Namen aus dem Taufbuche und schließt sie aus von der christlichen Gemeinde; denn sie haben das Merkmal des Christenthums verloren. Glaubet nicht, daß dieser Ausspruch zu strenge sei; saget nicht, daß ihr, wenn ihr auch euere Brüder hasset, dennoch wahre Christen bleibet, weil ihr die übrigen Gesetze des Evangeliums erfüllet. Was nennt ihr denn die Erfüllung des christlichen Gesetzes? Etwa dieses, daß ihr täglich euere Gebete verrichtet, daß

ihr dem Opfer der heiligen Messe beiwohnet, daß ihr euere Sünden beichtet, zum Tische des Herrn gehet, daß ihr unter die Armen Almosen austheilet? Glaubt ihr mit diesen Werken die Pflichten eines Christen zu erfüllen? O wie sehr irret ihr euch! Das Gebet der sündigen, von Haß und Geifer gegen den Bruder überströmenden Lippe hört Gott nimmermehr an. Wie könnet ihr aber auch in Wahrheit beten: „Vater unser!" — da ihr keine Kinder Gottes sein wollt, weil ihr euere Geschwisterte nicht liebet, die doch Kinder dieses allgemeinen Vaters sind? Wie könnet ihr beten: „Dein Wille geschehe!" — da Gottes Wille ist, euere Schwestern und Brüder, wie euch selbst zu lieben? Soll den Augen Gottes das Opfer gefallen, das ihr mit dem Priester auf den Altären darbringt? Es ist ein Opfer der Liebe, und ihr opfert es in Haß. Hat nicht Gott eben deßwegen das Opfer des Kain verworfen, weil sein Herz voll Haß und Neid gegen Abel, seinen Bruder, war? Wie könnt ihr ferner sagen, daß ihr euere Sünden bereut, da ihr die größte, welche der Haß euers Bruders ist, nicht bereuet, weil ihr sie nicht zu verbessern bemüht seid? Oder soll euch der Genuß des Fleisches des Sohnes Gottes etwas nützen? Eben so wenig als dem Judas. Es ist ein Sakrament der Liebe; wer es aber im Haß gegen seinen Bruder empfängt, der empfängt es gottesräuberisch. Oder kann euer Almosen, können euere christlichen Werke etwas fruchten, die ihr in Haß gegen euere Geschwisterte austheilet? Das evangelische Gesetz lehrt ganz anders. Wenn du dein Opfer, sagt es, auf den Altar legen willst, und du siehst, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß dein Opfer vor dem Altare liegen, gehe hin und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder, dann erst komm und opfere deine Gabe. Siehst du, daß Gott weder Opfer, noch Almosen, noch andere Werke von deinen Händen annehmen will, so lange du nicht mit deinem Bruder ausgesöhnt bist. Und er sagt: Wenn dein Bruder etwas wider dich hat; wie viel mehr also, wenn du selbst etwas gegen deinen Bruder hast. Siehst du also, wie dein Christenthum nichtig ist, wenn du deinen Bruder und deine Schwester nicht liebst.

Und dennoch wie selten ist die wahre Geschwisterliebe! Ein großer Dichter sagt: Die Einheit unter Brüdern ist ein Sonnenvogel. Ich wünschte, daß der Dichter Unrecht hätte; allein zur Schande unserer aufgeklärten Zeit muß ich es sagen, daß die Einig-

keit und Liebe zwischen Brüdern aus den Häusern verbannt sei. Man muß beinahe sagen, wo Brüder und Schwestern in einem Hause sind, wohnt der Zwist und die Feindseligkeit. Kinder, die ihrem Alter gemäß nicht einmal noch wissen sollen, was Feindseligkeit ist, hassen einander, und oft um Nichts hassen sie einander. Die Schmeicheleien, welche die Mutter ihrem Liebling erweiset; das freundliche Auge, welches der Vater auf eines seiner Kinder wirft, ist dem andern ein Dorn im Auge und entzündet die Glut des Neides und des Hasses. Erspart die Mutter einen Bissen von ihrem Munde und legt ihn dem Kinde vor, das ihren mütterlichen Befehlen Gehorsam erweiset, oder theilt der Vater seine Speise mit dem Sohne, der sichtbare Proben seines Fleißes an den Tag legt, so begleiten scheele Augen und inneres Murren die Speise des Begünstigten, und der Zurückgesetzte fühlt eine Abneigung gegen seinen, wie ihm dünkt, glücklicheren Bruder oder seine bevorzugte Schwester. Wird eine Tochter zierlicher gekleidet als die andere, erhält ein Söhnchen einen hübscheren Rock als das andere, so wird das bevorzugte Kind der Gegenstand des Hasses und des Gespöttes. Und wie ist es in reifern Jahren? Anstatt daß die Liebe wächst, nimmt vielmehr der Haß zu. Brüder und Schwestern, die einige Jahre älter sind, als die übrigen Geschwisterte, bilden sich ein gewisses Vorrecht über sie ein und maßen sich eine Art Gewalt und Herrschaft an. Dadurch entsteht sehr häufig in dem Herzen der jüngern Geschwisterte Abneigung gegen die ältern; es entstehen Zänkereien, und wird oft der Grund zu Gehässigkeiten gelegt, die bis ins spätere Leben hinaus dauern und bei jeder Gelegenheit hervortreten. Im Lauf der Zeit kommen oft noch andere Ursachen hinzu, welche Gehässigkeiten unter den Geschwisterten erzeugen, oder die schon bestehenden vermehren; am meisten veranlaßt die Vertheilung des väterlichen Erbes Streit und Feindschaft. Da hält sich gewöhnlich ein Jedes für verkürzt. Die Folge davon ist, daß alle Pflichten der Natur vergessen werden; man lästert die bereits im Grabe modernden Eltern, beschuldiget sie der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit; man beschimpft die Geschwisterte, welche man für bevorzugt hält; wirft ihnen Erbschleicherei und andere schmähliche Handlungen vor; so weit kommt es oft, daß man sich in langwierige Processe verwickelt und einen Theil des ererbten Guts verstreitet.

Ach, und dieses sind Geschwisterte, stammen aus Einem Hause, sind von Einem Blute! Wie unchristlich, wie gottlos, wie abscheulich!

28) Von der Feindesliebe.

Davon wurde gehandelt beim Artikel: Feindschaft B. 6. S. 410. und folgende.

29) Von den Pflichten der Nächstenliebe gegen besondere Stände und Verhältnisse.

Der Mensch tritt in seinem Leben in verschiedene Verhältnisse zu seinem Mitmenschen: er tritt nämlich in das Verhältniß zu Eltern, Kindern, Obrigkeiten, Unterthanen, Herrschaften, Dienstboten u. s. w. Dadurch entspringen für die Nächstenliebe wieder besondere Pflichten, wovon eigens zu handeln hier nicht nothwendig ist, da bei den einschlägigen Artikeln hievon gesprochen worden ist.

Artikel CXXI.

Neid (Mißgunst).

1) Begriff dieses Lasters.

Der Neid, sagt der heilige Augustin, ist eine unordentliche Traurigkeit über das Gute, welches unser Nächster hat; der Neid ist eine Traurigkeit über das Wohlergehen unsers Nebenmenschen; er ist eine Bitterkeit, ein Verdruß, den wir in unserm Herzen gegen das Glück unsers Nächsten hegen. Der Neidige ist traurig beim Glücke Anderer. Er sieht, wie es Andern wohl ergeht; wie sie geehrt, geliebt, gerühmt werden; wie ihnen Alles gut von Statten geht: der Neidige sieht und hört dieses, und ergrimmt darüber und härmt sich ab. Dagegen ist der Neidige beim Unglück seines Nebenmenschen fröhlich, hat Schadenfreude darüber. Der Neidige sieht, wie Andere in ihr Unglück stürzen, wie sie verachtet, verfolgt, verleumdet werden; wie sie ihr Hab und ihr Gut einbüßen: er sieht und hört es, frohlockt und jubelt darüber. Der Neid geht noch weiter, er ist nicht bloß den Menschen gram, die im Glücke sind, sondern zürnt oft auf Gott selbst, der Andern gewisse Güter verleiht, die der Neidige bei sich selbst im geringern Maße oder oft auch gar nicht findet. Es geschieht nicht selten, daß der Neidige Gott selbst, der doch ein gerechter Austheiler seiner Gnaden ist, der Ungerechtigkeit beschuldiget.

Daraus ist klar, daß der Neid eine schwere Sünde ist, und er mit Recht unter die Haupt- oder Todsünden gezählt wird, und zwar nicht bloß, weil er an und für sich, als seiner Natur nach, eine große Sünde ist, sondern auch, weil er, wie unten vorkommen wird, eine reiche Quelle zu vielen andern Lastern ist.

2) Schriftstellen.

Das Auge des Neidischen ist schalkhaft; er wendet sein Angesicht ab, und verachtet sich selbst. Sirach 14, 8.

Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht, und über seinen Untergang frohlocke dein Herz nicht. Sprüchw. 24, 17.

Wer sich über eines Andern Fall freut, bleibt nicht ungestraft. Ebendas. 17, 5.

Des Körpers Leben ist ein gesundes Herz; Knochen-Fäulniß aber ist der Neid. Ebendas. 14, 30.

Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Matth. 20, 15.

Die Liebe beneidet nicht. 1. Corinth. 13, 4.

Laßt uns nicht eitler Ehre nachtrachten, so daß wir einander reizen, einander beneiden. Gal. 5, 26.

Leget ab alle Bosheit und . . . allen Neid. 1. Petr. 2, 1.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Durch den Neid wird das Band des Friedens zerrissen, die brüderliche Liebe verletzt, die Wahrheit zertreten, die Eintracht zerstört und unzählige Spaltungen werden hervorgebracht. St. Cyprian. de zelo et livore.

Der Neid ist die Wurzel alles Unheiles, die Quelle vieler Mordthaten und der Saame vieler Sünden. Derselbe loc. cit.

Welches wilde Thier übertreffen nicht die Neidischen an zorniger Heftigkeit im Betragen? Welches ungezähmte Thier übertreffen sie nicht an Wildheit? Die Löwen werden durch sorgfältige Pflege an den Menschen gewöhnt; die Neidischen aber werden durch freundschaftliche Behandlung nur wilder. St. Basil. hom. de invid.

Wie der Rost das Eisen, so verzehrt der Neid die von ihm angesteckte Seele. Derselbe ebendas.

Den Neidischen macht nicht eigenes Unglück, sondern das Glück seines Mitbruders elend; er erfreuet sich mehr über eines Andern Unglück, als über sein eigenes Glück. St. Gregor v. Nyss.

Der Neid ist unter allen Leidenschaften die ungerechteste, und zugleich auch wieder die gerechteste: die ungerechteste, weil sie allem Guten Feind ist; die gerechteste, weil sie ihren Herrn selbst verzehrt und aufreibt. St. Gregor v. Naz.

Der Neid nagt an seinem eigenen Urheber, und während er seinen Gegner zu verletzen trachtet, wüthet er gegen sich selbst. St. Hieron. epist. 27. ad Eustoch.

Der Neider muß hoffärtig sein; denn der Neid ist ein Abkömmling des Stolzes. St. Augustin. serm. 53. de verb. Dom.

Der Neid stürzte die Engel aus dem Himmel und verjagte den Menschen aus dem Paradies. Der Neid benetzte zuerst die Erde mit Bruderblut; der Neid trieb die Söhne Jakobs an, ihren Bruder zu verkaufen. Um nicht weitere Beispiele zu häufen, der Verstand erschrickt, das Gesicht zittert, das Gehör faßt es nicht, — der Neid strebte nach dem Blute Christi und erreichte sein Ziel. St. Chrysolog. serm. 48.

Obschon durch eine jede Sünde, die begangen wird, dem menschlichen Herzen das Gift des alten Feindes eingegossen wird, so schüttet doch die alte Schlange durch den Neid ihre ganze Bosheit im menschlichen Herzen aus. St. Gregor. d. Große.

Nichts stiftet mehr Trennung und Zwist, als der Neid und die Mißgunst, dieses arge und unverzeihliche Laster, welches gewissermaßen noch schlimmer ist, als die Habsucht, die Wurzel alles Bösen. Der Geizige freut sich doch, wenn er etwas empfängt; der Neidische aber erfreut sich nicht, wenn er etwas empfängt, sondern wenn ein Anderer etwas verliert. Denn nicht seinen eigenen Wohlstand, sondern fremdes Unglück sieht er an als sein Glück. Was ist rasender, als ein solcher Mensch, der als ein allgemeiner Feind des Menschengeschlechtes umherschleicht, und die Glieder Christi verwundet? Der Teufel beneidet wohl die Menschen, nicht aber seines Gleichen. Du aber, ein Mensch, beneidest die Menschen, stellest deinem eigenen Geschlechte nach, was nicht einmal die Teufel thun. Wie unverzeihlich ist daher dieses Laster nicht? St. Chrysost. hom. 31. in epist. I. ad Corinth.

Sage mir doch, warum bist du neidisch? Weil jener gerühmt wird? Darüber sollst du dich vielmehr freuen. Oder grämst du dich deßhalb, weil man ihn rühmt, da er nichts Ruhmwürdiges an sich hat? Darüber solltest du ihn ja bemitleiden. Derselbe. hom. 24. in epist. II. ad Corinth.

Besser ist es noch, eine Schlange im Busen tragen, als den Neid, der im Innern schleicht. Die Schlange kann noch mit Hilfe

der Arznei herausgebracht oder durch Speisen besänftiget werden; aber der Neid windet sich nicht um die Eingeweide, sondern sitzt im Innersten der Seele, und ist eine schwer zu heilende Krankheit. Die Schlange nagt nicht innerlich am Fleische des Menschen, wenn man ihr Nahrung gibt; aber der Neid, wie viel man ihm auch zur Sättigung darbiete, zehrt an der Seele selbst, nagt sie überall an und reißt und zieht sie auseinander, und es gibt kein linderndes Mittel, wodurch man seine Wuth besänftigen könnte, das Eine ausgenommen, wenn dem Glücklichen ein Unfall begegnet. Dadurch läßt die Krankheit nach, doch hilft auch dieses nicht immer. Denn er sieht Andere glücklich und im Wohlstande, und das verursacht ihm gleichen Schmerz; überall Wunden, überall Schläge. Denn man kann auf dieser Erde nicht leben, ohne glückliche Menschen zu sehen. So groß ist die Macht dieser Krankheit, daß der Neidische, wenn er sich auch zu Hause einschließt, dort noch die längst Verstorbenen beneidet. . . Diese Krankheit hat auch die Kirche angegriffen, und Alles in Unordnung gebracht und hat die Verbindung der Glieder getrennt; denn der Neid hat uns die Waffen in die Hand gegeben, womit wir uns untereinander bekriegen. Derselbe ebendaselbst hom. 27.

4) Geschichtliches.

Die heilige Schrift erzählt uns viele abschreckende Beispiele von Neid. So hat der Neid die erste Sünde in die Welt gebracht, und mit ihr den Tod. Weish. 2, 24. — Neid hat den ersten Mord vollbracht; denn aus Neid tödtete Kain seinen Bruder Abel. Gen. 4. — Aus Neid verfolgte Saul den David und suchte ihn zu tödten. 1. König. 18. — Aus Neid haben die Söhne Jakobs ihren Bruder Joseph in die Sklaverei verkauft. Gen. 30. — Aus Neid brachten die Juden unsern Herrn und Heiland an das Kreuz.

Aus Neid tödtete der türkische Kaiser Soliman seinen eigenen Sohn; denn als dieser von einem siegreichen Feldzuge gegen die Perser zurückkehrte, und die Byzantiner mit allgemeinem Jubel ihn festlich empfingen, so ließ der Vater denselben eiligst zu sich rufen und in seinem Gemach erdrosseln. — Eben so mordete aus Neid Cambyses, König der Perser, seinen Bruder, weil dieser den Bogen fester spannen konnte, als er selbst.

Jakob von Vitry erzählt, daß einmal ein König einem Neidischen und einem Geizigen versprach, er werde einem Jeden geben, was er sich von ihm erbitte, doch so, daß dasjenige, was der zuerst Bittende verlangt, dem Andern doppelt gegeben werden soll. Da nun keiner zuerst seine Bitte vorbringen wollte, befahl der König dem Neidischen, zuerst zu bitten. Dieser bat nun, daß ihm ein Auge ausgerissen werde, in der Hoffnung, daß dann der Andere beide verliere; denn um etwas Gutes wollte er nicht bitten, weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß der Andere es doppelt erhalte.

Themistokles beneidete den Miltiades wegen der Ehren, die ihm um seiner erfochtenen Siege willen erwiesen wurden, so sehr, daß er des Nachts nicht mehr schlafen konnte; da man ihn nun fragte, warum der Schlaf ihn fliehe, gab er zur Antwort: Die Siege des Miltiades lassen mir keine Ruhe.

5) Gleichnisse.

Wie das Feuer um so heftiger auflodert, je mehr man ihm Holz zulegt; so wächst der Neid um so mehr, je höher das Glück des Nächsten steigt.

Wie denen, die in der Sonne wandeln, der Schatten folgt, so den Glücklichen der Neid.

Wie das Eisen vom Roste verzehrt wird, so reibt sich der Neider durch seine eigene Leidenschaft auf.

Wie die Motte das Kleid zernagt, so zerfrißt der Neid das menschliche Herz.

6) Sprüche und Grundsätze.

Geht der Wagen gut, so hängt sich der Neid als Radschuh an.

Aliena nobis, nostra plus aliis placent, d. h.

Anderer Leute Kühe haben immer vollere Euter.

Justius invidia nihil est, quae protinus ipsum
Authorem rodit, discruciatque suum, d. h.
Der Neider ist sein eigener Henker.

Der Neid, pflegte Theophrastus zu sagen, macht den Menschen doppelt unglücklich: einmal wegen des eigenen Unglücks; dann aber auch wegen des fremden Glücks.

Als einmal Aristoteles gefragt wurde, was der Neid sei, gab er zur Antwort: Der geschworne Feind alles Glückes.

Anacharsis pflegte den Neid eine Säge zu nennen, die das Herz zerschneidet.

7) Für wie geringfügig der Neid gewöhnlich angesehen wird.

Der Neid wird häufig nicht für das gehalten, was er in der That ist, für eine schwere Sünde; ja man findet in demselben oft gar nichts Sündhaftes. Dieses, sagt der heilige Thomas von Aquin, mag daher kommen, weil dieses Laster seinen Sitz in der Tiefe des Herzens hat, und sich äußerlich so viel als möglich zu verbergen sucht. Auch daher mag es kommen, daß der Neider die Größe seiner Sünde nicht einsieht, weil er für seine Gemüthsstimmung sogar scheinbare Entschuldigungen vorbringt. So sagt Mancher: Ich bin diesem Menschen eigentlich nicht böse, sondern nur darüber ungehalten, daß er im Schooße des Glückes sitzt, ohne daß er es verdient, und obschon er den größten Mißbrauch davon macht. Allein diese Einwendung erscheint in ihrer ganzen Nichtigkeit, wenn man erwägt, daß der Mensch in seinem Urtheil sehr trüglich ist. Gar oft hält man Einen seines Glückes für unwürdig, der es in der That nicht ist, und eben so oft findet das Gegentheil statt. Gott allein ist ein untrüglicher Richter; ihm sollen wir daher auch alles Gericht überlassen. Sehr oft tröstet man sich auch damit, daß man sagt: „Ich schade ja durch meinen Neid Niemanden." Allein dieß beruht auf großer Täuschung. Du richtest durch deinen Neid allerdings sehr großen Schaden an; denn einmal schadest du dir selbst. Du raubst dir dadurch alle Ruhe und allen Frieden des Herzens, und machst dich völlig untauglich, etwas wahrhaft Gutes zu thun; du verletzest überdieß das wichtigste Gebot im Evangelium, nämlich das Gesetz der Liebe. Auch den Nächsten läßt der Neid nicht lange unbeschädigt; denn dieses Laster wird nicht immer im Herzen verschlossen bleiben, sondern bald in Handlungen hervortreten. Ein Beispiel ist Kain; er beneidete seinen Bruder Abel, weil er bei Gott in größerer Gnade stund. Eine Zeit lang blieben diese Gefühle im Herzen verborgen; aber zuletzt traten sie in schauderhafter Weise hervor, und machten den

Kain zum Brudermörder. Gar oft führt der Neid noch heutigen Tages zu Raufhändel, zu Schlägereien und selbst zum Morde. Kömmt man aber auch nicht so weit, so vergißt man sich doch zu andern, nicht minder bösen Handlungen: man wird ein Verleumder, ein Ehrabschneider, und beschädiget und beeinträchtiget den Andern noch auf mancherlei andere Weise.

Darum täusche sich Niemand; halte Keiner den Neid für etwas Unbedeutendes, sondern erkenne er in demselben eine große Sünde, und fliehe er sie, so viel ihm möglich ist.

8) Wie häßlich und abscheulich das Laster des Neides ist.

Wenn ich euch das abscheulichste, thörichteste und hassenswertheste Laster nennen muß, dann habe ich es euch in dem Worte Neid genannt. Ich will euch dieses Laster zuvor in einem Gemälde sehen lassen. Als man einmal einen Maler ersuchte, er möge doch einen Neidischen in recht lebendigen Farben darstellen, besann sich der gute Mann lange Zeit; dann ging er hin, griff nach seinem Pinsel und zeichnete eine Figur, welche eine alte, runzlichte Person, mit eingefallenen Wangen, abscheulichen Augen und ganz verzerrter Gestalt vorstellte; zugleich gab er ihr einen großen Wurm bei, welcher diesem Todtengerippe die Eingeweide herausfraß. Wahrhaftig, das ist das Bild des Neidigen; denn das Alter dieser entstellten Person deutet an, daß der Neid schon ein sehr altes, tiefeingewurzeltes Laster sei und mit der Welt selbst seinen Anfang genommen, wie geschrieben steht: Durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen. Die abgezehrte und magere Gestalt zeigt an, daß der Neid Jene zerbeiße, welche damit behaftet sind. Der Neid zehrt an dem Menschen, er frißt sein Fleisch auf, und läßt ihm Nichts mehr als Haut und trockene Gebeine übrig; denn selbst in diesen ist Gift und Schmerz; der Neid, sagt die Schrift, ist wie Eiter in den Gebeinen. Der Wurm endlich, welcher das Herz und die Eingeweide dieser Mißgestalt zernagt und auffrißt, stellt den Zustand seiner Verdammung dar. Der Neidische ist schon auf der Erde verdammt; sein Leben ist eine fortwährende Pein, eine unausgesetzte Marter, eine wahre Hölle. Alles dieses wird uns noch klarer einleuchten, wenn ich euch den Neid näher in seiner ganzen Abscheulichkeit vor Augen stelle.

Was ist, meine Theuern, der Neid? Er ist eine Traurigkeit über das Glück des Nächsten und eine Freude über sein Unglück. In dieser Hinsicht ist der Neid eine Natter, die dem, welcher sie an sich hat, fortwährend den Leib zerreißt; er ist eine Schlange, welche ihn immer mit ihrer Zunge sticht; ein Wurm, der ihn innerlich verzehrt und äußerlich austrocknet. Schimpflicher Argwohn, freventliche Urtheile, boshafte Auslegungen sind die gewöhnlichen Gedanken des Neiders; Zorn, Haß und Feindseligkeit sind die Ausbrüche seines Herzens. Furcht, es möchte sich ihm ein Nebenbuhler erheben, Verdruß, wenn sich wirklich einer findet, und Begierde, denselben zu stürzen, ist das Verlangen seines Willens. Deßwegen ist der Neidische voll Unruhe und Mißvergnügen; er ist der immer Gefolterte und immer Gepeinigte; in seiner Seele kehrt keine Zufriedenheit ein, sein Herz weiß Nichts von Ruhe und Freude; sein Inneres ist zerrissen, sein Sinn ist verwirrt, sein Verstand geblendet, seine Vernunft zerrüttet, alle seine Seelenkräfte sind in völliger Unordnung und Auflösung, — ein wahrhaftes Bild der Hölle, ein wahrhaft Verdammter und vom Teufel Verfolgter.

Der Neidische ist voll von Eigenliebe, voll von Selbstsucht und voll von Stolz und Eitelkeit. Er ist unzufrieden mit den meisten Einrichtungen der Welt und des gesellschaftlichen Lebens; er späht sowohl das Gute als das Böse, was Andere an sich haben, sorgfältig aus, wie auch die glücklichen und widrigen Begebenheiten, die sich mit ihnen zutragen; er nährt seinen Gram mit der Vorstellung der erstern und ergötzt sich an denen der letztern. Anstatt sich mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Trauernden zu weinen, freuet er sich oft da, wo Andere weinen, und weinet, wo sie sich freuen. Seine Freude also, wie sein ganzes Wesen ist wahrhaft teuflisch. Von sich selbst und seinem vermeinten Verdienst eingenommen, macht er sich gleichsam zum Mittelpunkt alles dessen, was ist und geschieht, betrachtet und beurtheilt Alles nach dem Verhältnisse, in welchem es zu ihm steht, möchte gerne Alles selbst sein, Alles selbst haben, Alles selbst thun, Alles selbst ausrichten, Alles selbst genießen, und glaubt, daß ihm Unrecht geschieht, wenn ihn Andere hierin übertreffen und es ihm zuvorthun. Man schlägt dem Neidischen eine tödtliche Wunde, wenn man einen Andern außer ihm lobt. Dieser neue Saul kann es nicht dulden, daß der

gerechte David in Ehren gehalten werde. Das Glück jedes Andern ist ihm eine schmerzliche Pein; es ist ihm zu wenig, selbst glücklich zu sein, zu seinem eingebildeten Glücke gehört nothwendig auch noch der Umstand, Andere unglücklich zu wissen; der Segen, welchen ein Zweiter empfängt, scheint ihm selbst eine Verfluchung zu sein, die man auf ihn wirft: das fremde Unglück scheint der Maßstab seines Glückes zu sein.

So ist der Neidische. O wie viel Schlechtigkeit, wie viel Bosheit, Niederträchtigkeit und Verruchtheit liegt in ihm! Sein Haß erstreckt sich auf Alle; er haßt die, welche ober ihm sind, weil er ihnen nicht gleich ist; er haßt die, welche unter ihm sind, weil er fürchtet, sie möchten ihm gleich werden; er haßt die, welche ihm gleich sind, weil er nicht mehr ist, als sie. Der Neid ist eine Traurigkeit, ein Verdruß, ein Haß, ein teuflischer Widerwille gegen den Nächsten. Der Neidische ist ein unversöhnlicher Feind. Er denkt immer auf Böses und auf Rache, und er unterscheidet sich wesentlich von jedem andern Rachgierigen. Ein gewöhnlicher Feind rächt sich nur deßwegen, weil man ihn beleidigt hat. Wenn daher der Beleidiger sein Unrecht einsieht, sich verdemüthiget und einige Genugthuung leistet, so legt der Erzürnte gerne seinen Zorn wieder ab. Ganz anders der Neidische; ihn hat Niemand beleidiget, Niemand hat ihn gekränkt, Niemand ihm Böses zugefügt, und dennoch trägt er gegen seinen Bruder, der ihm doch nicht das Mindeste angethan hat, einen teuflischen Haß im Herzen; er kann sich nicht aussöhnen, knirscht mit den Zähnen gegen ihn, und hätte die größte Freude daran, ihn ins größte Elend gestürzt zu sehen. Und warum hat der Neidische so große Wuth und so unbändigen Zorn gegen Personen, die ihn nie beleidiget haben? Dieses sagen zu müssen, ist noch das Schrecklichste. Die Wohlfahrt seiner Brüder, sogar aufrichtige Tugend und Frömmigkeit ist ihm ein Dorn im Auge, so zwar, daß der Neidische mit höllischer Begierde verlangt und wünscht, sein Mitmensch möge durch Widerwärtigkeiten und Drangsale aller Art unglückselig werden; ja sogar er möge lasterhaft und unbußfertig leben und für die ganze Ewigkeit in der Hölle zu leiden haben. Wahrhaftig, das heißt in der Wildheit selbst unter die rasendsten Thiere noch hinabsteigen. Denn die unbändigsten Thiere, wie Löwen und Tiger, die doch zur Grausamkeit geboren sind und aller Vernunft entbehren, gehen in

ihrer Wuth und in ihrem Grimm nicht so weit, als der Neidische. Sie fressen zwar andere Thiere auf, aber nur um sich zu nähren; sie gerathen zwar in Wuth und Grimm, aber nie ohne Ursache und ohne gereizt worden zu sein; ja selbst die arglistige Schlange, ein Sinnbild des Neides, beißt nicht und speit ihr Gift nicht aus, außer man habe sie verwundet und mit Füßen getreten. Der Neidische allein ist also jenes Ungeheuer, welches ohne gereizt und beleidiget worden zu sein, seines Gleichen, seinen Mitbruder und Mitmenschen, zerreißt und aufzehrt. Ja nicht bloß zum Ungeheuer macht der Neid den Menschen, sondern auch zum Teufel und Satan; denn der Neid macht eigentlich den Teufel, und es ist, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, kein anderer Unterschied zwischen einem Engel und einem Teufel, als daß der Eine mit der Liebe, der Andere mit dem Neide beseelt ist; könnte Lucifer an die Stelle des Neides die Liebe setzen, so würde er augenblicklich wieder zum Seraph werden. Der heilige Chrysostomus sagt sogar, daß ein neidischer Mensch den Teufel noch an Bosheit übertreffe; denn der Satan, schreibt dieser Kirchenlehrer, beneidet zwar, aber nicht seines Gleichen, sondern nur die Menschen; du aber, o Mensch, übst gegen diejenigen Neid aus, welche mit dir von gleicher Natur und Wesenheit sind, welche mit dir Glieder eines Leibes sind, du mordest dein eigenes Fleisch. Du begehst also ein selbst der Hölle unbekanntes und fremdes Laster. Ferner, die Teufel beneiden die Menschen und wollen sie verderben, aber deßwegen, damit sie Sklaven an ihnen haben und die Zahl ihrer Untergebenen vermehren; zudem tragen auch die Menschen einen unversöhnlichen Haß gegen sie, und es ist Nichts, wovor sie mehr Abscheu haben, als vor ihnen. Daher ist es nicht zu wundern, wenn auch die Geister der Finsterniß ihnen entgegen sind, und sie ins Unglück ziehen möchten: aber was entschuldiget denn deinen Neid, welchen du gegen deinen Nächsten trägst, boshafter Mensch!

9) Wie verderbenbringend der Neid ist, und wie sehr er jeder Tugend entgegen ist und alle Sünden befördert.

Wer mit der Sünde des Neides behaftet ist, der geht gewiß verloren; der heilige Paulus zählt den Neid unter die Sünden,

welche vom Himmel ausschließen Gal. 5., und der heilige Basilius sagt von ihm, daß er ein unerträgliches Uebel, ein Erbe der alten Schlange, eine Erfindung des Teufels, ein Unterpfand der ewigen Qual, ein Hinderniß der Frömmigkeit, der Weg zur Hölle und die Beraubung des Paradieses sei. Der heilige Chrysostomus aber bemerkt: Wenn der Neidische auch die Reinigkeit der Jungfrauen hätte, wenn er die Abtödtungen der Einsiedler übte, wenn er die Wunder Moses und Pauli wirkte, dennoch wäre er schlechter und ärger als Ehebrecher, als Diebe und Kirchenräuber. Meine Theuern, schließt daraus auf die Strafen, welche der Neid nach sich zieht. Sehet, Kain begeht diese Sünde, und weil er sie begangen, so ist er von Gott verflucht worden, daß er unstätt und heimathlos herumirrte, und keine Ruhe mehr in seinem Herzen fand. Miriam, die Schwester Moses, begeht diese Sünde, und die häßliche Krankheit des Aussatzes fraß ihr zur Strafe das Fleisch vom Leibe weg, und Moses war nicht im Stande, durch sein Gebet diesem Uebel Einhalt zu thun, da er doch bei einer andern Gelegenheit von Gott die Erhaltung des ganzen Volkes erbeten hatte. Pharao begeht diese Sünde, und zur Strafe wurde er verblendet, verstockt und unbußfertig und fand endlich im rothen Meere seinen Tod und sein Grab. Und dieß ist überhaupts das Ziel, nach welchem ein Jeder läuft, der von dieser Leidenschaft beherrscht wird; denn allmählig fängt man an, die Sünde des Neides für gering zu halten; hält man sie aber für gering, so fürchtet man sie nicht mehr; wenn man sie nicht mehr fürchtet, so verachtet man sie; wenn man sie verachtet, so meidet man sie nicht mehr; wenn man sie nicht mehr meidet, so blendet man sich so weit, dieselbe sogar zu entschuldigen und zu rechtfertigen, und wenn man sich einmal bis dahin verirrt hat, so richtet man sich zu Grunde und verdammt sich. Sehet den Abgrund, in welchen der Neid stürzt! — Der Neid unterscheidet sich auch dadurch vor allen übrigen Leidenschaften, daß er mit allen Tugenden in Kampf tritt, während jede andere Leidenschaft nur mit der ihr entgegengesetzten Tugend ins Feld zieht; der Neid bekämpft die Demuth; der Neider muß hoffärtig sein, sagt der heilige Augustin, denn der Neid ist ein Abkömmling des Stolzes. Der Neid führt zur Verblendung und Unwissenheit; denn der Neidische, lesen wir im Buche der Weisheit, hat keinen Antheil an

der Weisheit; der Neid raubt die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit; denn das Auge des Neidischen, heißt es in der göttlichen Schrift, ist schalkhaft; der Neid ist das Grab der Liebe; denn die Liebe ist nicht neidisch, nicht aufgeblasen, nicht hochfahrend, sagt der Apostel; der Neid löset die Bande des Friedens, der Einigkeit und Freundschaft; denn was Anders als schändlicher Neid macht oft herzliche Freunde zu ingrimmigen Feinden; was Anderes als Neid führt oft zwischen Nachbarn, die bisher einander gegenseitige Gefälligkeiten erwiesen, eine ärgerliche Scheidewand auf? Was Anderes, als Neid bläst oft in Familien, wo nur Ein Sinn, Ein Herz und Ein Geist bisher gewesen, die Fackel der Zwietracht an? Der Neid hindert jede Tugend; wie können die gute Menschen werden, sagt Prosper, welche wegen des Guten böse werden?

Der Neid ist zugleich der häßlichste Undank gegen Gott. Der Neidische mißkennt die Gutthaten, welche seine freigebige Hand ihm unverdient ertheilt, weil eben diese Hand auch gegen Andere sich öffnet. Ein solcher Bösewicht empört sich gleichsam gegen Gott, und will seiner Güte Grenzen setzen. Er allein will mit Gutthaten überhäuft werden; ihm allein soll das Glück beständig lächeln, über ihn allein sollen sich nie Gewitterwolken zusammenziehen. Daran aber, daß Gott allen Menschen Gutthäter und Vater ist; daß er alle Menschen wie Kinder liebt und alle glücklich haben will, daran denkt der Neidische nicht.

Der Neid ist ganz und gar dem Geiste des Christenthums zuwider; denn der Neider ist ein allgemeiner Feind des Menschengeschlechtes; wie der Geizige ist er nach irdischen Gütern lüstern, und wie der Ehrsüchtige strebt er nach Lob und Ehre; aber ihm genügt es nicht, Geld und Ehre zu haben, sondern er kann es nicht sehen und will es nicht dulden, daß auch Andere Schätze sammeln und zur Ehre gelangen. Diese finstere Leidenschaft erstickt gänzlich den ächten Geist des Christenthums. Denn die Natur hat dem Menschen ein zärtliches, gefühlvolles Herz gegeben, damit wir durch ein thätiges Mitleiden an jedem fremden Unglück Theil nehmen und uns mit einander freuen, wenn dem Einen oder Andern etwas Gutes begegnet. Das Christenthum aber, welches die Menschen so innig vereint, daß sie gleichsam alle Glieder Eines Leibes werden, verlangt von uns, daß wir Alle nur Ein Herz haben sollen,

und daß das Glück des Einen das Glück Aller und auch das Unglück des Einen das Unglück Aller sein soll. Nun aber, was ist diesen heiligen Lehren und seligen Gesinnungen mehr entgegen, als die Gemüthsstimmung des Neidischen, der die Naturgefühle erstickt und alle Lehren des Christenthums verabscheut?

Der Neid ist überdieß die Quelle zu allen Sünden und Lastern. Durchblättern wir die heilige Geschichte, und lassen wir es uns sagen, welche Frevelthaten dieses Laster schon ausgebrütet hat. Kain hatte den liebreichsten Bruder; nie wurde er von ihm beleidiget, nie von ihm gekränkt. Sie waren die einzigen zwei Brüder auf der Welt, und der ganze Erdboden hätte wohl hinreichen sollen, die Herrschsucht des gottlosen Kain zu ersättigen. Allein als Kain sah, daß sein Bruder in den Augen Gottes wohlgefälliger sei, denn er, faßte er den schauerlichen Entschluß, seinen Bruder todt zu schlagen. Unter dem Scheine der Freundschaft lockte er ihn auf das Feld hinaus, fern hinweg von den elterlichen Augen. Hier erhob er seine verbrecherische Hand und wusch sie im Blute des unschuldigen Abel. Neid hat also den ersten Brudermord vollbracht. — Der ägyptische Joseph wurde ebenfalls aus Neid und Mißgunst von seinen Brüdern hart verfolgt. Der Vater liebte nämlich den guten und wohlgesitteten Joseph vor allen seinen übrigen Söhnen, und gab es oft zu erkennen. Dieß erregte den Neid und die Eifersucht der andern Brüder, welche von nun an auf den Untergang des guten Joseph dachten. Die Gelegenheit bot sich bald dar; denn der Vater schickte seinen Joseph zu den übrigen Söhnen, welche in der Wüste die Heerde weideten, um von ihrem Befinden Kunde einzuziehen. Kaum erblickten die eifersüchtigen Brüder den harmlosen Joseph, so wollten sie ihn tödten; aus Gnade jedoch warfen sie ihn in eine alte Cisterne, zogen ihn aber bald wieder heraus, und verkauften ihn unbarmherzig an ismaelitische Kaufleute nach Aegypten. — Der König Saul hatte alle Merkmale der Unterwürfigkeit von David empfangen: dieser heldenmüthige Jüngling hatte ihm namhafte Verdienste geleistet, er hatte durch seine Kühnheit den Riesen Goliath erlegt, und dadurch die Schmach vom israelitischen Heere abgewendet und den Hochmuth der Philister gedemüthiget. Saul hätte dem David dankbar sein sollen, allein vom Neide geblendet, verfolgte er seinen Wohlthäter

auf allen Wegen, ließ ihm in den abgelegensten Klüften keine Ruhe, sondern strebte ihm nach dem Leben und bot ganze Kriegsheere gegen ihn auf. — Daniel war an dem Hofe des Königs Darius ein Beispiel der Weisheit, und alle Tugenden glänzten an ihm im hellsten Lichte. Er genoß auch so sehr die Gunst des Königs, daß derselbe beschloß, ihn zum Zweiten im Reiche zu machen. Dieß war genug, den Neid der Großen zu wecken; sie sannen auf seinen Sturz und brachten es endlich dahin, daß ihn der König in eine Löwengrube werfen ließ, woraus ihn aber die Allmacht Gottes wunderbar wieder befreite. — Und was hat den gottlosen Herodes zum bethlehemitischen Kindermord bewogen? Ist es nicht ein schändlicher Neid und eine bloße Eifersucht gegen den Weltheiland gewesen? Er hatte sich auf die ungerechteste Weise die Krone geraubt und sie gegen alle Gesetze behalten. Nun erfährt er, daß ein neuer König geboren sei; er tobt; vom Zorne und von schändlichem Neide angetrieben, entschließt er sich in seiner Wuth und Grausamkeit, Henkersknechte auszuschicken und alle Kinder von und unter zwei Jahren zu Bethlehem und der Umgegend zu ermorden. Sehet das schreckliche Werk des Neides! Und noch mehr, der Neid hat auch jenes Verbrechen begangen, in dessen Anblick die Sonne sich verfinsterte, die Erde zitterte, die Felsen zersprungen sind und die ganze Welt in Bestürzung gerathen ist: der Neid hat den Gottesmord begangen und Jesum Christum ans Kreuz geschlagen. Solche schauerliche Verbrechen sind in Folge des Neides schon vollbracht worden. Der Neid ist es auch, der den Tod uranfänglich in die Welt gebracht, wie geschrieben steht: Durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt. Der Neid ist es, welcher so viel Unheil, so viel Leidwesen, so viel Betrübniß unter die Menschen bringt; der Neid ist es, der oft blutige Kriege anfacht und gräuliche Verheerungen hervorruft; der Neid ist es, der Spaltungen und Ketzereien gebärt, der die Zunge der Verleumdung spitzt und das Gift des Spottes aus hundert Mäulern ausspeit; ja der Neid ist es, durch welchen jene alte Schlange alle Bosheit auf die Erde auswirft und ihren Gifthauch ausathmet. Der Neid ist die Quelle aller Sünden; denn der Neidische ist voll Unwillen, Zorn, Groll und Bitterkeit. Wird er unter solchen Umständen, besonders bei Anfällen seiner Wuth, für die Religion Acht-

ung haben und auf Pflicht und Verbot Rücksicht nehmen? Wird er, wenn sich eine Gelegenheit zeigt, seinen Groll und Unwillen zu entladen, sich um die Schändlichkeit der Mittel bekümmern, und werden ihm nicht alle gleich willkommen sein, wenn er nur damit Jene kränken kann, deren Glück ihn beleidigt? Verleumdung, Tadel, verborgene Ränke, heimliches Aufhetzen, bemäntelte Ungerechtigkeit und tausend andere dergleichen Mittel setzt er wechselweise in Bewegung, und gelingt es ihm nicht, denjenigen, welchen er beneidet, damit zu erreichen, und seine frohen Tage zu trüben, so sinnt seine verbissene Wuth wieder andern Wegen nach und wirft sich in einer beständigen Unruhe immer mit neuen Anschlägen herum. Wer wird demnach die Sünden und Verbrechen aufzählen, deren der von Neid geplagte Mensch sich schuldig macht? Wer wird alle Laster mit Namen nennen, welche aus dieser unseligen Wurzel hervorwachsen? So ist denn der Neid ein Gift, welches den Menschen aller menschlichen Gefühle beraubt, und ihm eine Wuth und einen Zorn eingibt, der nicht kann ausgedrückt werden; er ist ein verborgener Krebs, welcher das Wesen seiner Seele ansteckt und die Fäulniß bis in die Gebeine verbreitet. Statt der Säfte und Feuchtigkeiten, welche die gesunde Leibesbeschaffenheit ausmachen, füllet der Neid den Menschen mit so gefährlichem, abscheulichem Gifte an, daß ihm das Gift der Natter und Schlange nicht mag verglichen werden, so zwar, daß ein Neidischer aus lauter Bosheit besteht und eine Sammlung von allen Gattungen Laster und Verderbniß ist. Seine Zunge gibt lauter tödtliche Stiche, welche den guten Namen des Nächsten verwunden; er macht, daß die beßten Werke für Laster angesehen werden; seine Augen sehen Nichts als das, was an Andern zu tadeln ist, und sind geschlossen, wo die Blicke auf Tugenden fallen; seine Hände und Füße, sein Verstand und sein Gedächtniß, sein Gemüth und sein Herz, sein ganzer Leib und all seine Glieder sind im Dienste der Bosheit.

10) Wie thöricht und schmachvoll das Laster des Neides ist.

Welch ein Thor ist nicht der Neidische; aus fremdem Honig macht er sich die bitterste Galle. Welch ein Thor ist nicht der Neidische, in seinem eigenen Schooße nährt er die Schlange, von der

er unaufhörlich und jämmerlich gebissen wird! O welch ein Thor ist der Neider! er steht nicht nur gegen Gott und den Nächsten auf, sondern er richtet gegen sich selbst die empfindlichsten Pfeile und quält sein eigenes Herz durch heimliche Unruhe. Der Neid ist also die größte Ungerechtigkeit, weil er Feind alles Guten ist; doch in so ferne ist er auch wieder Gerechtigkeit, weil er seinen eigenen Herrn auffrißt und verzehrt. Und eben das ist beim Neide noch das Eigenthümlichste, und eben hierin liegt die handgreifliche Thorheit und Verblendung des Neiders. Jede andere Leidenschaft bringt ihr eigenes Vergnügen und jedes Laster hat seine eigene Ergötzung, und deßwegen, weil es sinnlich angenehm ist, vollbringt man es; so freuet den Hoffärtigen die Ehre, den Geizigen das Geld, den Unzüchtigen die Wollust; aber was bringt denn der Neid mit sich, worin eine Freude läge? Ihm bringt seine Leidenschaft nur Verdruß und nur Pein, er hat in seiner Seele nichts als Bitterkeit, und ist sein eigener Henker. Er ist also nicht bloß lieblos gegen seine Mitmenschen, sondern auch grausam gegen sich selbst. Der Gegenstand seiner Qualen schwebt ihm unaufhörlich vor Augen, und so oft er seine Blicke auf denselben wirft, schlägt er seinem Herzen eine neue Wunde, die niemals verblutet und niemals heilt, niemals vernarbt, weil seine Wünsche nie in Erfüllung gehen. Der Neidische ist um so unglücklicher und um so elender, weil er bei allem Schmerze, der in seinen Eingeweiden wühlt, und bei allem Kummer, der an seinem Herzen nagt, keine Theilnahme und kein Mitleid findet; er bleibt sich selbst überlassen, ist gleichsam hinausgestossen aus dem menschlichen Verbande und durchlebt in dem Zustande der kläglichsten Trostlosigkeit seine jammervollen Tage; um so elender und unglücklicher ist der Neidische, weil er gar keine Hoffnung und nicht eine ferne Aussicht zur Linderung seiner Schmerzen hat. Denn wird der Neider durch seine Mißtgunst dem Nächsten sein Glück, seine Ehre, sein Ansehen und seine Reichthümer nehmen können? Und doch wäre hierin allein für ihn die Linderung seiner Peinen und seines Grames. Ein so ganz erbärmliches Laster ist der Neid, daß sich der Neider selbst vor seiner Niederträchtigkeit schämt und sich alle Mühe gibt, sich dieses Laster abzuleugnen. Man rühmt sich oft der abscheulichsten Leidenschaft; mancher Wollüstling erzählt freimüthig seine Ausschweifungen,

mancher Betrüger schämt sich nicht, seine unerlaubten Kunstgriffe zu enthüllen; mancher Lügner scheut sich nicht, seine Schande aufzudecken; sogar dem Geizhalse ist oft das Geständniß seiner Geldliebe abzuzwingen. Aber der Neidische getraut sich nie, sein Laster einzugestehen; er gibt sich im Gegentheile alle Mühe, diese seine Blöße zu bedecken und diese seine Schande zu verheimlichen, und doch verräth er sich — der Unglückliche, nur wiederum zu sehr, und schreibt sich's selbst auf die Stirne und sagt es aus allen Zügen, daß er dieser Niederträchtige sei und dem Neide diene. O sehet doch, wie viel Schlechtigkeit, wie viel Elend und Erbärmlichkeit im Neid liege! Meine Theuern, wenn es in irgend einer Stadt Menschen gäbe, welche geschworne Feinde der Sonne sind und nichts sehnlicher wünschen, als sie vom Himmel reißen zu können; wenn diese Einwohner in ihrem Hasse gegen die Sonne täglich die gräulichsten Flüche und Verwünschungen ausstossen würden, ja wenn sie alle Steine gegen sie schleuderten, und alle Pfeile gegen sie abschießen würden, obwohl diese Geschoße alle auf ihren eigenen Kopf zurückfallen; wenn dann diese Leute, weil ihre Wuth gegen die Sonne fruchtlos ist, sich selbst mit den Nägeln das Gesicht unmenschlich zerkratzten und sich grimmig die Haare aus dem Kopfe reißen würden: Freunde, was würdet ihr von diesen Leuten sagen, würdet ihr sie nicht für Verirrte halten, würdet ihr sie nicht in die Narrenhäuser sperren? Nun aber so machen es die Neidischen. Sie können die Strahlen einer fremden Glückseligkeit nicht in ihren Augen ertragen, und wenden daher Alles an, den Wohlstand des Nächsten zu untergraben und zu vernichten. Wenn sie aber merken, daß ihre bösen Bemühungen von keiner Wirkung sind, dann wüthen sie gegen sich selbst und richten sich durch Traurigkeit und innere Raserei völlig zu Grunde. O so sagt mir doch, was der Thorheit des Neides gleich kömmt?

11) Wie schwer sich der Neidige bekehrt.

Alle Leidenschaften sind schwer zu verbessern und werden nur durch große Mühe abgelegt; vom Neide aber gilt dieses mit besonderm Vorzuge. Der Kirchenlehrer Cassian sagt geradezu: Wer von der Seuche des Neides angesteckt ist, findet fast keine Heilung mehr. Dieses darf uns nicht wundern; denn jeder Sünder bekehrt sich

nur allmählig, und um sich bekehren zu können, muß er seinen sündhaften Zustand einsehen, muß Reue über seine Sünden, seine Verirrungen und Abweichungen vom Gesetze Gottes empfinden, soll unter Seufzern und Thränen sich anklagen und endlich sein Leben ändern. Allein wie soll der Neider zu diesem Allen kommen? Er kennt den Zustand seines Gewissens nicht, und wie sollte er ihn kennen, da er es sich ja gleichsam selbst ableugnet, vom Laster des Neides angesteckt zu sein! Eben deßwegen gibt es bei ihm auch keine reumüthige Anklage. Bittet man den Neidischen (sagt der heilige Basilius), er soll seine Krankheit offenbaren, so schämt er sich, sie zu erkennen zu geben, und er behält das Uebel in sich verschlossen, welches ihn zernagt und verzehrt. Bei dem Neider gibt es also keine Erkenntniß, keine Reue, keine Anklage, und wie sollte er es unter solchen Umständen zur Buße und Besserung bringen können? Wann habt ihr wohl gesehen, daß sich ein Neidischer wahrhaft geändert und gebessert habe? Im Gegentheile seine Leidenschaft wächst mit dem Alter, und in dem Maaße, als der Leib abnimmt, nimmt sie zu; man behält sie bis in die letzten Tage seines Lebens und steigt mit dieser Sünde oft ins Grab hinein.

12) Mittel gegen den Neid.

Es ist zwar schwer, das Laster des Neides abzulegen; allein auch hier läßt sich sagen: Was der Mensch nicht vermag, ist bei Gott möglich. Und so lassen sich denn doch einige wirksame Mittel angeben, welche mit Gottes Gnade im Stande sind, dem Neidischen die Augen zu öffnen, und ihn wieder zu Gott und seinem Heiland zurückzuführen und ihn von seiner Pestseuche zu heilen. Um zu diesem Ziele gelangen zu können, erforsche dich selbst, o Mensch, welch eine Höhe dieses Laster bei dir bereits erreicht hat. Beobachte dich also selbst, mein Christ, und vorzüglich in den Augenblicken, wo die Vorzüge anderer in deiner Gegenwart ins Licht gesetzt werden, und zwar jene Vorzüge, wodurch du dich selbst gerne vor Andern auszeichnen möchtest. Kannst du nicht von ganzem Herzen in das Lob einstimmen, das Andern gegeben wird; suchest du dasselbe durch Zweifel, durch Einschränkungen, durch ein bedenkliches Aber oder ein verdächtiges Wenn zu schwächen; wird die sonst heitere Stirne dadurch umwölkt, deine Munterkeit geschwächt und

niedergedrückt; fühlst du bei dem Allen eine gewisse Unbehaglichkeit oder gar Gram und Verdruß; zieht sich dein Herz zusammen, statt daß es sich erweitern sollte: ist dieses Alles der Fall, dann ist es auch gewiß, daß Neid dein Herz beflecke, und es dir an christlicher Gesinnung und Nächstenliebe mangle. Hältst du dich für beleidigt, wenn Andere ihre Vorzüge geltend machen; wenn sie mehr Achtung und Aufmerksamkeit als du auf sich ziehen, mehr Beifall finden und mehr Freundschaftsbezeugungen erhalten als du, obschon sie das Alles durch rechtmässige Mittel gesucht und erlangt haben, — fühlst du dich darüber beleidigt, — so ist es heimlicher Neid, der dich beunruhigt, und dich ungerecht und parteiisch macht. Ist dir die Nähe solcher Personen lästig, von denen du weißt, daß sie dich durch Tugenden und Verdienste, durch Scharfsinn und Witz, durch Verstand und Kenntniß, durch Pracht und Reichthum, durch Schönheit und feine Sitten übertreffen; ist dir die Nähe solcher Personen lästig, so ist es sicher, daß Neid dein Herz vergiftet. Ja, trägst du selbst kein Bedenken, Personen, welche Vorzüge vor dir haben und die es dir in solchen Dingen zuvor thun, in welchen du selbst gerne der Erste sein möchtest, trägst du kein Bedenken, solche Personen zu verleumden, Verdacht gegen sie zu erregen, den Werth ihrer Vorzüge zu verringern, ihnen Fehler anzudichten oder sie in ihren Unternehmungen zu hindern; trägst du kein Bedenken, Solches zu thun, dann bist du schon von einem hohen Grade des Neides besessen, und es haben sich Feindschaft und Haß in deinem Herzen zu ihm gesellt.

Hast du auf solche Weise, mein Christ, kennen gelernt, wie weit du von diesem Uebel und der Sünde des Neides gebunden bist, so suche seine Quelle auf: bei dem Einen geht nämlich der Neid aus der Sinnlichkeit hervor, bei dem Andern aus dem Geize, bei Allen aus der Hoffart; denn der heilige Chrysostomus nennt den Neid eine Tochter des Hochmuthes. Ist also Sinnlichkeit die Quelle des Neides, so tödte dich ab und verleugne dich selbst; denn die Abtödtung ist das Grab jedes Lasters und besonders des Neides. Ist es der Geiz, so betrachte die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Güter und lerne mit Wenigem zufrieden sein. Kömmt dein Neid von der Erhöhung, von dem Ansehen, dem Ruhme, der Weisheit und Wissenschaft, den Tugenden und Vortrefflichkeiten her, womit du deinen Nächsten ausgezeichnet siehst, ist also der Stolz

die Quelle desselben, so nimm deine Zuflucht zur Demuth; erkenne, daß der, welcher seine Brüder um geistige Güter und Vorzüge beneidet und ihm mißgünstig ist, eine Sünde gegen den heiligen Geist begehet, welche weder in diesem noch im andern Leben Verzeihung findet; lerne es einsehen, daß es viel sicherer ist und man viel wenigeren Gefahren ausgesetzt ist, wenn man in der Dunkelheit lebt, als wenn man auf den Leuchter der Ehre gestellt ist. Bedenke, wie viele Könige ihre Kronen vom Haupte legten, ihre Scepter aus den Händen warfen und in Klöster eilten, um dort in stiller Zurückgezogenheit ihre Lebenstage zu beschließen.

Um dich sodann im Haß gegen diese Sünden noch mehr zu befestigen, so erwäge, wie abscheulich der Neid ist, und wie leicht man von ihm angesteckt wird. Denn er ist jedem Stand und jedem Alter gemein und gleicht einer verheerenden Seuche, welche in der ganzen Welt verbreitet ist. Wenn Jemand sich durch seinen Fleiß und seine Sparsamkeit schwingt, und sein Gut durch neu erworbenes vermehrt, so schreit sogleich der Neid, erfindet sündhafte Urtheile und schämt sich nicht, zu sagen, daß sich dieser Emporkömmling durch ungerechte Mittel geschwungen habe. Wenn unter den Künstlern und Handwerkern der Eine mehr Arbeit und mehr Zutrauen besitzt als der Andere, so lassen sich die Zurückgesetzten und Beeinträchtigten von der Leidenschaft des Neides martern. Wenn ein Arbeiter einen vortheilhafteren Lohn empfängt, wenn ein Dienstbote in einem bessern Hause ist, ja sogar wenn ein Bettler reicheres Almosen erhält als ein Anderer, so spielt der Neid den Meister über sie, er macht sie murren und gibt ihnen Anlaß, daß sie sich einander feindselig verfolgen. Auch die Großen der Erde, welche doch vom Glücke über Andere erhoben sind, und welche hinlängliche Mittel besitzen, sich das Leben angenehm zu machen, lassen sich dennoch von dieser Leidenschaft vergiften und verbittern oft das Leben einander durch Neid und Mißgunst. Dieses Laster findet also überallhin, und zu jedem Herzen den Weg. Der Neid dringt bis in die Klöster ein; er verschont den Altarsdiener nicht; er hängt sich an die gekrönten Häupter der Fürsten; er verwundet arm wie reich. Und er hält sich nicht bloß an das Zeitliche, er greift auch das Geistliche an: auch die Tugenden, die Andacht und Heiligkeit werden Gegenstand seiner Wuth. Mein Christ, wie vielmal empfindest

du eine geheime Eifersucht, wenn du deine Brüder mehrmal als du selbst es thust, die heiligen Sakramente empfangen, sie länger in der Kirche bleiben und sie für tugendhafter gehalten siehst, als dich selbst? Wie oft wirst du von dieser höllischen Natter gebissen, wenn einem Andern ein Geschäft besser gelingt als dir? Wie oft empfindest du einen tödtlichen Verdruß, wenn man in deiner Gegenwart deinen Nächsten mehr lobt und rühmt als dich? Wie gerne möchtest du dieses Lob verringern oder gar zernichten? Wie oft suchst du es wirklich durch ein geheimnißvolles Wenn oder ein bedenkliches Aber zu vergiften? — Dieß Alles, meine Theuern, thut der Neid. Wie ist er also so niederträchtig und schändlich. Und diese Betrachtung soll uns nicht Haß und Abscheu gegen ihn einflößen?

Bedenke, um dich im Haß gegen den Neid zu bestärken, wie wenig dasjenige, was gewöhnlich Gegenstand des Neides unter den Menschen ist, den Neid verdient. Am meisten sind nämlich nur Aeußerlichkeiten, Schönheit, Stärke, Reichthum, Macht, Ansehen, Rang, Kleidung, Titel, Wohnung u. dgl. diejenigen Dinge, welche Neid erregen, also Dinge, die unter allen am wenigsten von uns selbst abhängen, die wir oft ohne alles Verdienst erlangen und besitzen, und beim größten Verdienste verlieren und entbehren können; Güter, die unter allen am ungewissesten und am vergänglichsten sind, die meistens keinen innern Werth haben, und bei deren Besitz und bei deren Mangel man eben so wohl glückselig als unglückselig sein kann; Güter, die uns sehr leicht zum Fallstrick werden, die uns sehr leicht zur Thorheit, zur Sünde und zum Laster verleiten, und die uns in mancherlei Arten des Elendes stürzen können. Verdienen wohl diese Dinge, o Mensch, daß sie deinen Neid erregen; daß du deßwegen diejenigen, welche sie besitzen, mit Mißvergnügen und Mißfallen betrachtest, sie deßwegen hassest, dein Herz dem Gram übergibst, und dir dadurch das Leben verbitterst? Sind denn alle diejenigen, welche mit diesen Vorzügen prangen, wirklich glückselig? Und bist du gewiß, daß du deinen Zustand mit dem ihrigen vertauschen würdest, wenn du ihn ganz kennetest, wenn du sie nicht bloß in glänzenden Gesellschaften, sondern auch in dem Innersten ihres Hauses, in ihrer Einsamkeit sehen, wenn du sie von ihrem äußern Schimmer enthüllen und so sehen und beurtheilen könntest, wie sie Gott sieht und beurtheilt, und wie sie

sich selbst sehen und beurtheilen, so oft sie zum Nachdenken kommen? Weißt du denn auch, daß du wirklich glückselig und glücklicher als jetzt sein würdest, wenn dir die Vorzüge und Güter, die du an Andern beneidest, zu Theil würden? Bist du dessen gewiß, daß du dann zufrieden und vergnügt sein, dein Glück mit Mässigung tragen, zu deinem Beßten anwenden, und dadurch dich der ewigen Glückseligkeit mehr würdig machen würdest? Könntest du mit einer solchen Veränderung deines Zustandes nicht eben so viel und noch weit mehr verlieren als du gewinnest? Und gibt es denn nicht andere Güter, die weit besser, dauerhafter und begehrungswerther sind, als jene, und die du so gewiß erlangest, als du sie gewiß suchest? Ist nicht Tugend und Rechtschaffenheit mehr als Macht und Reichthum? Uebertrifft nicht die innere Vollkommenheit bloß äußere Vorzüge? Ist nicht das Bewußtsein der Unschuld und Rechtschaffenheit und die Versicherung des göttlichen Wohlgefallens unendlich mehr werth, als alle Ehre und aller Ruhm dieser Welt? Und kannst du diese Güter, diese Vorzüge, diese Seligkeit nicht in jedem Stande und bei jedem Maß des äußern Glückes erlangen; kannst du also nicht in jedem Stande deine Bestimmung und dein Ziel erreichen? So höre denn auf, deine Brüder wegen solcher Dinge zu beneiden, die einen so geringen und ungewissen Werth haben, die ihnen vielleicht selbst zur Last sind, die vielleicht dein Unglück sein würden, und die weder sie, noch dich in die Ewigkeit hinüber begleiten.

Um dich im Haß und der Verabscheuung gegen den Neid zu bestärken, so erwäge die entsetzlichen Uebel, welche dieses Laster von jeher in die Welt gebracht und noch täglich in dieselbe bringt. Du weißt den Ursprung des geistigen und folglich auch des leiblichen Todes aller Menschen. Unsere ersten Stammeltern haben nur in Folge der Versuchung gegen Gott gesündigt, und der Teufel hat sie nur deßwegen versucht, weil er ihnen ihres Glückes wegen neidisch und mißgünstig war. Aus dieser ersten Sünde aber, welche in Folge des Neides des Teufels geschehen war, sind alle andern gekommen. Hieraus sind entsprungen alle Strafen der göttlichen Gerechtigkeit und alle Uebel und Leiden, welche die Erde bedecken; daraus sind entsprungen die Verdammniß der Verworfenen und ihre unaussprechlichen Peinen, welche sie die ganze Ewigkeit hindurch ausstehen, und ihre gräulichen Gotteslästerungen, welche sie gegen

den Allerhöchsten ausstoßen. Der Neid ist auch heut zu Tage die Quelle zu unzähligen Lastern. Vergl. oben S. 499. Soll diese Erwägung dich nicht mit Abscheu gegen den Neid erfüllen?

Um dich im Haße gegen den Neid zu bestärken, so betrachte den unglückseligen Zustand des Neiders. Was ist denn der Neidische? Ist er nicht gleichsam das grausamste unter allen wilden Thieren und das erschrecklichste unter allen Ungeheuern? Betrachte seine wild herumfahrenden Augen, seine bleichen Wangen, sein mißgestaltetes Angesicht, seine zitternden Hände, seinen unruhigen und verwirrten Geist. Und wie erbärmlich zeigt sich der Neidische nicht in allen Dingen; wie ohnmächtig ist er nicht; wie verhaßt, verachtet erscheint er nicht! Betrachte, wie der Neidische sein eigener Henkersknecht und Peiniger ist. Der Neider hat niemals Ruhe; er empfängt so viele blutige Streiche in seine schwarze Seele, als oft er seinen Nächsten im Glück und in der Wohlfahrt sieht, und da die Freigebigkeit Gottes unerschöpflich ist, und ihre Wohlthaten über alle Menschen im reichlichsten Maße ergießt, so sind die unglücklichen Neider in einer beständigen Marter. Das Feuer, in welchem sie brennen, erlischt nie, und der Wurm, welcher sie zernagt, stirbt nie. Betrachte den neidlosen, wohlwollenden Menschen, wie ruhig, wie froh und zufrieden lebt er in Mitte seiner glücklichen Brüder; wie mannigfaltig ist nicht das Vergnügen, das ihm der Anblick alles dessen, was sie Schönes und Gutes haben und genießen, gewährt. Wie vervielfältigt er nicht seine eigenen Freuden durch seine warme Theilnahme an den Ihrigen; wie erweitert sich nicht sein Herz nach dem Maße, als er zufriedene und beglückte Menschen um sich herum erblickt! Wie fühlt er nicht die Würde der Menschheit und das Uebergewicht des Guten in der Welt und die wohlthätige Liebe seines himmlischen Vaters, wenn er so viele Gaben und Früchte und Güter unter die Menschen, seine Brüder, vertheilt sieht! Welche reine, nie versiegende Quelle der Freuden gibt es für ihn hierin! Aber all diese Quellen der Freude schließt sich der Neidische. Diese Quellen der Seligkeit schafft er sich in eben so viele Quellen des Grams und der Selbstpeinigung um. Ihn ärgert, ihn betrübt, ihn kränkt der Anblick des Guten, das er bei seinem Nächsten findet. Bald sieht er einen Reichen, welchem er seine Schätze nicht gönnt; bald einen Mächtigen und An-

gesehenen, dessen Macht und Ansehen ihn beleidigt. Jetzt hört er von dem glücklichen Ausgange der Unternehmungen des Einen, von dem blühenden Wohlstande des Andern, oder von dem unerwarteten Glücke eines Dritten; dann erblickt er Menschen, die sich durch Gesundheit, durch Stärke, durch Geistesgaben, durch Rang und Stand vor Andern auszeichnen. Aber dieß Alles sieht und hört und bemerkt er mit Mißvergnügen; in diesem Allen findet er lauter Ursachen des Verdrußes, der Unzufriedenheit, des Grams. Wie lästig und beschwerlich muß ihm dadurch die Gesellschaft und der Umgang mit den Menschen, seinen Brüdern, werden! Welche finstern Gedanken müssen ihn nicht selbst in seiner Einsamkeit begleiten und da an seinem Herzen nagen! Wie viele tausend und wieder tausend Dinge, was für unbedeutende Kleinigkeiten können nicht auf diese Weise seine Gemüthsruhe und Zufriedenheit stören? Und wie sehr verbittert er sich nicht dadurch sein Leben! Gewiß, der Neid ist, wie es im Buche der Weisheit heißt, ein fressendes Eiter in den Gebeinen, und der Neidische ist sein eigener, größter Feind, ein elender Selbstpeiniger, der Alles in Gift für sich umwandelt, und sich aus den beßten Dingen Strafe und Marter bereitet.

Um im Hasse gegen dieses unsinnige Laster zu wachsen, bedenke, wie ungerecht du hiebei gegen Gott handelst, wie sehr du seine weise Vorsehung und Regierung tadelst, wenn du dich dem Neide überlassest. Sieh, ist es denn der Zufall, der die Schicksale der Menschen bestimmt? oder ist es der Mensch selbst, der sie nach seinem Wohlgefallen wählen und ordnen kann? Wenn dieses der Fall wäre, so würdest du ja, der du mit deinem Zustande unzufrieden bist, und das Loos deiner Brüder beneidest, dich längst in einen andern, deinen Wünschen angemessenen Zustand versetzt haben! Oder hängt es vom Menschen ab, welches Maß von Kräften, von Einsichten und Gaben er besitzen, in welchen Umständen und Verbindungen er stehen, welche Stelle er unter seinen Mitgeschöpfen einnehmen will? Hängt es einzig und allein von ihm ab, von seiner Weisheit und seiner Klugheit, was für einen Ausgang seine Unternehmungen und Geschäfte haben? Hängt nicht vielmehr Alles in seiner letzten Quelle und Ursache von Gott ab, dem höchsten Regenten der Welt, ohne dessen heiligsten Willen sich nicht einmal ein Haar krümmt? Ist es nicht Gott, der einem jeden Ge-

schöpfe seine Stelle anweiset, die es in seinem Reiche bekleiden, und den Wirkungskreis, in welchem es seine Absichten befördern soll? Kommen nicht alle Kräfte, alle Fähigkeiten, alle Gaben, alle Güter, die wir besitzen, von ihm her; sind es nicht Geschenke seiner freien Güte? Kannst du also, o Mensch, deine Brüder beneiden, kannst du ihnen ihre Wohlfahrt mißgönnen, kannst du wünschen, daß sie weniger glücklich sein möchten, ohne deinen und ihren Schöpfer zu tadeln, ohne die höchste Weisheit und Güte der Ungerechtigkeit zu beschuldigen? Oder weißt du es besser als der Allweise, wohin und wozu sich ein jedes seiner Geschöpfe schicke? Kennst du besser das Innerste des Menschen, hast du seine Kräfte und seine Bestimmung besser abgewogen, übersiehst du besser den Zusammenhang aller Dinge, als der Allwissende? Glaubst du wohl, daß mehr Glückseligkeit unter den Menschen sein, daß mehr Gutes durch sie geschehen würde, wenn du, Kurzsichtiger, der Ausspender der göttlichen Wohlthaten und der Regierer der menschlichen Schicksale wärest? O so erkenne doch deine Unwissenheit, schäme dich deiner kindischen, thörichten, verwegenen Urtheile über die Anordnungen und das Thun des Höchsten, bete den Willen des Allweisen und Allgütigen mit kindlicher Unterwerfung an, und laß den Neid nicht mehr dein Herz beflecken; denn Neid ist strafbarer Tadel der höchsten Weisheit und Güte Gottes und offenbarer Aufruhr gegen den Herrn und Urheber der Welt.

Um dich im Haß gegen den Neid zu bestärken, so bedenke, wie sehr dieses Laster gegen den Geist des Christenthums streitet, und wie unfähig er zur Seligkeit der künftigen Welt macht. Was ist, meine Theuern, Christenthum anders als Liebe, Liebe zu Gott, unserm himmlischen Vater, Freude an ihm und allen seinen Werken; Zufriedenheit mit allen seinen Anordnungen und Schickungen; Liebe zu Jesus Christus, der nicht für sich selbst, sondern nur für Andere lebte, litt und starb, und Alles zu ihrem Beßten that und opferte; Liebe zu allen Menschen, als Kindern unsers himmlischen Vaters und Brüdern unsers Heilandes. Was ist das Christenthum anders, als Liebe, die nach dem Ausdrucke des heiligen Paulus für die Wohlfahrt Anderer eifert, Niemanden beneidet, nicht eigennützig das Ihrige sucht, sich nicht erbittern läßt, und stets das Beßte hofft und glaubt. Dieß, meine Theuern, ist wahres, ächtes

Christenthum; wie unvertragbar mit dem Neide und seinen giftigen Quellen, der Eigenliebe, Selbstsucht, dem Stolze, der Eitelkeit und dem Menschenhasse! Und welchen Anspruch kann wohl der Neidische auf die Seligkeit der zukünftigen Welt machen? Der Neid gehört ja zu den Werken des Fleisches, die nach den Worten der Schrift den Menschen schlechterdings vom Himmelreiche ausschließen. Ja, würde nicht der Himmel selbst dem Neidischen zur Hölle werden? Würde ihn nicht auch da der Anblick der guten und seligen Geister unglückselig machen? Nein da, wo Ruhe und Zufriedenheit herrscht, wo sich ein Jeder in dem Glücke und der Seligkeit aller Uebrigen freuet, wo die reinste, innigste und göttlichste Liebe Alle vereint, da kann der Neidische, der Feind und Störer aller Ruhe, aller Zufriedenheit, aller Glückseligkeit und aller Liebe keinen Zugang finden. Er ist eine Geburt der Hölle, und wird da, wo er seinen Ursprung genommen, auch seine Strafe empfangen. Schreckliche Aussichten für einen Menschen, der sich vom Neide beherrschen läßt. Eilet deßwegen, meine Theuern, jeden Keim des Neides aus eueren Herzen auszutilgen, und ihm den Zugang zu demselben gänzlich zu versagen. Oeffnet euere Herzen der Demuth, der Zufriedenheit und der edlen Uneigennützigkeit, dem brüderlichen Wohlwollen und der Liebe, und glaubet es, daß ohne sie, ohne Liebe, keine Glückseligkeit weder in dieser noch in der zukünftigen Welt möglich sei. Ja, abscheuliches Laster des Neides, wir hassen, wir fliehen, wir verfluchen dich. Herr, befreie uns immer von diesem Gifte, welches alles Gute an dem Menschen verdirbt und vernichtet. Gib uns hingegen das reine Gold der Liebe, das kräftigste Verwahrungsmittel gegen diese gefährliche Seuche. Mache, Herr, daß dieses Laster des Neides von uns ferne bleibt, und daß wir auf Andere nicht böse sind, wenn du für sie gut bist. Verleihe uns vielmehr, Barmherziger, die Gnade, daß wir uns über die Wohlthaten und Gnaden, welche du über Andere ausgießest, erfreuen, als wären sie uns selbst zu Theil geworden. Vereinige uns hienieden schon durch das Band der reinsten Liebe mit dir und unter einander, damit wir einstens in der ewigen Glückseligkeit ohne Unterlaß deinen heiligsten Namen loben und preisen mögen!

13) Wie sich der Christ gegen Neider benehmen soll.

Neider haben ist kein Unglück, sondern vielmehr ein Zeichen, daß man sich in glücklichen Verhältnissen befinde und gewisse Vorzüge besitze. Eben deßwegen soll sich Niemand betrüben, wenn er beneidet wird. Am beßten ist es in solchen Fällen, sich ganz gleichgiltig zu benehmen, und auf das Gift der Verleumdung, welches Neider gegen einen ausspeien, gar nicht zu achten. Je gleichgiltiger man sich gegen solche Menschen benimmt, desto eher werden sie mit ihren Verfolgungen ermüden. Zeigt aber Jemand gegen seine Neider Unwillen, so gibt er ihnen gewonnenes Spiel; denn da sie keine andere Absicht haben, als den Andern in seinem Glücke, wenn sie ihn auch desselben nicht berauben können, wenigstens zu stören und zu betrüben, so werden sie, wenn der Beneidete sich wirklich verletzt zeigt, zur Verfolgung ihres Zieles nur noch mehr aufgemuntert. Es verhält sich hier wie mit jenen kleinen, bissigen Hunden, die um so heftiger bellen und kneifen, je mehr man sie von sich zurückzutreiben sucht; die aber, wenn man ruhig seine Wege wandelt, bald von selbst zurückbleiben. Man kann daher den Neider durch Nichts mehr schaden, als wenn man auf ihn gar nicht merkt, ja ihm eine gewisse Verachtung entgegensetzt.

Artikel CXXII.

Obrigkeit,
geistliche und weltliche; dann auch Fürsten und Könige; Unterthanen; Vaterland.

1) Begriff und Eintheilung.

Unter Obrigkeit versteht man im Allgemeinen diejenigen, welche über Andere gesetzt sind, und die Macht haben, über Andere zu gebieten.

Die Obrigkeit ist zweifach:

a) Die geistliche, zu ihr gehören diejenigen, welche in der Kirche das Regiment führen: der Papst, die Bischöfe und die Priester. Man nennt die geistliche Obrigkeit auch die Hierarchie.

b) Die weltliche oder bürgerliche; sie begreift in sich zunächst die weltlichen Herrscher, wie die Kaiser, Könige und übrigen Fürsten; dann ihre Stellvertreter in den verschiedensten Stellen und Abstufungen.

2) Stellen der heiligen Schrift.

Den Göttern (Obrigkeiten) sollst du nicht übel nachreden, und den Fürsten deines Volkes nicht fluchen. 2. Mos. 22, 28.

Ich gebot ihnen (den Richtern) und sprach: Höret sie (die Unterthanen) und richtet, wie es recht ist, sei es Bürger oder Fremdling. Und es sei kein Unterschied der Person; wie den Großen, sollet ihr den Geringen hören, und keines Menschen Person ansehen; denn es ist Gottes Gericht. Deuter. 1, 16. 17.

Wenn Männer eine Streitsache haben und die Richter anrufen, so sollen sie dem zu Recht sprechen, den sie als gerecht er-

kennen, und den Ungerechten als schuldig verdammen. Und sehen sie, daß der Fehlende Schläge verdient habe, so sollen sie ihn niederlegen und schlagen lassen vor ihren Augen. Nach der Größe seiner Schuld soll auch die Zahl der Schläge sein. Deuter. 25, 1—3.

Du sollst Richter und Beamte setzen in allen deinen Thoren, die der Herr, dein Gott, dir geben wird, nach allen deinen Stämmen, auf daß sie das Volk mit gerechtem Gerichte richten, und nicht auf eine Seite sich beugen. Du sollst keine Person ansehen und kein Geschenk annehmen; denn die Geschenke verblenden die Augen der Weisen und verändern die Worte des Gerechten. Ebendas. 16, 18 u. 19.

Wo kein Regiment ist, geht das Volk unter. Sprüchw. 11, 14.

Wie der Richter des Volkes, also sind auch seine Diener, und wie der Befehlshaber einer Stadt, so sind auch ihre Bewohner. Ein unweiser König verdirbt sein Volk, aber durch die Weisheit der Machthaber werden Städte bevölkert. Sirach. 10, 1—4.

Liebet die Gerechtigkeit, die ihr Richter seid auf Erden. Weish. 1, 1.

Höret, ihr Könige, und werdet verständig, lernet ihr Richter der ganzen Erde; neiget die Ohren, die ihr der Völker Menge beherrschet und euch gefallet in den Schaaren der Nationen; denn von dem Herrn ist euch die Herrschaft gegeben und die Macht von dem Allerhöchsten, der euere Werke untersuchet und euere Gedanken erforschet. Denn wenn ihr als Diener seines Reiches nicht recht gerichtet, das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet und nach dem Willen Gottes nicht gehandelt habt, wird er plötzlich und schnell über euch kommen, weil das strengste Gericht über die, so Andern vorstehen, ergeht. Weish. 6, 2—7.

Der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aeltesten seines Volkes und mit seinen Fürsten; denn ihr habt den Weinberg abgeweidet, und der Raub des Armen ist in euern Häusern. Is. 3, 14.

Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die, welche sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu. Denn die Obrigkeiten sind nicht den guten Werken, sondern den bösen furchtbar.

Willst du aber die obrigkeitliche Gewalt nicht fürchten, so thue Gutes, und du wirst von ihr Lob erhalten; denn sie ist Gottes Dienerin dir zum Beßten. Wenn du aber Böses thuest, so fürchte dich; denn nicht umsonst trägt sie das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut. Darum ist es euere Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen, denn darum zahlet ihr auch Steuern: denn sie sind Diener Gottes, die eben hiefür dienen. Gebet also einem Jeden, was ihr ihm schuldig seid: Steuer, wem Steuer; Zoll, wem Zoll; Ehrfurcht, wem Ehrfurcht; Ehre, wem Ehre gebührt. Röm. 13, 1—8.

Seid unterthan jeder menschlichen Kreatur um Gottes willen, sei es dem Könige, welcher der Höchste ist, oder den Statthaltern, als solchen, welche von ihm abgeordnet sind zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belohnung der Rechtschaffenen. 1. Petr. 2, 13 u. 14.

3) Aussprüche der heiligen Väter.

Wir nehmen einen Urtheilsspruch unserer Kaiser so auf, als wenn Gott selbst ihn gefällt hätte, der die Fürsten über die Völker gesetzt hat. Tertullian in seiner Schutzschrift für die Christen.

Wir Christen beten zu Gott für dein Reich; wir bitten ihn, daß er deinen Sohn, wie es sich gebührt, dir in der Regierung nachfolgen, euch beiden Alles glücklich und nach Wunsch von Statten gehen lasse, und die Grenzen eueres Reiches erweitere. Wir bitten ihn, daß wir, was auch zu unserm Beßten gereicht, unter seinem Beistande und euerm Schutze ein ruhiges und stilles Leben führen und einen jeden euerer Befehle vollziehen können. Athenag. Apolog.

Ich bitte euch, daß ihr eueren Vorgesetzten gehorchet. St. Polykarp.

Wir Christen streiten durch das zu Gott gerichtete Gebet für den rechtmässigen Kaiser und für einen jeden Monarchen. Origen. lib. 7. contr. Celsum.

Wenn selbst der Sohn Gottes Steuern bezahlte, wie kannst du behaupten, daß man sie nicht bezahlen soll? Er zahlte Steuern, obgleich er kein Eigenthum besaß; du aber, der du dem weltlichen

Gewinne nachjagest, warum unterwirfst du dich nicht gehorsam den Forderungen der weltlichen Obrigkeiten? St. Ambrosius.

Die Obrigkeiten sollen genau Acht geben, wenn sie strafen, daß Nichts zu viel, und wenn sie verzeihen, daß Nichts zu wenig sei. Sie sollen nicht anders bestrafen, als um zu bessern; aber auch Nichts nachsehen, was sich zum Schlimmern wenden könnte. Sie sollen Alle als die Ihrigen ansehen, über welche ihnen Gewalt gegeben ist, und ihre Herrschaft mehr als einen Dienst ansehen. St. Augustin. lib. 2. de ordin. c. 8.

Mit diesen Gedanken, wie schwer es sei, Andere zu regieren, bin ich Tag und Nacht beschäftiget; diese saugen mir das Mark aus und zehren mir das Fleisch auf; sie lassen mich nicht kühn sein und mit aufgerichtetem Antlitze einhergehen. Diese Gedanken beugen meine Seele nieder, ziehen meinen Geist zusammen, legen meiner Zunge Fesseln an, und machen, daß ich an keine Oberleitung Anderer denke, was nur einer großen Fähigkeit zukömmt, sondern nur darauf sinne, wie ich dem kommenden Zorn entfliehe. St. Gregor v. Naz. orat. 1.

Nie werde Einer zum Oberhaupte gewählt, wenn er nicht vorher in Gehorsam das gelernt hat, was er später denen befehlen muß, welche ihm gehorchen sollen. St. Cassian. lib. 2. instit. monast. c. 3.

Die Vertheilung der Leitung muß so sein, daß derjenige, welcher vorgesetzt ist, sich in Bezug auf seine Untergebene so mäßiget, daß er, wenn er lächelt, gefürchtet, und wenn er zürnt, geliebt wird. St. Gregor, der Große.

Du hast eine höhere Stellung erhalten, indem du zu einem obrigkeitlichen Amte gelangtest, aber keine sicherere; eine erhabenere, aber keine sorgenfreiere. St. Bernard ad Eugen. Pap.

4) Geschichtliches.

Als David den König Saul, der ihm nach dem Leben strebte, schlafend fand, und Abisai den schlafenden König erstechen wollte, sprach David: Thue ihm Nichts zu leid; denn wer will die Hand an den Gesalbten des Herrn legen und ungestraft bleiben?

Während Absolon's Aufruhr gegen David bewährten viele seiner Diener und Unterthanen ihre Treue und Anhänglichkeit an

den König David. Ethai, der erst am Tage, bevor David vor Absolon floh, als ein Fremder in Davids Dienste getreten war, und dem selbst David abwehrte, sich mit ihm in solche Gefahr zu begeben, sprach voll treuer Ergebenheit: Wo immer mein Herr und König ist, da werde auch ich, sein Knecht, sein, es gehe zum Leben oder zum Tode.

Der Jude Mardochäus war, wiewohl als Gefangener in fremden Landen lebend, voll Treue und Ergebenheit gegen den König Assuerus, und zeigte daher auch die Verschwörung der beiden Kämmerer gegen das Leben des Königs an.

Es ist bekannt, wie treu und ergeben die ersten Christen gegen ihre Obrigkeiten waren. Sie wurden von ihnen verfolgt, ihrer Güter beraubt, ja selbst auf das martervollste getödtet; aber sie wankten in ihren Unterthanenpflichten nicht. Nie empörten sie sich gegen dieselben, stunden ihnen scheinbar auch noch so viele Gründe dazu zur Seite. Daher konnte der Bischof Achatius von Antiochien vor dem heidnischen Richter Martinianus fragen: Wem liegt das Wohl des Kaisers mehr am Herzen, und von Wem wird er mehr geliebt, als von den Christen? Und Tertullian konnte die Heiden seiner Zeit auffordern, sie sollten ihm unter den Missethätern und Aufrührern einen Christen zeigen.

Zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges fanden sich in den preußischen Provinzen manche Landleute, die Nichts mehr hatten, als ihre Kinder, und dessenungeachtet wetteiferten, ihre Söhne sobald als möglich zur königlichen Armee zu schicken. Um die königlichen Stuttereien in Preußen zu retten, vertheilten die Bauern die Pferde derselben unter sich und fütterten sie unentgeltlich. Da die Armee nach der Schlacht bei Kollin vorzüglich an Pferden Mangel hatte, so gaben die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, der Adel sowohl als die Bürger und Bauern, freiwillig ihre Pferde zum Dienste der Kavallerie her. Man spannte die schönsten Pferde von Kutschen und Wagen ab, und überschickte sie dem König. Diese freiwillige Aufopferung hatte auf die Ermuthigung des Kriegsheeres den wohlthätigsten Einfluß.

Kaiser Karl, der Große, that den Ausspruch: Wir können nicht begreifen, wie uns diejenigen treu dienen können, die gegen Gott treulos, und seinen Stellvertretern, den Priestern, ungehor-

sam sind; denn schlechte Christen sind auch schlechte und unzuverlässige Unterthanen.

Der römische Kaiser Titus zählte die Tage seiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er gespendet hatte. Wenn er daher an einem Tage sich nicht erinnern konnte, Jemanden etwas Gutes gethan zu haben, pflegte er bei der Abendmahlzeit zu sagen: Freunde, ich habe heute einen Tag verloren!

Zum Kaiser Rudolph von Habsburg hatte Jedermann freien Zutritt. Als einmal die Wache einen geringen Menschen, der nach dem Kaiser verlangte, abhalten wollte, und dieser es bemerkte, sprach er: Ei, laßt ihn doch herein; bin ich denn Kaiser geworden, daß ich mich einschließe? Cf. Mehlers Beispielsammlung.

Als Kaiser Karl zu Brüssel seine Reiche an seinen Sohn Philipp übertrug, sprach er mit thränenvollen Augen zu ihm: Mein Sohn, ich lege auf deine Schultern eine große Last. So lange ich sie getragen habe, hatte ich niemals einen Tag, war er auch noch so freudig, in welchen sich nicht Kummer und Sorge gemischt hätte.

Als Antigonus, König von Macedonien, Diadem und Purpur empfing, sprach er: O verhängnißvolle Binde, wer dich kennt, und weiß, wie viel Sorgen und Mühen an dir haften, würde dich nicht aufheben, wenn er dich auf der Erde liegen sähe.

5) Gleichnisse.

a) Die Glieder des Körpers hatten sich einmal gegen den Magen verschworen, den sie in Verdacht hatten, daß er die Früchte ihrer mühevollen, täglichen Arbeiten in träger Ruhe verzehre und dabei Niemanden nütze. Sie wollten gleich ihm der Ruhe pflegen und für ihn nicht mehr arbeiten. Sie fingen in der That an, ihr Vorhaben auszuführen. Den ersten Tag ging es noch leidentlich, schlimmer schon am zweiten, fast unerträglich am dritten und noch mehr am vierten Tage. Die rebellischen Glieder wollten sich nun in ihren Nöthen berathschlagen, was anzufangen sei. Doch welch eine traurige Veränderung! Das Auge war matt, und konnte kaum die Gegenstände um sich her unterscheiden; die Füße drohten unter der Last des Körpers zusammenzubrechen; die Hände vermochten Nichts mehr zu fassen und festzuhalten; die Zunge war ganz ver-

trocknet und klebte am Gaumen. Da sagte die Vernunft zu den Rebellen: Weil ihr euch weigert, dem Magen, welchen ihr fälschlich für eueren gemeinschaftlichen Feind haltet, den Tribut zu entrichten, so hat dieser auch euch Allen die nöthige Nahrung entzogen; denn da er den schuldigen Tribut nicht erhielt, und sich bereits ausgeleert hatte, so konnte er, da er selbst Nichts besaß, auch Andern Nichts mittheilen. Alle pflichteten jetzt der Vernunft bei, sprachen den Magen frei und kehrten zum Gehorsam zurück, indem sie ihm von Neuem Speise reichten. Die Folge war, daß alle Glieder bald wieder erquickt und ihrem Dienste vorstehen konnten. So verhält es sich auch mit dem Staate, wo die Obrigkeit oft große Abgaben verlangt, aber nicht so sehr für sich, als vielmehr für Andere, nämlich zum allgemeinen Beßten. Was der Magen im Körper, das ist der Regent im Staate: wie jener, scheint auch dieser fast Alles zu verschlingen; allein wie der Magen die Speisen nur aufnimmt, um den übrigen Gliedern Kraft hinausgeben zu können: so empfängt auch der Regent nur, um für alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen zu sorgen und allen Nöthen derselben abzuhelfen.

b) Wie eine Masse Steine, übereinander gehäuft, noch kein Gebäude gibt, so eine angehäufte Menschenmasse noch kein Volk. Es muß ein fähiger Geist die Steine sammeln, sie nach einem gewissen Verhältnisse zu einander ordnen, aufstellen und befestigen, und so die gesonderten Stücke zu einem Ganzen formen, wenn sie ein Gebäude geben sollen. Eben so muß auch eine Menge Menschen, wenn sie ein Volk vorstellen soll, mittelst einer geistigen Kraft zur Einheit gesammelt werden. Diese Kraft des Geistes muß dem Sinne und Verlangen, den Gedanken der Menschen, die gar mannigfaltig sind, ja vielfältig sich einander widerstreiten, eine geordnete Richtung geben, ihnen gewisse Schranken, wie dem Strom einen Damm und ein bestimmtes Ziel setzen; sie muß demselben Gesetze geben, nach welchen ihr Thun und Lassen geregelt wird. Dem Körper muß ein Haupt gegeben sein. Ohne ein solches Haupt wäre die Menge kaum eine Räuberhorde, nicht unähnlich einer Schaar reißender Thiere.

6) Gott hat zwei Gewalten auf Erden angeordnet, die geistliche und weltliche.

In der christlichen Welt gibt es zwei Gewalten: das königliche Priesterthum und das weltliche Königthum, oder die geistliche und die weltliche Gewalt, und beide sind von Gott angeordnet, wie von einer jeden dieses unten näher nachgewiesen werden wird. Schön sagt hierüber ein Schriftsteller: Wie Gott, der Lenker der Welt, zum Heile des menschlichen Geschlechtes zwei Gebote der Liebe gegeben hat, so sind von ihm auch zwei Gewalten angeordnet, wodurch die Welt regiert wird, nämlich die heilige Gewalt der Päpste und die kaiserliche Macht. Wenn diese beiden sich gegenseitig verstehen und ehren, so wird in der heiligen Kirche die Religion Gott unversehrt erhalten, und das christliche Volk sowohl durch die Kraft der Gerechtigkeit als die Milde der Billigkeit zu seinem Heile regiert.

Diese beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, sind gleichsam die beiden goldenen Cherubim, welche die Seiten des Gnadenthrones Gottes decken, ihre Flügel ausbreitend und den Thron überschattend. Beide Gewalten sind auf Christus, als den Eckstein, gegründet, beide dienen demselben Schöpfer und regieren dieselben Menschen, welchen Christus geboten hat, einer jeden von beiden das ihr Gebührende zu geben. Matth. 22, 21.

Es ist ein Werk der Weisheit Gottes, daß sie diese beiden Gewalten trennte, und auf zwei verschiedene Schultern legte; denn ist es schon eine schwere Bürde, nur die Last einer dieser Gewalten zu tragen; wie sollten die Kräfte Eines Menschen für beide hinreichen? Eine solche Vereinigung hätte leicht zum schrecklichsten Despotismus geführt; denn welch ein Mensch hätte auf der schwindelnden Höhe des Gipfels kirchlicher und weltlicher Alleinherrschaft über die Erde emporgehoben sich vor Mißbrauch zu bewahren gewußt? In der That erscheinen jene Herrscher, in deren Händen die kirchliche Gewalt zugleich mit der weltlichen gelegt ist, fast immer als Despoten. Auch würde, wenn hinter der Predigt immer das Schwert hervorschaute, der Glaube als Zwang erscheinen; aller freie Wille, und damit auch alles Verdienst ginge verloren. Daher hat Gott, eingedenk der menschlichen Schwachheit,

die beiden Gewalten getrennt, und dadurch für beide die Erreichung ihres Zieles leichter erreichbar gemacht.

7) Ueber den Ursprung der Staatsgewalt, oder die Obrigkeit, und namentlich die Könige und Fürsten sind von Gott gesetzt.

Die von Gott abgefallene Vernunft sieht in den Fürsten keine Stellvertreter Gottes mehr, sondern betrachtet sie nur als Organe, wodurch das Volk seinen Willen vollzieht, von dem sie auch ihre Gewalt bekommen, und in dessen Auftrag sie dieselbe ausüben. Die Völker, sagen unsere Freigeister, sind frei; beim Volke liegt die Majestät, die höchste Gewalt und die Macht zu herrschen; das Volk setzt den König, und überträgt ihm unter gewissen Bedingungen die Gewalt, zu regieren. Diese Uebertragung, welche zwischen dem Volke und dem, der regiert, geschieht, ist eine Art Vertrag. Zufolge dessen ist der Regent der Nation verantwortlich, und kann ihm seine Gewalt auch wieder genommen werden; denn die Nation richtet ihn. Wohin diese Grundsätze führen, haben wir an dem traurigen Schicksal des Königs von Frankreich erlebt, dessen Haupt unter Henkershänden fiel. Daß nun die Volkssouveränität falsch, und die Herrschaft der Fürsten göttlichen Ursprungs sei, soll im Nachstehenden gezeigt werden.

I. Die Geschichte zeugt für den göttlichen Ursprung der Rechte der Könige.

Die Wurzel, aus der die Völker und Nationen erwachsen, ist und bleibt die Familie. Ein Volk oder eine Nation ist eine Vereinigung von Familien. Alle Familien aber führen auf eine einzige Familie zurück, nämlich auf das erste Menschenpaar. Damals herrschte Gott selbst unmittelbar über die Menschen, da er unter ihnen sichtbar wandelte. Er war ihr König, Herr und Gebieter. Hätten die Menschen nicht gesündiget, so wären sie im Paradiese geblieben und von Gott unmittelbar regiert worden. In Folge der Sünde aber wurden sie aus dem Paradiese verstoßen, und das Verhältniß mit Gott löste sich. Wer herrschte nun im Hause Adams, in der Urfamilie? Niemand Anderer, als Adam selbst. Und wer gab dem Adam die Gewalt zu herrschen? Gott selbst; denn Gott sprach zur Eva: Du sollst unter der Gewalt des Man-

nes sein, und er soll über dich herrschen. Gen. 3, 20. Solches ist aber in Eva einem jeden Weibe gesagt, folglich in Adam auch einem jeden Vater der Familie das Regiment eingeräumt. Der Mann ist also das Haupt, und daher der Regent der Familie. Diese Gewalt ist ihm von Gott verliehen, und gebührt ihm dieselbe auch der natürlichen Lage der Dinge gemäß. Denn der Mann ist zuerst; er ist vor dem Weibe erschaffen; ihm ist also das Weib sammt den Kindern unterthänig. Eben so finden wir es bei und nach der Sündfluth. Denn mit Noe, dem Haupte der Familie, redet Gott, und nicht mit seinen Söhnen, wiewohl auch sie vom Untergange gerettet wurden. Denn zu Noe sprach Gott: „Geh in die Arche, du und dein Haus." Noe ist also der Herr des Hauses, der Familie. Noe vollzog auch den Bau der Arche, und that Alles, was ihm Gott befohlen hatte. Zu ihm wurde auch nach der Sündfluth gesagt: „Führe sie wieder heraus!" Gen. 8, 13. u. s. w. Er baute auch den Altar und brachte das Opfer dar. Immer und überall erscheint Noe ordnend und verfügend, als der Vater des Hauses; er steht überall obenan, er ist der Herr und Regent. So ging von Adam das Herrscherrecht durch die Geschlechter herab bis zu Noe und durch diesen über die Wasser der Sündfluth auch in die neue Welt ein.

Wie Noe waren auch seine Söhne die Häupter, und als solche die Herrscher ihrer Familien. Merkwürdig ist, was die heilige Schrift von Nemrod, einem Enkel des Cham, erzählt. Wir lesen nämlich: Chus, ein Sohn Chams, zeugte den Nemrod; dieser fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Daher spricht man: Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn wie Nemrod. Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erach u. s. w. Gen. 10, 8—10. Nemrod erscheint hier offenbar als Gründer und König von Babel. Als ein kühner Jäger erlegte er ringsherum die wilden Thiere des Waldes, welchen das Land abgewonnen werden mußte. Die Jagd ist die Schule des Krieges. Er war sonach auch ein kühner Krieger, ein gewalthabender Herr, der die Schwachen zu schützen vermochte, in dessen Schutz sich also diese begaben; der Andere wohl auch unter sein Joch zu beugen vermochte, und also Stämme eroberte. Für jene war er ein Wohlthäter, für diese ein furchtbarer Held, für

Alle ein mächtiger Geist, der Stämme unter sich sammelte, und die um sich gesammelten in seiner Kraft zusammenhielt, und auf solche Weise einen mächtigen Staat der alten Welt gründete. Nicht das Volk hat demnach den Nemrod zum Fürsten gemacht; sondern Gott hat die verschiedenen Stämme ihm unterworfen, über welche er sodann herrschte. Dasselbe erzählt die heilige Schrift von Assur; denn es heißt: Von diesem Lande kam Assur, baute Ninive, die Stadt, und ihre Gassen, auch Chale und Resen, zwischen Ninive und Chale. Diese ist eine große Stadt. Gen. 10, 11. 12. Hier wird Assur offenbar als Gründer des assyrischen Reiches bezeichnet.

Um zu den heiligen Männern zurückzukehren, so erscheinen Abraham, Isaak, Jakob u. s. w. als die Häupter und Fürsten in ihren Familien. Was den Abraham betrifft, so ertheilt überall Gott ihm seine Offenbarungen und trägt ihm auf, was er zu thun habe; dadurch ist Abraham als der Herr bezeichnet, welchem die Uebrigen zu gehorchen haben. Abraham erscheint auch als der Feldherr, der sein Volk in die Schlacht führt; er schließt auch Bündnisse, und mit ihm verhandelt man. Eben so herrscht Isaak über sein Haus, und nach ihm sein Soh'n, Jakob. Darum werden diese Männer auch Patriarchen genannt, in welchem Worte zugleich der Begriff von Vater und Herrscher liegt.

Wir wenden uns zu dem israelitischen Volke, und sehen zunächst Moses an seiner Spitze. Aber nicht das Volk hat den Moses sich berufen und ihn zu seinem Führer gemacht; sondern Gott hat ihm Beruf und Macht verliehen. 2. Mos. Kap. 3. Als Moses zu seinen Vätern versammelt werden sollte, und es sich um einen Nachfolger handelte, ward Josue auf folgende Weise dazu bestimmt: Moses sprach zum Herrn: Es sehe sich der Herr, der Gott der Geister alles Fleisches, um einen Mann um und setze ihn über die Gemeine, der vor ihnen ausziehe, und vor ihnen heimziehe, der sie ausführe und einführe, auf daß das Volk des Herrn nicht wie eine Heerde ohne Hirten sei. Und der Herr sprach zu ihm: Nimm Josue, den Sohn Nuns, einen Mann, in welchem Geist ist u. s. w. 4. Mos. 27, 16—19. So wurde auch Josue von Gott selbst als Heerführer der Israeliten bestimmt. Ihm, der das Volk in das gelobte Land eingeführt hatte, folgten die Richter, welche

Gott nicht selten auf außerordentliche Weise erweckt hatte, sein Volk aus den Händen der Feinde zu erretten.

Als das Volk Israel den ersten König erhielt, so gab ihm diesen offenbar Gott selbst. Die heilige Schrift erzählt nämlich: Dem Kis, dem Vater des Saul, gingen die Eselinen verloren, und Saul und sein Knecht suchten sie von Landschaft zu Landschaft. Sie kamen nach Suph. Dort war auch Samuel. Als sie in die Stadt hinaufgingen, ging Samuel ihnen heraus entgegen, und wollte auf die Anhöhe hinauf, um das Opfer zu segnen. Den Tag vorher aber, ehe Saul kam, hatte der Herr dem Samuel schon geoffenbart und zu ihm gesagt: Morgen werde ich um eben diese Stunde, die jetzt ist, einen Mann vom Lande Benjamin zu dir schicken. Denselben salbe zum Oberhaupte über mein Volk Israel. Da nun Samuel den Saul ansah, sagte der Herr zu ihm: Sieh, der ist der Mann, von dem ich dir gesagt habe, er ist es, der über mein Volk herrschen soll. Diesen salbte Samuel des andern Tages und sagte zu ihm: Sieh, der Herr hat dich zum Oberhaupte über sein Erbtheil gesalbt. 1. König. 9.

Auf gleiche Weise wurde David nach der Verwerfung des Saul von Gott selbst zum Throne gerufen; denn der Herr sprach zu seinem Propheten Samuel: Fülle dein Horn mit Oel und komm. Ich will dich zum Bethlehemiten Isai senden; denn unter seinen Söhnen habe ich mir einen zum Könige auserſehen. 1. König. 16, 1.

II. Beweis aus der heiligen Schrift für den göttlichen Ursprung des Rechtes der Könige.

Die heilige Schrift stellt die Macht der Obrigkeit überhaupts und jene der Könige insbesondere als einen Ausfluß der göttlichen Gewalt dar und sieht in den Obrigkeiten die Stellvertreter Gottes. So lesen wir, daß Gott sagt: Durch mich regieren die Könige; durch mich herrschen die Fürsten. Sprüchw. 8, 15. 16. — In Gottes Hand steht die Herrschaft über ein Land; er erweckt ihm zur rechten Zeit einen tauglichen Regenten. Sirach. 10, 4. — Gott stellte über ein jedes Volk einen Regenten auf. Ebendas. 17, 14. — Vom Herrn ist euch die Herrschaft gegeben, und die Macht vom Allerhöchsten. Weish. 6, 4. — Salomon spricht zu Gott: Du hast mich zum Könige über dein Volk erwählt und zum Richter über deine Söhne und Töchter. Weish. 9, 7. — Beim Propheten Jeremias

spricht Gott: Ich gab all diese Länder in die Hand Nabuchodonosors, des Königs von Babylon, meines Knechtes. Jerem. 27, 6. — Daniel sagt zu Nabuchodonosor: Du bist der König der Könige; der Gott des Himmels hat dir das Reich, die Macht, die Gewalt und die Herrlichkeit gegeben. Dan. 2, 37. Und wiederum sagt derselbe Prophet: Die Lebendigen sollen erkennen, daß der Allerhöchste im Reiche der Menschen herrsche, und wem er will, es gebe, und den Niedrigsten der Menschen darüber setze. Dan. 4, 15. —

Eben so ist im neuen Testament die göttliche Autorität der Könige ausgesprochen. Jesus Christus selbst sagt bezüglich des heidnischen Landpflegers Pilatus: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre. Joh. 19, 11. Dasselbe sprechen die Apostel aus. Es gibt keine Gewalt, schreibt der heilige Paulus, außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes. Röm. 13, 1 u. 2.

III. Aussprüche der heiligen Väter und anderer Theologen für den göttlichen Ursprung des Rechtes der Könige.

Die heiligen Väter sowohl, als alle katholische Theologen sprechen sich einmüthig dahin aus, daß alle obrigkeitliche Gewalt von Gott kömmt. Der heilige Chrysostomus sagt hierüber: Es gibt keine Obrigkeit, ohne daß sie von Gott da ist. Wie, ist also ein jeder Fürst von Gott angeordnet? Das will ich nicht sagen; denn ich rede hier nicht von einem jeden einzelnen Herrscher, sondern von der Sache selbst. Ich behaupte, es sei ein Werk der göttlichen Weisheit, daß es Obrigkeiten gibt, daß die Einen herrschen, die Andern unterthänig sind, daß nicht Alles zufällig und regellos geschieht, und daß die Völker nicht wie Meereswogen bald hierhin, bald dorthin getrieben werden. Darum sagt der Apostel auch nicht: Es ist kein Herrscher, ohne daß er von Gott da ist, sondern er spricht von der obrigkeitlichen Gewalt an und für sich selbst und sagt: Es gibt keine Obrigkeit, ohne daß sie von Gott da ist. Hom. 23. in epist. ad Roman. Wie sehr der alte Tertullian von der hohen Würde der Obrigkeit überzeugt war, geht aus seinen Worten hervor, wenn er sagt: Wir nehmen einen

Urtheilsspruch unserer Kaiser so auf, als wenn Gott selbst ihn gefällt hätte, der die Fürsten über die Völker gesetzt hat. Tertull. in seiner Schutzschrift für die Christen. Und den heiligen Polykarp läßt Eusebius sagen: Es ist uns befohlen, den von Gott eingesetzten Obrigkeiten und Gewalten die Ehre, welche wir ihnen schuldig sind, zu erweisen. Euseb. histor. eccles. lib. 4. c. 15. — Wie hätten auch die ersten Christen bei allen Verfolgungen, die sie von der heidnischen Obrigkeit erlitten, derselben so treu anhängen können, wenn sie nicht eine Stellvertreterin Gottes in derselben erblickt hätten?

Wir gehen zu den Theologen über. Unter diesen sagt der heilige Thomas von Aquin über den Ursprung der bürgerlichen Gewalt: Wenn der Mensch allein lebete, wie viele Thiere, so hätte er Niemand nöthig, der ihn zu seinem Ziele führen müßte; ein Jeder wäre in eigener Person sein König, er stände unter Gottes Oberherrschaft, in so ferne er sich selbst durch das Licht der Vernunft regierte, welches ihm der Schöpfer gegeben hat. Aber es liegt in dem Wesen des Menschen, als ein geselliges und kluges Thier in Gemeinschaft zu leben in ganz verschiedener Weise von allen andern Thieren, Etwas, worauf sogar das Bedürfniß der Natur deutlich hinweist. Die Natur hat für die übrigen Thiere die Nahrung bereitet, ihr Fell dient ihnen zur Kleidung; sie gab ihnen Vertheidigungsmittel, als: Zähne, Hörner, Krallen, oder wenigstens Behendigkeit, um zu entfliehen; sie hat aber keinem Menschen diese Eigenschaften verliehen, sondern begabte ihn dagegen mit Vernunft. Durch diese und mit Hilfe seiner Hände, kann er sich verschaffen, was er nöthig hat. Um aber dieses Alles zu erlangen, war Ein Mensch nicht genug. Er würde sich selbst nicht genügen, um sein eigenes Leben zu erhalten; ein geselliges Leben liegt also in der Natur des Menschen. Ferner hat die Natur den übrigen Thieren instinktmässig die Erkenntniß dessen verliehen, was ihnen nützlich und schädlich ist. So hat das Schaf eine natürliche Furcht vor seinem Feinde, dem Wolfe. Gewisse Thiere erkennen auch instinktmässig die Kräuter, welche ihnen zur Heilung dienen, und andere zur ihrer Erhaltung nothwendige Dinge; der Mensch hingegen hat von Natur keine Kenntniß dessen, was zu seinem Leben nothwendig ist; diese erlangt er mittelst des Zusam-

menlebens, in so ferne er mittelst der Vernunft durch allgemeine Regeln zur Kenntniß der zum menschlichen Leben einzelnen, nothwendigen Dinge gelangen kann. Weil nun ein Mensch unmöglich von sich selbst alle diese Kenntnisse erlangen kann, so müssen die Menschen nothwendig in Gemeinschaft leben, indem Einer den Andern unterstützt, und sich der gegenseitigen Thätigkeit befleißt; so ist der Eine in der Medizin thätig, der Andere in etwas Anderm, und ein Dritter wieder in etwas Anderm. Dieses beweist uns auf das Deutlichste, daß es dem Menschen eigen sei, der Sprache sich zu bedienen, wodurch der Eine dem Andern alle seine Gedanken mittheilt. Die übrigen Thiere theilen sich im Allgemeinen mit, so gibt der Hund seinen Zorn durch Bellen zu erkennen. Der Mensch ist also gegen seines Gleichen mittheilender, als ein jedes andere Thier. In dieser Beziehung sagt der Prediger Salomon: Es ist besser, ein Paar zu sein, als allein; denn im ersten Fall hat man den Vortheil der gegenseitigen Gesellschaft. Wenn es also dem Menschen natürlich ist, in Gesellschaft Vieler zu leben, so muß nothwendig unter Allen Einer sein, der die Menge regiert. Denn wenn Viele geeint sind, und ein Jeder nach Belieben thun wollte, so würde sich der Verband bald lösen, wenn es nicht Einen gäbe, der für das Wohl der Gesellschaft Sorge trüge; so würde auch der Leib des Menschen und eines jeden andern Geschöpfes zu Grunde gehen, wenn keine Macht bestände, die ihn lenkte und über das Beßte aller Glieder wachte. Hierüber äußert sich Salomon also: Da, wo kein Regent das Ganze zusammenhält, wird das Volk zerstreut sein. . . Es ist aber das einem Jeden Eigenthümliche, und das Gemeinschaftliche nicht ein und dasselbe; denn das Eigenthümliche trennt, das Gemeinschaftliche aber vereinigt. Es muß also außerdem, was einen Jeden zum Suchen des ihm eigenthümlichen Guten antreibt, noch Etwas geben, was das Vielen gemeinschaftliche Gute anstrebt. Daher findet sich in allen Dingen, welche nach einer gemeinsamen Ordnung sich fügen, Etwas, das sie regiert. Im Menschen selbst ist die Seele die Regentin des Körpers, und in der Seele werden die Leidenschaften und Begierden durch die Vernunft im Zaume gehalten. Unter den Gliedern des Körpers ist ebenfalls eines das Haupt, welches sie alle bewegt. Es muß daher überall unter vielen Dingen Etwas geben, das regiert. S. Thom.

de regim. principum lib. 1. c. 1. So zeigt der heilige Thomas nicht bloß die Nothwendigkeit der Regierungsgewalt, sondern beweist auch, daß dieselbe auf die Natur selbst sich steift, und daher von dem, der Herr und Schöpfer der Natur ist, von Gott, gewollt und gegeben ist, wie er dieses in mehreren andern Stellen der genannten Schrift ausspricht.

Der berühmte Cardinal Bellarmin drückt sich hierüber so aus: Es ist unumstößlich, daß die öffentliche Gewalt von Gott kömmt, von dem allein alles Gute und Erlaubte ausgeht, was vom heiligen Augustin beinahe durch den ganzen Inhalt des vierten und fünften Buches von der Stadt Gottes bewiesen ist. In der That ruft die Weisheit Gottes in den Sprüchwörtern: „Die Könige regieren durch mich;" und weiter unten: „Die Fürsten befehlen durch mich." Der Prophet Daniel sagt im zweiten Kapitel: „Der Herr des Himmels hat dir das Reich und die Herrschaft gegeben" u. s. w. Hierauf fährt Bellarmin fort: Die Staatsgewalt im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf Monarchie, Aristokratie oder Demokratie geht unmittelbar von Gott allein aus; denn vermöge ihrer nothwendigen Vereinigung mit der Natur des Menschen geht sie auch von demjenigen aus, der die Natur des Menschen selbst gemacht hat. Ueberdieß ist diese Gewalt naturgemäß, weil sie nicht von der Zustimmung Anderer abhängig ist, und die Menschen eine Regierung haben müssen, sie mögen wollen oder nicht, wenn sie nicht das Zugrundegehen des menschlichen Geschlechtes wünschen, was der Neigung der Natur widerstreitet; also ist das Naturgesetz göttliches Gesetz und die Regierung eine Einrichtung nach göttlichem Gesetze, und dieses scheint mir der Apostel im Auge zu haben, wenn er im dreizehnten Kapitel zu den Römern sagt: Wer sich der Gewalt widersetzt, der widerstrebt der Ordnung Gottes... Die Gewalt der Fürsten ist also, im Allgemeinen betrachtet, ihnen nach dem natürlichen und göttlichen Rechte übertragen, und sollte sich das ganze Menschengeschlecht zu einer einzigen Gesellschaft vereinigen, so könnte sie nicht das Gegentheil feststellen, nämlich daß es weder Fürsten noch Regierungen gebe. — Bezüglich der Regierungsform selbst bemerkt Bellarmin: „Bedenket, daß die Regierungsformen Gesetze der Menschen, nicht der Natur sind, weil, wie es klar am Tage liegt, die Einsetzung eines Königs, der Consule

oder anderer obrigkeitlicher Personen von der Zustimmung des Volkes abhängig ist."

Suarez schreibt: Es scheint die Meinung allgemein zu sein, daß Gott die Gewalt verleihe, in so ferne er der Urheber der Natur ist, so daß die Menschen gleichsam das Materielle ordnen und das dieser Macht fähige Subjekt darbieten, während Gott das Formelle gibt, indem er diese Gewalt verleiht. De leg. lib. I. c. 3.

Der spanische Jesuit Daniel Concina sagt in seiner im Jahre 1768 zu Rom herausgegebenen, dogmatisch-moralischen Theologie: „Gewöhnlich leiten alle Schriftsteller den Ursprung der höchsten Gewalt von Gott ab, was auch Salomo im Buche der Sprüchwörter Kap. 8. erklärt, wenn er sagt: Durch mich regieren die Könige, durch mich schreiben die Gesetzgeber vor, was recht ist. Und in der That, wie die untergeordneten Fürsten von der höchsten, weltlichen Gewalt abhängen, so muß auch diese vom höchsten Könige und vom Herrn der Herren abhängen. Die Theologen und Rechtsgelehrten streiten sich darüber, ob diese höchste Gewalt zunächst oder nur auf eine entfernte Weise von Gott komme. Mehrere behaupten, daß sie unmittelbar von Gott ausgehe, weil sie ihren Ursprung nicht in den Menschen haben könne, man mag sie als Gesellschaften oder einzeln denken; denn alle Familienväter sind gleich, und ein jeder von ihnen besitzt vermöge der Verbindung mit seiner eigenen Familie nur eine häusliche Gewalt. Daraus folgt, daß sie keinem Andern diese bürgerliche und politische Gewalt übertragen können, weil sie dieselbe selbst nicht besitzen. Ueberdieß könnte die Gesellschaft, in so ferne sie höher steht, wenn sie einen oder mehreren Menschen die fragliche Gewalt übertragen hätte, sie wieder zurückfordern, wenn es ihr angemessen schiene; denn es liegt in der Willkühr des Höheren, die Macht zurückzunehmen, welche er einem Andern zugestanden hat. Dieß würde aber der Gesellschaft einen großen Schaden zufügen. In entgegengesetzter Meinung erwidern Einige, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß wirklich eine jede Gewalt nur von Gott komme, aber daß sie auf keinen einzelnen Menschen unmittelbar übertragen werde, sondern mittelbar durch Beistimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Daß diese Gewalt nicht auf einem einzelnen Menschen unmittelbar ruhe, sondern nur der ganzen Gesellschaft zustehe, lehrt der heilige Thomas ausdrücklich.

Der Grund hievon ist in die Augen springend: weil alle Menschen im Verhältniß zur bürgerlichen Gewalt frei geboren werden, so hat auch Keiner dieselbe über einen Andern; weil sie weder auf einem Jeden von ihnen, noch auf Einem allein auf eine bestimmte Weise ruht, so folgt daraus, daß diese Gewalt sich in der Gesammtgesellschaft der Menschen finde. Gott überträgt sie in der Regel nicht durch irgend eine besonders bemerkliche Handlung oder Ernennung, sondern sie ist gleichsam ein Eigenthum, welches der gesunden Vernunft folgt, in so ferne diese befiehlt, daß die moralisch zu einem Ganzen vereinigten Menschen durch eine ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung die Regierungsweise der Gesellschaft vorschreiben, und wie sie zu erhalten und zu vertheidigen sei.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß es Lehre der Kirche sei, die bürgerliche Gewalt komme von Gott. Die Kirche begnügt sich mit der Aufstellung dieses Dogmas und mit der Ableitung der aus demselben unmittelbar entspringenden Folgerung, nämlich daß der Gehorsam gegen die gesetzlichen Gewalten vom Gesetze Gottes verlangt werde. Was aber die Art und Weise betrifft, wie dieses göttliche Recht der bürgerlichen Gewalt mitgetheilt worden ist, so hat die Kirche hierüber Nichts bestimmt, sondern läßt die Meinungen frei.

IV. Vernunftanschauung.

Die Obrigkeit muß als Stellvertreterin Gottes anerkannt werden. Dieses sieht die gesunde Vernunft ein, man mag auf den Ursprung ihrer Gewalt, oder auf die Bedeutung derselben sehen. Denn alle Gewalt wurzelt vom Anfange an in Gott, da die Gewalt etwas Seiendes ist, Gott aber die Quelle alles Seins ist. Die Gewalt ist ferner eine Herrschaft; Gott aber ist der Herr aller Dinge. Die Gewalt ist sodann ein Recht; aber in Gott findet sich der Ursprung aller Rechte. Die Gewalt ist sodann ein moralischer Hebel; Gott ist aber die Ursache aller Arten von Bewegung. Die Gewalt strebt endlich nach einem erhabeneren Ziele; Gott aber ist das Ziel aller Kreaturen; seine Vorsehung ordnet Alles an und leitet es mit Milde und Festigkeit. Daher sagt der heilige Thomas in seinem Werkchen de regimine principum: daß eine jede Gewalt von Gott komme, lasse sich auf dreierlei Weise darthun, in so ferne sie nämlich ein Wesen, ein Hebel und ein Ziel sei. Lib. 2. c. 1.

Man kann weiter sagen: Der Mensch ist nicht geschaffen worden, um allein zu leben; sein Dasein setzt eine Familie voraus, seine Bestrebungen gehen dahin, eine neue zu gründen, ohne welche das menschliche Geschlecht sich nicht fortpflanzen könnte. Die Familien sind durch unauflösliche Bande miteinander vereiniget; sie haben gemeinschaftliche Bedürfnisse; keine kann ohne die andere glücklich sein, ja kaum bestehen; ihre Vereinigung zur Gesellschaft war daher ein Werk der Nothwendigkeit. Die Gesellschaft konnte aber nicht ohne Ordnung, die Ordnung nicht ohne Gerechtigkeit bestehen, und die Gerechtigkeit sowohl als die Ordnung bedurften eines Beschützers, Auslegers und Vollziehers. So zeigt sich die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gewalt. Gott, der den Menschen erschaffen hat und die Erhaltung des Menschengeschlechtes wollte, hat eben deßwegen auch das Bestehen der Gesellschaft und der Gewalt gewollt, deren diese bedarf. Das Bestehen der bürgerlichen Gewalt ist also dem Willen Gottes gemäß, wie das der väterlichen; wenn die Familie der väterlichen Gewalt bedarf, so ist die bürgerliche eben sowohl ein Bedürfniß des geselligen Verbandes. Wie aber der Mensch selbst von Gott kömmt, so hat er auch denen, die über ihres Gleichen als seine Stellvertreter herrschen, die Gewalt dazu gegeben.

Die politische Gewalt schließt solche Rechte und Befugnisse in sich, daß sie nur als Ausfluß von Gott sein kann. Unter diese Befugnisse gehört vor Allem das Recht über Leben und Tod. Dieses Recht kann nur von Gott kommen; denn der Mensch besitzt dieses Recht nicht, und daher kann es auch nicht in Folge eines Vertrages auf einen Andern übergehen. Freilich sagt man, das Recht der Vertheidigung habe in der Gesellschaft das Recht zu tödten erzeugt. Es ist nun allerdings richtig, daß ein Individuum den Angriff eines Andern erlaubter Weise abwehren und denselben sogar tödten darf, wenn es seine eigene Lebensrettung gilt; es folgt aber eben daraus, daß um so mehr ein Verein von Menschen, d. h. die Gesellschaft, dasselbe Recht haben muß. Aber dessenungeachtet reicht man mit dieser Ansicht nicht aus, ja man kann sogar sagen, daß sie, je nachdem man sie ausdehnt oder von ihr eine Anwendung macht, auf den Umsturz der von der ganzen Gesellschaft anerkannten Principien abzielt. Denn würde man hierauf ausschließlich das Recht, zu tödten, gründen, so würden die Begriffe von Strafe und

menschlicher Gerechtigkeit bald verschwinden. Man war immer der Meinung, daß der Verbrecher eine Strafe erleide, wenn er am Galgen stirbt, und obschon die Hinrichtung des Missethäters auch ein Selbsterhaltungsmittel ist, so ist doch die Grundansicht, wodurch auch die Gesellschaft am beßten gerechtfertiget, der Verbrecher nach Verdienst gebrandmarkt, und der Richter selbst am meisten gehoben wird, diese, daß es sich hier um eine Strafe und einen Akt der Gerechtigkeit handelt. All Dieses aber zerrinnt in Nichts, sobald man sagt: Wenn die Gesellschaft Jemanden das Leben nehme, befinde sie sich im Zustande der Vertheidigung. Die Handlung wird wohl noch gerecht sein; aber sie wird des erhabenen Titels eines Aktes der Gerechtigkeit nicht mehr würdig sein. Wer gegen einen Mörder sich wehrt und ihn tödtet, begeht eine gesetzliche Handlung; aber er verwaltet die Rechtspflege nicht, er bestraft nicht. Es ist demnach klar, daß das Recht die Todesstrafe zu verhängen, nur von Gott kömmt, und dieser Grund würde schon hinreichend sein, den Ursprung der bürgerlichen Gewalt in Gott zu suchen.

Eben deßwegen, weil die Könige ihre Gewalt von Gott haben, nennen sie sich „von Gottes Gnaden". Selbst die Heiden erkannten Solches, und daher legten sie ihren Fürsten verschiedene Namen bei, wodurch dieses angedeutet ist. Homer nennt die Könige häufig „gottgenährt", auch „gottgezeugt". Häufig nannten sich die Könige „Söhne des Zeus" oder sie legten sich das Attribut „göttlich" bei. Xenophon schreibt von den Königen: „Mir scheint, daß eine gewisse, von den Göttern verliehene Würde und Anmuth den Herrscher begleite."

Wenn aber auch ein König durch die Wahl zum Throne gelangte, so würde nichts desto weniger immer die Ueberzeugung festgehalten, daß er seine Gewalt von Gott habe. So schreibt Athalarich, König der Ostgothen, an den Senat nach Rom: Ihr wißt, daß durch die göttliche Vorsehung es angeordnet ist, daß die allgemeine Zustimmung der Gothen und Römer uns zu Theil geworden ist. Und als der junge König Otto, der Sohn Heinrichs von Sachsen, an der Spitze der Fürsten des Reiches zu Aachen die Kirche betrat, sprach Hildebert, der Erzbischof von Mainz, zum versammelten Volke: Hier bringe ich euch Otto, den von Gott Erwählten, den von Heinrich Ernannten, jetzt von allen Fürsten zum

Könige Erhobenen. — Das sechste Concilum von Paris aber sagt: Es soll kein König meinen, daß ihm das Reich von seinen Voreltern verliehen worden sei, sondern er soll demüthig und wahrhaft glauben, daß Gott es sei, der es ihm gebe.

8) Von den Regierungsformen.

Die Staaten haben verschiedene Regierungsformen; denn es gibt Monarchieen, und zwar entweder beschränkte oder unbeschränkte, Republiken u. s. w. Es bietet nun zwar die Kirche das Bild der Monarchie dar; denn Christus hat an seiner Statt Ein sichtbares Oberhaupt eingesetzt, so daß nach der Anordnung Christi der wesentliche Charakter seines Reiches der monarchische ist. Auch will man bezüglich der irdischen Reiche wahrgenommen haben, daß sich die Monarchie um ihrer Einheit willen stets als die heilsamste, am meisten die Ordnung fördernde Verfassung bewährt. Schon der alte Homer sagt, daß die Vielherrschaft nicht gut sei; daher verlangt er: *Εἰς κοιρανος εστω.* Dessenungeachtet anerkennt die Kirche eine jede Form der Regierung. Sie hält nur an der Lehre fest, daß die obrigkeitliche Gewalt von Gott ist; über die Form der Ausübung dieser Gewalt bestimmt sie weislich Nichts. Keine Tendenz, sagt ein Schriftsteller, ist ihrer innern Wesenheit nach revolutionärer, als jene, welche irgend eine Form der Staatsverfassung zur allein giltigen erheben will. Denn wem seine ideale Staatstheorie die einzig richtige und rechtmäßige ist, dem gilt auch Nichts für zu Recht bestehend, bis diese verwirklichet ist; er wird heimlich oder offen stets mit dem ganzen Ernste seiner Ueberzeugung an dem Umsturze des Bestehenden arbeiten; da er aber einem Andern das Recht nicht versagen kann, auch seinen Schöpfungen den Maßstab abweichender Staatsansichten anzulegen, und diese auf dieselbe Weise zur Geltung zu bringen, so hat er Nichts erreicht, als das Princip des gewaltsamen Umsturzes zum perenirenden gemacht zu haben. — Derselbe fährt fort: Obgleich die Erfahrung lehrt, daß die Form der Staatsgewalt für den Zweck der ächten Freiheit keine ganz gleichgiltige Sache ist, so ist es anderseits noch weniger zu verkennen, daß der Despotismus sich mit jeder Form verträgt. Der französische Convent hat an willkührlicher und grausamer Tyrannei alle orientalischen Despoten überboten.

Der berühmte Bossuet, der getreue Anhänger der Monarchie, stellt dennoch den Grundsatz auf: „Man muß derjenigen Regierungsform ergeben sein, welche man in seinem Lande eingeführt findet.“ Und im weitern Verlaufe seiner Rede sagt Bossuet: Es gibt keine Regierungsform und keine menschliche Einrichtung, welche nicht ihre Unbequemlichkeiten hätte; daher soll man in derjenigen Verfassung beharren, an welche das Volk lange Zeit hindurch gewöhnt ist. Deßwegen nimmt Gott auch alle gesetzlichen Regierungen in Schutz, unter welcher Form sie auch bestehen mögen; wer ihre Umstürzung versucht, ist nicht nur ein Feind des öffentlichen Wohles, sondern noch weit mehr ein Feind Gottes.

9) Ritus der Kirche bei der Krönung der Könige.

Weitläufig und schön belehrt uns die Kirche über die königliche Würde in dem Ritus, den sie bei der Segnung und Krönung der Könige beobachtet. Den König segnet und krönt der Metropolit in Gegenwart der Bischöfe des Reichs. Der König erscheint mit allen Edeln und Großen des Reichs in militärischer Kleidung; denn in alten Zeiten waren die Fürsten immer auch Feldherren. Der König ist der Schutzherr seiner Unterthanen, die er in den Kampf führt, wenn es die Kirche oder den heimatlichen Herd gilt. Daher stellt der vornehmste der Bischöfe den, der zum Könige gesalbt werden soll, dem Metropoliten mit diesen Worten vor: Die heilige Mutter, die Kirche, verlangt, daß du den gegenwärtigen, vortrefflichen Krieger zur königlichen Würde erhebest.

Nachdem der Erzbischof auf die Frage, ob er würdig, und der Kirche Gottes nützlich und zur Regierung des Reiches tauglich sei, eine bejahende Antwort der Bischöfe vernommen hat, dankt er Gott, und redet zum Fürsten, der vor ihm sitzt, folgende Lehre und Ermahnung: Da du heute, beßter Fürst, durch unsere Hände, die wir an Christi Statt, unsers Erlösers, dieses Amt verwalten, die heilige Salbung und Reichsinsignien erhalten willst, so ist es gut, daß wir dich zuerst über die Bürde, zu welcher du bestimmt bist, belehren. Du übernimmst heute die königliche Würde und die Sorge, die dir anvertrauten, gläubigen Völker zu regieren, eine fürwahr erhabene Stelle, aber voll Gefahr, Mühe und Kummer. Wenn du denn erwägst, daß alle Gewalt von Gott, dem Herrn ist, durch

den die Könige herrschen, und die Gesetzgeber das Recht bestimmen, und daß du über die dir anvertraute Heerde Gott selbst Rechenschaft geben mußt, so sollst du allererst die Frömmigkeit bewahren. Du sollst Gott, deinen Herrn, von deinem ganzen Gemüthe und mit reinem Herzen verehren; du sollst die christliche Religion und den katholischen Glauben, den du von Jugend auf bekannt hast, bis an dein Ende unverletzt beibehalten und ihn wider alle Feinde nach Kräften beschützen; du sollst den Vorstehern der Kirche und den übrigen Priestern die gebührende Ehrfurcht erweisen und die kirchliche Freiheit nicht untergraben. Du sollst die Gerechtigkeit, ohne welche keine Gesellschaft lange bestehen kann, gegen Alle unerschütterlich fest handhaben und den Guten Belohnungen, den Missethätern die schuldigen Strafen ertheilen. Du sollst die Wittwen und Waisen, die Armen und Schwachen vor aller Bedrückung schützen. Allen, die zu dir gehen, sollst du dich vermöge deiner königlichen Würde gütig, sanft und gesprächig erzeigen. Du sollst dich so betragen, daß man sieht, du regierest nicht zu deinem, sondern zu des ganzen Volkes Nutzen, und du erwartest die Belohnung deiner guten Thaten nicht auf Erden, sondern im Himmel. Solches wolle derjenige dir verleihen, der da lebt und regiert in alle Ewigkeit. Amen.

Hierauf schwört der zum König bestimmte Fürst vor Gott und seinen Engeln, das Gesetz, die Gerechtigkeit und den Frieden der Kirche Gottes und dem ihm unterworfenen Volke nach beßtem Wissen und Gewissen zu halten und zu bewahren, auch den Bischöfen die gebührende und kanonische Ehre zu bezeigen und das, was die Fürsten den Kirchen verliehen haben, unverletzlich zu erhalten, und den Vasallen die gemäße Ehre nach dem Rathe seiner Treuen zu geben. Er legt zur Bekräftigung seines Eides beide Hände auf das heilige Evangelium Gottes und spricht: Es helfe mir Gott, und diese heiligen Evangelien Gottes.

Aus der Ermahnung des Metropoliten und aus dem Eide des Fürsten erkennen wir die zwar erhabene Stelle des Königs, die aber eine eben so große Bürde ist, mit welcher beschwert, er sich tief zu demüthigen Ursache hat. Darum beruft er sich in seinem Eide auf die Barmherzigkeit Gottes und den Rath seiner Treuen.

Der Metropolit, mit dem die übrigen Bischöfe sich vereinigen, fleht daher für ihn in einem feurigen Gebete. Er ruft den allmäch-

tigen, ewigen Gott an, den Schöpfer aller Dinge, den Beherrscher der Engel, den König der Könige und Herrn der Herrscher, der gemacht hat, daß Abraham, sein getreuer Knecht, über die Feinde triumphirte, der Moses und Josua, welche er seinem Volke vorgesetzt, vielfachen Sieg verliehen hat, der David, seinen Diener, aus geringem Stande zum Gipfel des Reiches erhoben, und Salomon mit einer unaussprechlichen Fülle von Weisheit und Frieden begabt hat. Er bittet den Herrn, daß er über den erwählten König die Gaben seiner Segnungen vermehren, und die Macht seiner Hand ihn allzeit und überall umgeben wolle, damit er durch den Glauben des vorher erwähnten Patriarchen Abraham gestärkt, im Vertrauen auf des Moses Sanftmuth, durch Josue Stärke geschützt, durch Davids Demuth erhöht, mit Salomons Weisheit ausgestattet, Gott in Allem gefallen und auf dem Wege der Gerechtigkeit unangefochtenen Ganges wandle, daß er auch mit dem Helme göttlichen Schutzes bewaffnet, und von dem unüberwindlichen Schilde stets bedeckt und mit himmlischen Waffen umgeben, den erwünschlichen Sieg und Triumph über die Feinde des heiligen Kreuzes Christi glücklich erlange, den Schrecken seiner Macht in sie jage und zur Freude derer, die Gott dienen, den Frieden davon trage. Der Metropolit mit allen Bischöfen bittet um Solches Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn, der durch die Kraft des heiligen Kreuzes die Macht der Hölle gebrochen, und das Reich des Teufels überwunden hat; der in die Himmel als Sieger aufgefahren ist, in welchem alle Macht und aller Sieg des Reiches besteht, der da ist die Glorie der Demüthigen und das Leben und Heil der Völker, der mit Gott, dem Vater, in Einheit des heiligen Geistes gleicher Gott lebt und regiert u. s. w.

Nach diesem salbungsvollen Gebete wirft sich der Metropolit mit den Bischöfen auf die Kniee, links ihm zur Seite streckt der zum Könige erlesene Fürst sich auf die Erde hin, und nun wird der ganze Himmel mittelst der Allerheiligenlitanei über diesen angerufen und zuletzt über ihn unter Zeichnung des Kreuzes der Segen gesprochen, daß Gott, der Herr, diesen Erlesenen, der zum Könige gekrönt werden soll, segnen, daß er ihn segnen und konsekriren wolle.

Nach einer kurzen Anrufung der Hilfe des Herrn, daß sein

Gnadenhauch dem vorhabenden Werke bevorkommen, sein Beistand es fortsetzen und auch vollenden wolle, nimmt der Metropolit die Salbung des Fürsten vor. Er salbt aber den rechten Arm zwischen dem Gelenke der Hand und des Ellbogens, dann des Fürsten Schulterblätter und spricht dabei: Gott, Sohn Gottes, Jesus Christus, unser Herr, der von dem Vater mehr denn seine Genossen mit dem Freudenöl gesalbt worden ist, er selbst gieße durch die gegenwärtige Aufgießung heiliger Salbung den Segen des Geistes, des Trösters, über dein Haupt und mache, daß er bis in das Innerste deines Herzens bringe, damit du durch dieses sichtbare und milde Oel verdienest, die unsichtbaren Gaben zu erlangen, und, nachdem du die zeitliche Regierung gerecht und mild vollendet hast, mit dem ewig zu regieren, der allein ohne Sünde ist und als König der Könige lebt und herrscht u. s. w.

Diesem Gebete folgt noch ein anderes, welches den Geist der Salbung und das würdevolle Wesen des Königs ausspricht. Der Metropolit betet nämlich zu dem allmächtigen, ewigen Gott, der Hazael über Syrien und Jehu über Israel durch Elias, dann David und Saul durch Samuel, den Propheten, zu Königen hat salben lassen, daß er an diesem seinen Diener, der zum Könige gesalbt worden ist, diese Salbung wirksam sein lasse; daß der Herr ihm Kraft gebe und die Herrschaft auf seine Schultern lege; daß er tapfer sei, gerecht, gläubig, vorsichtig und in der Regierung unermüdet, ein Regent seines Volkes, ein Bezwinger der Ungläubigen, ein Beförderer der Gerechtigkeit, ein Vergelter des Verdienstes, ein Vertheidiger der heiligen Kirche und des christlichen Glaubens zur Zierde und zum Preis des ruhmwürdigen Namens des Herrn.

Nachdem sich sofort der König in Purpur gekleidet hat und die Messe bis zum Evangelium vorgerückt ist, so gibt der Metropolit dem Könige von dem Altare hinweg das bloße Schwert und spricht: Empfange das Schwert, das vom Altare genommen, durch unsere Hände, die zwar unwürdig, aber an der Stelle und aus Macht der heiligen Apostel geweiht sind; es ist dir, als dem Könige, verliehen, und kraft unserer Segnung zur Vertheidigung der heiligen Kirche von Gott verordnet. Sei dessen eingedenk, davon der Psalmist geweissagt, da er spricht: Umgürte mit deinem Schwerte deine Lenden, Mächtigster, auf daß du durch eben denselben mit dem

Schwerte die Macht der Gerechtigkeit übest, und die Gewalt der Ungerechtigkeit mächtig brechest, und die heilige Kirche Gottes und ihre Gläubigen vertheidigest und schützest, auch den Feinden des christlichen Namens wehrest; daß du den Wittwen und Waisen gnädig beistehest und sie vertheidigest; was verwüstet ist, wieder herstellest, und das Wiederhergestellte erhaltest; das Unrecht rächest; was wohl geordnet ist, bekräftigest, damit du durch diese Handlungen, im Triumphe der Tugenden glorwürdig, in Förderung der Gerechtigkeit ausgezeichnet, mit dem Heilande der Welt ohne Ende zu regieren verdienest.

Indem hierauf der Metropolit den König mit dem Schwerte in der Scheide umgürtet, spricht er: Umgürte mit dem Schwerte deine Lenden, Mächtigster, und merke, daß die Heiligen nicht mit dem Schwerte, sondern kraft des Glaubens Königreiche bezwungen haben.

Hierauf nimmt der Metropolit die Krone von dem Altare, und alle anwesenden Bischöfe halten sie mit den Händen, und jener setzt sie dem Könige auf das Haupt und spricht: Empfange die Krone des Reiches, die, obschon von unwürdigen, doch von Händen der Bischöfe auf dein Haupt gesetzt wird, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Du sollst erkennen, daß sie die Glorie und Ehre der Heiligkeit und das Werk der Stärke bedeute, und wisse, daß du durch diese unsers Amtes theilhaftig seiest, so daß, wie wir im Innern für Hirten und Leiter der Seelen erkannt werden, du im Aeußern als ein wahrer Verehrer Gottes und als ein tapferer Vertheidiger der Kirche Jesu Christi wider alle feindliche Angriffe dastehest, und allezeit als ein nützlicher Vollstrecker und vortrefflicher Beherrscher des Reiches, das dir von Gott gegeben und durch das Amt unserer Segnung, an Statt der Apostel und aller Heiligen verwaltet, deiner Regierung anvertraut ist, erscheinest, damit du unter den glorwürdigen Kämpfern mit den Edelsteinen der Tugenden geschmückt, und mit dem Preise ewiger Seligkeit gekrönt, mit unserm Erlöser und Heilande Jesus Christus, dessen Namen du trägst, dessen Stelle du vertrittst, ohne Ende verherrlichet werdest.

Nun wird ihm das Szepter gereicht und gesagt: Nimm hin den Stab der Tugend und der Wahrheit, und erkenne in ihm die Verbindlichkeit, die Guten zu erfreuen, die Bösen zu erschrecken,

die Irrenden den rechten Weg zu lehren, den Gefallenen die Hand zu reichen, die Stolzen zu erniedrigen, die Niedrigen aber zu erhöhen. Es öffne dir die Thüre Jesus Christus, unser Herr, der von sich selbst gesagt hat: Ich bin die Thüre; wenn Jemand durch mich eingeht, wird er selig werden; der da ist der Schlüssel Davids und das Skepter des Hauses Israels, der aufthut und Niemand schließt, der den Gebundenen herausführt aus dem Hause des Gefängnisses, den, der da sitzt in der Finsterniß und im Schatten des Todes. Und du verdiene in allen Dingen dem zu folgen, von welchem der Prophet David gesungen hat: Dein Thron, o Gott, steht in Ewigkeit; das Skepter deines Reiches ist ein Skepter der Gerechtigkeit. Ahme ihn nach und liebe die Gerechtigkeit, und hasse die Ungerechtigkeit, deßhalb, weil dich Gott, dein Gott, gesalbt hat, nach dem Beispiele desjenigen, den er von Ewigkeit her gesalbt hatte mit dem Oele der Freude mehr denn seine Genossen, Jesum Christum, unsern Herrn, der mit ihm lebt u. s. w.

Endlich wird der König inthronisirt, d. h. auf den Thron gesetzt, indem der Vornehmere der Prälaten sagt: Bleibe hier stehen und behalte den Platz, welcher dir von Gott angewiesen worden, in Kraft des allmächtigen Gottes und mittelst unserer gegenwärtigen Uebergabe, nämlich aller Bischöfe und der übrigen Diener Gottes, und erinnere dich, daß, je näher du den Klerus an den heiligen Altären stehen siehst, ihm an geweihtem Orte größere Ehre gebühre, damit der Mittler zwischen Gott und den Menschen dich den Mittler zwischen Klerus und Volk bleiben lasse.

Die ganze Handlung schließt sich mit dem: Dich, Gott, loben wir, welchem erhabenen Hymnus zwei salbungsvolle Gebete beigefügt sind, in welchen Gott erinnert wird, wie er die siegreichen Hände Mosis im Gebete gestärkt hat, der, obschon vom Alter geschwächt, doch in unermüdbarer Heiligkeit kämpfte, damit, indem der gottlose Amalek besiegt und das profane Volk der Heiden unterjocht wird, und die fremden ausgejagt werden, Gottes Erbe reichlichen Besitz gewänne. Mit Zuversicht betet der Metropolit in den Worten: Auch wir haben bei dir, heiliger Vater, den Herrn und Heiland, der für uns seine Hände ausstreckt am Kreuze, durch den wir auch bitten, daß durch Hilfe deiner Macht, o Allerhöchster, die Gottlosigkeit aller Feinde gebrochen werde, und dein Volk, von aller

Furcht befreit, dich allein fürchten lerne. — Im letzten Gebete endlich fleht der Metropolit zum unaussprechlichen Gott, dem Urheber der Welt, dem Schöpfer des menschlichen Geschlechtes, dem Befestiger der Königreiche, der aus dem Leibe seines gläubigen Freundes, unsers Patriarchen Abraham, den König vorher erwählt hat, welcher ein Segen der Welt sein werde; er fleht unter Anrufung Mariä, der seligsten Jungfrau, um reichlichen Segen für den König und sein Heer und um Festigung des Thrones und Reiches und sagt: Besuche ihn, wie du den Moses im brennenden Busche, Josue in der Schlacht, Gedeon am Acker, Samuel im Tempel besucht hast, und gieße über ihn aus jenen himmlischen Segen und den Thau jener Weisheit, welche der heilige David im Psalter, und Salomon, sein Sohn, durch deine Güte vom Himmel empfangen hat. Sei ihm wider das Herr der Feinde eine Brustwehr, in der Widerwärtigkeit ein Helm, im Glücke Weisheit, in der Vertheidigung ein ewiger Schild. Verleihe, daß die Völker ihm Treue halten, daß seine Großen, seine Vornehmen Friede haben, die Liebe schätzen, sich der Begierde enthalten, die Gerechtigkeit reden, die Wahrheit bewahren, und so dieses unter seiner Regierung gedeihe, und unter göttlichem Segen wachse, damit sie zu ihrer steten Freude siegreich und im Frieden bleiben. Das verleihe u. s. w.

Nun fährt der Metropolit mit der heiligen Messe fort bis zur Kommunion; und nachdem er den Kelch genossen, reicht er auch dem Könige das heilige Sakrament. Cf. die gesammte, katholische Lehre von Haid. B. 3.

10) Von der Pflicht der Großen und Vornehmen, Gott getreu anzuhängen, und dem übrigen Volke ein gutes Beispiel zu geben, und wie unglücklich sie sind, wenn sie Gott verlassen.

Von all diesem ist umständlich gehandelt beim Artikel „Adel" B. 1. S. 146—158.

11) Stellung der weltlichen Obrigkeit der Kirche insbesonders gegenüber.

Von dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat haben wir bereits B. 12. S. 137 u. flgde. gehandelt, und es kann Manches,

was dort gesagt worden ist, hieher bezogen werden. Hier aber bemerken wir über diese Materie insbesonders Nachstehendes:

Die Kirche erkennt die Obrigkeit im Staate als von Gott gesetzt und als seine Stellvertreterin, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob diese sich bereits zum Glauben der Kirche bekennt oder nicht. Es ist aber außer Zweifel, daß die Stellung einer christlichen Obrigkeit zu ihren Unterthanen und auch zur Kirche eine ganz andere ist, als die einer noch nicht bekehrten; denn nur christliche Fürsten können sich zu der Höhe des Gedankens emporheben, Gottes Stellvertreter zu sein; sie wissen es, daß sie Gott ihren Arm leihen und daß Gott durch ihren Mund spreche. Es verräth daher etwas Erhabenes und Großes, dem eine tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, wenn die christlichen Kaiser ihre Befehle göttliche Vorschriften nennen und das Zuwiderhandeln als Sakrilegium bezeichnen, oder wenn sie von sich selbst sagen: „Unsere Göttlichkeit (nostra divinitas).“ Diese Sprache führten die christlichen Kaiser nicht im Sinne ihrer heidnischen Vorfahrer, sondern theils um ihre göttliche Autorität auszusprechen, theils um ihrer wahren Beziehung zur Kirche Ausdruck zu geben; sie betrachteten sich nicht bloß als Solche, welche die weltlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen zu ordnen hätten, sondern auch als Diener und Gefährten der Kirche. Daher schreibt ihnen die Kirche selbst oft ein priesterliches Amt zu. In diesem Sinne legt Papst Leo, der Große, den Kaisern eine königliche Krone und priesterliche Palme bei, und ruft das Concilium von Chalcedon dem Marcian zu: „Dem Priester und dem Kaiser.“ Darum trugen auch im Mittelalter die Kaiser bei feierlichen Anlässen das Gewand der Diakonen, wodurch sie sich deutlich als Gehilfen der Kirche darstellten. Allerdings soll der Mensch mit voller Freiheit dem Guten sich zuwenden; allein die menschliche Natur ist einmal so, daß sie es nicht immer aus freiem Antriebe thut, sondern es müssen Viele von Außen dazu geführt werden. Auch machen auf die gröbern Gemüther, wie richtig der heilige Chrysostomus bemerkt, nicht so sehr die fernen Strafgerichte der Zukunft, als die der Gegenwart Eindruck. Freilich läßt sich die wahre Tugend nicht erzwingen; aber das grobe Laster läßt sich in seinen Ausbrüchen hindern. Daß in dieser Beziehung

der weltlichen Obrigkeit ein weites Feld gegeben ist, die Zwecke der Kirche zu fördern, liegt auf der Hand. Und gerade dadurch erscheint die weltliche Obrigkeit als die Dienerin Gottes, und die Ausübung ihres Amtes als ein göttlicher Dienst. Diese Pflicht, die Bösen zu strafen, wird auch den Fürsten von den Kanonen zur Pflicht gemacht, so wenn es heißt: „Mörder und Gotteslästerer strafen, ist kein Blutvergießen, sondern Dienst des Gesetzes." Wenn daher ein Mensch nach Urtheil und Recht hingerichtet wird, so hat eigentlich nicht der Richter, sondern das Gesetz ihn getödtet. Es darf freilich die Gerechtigkeit nicht der Liebe entbehren; aber eben so wenig dürfen aus verkehrter Philanthropie die Schlechten geschont werden. Ohne Gerechtigkeit, sagt der heilige Augustin, sind die Reiche nichts Anders als große Räuberbanden.

In dieser Stellung kann es den Fürsten und Obrigkeiten nicht entgehen, daß Gott selbst es ist, der ihnen die Macht verleiht, und daß sie, abgesehen von diesem von Gott ihnen gewordenen hohen Beruf, nur schwache Sterbliche sind, in Nichts von ihren Brüdern verschieden. Das Gefühl ihrer menschlichen Hinfälligkeit ist auch ganz geeignet, die Fürsten daran zu erinnern, daß sie Gott nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der ihnen anvertrauten Völker auf den Thron erhoben hat. Das Reich, sagt der heilige Thomas von Aquin, ist nicht wegen des Königs, sondern der König wegen des Reiches da, weil Gott zu dem Zweck für Könige sorgt, damit sie das Reich regieren und leiten und einen Jeden in seinem Rechte bewahren. Und dieses ist der Zweck der Regierung, dieß der Zweck des Königs, auf daß das Reich gedeihe, und die Menschen bewahrt werden durch den König. De regim. princ. I. c. 11. Der christliche Fürst herrscht nicht bloß über sein Volk, sondern er leitet es auch nach Möglichkeit auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit, und leuchtet ihm hierin selbst als Musterbild voran. Der von der christlichen Wahrheit erleuchtete König erkennt daher, daß er die Tugenden, durch deren Uebungen er als Beispiel vorangehen soll, vom Könige der Könige zu lernen habe. An diese Pflicht erinnern die Bischöfe des westlichen Frankreichs Ludwig, den Deutschen, indem sie ihm schreiben: Weil Ihr König seid, und Herr genannt werdet, so ziemt es sich für Euch, daß ihr stets mit erhobenem Herzen zu dem empor schaut, von welchem, als dem König der

Könige und dem Herrn der Herrschenden, Ihr den Namen eines Königs und Herrn erborgt habt.

Wie der einzelne Christ, so hat auch die christliche Obrigkeit Alles, ohne irgend welche Beschränkung und ohne allen Zweifel anzunehmen, was die von Christus gegründete Kirche zu glauben vorstellt. Wenn nun die weltliche Obrigkeit gerade erst durch die Kirche ihre eigene hohe Bedeutung und Würde erfährt und nur durch die Kirche zum Bewußtsein derselben gebracht wird, so vernimmt sie auch nicht minder, und zwar als einen streng festzuhaltenden Glaubenssatz, daß Gott außer ihr noch eine andere Gewalt auf Erden eingesetzt habe, und diese Gewalt ist die der **Kirche**. Die weltliche Obrigkeit, welche ihren Beruf erfaßt, erkennt nicht bloß die gleiche Berechtigung der geistlichen Gewalt, sondern verfolgt in einträchtiger Verbindung mit derselben das beiden gemeinschaftliche Ziel der Verherrlichung Gottes und der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes. Diese Eintracht fördert das Ansehen beider Gewalten, und erleichtert einer jeden die Erreichung ihres Zieles. Daher sagt Petrus Damianus: Durch den Schirm des Königthums wird das Priesterthum geschützt, und in der Heiligkeit des priesterlichen Amtes findet das Königthum seine Stütze. Und Ivo von Chartres schreibt an Papst Paschalis II., daß, wenn Königthum und Priesterthum mit einander übereinstimmen, die Welt gut regiert wird, und sie blühet und Früchte trägt.

Die weltliche Gewalt, eingedenk, daß sie die göttliche Vorsehung auf den Thron gesetzt hat, wird daher jeder Zeit das Ansehen der geistigen Gewalt schützen und schirmen. An diese Pflicht erinnert Papst Leo den griechischen Kaiser gleichen Namens, indem er ihm schreibt: „Ohne Verzug mußt du es anerkennen, daß dir die Herrschergewalt nicht bloß zur Regierung der Welt, sondern ganz vorzüglich zum Schutze der Kirche anvertraut ist, daß du, indem du verruchte Wagnisse unterdrückst, sowohl das gut Geordnete vertheidigest, als auch den wahren Frieden da, wo er gestört worden ist, wieder herstellest.“ Dieses bringt der weltlichen Macht selbst den größten Nutzen. Daher schreibt mit Recht Papst Cölestin I. dem Kaiser Theodosius II.: Was von euch für die Ruhe der Kirche oder für die Ehre der heiligen Religion geschieht, das wird für euer Reich selbst gethan.

Unter der Vorgabe des Schutzes darf aber die weltliche Obrigkeit nicht in das Gebiet der geistlichen selbst übergreifen, und sich nie anmaßen, ihre inneren Angelegenheiten zu ordnen; denn beide Gewalten sind vollkommen unabhängig. Daher ruft schon Osius, Bischof von Cordova, dem Kaiser Constantius zu: „Misch dich nicht in geistliche Dinge, und erlaß über solche Sachen an uns keine Verordnungen, sondern laß dich vielmehr von uns darüber belehren. Dir hat Gott das Kaiserthum verliehen, uns hat er das Kirchliche anvertraut. Und so wie derjenige, der dir das Kaiserthum entreißt, der Anordnung Gottes widerstreitet, so habe Scheu, daß du nicht, indem du die kirchlichen Dinge an dich ziehest, dich eines großen Verbrechens schuldig machest. Es ist geschrieben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Uns kömmt es nicht zu, die Erde zu beherrschen; du aber hast keine Gewalt, den Weihrauch zu streuen." — Insbesonders ist aber die Kirche vollkommen frei in ihrem Lehramte und was damit zusammenhängt, und darf die weltliche Obrigkeit in dasselbe sich nicht einmengen. Daher sagt der heilige Ambrosius zum Kaiser Valentinian: „Wann hast du je gehört, daß in Sachen des Glaubens Laien über Bischöfe geurtheilt hätten? Wenn der Bischof von dem Laien belehrt werden soll, was wäre davon wohl die Folge? Der Laie hätte den Glauben vorzutragen, der Bischof aber zuzuhören und vom Laien zu lernen. Wenn wir aber die Reihe der heiligen Schriften oder die alten Zeiten ins Auge fassen, wer könnte in Abrede stellen, daß in Glaubenssachen die Bischöfe über die christlichen Kaiser, nicht die Kaiser über die Bischöfe zu urtheilen haben?" Epist. 21. ad Valentin. — Eben so steht der Kirche all dasjenige zu, was sich auf die Spendung der Sakramente und auf die Liturgie und den Kultus überhaupts bezieht, also auch die Anordnung von Gebeten, Processionen u. s. w. Wohl mag die kirchliche Obrigkeit der weltlichen in Fällen, wo solche Gegenstände stark in das äußere Leben eintreten, freundlich entgegenkommen und dieselbe hievon in Kenntniß setzen; aber die letztere soll nicht meinen, daß derlei Uebungen, so lange die Ordnung nicht verletzt wird, von ihrer Genehmigung abhängen. Nicht minder ist die Kirche frei in Handhabung der Disciplin durch ihre Organe mittelst Aufsicht, Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit und Strafgewalt in ihrem Kreise. Die

weltliche Obrigkeit, statt hier störend eingreifen zu dürfen, muß sich vielmehr selbst den Verordnungen und Satzungen der Kirche fügen. Sie selbst, die christlichen Fürsten, sagt Ferrarius, sollen erfüllen das, was die Bischöfe anordnen, und machen, daß auch Andere es erfüllen. Allein im Laufe der Zeit ist dieses Verhältniß freilich oft mißkannt worden, so daß ein Schriftsteller kein Bedenken trägt, zu sagen: Seit den Zeiten Constantins bis auf unsere Tage hat die Kirche mehr von ihren Schutzherren, als von ihren Verfolgern gelitten, so daß ihr nur zu wünschen übrig bleibt, man möchte sie weniger beschützen.

Damit die Kirche in den Stand gesetzt werde, überhaupts eine Wirksamkeit auf Erden auszuüben, muß es ihr auch gestattet sein, sich frei diejenigen Personen, die sie für ihren Dienst braucht, auszuwählen und denselben ihren Wirkungskreis anzuweisen. Sie muß ferner die erforderlichen zeitlichen Mittel haben, um den Unterhalt des Kultus und ihrer Diener bestreiten zu können; denn ist die Kirche gleichwohl kein Reich von dieser Welt, so ist sie doch ein Reich in dieser Welt; und ihre Priester, sind sie gleichwohl Geistliche, haben doch auch einen Leib, und daher auch leibliche Bedürfnisse. Die Kirche bedarf daher auch zeitlicher Güter, die ihr größtentheils durch die Frömmigkeit der Gläubigen zu Theil werden. Dieser Freigebigkeit willkührliche Schranken setzen, wie es z. B. durch die sogenannten Amortisationsgesetze geschieht, ist daher nicht billig. Aber auch in die innere Verwaltung der Kirchengüter soll die weltliche Macht sich nicht mehr einmischen, als nöthig und billig ist, oder ein gegenseitiges Uebereinkommen fest gesetzt hat. Einen eigentlichen Eingriff in das Kirchenvermögen stellen die Kanones immer als ein schweres Verbrechen dar.

Ueberhaupts darf die christliche Obrigkeit, ist sie noch so hoch gestellt und wirkt sie in ihrer Sphäre auch noch so frei, doch nie vergessen, daß die Kirche ihre Mutter ist und sie zu ihr im kindlichen Verhältnisse steht. Daraus geht auch für die Fürsten die Pflicht hervor, daß auch sie dem göttlichen Gesetze und den Geboten der Kirche unterworfen sind, und daß, wenn sie sich dagegen verfehlen, die Kirche über sie in geistigen Dingen zu richten hat. Cf. Philipps Kirchenrecht. B. 2.

12) Ueber das innige Verhältniß des Regenten zu seinem Volke.

Der Regent steht zu seinem Volke in dem innigsten Verhältnisse, und um dieses auszudrücken, wird er häufig Vater genannt. Dieser Name ist nicht neu, sondern gehört dem grauesten Alterthum an. Wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Obliegenheiten eines Königs und eines Vaters nennt schon Plato den König einen Familienvater. Und der Philosoph Xenophon sagt: Ein guter Fürst unterscheidet sich von einem guten Vater in Nichts, der Unterschied zwischen Beiden besteht einzig darin, daß dieser wenigen, jener vielen Menschen zu gebieten hat. Gewiß gibt man den Königen den Titel Vater aus sehr guten Gründen; denn sie sollen die Väter ihrer Unterthanen und ihrer Königreiche sein, und mit der Liebe und Sorgfalt eines Vaters über ihr Vermögen und ihre Erhaltung wachen. Die königliche Regierung, sagt auch Homer, ist nichts Anderes, als eine väterliche Regierung. Darum nennt er auch die Könige so oft die Hirten der Völker. Ein anderer Schriftsteller erklärt sich also: Die beßte Art zu regieren ist diejenige, wenn der König eine väterliche Liebe zeigt, und seine Unterthanen ganz wie Kinder seines Geblütes betrachtet. Der den Königen so eigenthümliche Name eines Vaters ist zugleich der für sie rühmlichste und ehrenvollste. Wenn man daher im Alterthume einen Kaiser oder Fürsten besonders ehren wollte, so nannte man ihn Vater des Vaterlandes; dieses war mehr als Cäsar und Augustus, und ein jeder andere, noch so rühmliche Name.

Um die Stellung des Königs seinem Volke gegenüber auszudrücken, malten die Aegyptier ein offenes, in der Höhe angebrachtes Auge, an der Spitze eines Stabes in Form eines Skepters. Damit drückten sie nicht bloß die große Gewalt des Königs aus, sondern deuteten auch seine umfangreichen Pflichten an. Er darf sich nicht damit begnügen, daß er die erhabenste Stelle einnehme, und etwa in träger Ruhe sein Leben hinbringe, sondern er muß sein Auge immer offen haben, d. h. mit aller Sorgfalt über das Wohl seiner Völker wachen. Er soll also nicht bloß seine Größe im Auge haben, sondern vorzüglich das Wohl seiner Unterthanen; denn nicht für sich ist er König, sondern für sein Volk. Schon Seneka sagte zum

Kaiser Nero: Denke dir, daß der Staat nicht deinetwegen, sondern daß du für den Staat da seiest. Auch Sokrates sagt: Der König wird nicht gewählt, um für sich selbst zu sorgen, und sich gütlich zu thun, sondern um denjenigen, die ihn wählten, ein sicheres und glückliches Leben zu verschaffen. Darum sagt auch der König Antigonus zu seinem Sohne: Weißt du nicht, mein Sohn, daß unsere Herrschaft eine vornehme Knechtschaft sei? Daher sagt auch Christus: Wer der Erste unter euch sein will, sei euer Aller Diener, und in Beziehung hierauf nennt sich das Oberhaupt der Kirche: Servus servorum. Dieses gilt aber im gewissen Sinne auch von dem weltlichen Regenten; er muß Allen dienen. Richtig nennt daher der heilige Gregor die Herrschaft der Könige mehr eine Bürde, als eine Würde. Der heilige Hieronymus aber sagt, daß die Herrschaft eine Last sei, und fügt bei, diese Last sei um so größer, je höher die Stellung sei, welche Jemand einnehme. Gott, schreibt der heilige Thomas, hat die Könige eingesetzt, daß sie regieren, und einen Jeden im Besitze seines Rechtes erhalten. Handeln sie anders, und wenden sie die Angelegenheiten zu ihrem eigenen Vortheile, so sind sie keine Könige mehr, sondern Tyrannen.

13) Von den Pflichten der weltlichen Obrigkeiten gegen die Unterthanen.

Je nachdem die obrigkeitliche Person eine Stelle einnimmt, ist auch ihre Pflicht gegen ihre Untergebenen beschaffen. An der obersten Stufe steht der Regent oder das Staatsoberhaupt, und um ihn herum bewegen sich in den ihnen angewiesenen Kreisen verschiedene Beamte. Wir reden daher zunächst von den Pflichten

I. des Staatsoberhauptes. Dieses, mag es Kaiser, König, Herzog oder wie sonst heißen, vereiniget alle Gewalt in sich. Es betrachte sich daher als von Gott gesetzt, und als von diesem mit solcher Majestät ausgerüstet. Daher sei es

1) demüthig und erkenne seine allseitige Abhängigkeit von Gott. Es hat in seinen Augen Nichts, wodurch es solcher Erhöhung vor Gott werth wäre; im Gegentheile spricht es in seinem Herzen: Wer bin ich, o Herr, daß ich herrschen soll über meine Brüder; und wo besitze ich die Weisheit und Kraft, solche Würde gebührend zu bekleiden! Es erhält sich daher immer in der Vereinigung mit

Gott, und wandelt mit aller Vorsicht die Wege der Gerechtigkeit, theils um sich der göttlichen Hilfe würdig zu machen, theils um den Unterthanen mit erbauendem Beispiele voranzuleuchten. Es fleht auch oft im inbrünstigen Gebet zu Gott, um den Pflichten seines schweren Berufes gewachsen zu sein. So that König Salomon; denn er betete also: Gott meiner Väter, gib mir die Weisheit, die bei deinem Throne steht, und verstoß mich nicht aus der Zahl deiner Diener; denn ich bin dein Knecht und ein Sohn deiner Magd, ein schwacher Mensch, von kurzer Lebensdauer und von zu geringer Einsicht in das Recht und die Gesetze. Und wenn gleich Einer unter den Menschkindern vollkommen wäre, so ist er doch, wenn ihm deine Weisheit fehlt, für Nichts zu achten. Du hast mich zum Könige über dein Volk erwählt, und zum Richter über deine Söhne und Töchter. Sende daher die Weisheit von deinem heiligen Himmel und von dem Throne deiner Hoheit, daß sie bei mir sei, und mit mir arbeite, damit ich wisse, was dir angenehm sei; denn sie weiß und versteht Alles, und wird mich klüglich leiten in meinen Werken, und mich bewahren durch ihre Macht. So werden meine Werke angenehm sein; so werde ich dein Volk gerecht regieren, und des Thrones meines Vaters würdig sein. Weish. 9. — Ist der Regent demüthig, so ist ihm auch aller Stolz im Verhältnisse zu seinem Volke fremd; er blickt nicht stolz auf dasselbe herab; er verachtet den Geringsten aus der Mitte desselben nicht, sondern erblickt in ihm seinen Mitknecht in Christus, für dessen Wohl er zu sorgen hat.

2) Das Staatsoberhaupt betrachtet sein Volk als eine große Familie, und sich selbst als den Vater derselben. Sein Herz ist daher voll väterlicher Gesinnung gegen sein Volk. Der wahre Regent ist seinen Unterthanen nicht unzugänglich, sondern er gibt seinem Volke Gelegenheit, leicht zu ihm kommen zu können, und seine Anliegen in seinen Schooß auszuschütten. Er ist nicht unbekümmert um den Zustand seines Volkes, und schon zufrieden, nur alle eigenen Wünsche gestillt zu haben. Er betrachtet das Land nicht dazu vorhanden, um von ihm zu nehmen, sondern sieht dessen Bewohner als seine Kinder an, und sich dazu berufen, ihnen zu geben, d. h. ihnen als Vater ein ruhiges und beglücktes Dasein zu sichern. Er trägt sein Volk im Herzen, und für Alle zu sorgen,

Alle zu schützen, Alle unter den Fittigen des Gesetzes ein ruhiges und gottseliges Leben führen zu sehen, ist seiner Seele höchste Freude, und es zu erreichen, seines Herzens wichtigste Angelegenheit.

3) Weil Stellvertreter Gottes, kennt der Regent keine wichtigere Pflicht, als Recht und Gerechtigkeit heilig zu halten. Darum ist er vor Allem selbst gerecht. Er sieht nie die Person an, und weiß, daß er gesetzt ist, besonders den mächtigen und vornehmen Uebelthäter zu zügeln, der das weitgreifendste Unrecht zu begehen im Stande ist, und oft bloß durch die mächtige Hand des Regenten im Zaume gehalten werden kann. Er sieht nicht die Person an, und weiß, daß gerade die Geringsten oft die Schutzlosesten sind, und daß also diese auch seines Armes besonders bedürfen. Er hütet sich vor allem Mißbrauch seiner Gewalt, und vor aller Willführherrschaft, wissend, daß er zum Hüter der Gerechtigkeit bestellt ist und auch selbst einen Herrn im Himmel hat. Kol. 4, 1. Er ist wohl mitleidsvoll und zur Vergebung bereit, so wie er Schwachheit und Uebereilung von Bosheit zu unterscheiden und den Geist des Gesetzes mit der Härte des Buchstabens zu versöhnen weiß; bei allen dem aber ist er gerecht, und ordnet die Gnade der Gerechtigkeit unter. Er hält darum auch mit einem heiligen Ernste auf dem Vollzug der Strafgesetze fest. Denn Weichlichkeit hierin ist Ermuthigung der Schlechten, und Gnade gegen Uebelthäter im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit gegen die Guten und eine Mißachtung des Schweißes und Blutes der friedlichen Bürger. — Das Staatsoberhaupt, gerecht für seine eigene Person, ist auch gerecht und übt Gerechtigkeit durch Alle, die es als Wächter der Gerechtigkeit an seiner Statt unter sein Volk aussendet. Der Regent stellt daher Keinen an eine Stelle, für welche er nicht nach Kopf und Herz paßt. Damit es nicht an tüchtigen Männern fehle, so sorgt er für deren wissenschaftliche und religiöse Bildung. Besonders die letztere schlägt er hoch an, überzeugt, daß ohne Gottesfurcht die Beamten weder ihrem Fürsten mit Treue anhängen, noch die ihnen Untergebenen mit Gerechtigkeit behandeln. Er zieht ohne Unterschied einen Jeden, der seine Pflicht vernachlässiget oder die ihm anvertraute Macht mißbraucht, zur Verantwortung und Strafe. Dagegen schützt er auch einen jeden seiner Diener in seinem gesetzlichen

Ansehen und Wirken gegen Böswilligkeit und Verleumdung, mögen diese woher immer kommen.

4) Gleichwie der Regent seine Macht von Gott ableitet, und dieselbe nur alsdann für gesichert betrachtet, wenn sie auch in den Augen des Volkes als göttlich gilt, so ist es seine innige Ueberzeugung, daß aller Gehorsam gegen die Gesetze, alle Ehrfurcht gegen die obrigkeitliche Gewalt und alle Pflichttreue der Staatsdiener und der Unterthanen nicht durch physische Gewalt allein erzwungen werden könne, sondern daß es vielmehr die Gottesfurcht sei, die ihm sein Volk unterthänig, treu und anhänglich mache und erhalte. Der Regent gründet daher die Festigkeit seines Thrones nicht auf den sogenannten souveränen Volkswillen, dem es heute beliebt, dem selbstgeschaffenen Fürsten zu gehorchen, morgen aber sich gegen ihn zu empören, sondern auf die Religion, welche im Fürsten einen Stellvertreter Gottes sieht, und seine Gewalt als einen Ausfluß der göttlichen Majestät anerkennt. Daher ist es auch die angelegenste Sorge des Fürsten, dahin zu wirken, daß sein Volk tiefe Wurzeln in der Religion fasse und in aller Gottesfurcht wandle.

5) Weil sich der Regent als einen Stellvertreter Gottes ansieht, vergißt er auch nie seine Verantwortlichkeit vor Gott; denn je mehr der Fürst über Anklagen vor den irdischen Richtern erhaben ist, desto mehr ist er dem Gerichte Gottes unterworfen. Er erforscht und prüft daher sich selbst in aller Demuth, ob er Rechenschaft zu geben wisse seinem Herrn von dem ihm anvertrauten Gute.

6) Der Regent hat auch Pflichten nach Außen. Die Sorge, welche er dem Wohle seines Volkes schuldig ist, verpflichtet ihn, sein Land und Volk gegen Angriffe und Beeinträchtigungen anderer Nationen zu schützen und zur Abwehrung derselben wirksame Fürsorge zu treffen; daher auch allenfallsigen Zwisten mit auswärtigen Ländern kluger Weise zuvorzukommen und sie zu schlichten, wo es aber nicht möglich ist, durch andere geeignete Mittel sein Land vor Schaden zu schützen. Gerechtigkeitsliebende Fürsten wählen, wenn sie sich bezüglich der unter ihnen streitig gewordenen Angelegenheit selbst nicht vergleichen können, einen Schiedsrichter, d. h. einen dritten Regenten, dessen billigem Ausspruche sie sich fügen. Wenn aber ein Regent der Billigkeit kein Gehör schenkt, so muß die Gewalt entscheiden, oder es kömmt zum Kriege. Deßwegen muß der

Regent auch auf eine dem Auslande Achtung einflössende Wehrkraft sein Augenmerk richten.

II. Der übrigen obrigkeitlichen Personen und Beamten. Die Pflichten dieser sind je nach der Stelle, die sie einnehmen, sehr verschieden. Es liegt zunächst ob:

1) Den höchsten Staatsbeamten, wie Ministern und Räthen der Krone, daß sie niemals zu Etwas rathen, was den göttlichen Gesetzen, den Rechten der Kirche oder dem Beßten des Staates entgegen ist, oder mit den Pflichten eines guten Regenten streitet; daher auch nie aus Gefälligkeit zu den Menschen gegen das Zeugniß des Gewissens reden oder handeln, denn also sagt der Prophet: Wehe euch, die ihr das Gute bös und das Böse gut nennet, die Finsterniß zu Licht, und das Licht zur Finsterniß machet, das Bittere in Süß und das Süße in Bitter verwandelt. Is. 5, 20. Dagegen sollen sie mit männlichem Ernste sich dem widersetzen, was sie als Unrecht erkennen. Ein Beispiel hievon ist Gamaliel. Apostelg. 5, 33—39.

2) Den Richtern, daß sie nicht bloß die Wissenschaft des Rechtes besitzen, sondern auch den Willen haben, gerecht zu richten, und Alles meiden, was ihr Urtheil bestechen könnte, namentlich Geschenke, und ohne Ansehen der Person ihren Spruch fällen. In dieser Beziehung sagt Gott durch Moses: Du sollst die Person des Geringsten nicht ansehen, und das Angesicht des Gewaltigen nicht ehren, sondern gerecht sollst du richten deinen Nächsten. Levit. 19, 15. Und bezüglich der Geschenke: Du sollst nicht Geschenke annehmen, welche auch die Weisen verblenden, und die Sache der Gerechten verkehren. Exod. 23, 8. cf. Deut. 16, 39. Die Richter sollen ferner die Processe selbst für Uebel ansehen, und daher Vergleiche zwischen den streitenden Parteien zu erzielen suchen; zwar nicht, um sich die Mühe des richterlichen Amtes zu ersparen oder aus andern unedlen Beweggründen, sondern in der Absicht, langwierigen Processen vorzubeugen und beiden Theilen Kosten zu ersparen; denn der magerste Vergleich ist gewöhnlich besser als der fetteste Proceß. Die Richter müssen überdieß in Untersuchung der Rechtssachen den größt möglichen Fleiß anwenden, Alles dafür und dawider untersuchen, und den Spruch nicht voreilig fällen, ohne jedoch die Sache unnöthiger Weise zu verlängern und dadurch den

Parteien die Ausgaben zu vermehren. Soll ein Richter in Folge der Aktenlage einen Ausspruch thun, der seiner Ueberzeugung nach ungerecht wäre, so verlangen die Moralisten von ihm, daß er, wenn er diese seine den Akten entgegenstehende Privatüberzeugung erhärten kann, das Richteramt in andere Hände lege, und als Zeuge für die gerechte Sache auftrete.

3) Den Sachwaltern, Advokaten ꝛc. Sie sind die Rechtsbeistände, und sollen daher dem Rechte Geltung und Anerkennung verschaffen; sie sollen eben deßwegen auch die Unschuld vertheidigen und schützen. Wie den Richtern ist auch ihnen Rechtskenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Fleiß nothwendig. Sie sollen keine Sache, die sie als ungerecht erkennen, zu führen übernehmen; Processe nicht geflissentlich suchen, sondern diese, insbesonders wenn das Recht zweifelhaft ist, durch Vergleiche zu beendigen suchen. Sie müssen sich hüten, die Sache zum Vortheil ihrer Partei künstlich zu verwirren, oder derselben durch den Gebrauch unredlicher Mittel einen Vortheil zu verschaffen. Aber eben so wenig dürfen sie zum Nachtheile ihrer Partei die Sache lau führen, um dadurch den Verlust des Processes herbeizuführen. Stellt es sich heraus, daß die Gerechtigkeit der Sache auf Seite des gegnerischen Theiles ist, so legen sie in dem Augenblicke, als sie sich davon überzeugen, ihre Vertheidigung nieder. Was die Belohnung für ihre Arbeit betrifft, so überschreiten sie nie die festgesetzte Taxe; sie lassen vielmehr nach Umständen selbst von dem, was sie rechtlich fordern könnten, etwas nach. Sie betrachten ihr Amt überhaupts nicht einzig und allein als ein Mittel des Erwerbes, sondern vorzugsweise als Schutz der Gerechtigkeit wider die Ungerechtigkeit. Daher führen sie nicht bloß die Sache der Reichen, sondern eben so bereitwillig jene der Armen, ja doppelt begeistert sollen sie sein, wo es gilt, einem unterdrückten Armen zu seinem Rechte zu verhelfen.

4) Den Polizeibeamten liegt ob, daß sie die polizeilichen Verordnungen eifrig handhaben, ohne darüber die in denselben liegenden Beschränkungen herrschsüchtig nach Belieben auszudehnen und drückend zu machen. Sie sollen ihre Aufmerksamkeit insbesonders darauf richten, was für die öffentliche Wohlfahrt des Leibes und der Seele am meisten Einfluß ausübt; also namentlich auf Gesundheit und Unverfälschtheit der zum Verkaufe gebrachten Nahr-

ungsmittel, damit nicht der Eigennutz gewissenloser Menschen Gesundheit und Leben der Bürger, besonders der ärmeren sich zum Opfer bringe; auf richtiges Maß und Gewicht, damit nicht das Publikum, insbesonders jene Tausende, welche sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts erwerben, beim Einkauf ihrer Lebensmittel verkürzt werden; auf Feststellung gerechter und billiger Preise für die unentbehrlichen Nahrungsgegenstände, daß nicht der Wucher nach seinem Gefallen schalte; auf Fernehaltung des sittenverderblichen Straßenbettels; auf Beschränkung der zu vielen öffentlichen Lustbarkeiten, wodurch oft Leib und Seele zu Grunde gerichtet und viele andere Uebel befördert werden; auf schlechte Personen, verdächtige Häuser und Zusammenkünfte, in die Nacht hinein dauernde Spiel- und Trinkgesellschaften u. s. w. Außerdem wird vom Polizeibeamten erwartet, daß er sich nicht verächtlicher und unsittlicher Mittel zu seinem Werke bediene; daß er nicht selbst in Versuchung führe und Straffällige mache, um dieselben sofort belangen zu können; daß er seine Amtsgewalt nicht mißbrauche &c.

5) Den Finanzbeamten liegt ob, daß sie eben so treu und gewissenhaft gegen den Staat, als gerecht und wohlwollend gegen die Unterthanen seien. Daher muß ein solcher jeder unbilligen Vergrößerung der Staatsausgaben, soweit es in seiner Macht steht, entgegentreten, und darf also z. B. ungerechte Ansätze für geleistete Arbeiten nicht passiren lassen; darf schlechte Arbeiten und Lieferungen nicht für gute bezahlen; darf nicht saumselig, was heute mit geringen Kosten besorgt werden kann, jahrelang hängen lassen, bis seine Herstellung zehnfachen Aufwand erfordert. Eben so wenig darf er die Einnahmen des Staates trüglicher Weise verringern, und deßwegen hat er sich sehr in Acht zu nehmen, daß durch seine Schuld dieselben nicht beeinträchtiget werden, indem er vielleicht in Eintreibung der öffentlichen Gelder nachlässig ist, oder Betrügereien gewissenlos zusieht. Aber auch die Interessen des Volkes soll er nicht außer Acht lassen, und daher darf er nicht, um durch pünktliche Einlieferung der Abgaben bei seinen Obern sich zu empfehlen, zu übertrieben harten Zwangmaßregeln greifen; er darf Solchen, die Forderungen an den Staat haben, dieselben nicht willkührlich verkürzen; er darf den Bezug des Diensteinkommens nicht nach Laune vorenthalten. Er darf aber auch die ihm anvertrauten Gelder

nicht zu seinem Privatvortheil benützen, noch weniger dieselben diebisch angreifen, und eben so wenig in der Hoffnung, das Fehlende später zu ersetzen, etwas davon zum eigenen Gebrauch nehmen. Cf. Hirscher's Moral.

14) Von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre weltlichen Fürsten und Obrigkeiten.

Der Fürst, sagt der Apostel Röm. 13, 4., ist ein Gewaltträger Gottes zu deinem Beßten. Du darfst ihn also nicht nach der Gleichheit betrachten, welche er mit dir als gemeiner Mensch hat, sondern aus dem Standpunkte, welchen er als Stellvertreter Gottes und dein Vorgesetzter einnimmt, mußt du ihn ansehen. Er hat große Verpflichtungen gegen uns, weil er über uns gesetzt ist, und wir haben große Verpflichtungen gegen ihn, weil wir unter ihn gesetzt sind. Seine Pflichten gegen uns sind unser Trost und ein Antrieb zum Gehorsam; unsere Pflichten gegen ihn sind die Erleichterung seiner Mühe und die Unterstützung seiner Absichten. Wir sind aber dem Landesvater und nach dem Verhältnisse der Stellung, die sie einnehmen, auch den übrigen Obrigkeiten schuldig:

1) Ehrfurcht und Ergebenheit gegen seine Person, die uns heilig sein muß. Ehret und fürchtet, ermahnt uns der heilige Paulus, dem Ehre und Furcht gebührt. Wer hat aber auf Erden größere Macht, wer mehr Ansehen, wer mehr Glanz, wer größere Würde, wer größere Gewalt, als die Regenten? Wem gebührt also Ehre, wem Hochachtung, wem Ergebenheit, wenn nicht ihnen? Meine Theuern, die Gewalt der Könige ist nicht von Menschen gegeben, sondern das hat sie mit dem Priesterthum gemeinschaftlich, daß sie göttlichen Ursprunges ist, und wie dieses in geistlichen, so ist jenes in weltlichen Dingen die höchste Macht auf Erden. Ja, von Gott haben die Könige und die Fürsten ihre Gewalt, von Gott sind sie mit Macht und Majestät ausgerüstet, von Gott sind sie als die Vertreter des Gesetzes und als die Handhaber des öffentlichen Rechtszustandes und der das ganze Volk umfangenden Gerechtigkeit aufgestellt. Zwar ist mit dieser Ansicht eine von Gott abtrünnige Vernunft nicht einverstanden; die Vernunftmänner, vorzüglich unsers Jahrhunderts, verkehrten die Ordnung; sie erklärten die Völker für souverän, und sagten, beim Volke liege die

Majestät, und die höchste Gewalt und die Herrschaft; das Volk mache Könige und setze auf den Thron. Aber wir haben die traurigen Folgen dieser alle Ordnung und alle Gesetzlichkeit aufhebenden Grundsätze gesehen; wir haben es erlebt, zu welchen Gräueln und Schandthaten diese antichristlichen und irreligiösen Grundsätze geführt haben. Wir haben gehört, wie in einem Nachbarlande unter der Aegide dieser gepriesenen Volkssouveränität kein Leben und kein Eigenthum mehr sicher war, keine Tugend und keine Unschuld mehr unverfolgt geblieben, hingegen kein Laster und keine Schandthat mehr gestraft worden ist; wir haben es gehört, wie diese gepriesene Volkssouveränität zur Anarchie und Gesetzlosigkeit, zur Revolution und zum Aufruhr geführt; wie sie Gott allen Gehorsam aufgekündiget und den Menschen alle Gerechtigkeit versagt hat; wie sie tausend unschuldige Opfer geschlachtet und über ganze Länder unsägliches Verderben dahingewälzt hat; wie sie alle Menschlichkeit ausgezogen und zum Thiere geworden ist; wie sie zuvor den Gesalbten des Herrn, den Stellvertreter Gottes, den Fürsten des Landes auf die verfluchteste Weise aus dem Weg räumte, und hierauf Ihn selbst, den Herrn Himmels und der Erde, den König der Könige verwarf, und dann ihm zum Trotze und allen Guten zum Aerger auf denselben Altar, welchen noch so eben der Allerhöchste durch seine Gegenwart im allerheiligsten Altarssakrament verherrlichet hatte, eine öffentliche Buhldirne zur Verehrung hinstellte. Dieß sind die Großthaten, welche die Majestät des Volkes ausgeführt, und unsere Väter haben sie noch mit eigenen Augen gesehen, und wir leiden noch theilweise an den Folgen davon. Nein, nicht vom Volke werden die Könige gesetzt, wie sich etwa eine Gesellschaft einen Präsidenten wählt, sondern der Fürst des Landes hat ein von dem Volke ganz unabhängiges Recht, welches er nicht dem Volke, auch nicht einem auswärtigen Herrn, sondern einzig und allein nur Gott verdankt. Daher nennen sich auch die Fürsten seit ewigen Zeiten von Gottes Gnaden, und nicht von Volkes Gnaden. (Cf. Oben, wo vom göttlichen Rechte der Fürsten die Rede ist.) — So ist der Fürst gleichsam ein Ebenbild von der Größe Gottes, weil er ihn vorstellt; er ist ein Theilnehmer seiner Macht, weil er seine Gewalt von ihm herleitet; er ist sein Stellvertreter, weil er an Gottes Statt regiert. Gebührt nun dem, welcher so hoch

gestellt ist, und gleichsam die Majestät Gottes auf Erden repräsentirt, nicht alle Ehrfurcht? Hat nicht Jesus Christus, der Sohn Gottes, selbst die irdischen Obrigkeiten geehrt und geachtet; hat er uns nicht auch das Gebot dazu gegeben, und läßt er uns nicht durch seinen Apostel nachdrücklichst dazu ermahnen? — Die Ehre, welche wir dem Stellvertreter Gottes erweisen, fällt auf Gott selbst zurück; in der Obrigkeit wird also Gott selbst geehrt und entehrt. Irdische Fürsten lassen ihre Gesandten an fremden Höfen nicht ungestraft beleidigen; wird Gott nicht auch an jenem Frevler sich rächen, der seinen Gesalbten, seinen Stellvertreter auf Erden schmähet oder ihm die gebotene Ehrfurcht versagt? Wir sind also dem Landesvater Ehrfurcht schuldig, und wir können diese am beßten zeigen durch Behutsamkeit im Reden von ihm, von seinen Handlungen und seinen Verordnungen, durch stillschweigende Willfährigkeit gegen seine Gewalt, auch dadurch, daß wir der Nachkommenschaft die Gefühle des Patriotismus und der Ehrfurcht gegen den Regenten einflößen u. s. w.

Eine andere Unterthanenpflicht verlangt von uns:

2) Liebe gegen den Landesvater; denn er ist der von Gott gesetzte Vater und Wohlthäter der Nation; er ist der die Sicherheit und die Wohlfahrt Aller als seine höchste Angelegenheit in seinem Herzen tragende Hirt; er ist das allfürsorgende, immer wache Haupt einer mächtigen und großen Familie; alle Glieder derselben als seine Kinder liebend. Den Landesvater nicht zu lieben und ihm nicht von ganzem Herzen anzuhangen, ist der sündhafteste und schwärzeste Undank. Denn mehr verdanken wir ihm, als wir vielleicht wissen. Sehet, es gibt auswärtige Feinde, gegen die ihr euch nicht vertheidigen; es gibt einheimische Bösewichte, die ihr aus euch nicht bezähmen; es gibt menschliche Unordnungen, die ihr nicht verhüten könnet. Aber der Fürst des Landes bezwingt die ersten durch die Waffen; der Fürst des Landes unterdrückt die zweiten durch die Strafen; der Fürst des Landes schützt gegen die dritten durch die Schärfe der Gesetze. Die Mühe und Last, welche dem Landesvater die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen auflegt, ist größer, als wir glauben mögen; er ist gleichsam ein Strom, in welchen sich die Sorgen aller Unterthanen ergießen. Kostet es einen Familienvater schon so viel Mühe und Anstrengung, so viel

Schweiß und schlaflose Nächte, um seine vier oder sechs Kinder gut zu versorgen, welche Sorge, welche Anstrengung, welche Mühe und Unverdrossenheit, meint ihr, werde erfordert, um das Wohl von Millionen zu begründen? Dem Fürsten des Landes verdankt es eine Nation, wenn sie in Frieden und Ruhe, im Glück und Wohlstande lebt; wenn sie die Religion ihrer Väter geschützt und geehrt sieht und sich mit Freiheit zur Ausübung derselben versammeln kann; ihm verdankt sie es, wenn das Recht bei ihr gehandhabt, die Tugend auf Lohn hoffen kann, und das Laster Strafe zu fürchten hat; ihm verdankt sie die gemeinnützigen Anstalten zur Förderung des zeitlichen Wohlstandes. Der Landesvater ist es, dessen Weisheit im Frieden Segen über die Bürger, und dessen Tapferkeit im Kriege Schrecken über die Feinde verbreitet. Nun saget, soll der nicht euere ganze Liebe und euere ungetheilten Herzen besitzen, von dessen segenspendenden Händen ihr des Guten so viel empfanget? Wenn der Christ schon den Feind und Fremdling lieben muß, mit welchem Herzen wird er wohl dem Landesvater zugethan sein?

Eine weitere Pflicht, welche die Unterthanen gegen ihren Landesherrn haben, ist

3) der Gehorsam; denn ohne Gehorsam kann kein Recht und keine Gerechtigkeit herrschen; ohne Gehorsam kann weder die Nation, noch die Nationalwohlfahrt bestehen; ohne Gehorsam kann weder die Gesammtheit noch der Einzelne die Segnungen des Staates genießen; ohne Gehorsam gibt es keine Ordnung im gemeinen Wesen, ohne Gehorsam ist der ganze Endzweck der Regierung vereitelt. Im freien Zusammenhalten der Gesammtheit, d. h. im Gehorsame hat das Gesetz und das Staatsoberhaupt seine Stärke. Wer sich daher der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Ordnung Gottes selbst, der Herrschaft des Rechtes, und greift Alles feindlich an, was unter dem Schutze derselben Sicherheit, Frieden und Gedeihen hat. Gehorsam gegen die Obrigkeit wird uns auch im Evangelium nachdrücklichst eingeschärft. Unterwerfet euch, sagt der heilige Petrus, um Gottes willen jeder menschlichen Gewalt, sowohl dem Könige, der die höchste Gewalt hat, als den Statthaltern. 1. Petr. 2, 13. 14. Und der heilige Paulus schreibt Röm. 13.: Jedermann sei der vorgesetzten Obrigkeit unterthan; — wer sich der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Anordnung, und

die sich widersetzen, ziehen sich selbst ein schweres Gericht zu. Darum müßt ihr nothwendig unterthan sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch wegen des Gewissens. Und seinem Schüler Titus trägt derselbe Apostel auf: Ermahne (deine Angehörigen), daß sie sich den Fürsten und Obrigkeiten unterwerfen, ihren Befehlen gehorchen und zu allen guten Werken bereit sind. Tit. 3, 1. Der Christ leistet aber seinem Landesfürsten auch dann Gehorsam, wenn er Beschwerde wider seine Regierung hat. Auch dem widerlichen Herrn unterwirft er sich um Gottes willen in Geduld, eingedenk der Ermahnung des heiligen Petrus: Unterwerfet euch mit aller Ehrfurcht eueren Herren, nicht nur den guten und gelinden, sondern auch den widerlichen. 1. Petr. 2, 18. Nie und nimmer unternimmt der Christ Etwas wider die geheiligte Person der Fürsten, und nie verbindet er sich mit seinen Hassern. Wenn es überhaupts gilt, nicht Rache zu nehmen, um wie viel mehr gilt es hier! Und wer darf der Richter sein in der eigenen Sache; wer entscheidet über Verhältnisse, die nur Gott würdigen kann? Wer will sich selbst Recht verschaffen; wer will seine Hand erheben gegen den Gesalbten des Herrn? Vielleicht bist du auch nur im Irrthum, vielleicht ist dir nicht einmal Unrecht geschehen. Eine eigenmächtige, künstliche und boshafte Auslegung der Befehle des Landesherrn ist wie ein Schwert, das wir wider einander wetzen und schleifen, und von dem der am meisten wund und blutig gemacht wird, der es gebraucht. Was nicht offenbar wider Gott und unser Gewissen ist, steht nicht in unserer Durchforschung, und gleichwie der menschliche Gesetzgeber nicht unter dir steht, so steht auch sein Gesetz nicht unter deiner Kritik und nicht unter deiner Willkühr. Gott ist sein Richter, wie der deine, und wie er deinen Gehorsam lohnt, so wird er auch deinen Ungehorsam bestrafen. Nur dann, wenn dir das weltliche Regiment etwas befähle, was offenbar und ausgemacht der Glaube verbietet, — was aber von einer christlichen Obrigkeit selten geschieht; — nur für diesen einzelnen Fall und in diesem Einen Punkte bist du des Gehorsams enthoben, oder vielmehr du mußt Gott mehr gehorchen als dem Menschen; denn der Gehorsam gegen den Willen des rechtmässigen Landesherrn hat keine andere Ausnahme als den Willen Gottes, und keine andere Einschränkung als das höhere Gesetz der Gerech-

tigkeit. Und auch in diesem Falle ist das Benehmen des Christen kein anderes, als daß er wider die verderblichen Maßregeln seine Stimme erhebt, dagegen Einsprache thut, am geeigneten Orte Beschwerde führt, und auf gesetzliche Mittel zum Schutze wider Willkühr denkt, wie auch Israel zu Zeiten Roboams Vorstellungen machte gegen die Willkühr seines Fürsten. 3. Kön. 13. — Wo der Christ aber mit seinen Vorstellungen kein Gehör findet, erlaubt ihm das Gesetz Christi nicht mehr, als daß er sich zu Nichts zwingen läßt, welches gegen seinen heiligen Glauben ist, im Uebrigen aber duldet und auf Erlösung von Gott hofft. Haß oder Schmähungen gegen die Regierung oder gar Aufruhr und Empörung bleiben dem Christen immer und zu jeder Zeit fremd; um keines Grundes willen führt er die Waffen gegen seinen rechtmäßigen Herrn. Bei keiner Verfolgung, bei keinem Drucke, bei keinem Despotismus, auch dann nicht, wenn man ihm das Heiligste, wenn man ihm den Glauben selbst nehmen wollte. So sehen wir es an den ersten Christen. Sie ließen sich auch dann noch, wo sie schon die größere Mehrzahl bildeten, gutwillig verfolgen und drücken; ließen sich schmähen und schlagen, einkerkern und in Bande werfen; auf alle Art peinigen und schaarenweise hinmorden, und dabei schwiegen sie, segneten ihre Verfolger, und beteten für ihre Peiniger; denn sie wußten, daß gerade in ihrer Geduld und in ihrem Ausharren der Sieg für ihre Sache liege, und daß der Herr mächtig und stark genug ist, sie zu retten und wieder zur Ehre zu bringen, ihre Dränger aber zu demüthigen und mit Schmach zu bedecken. Und wahrlich, ihre Hoffnung hat sie nicht getäuscht. Denn wunderbar ist es zu hören, aber noch zu allen Zeiten geschah es, — wenn man die Kirche Gottes verfolgte, dann hat sie geblüht; wenn man das Evangelium ausrotten wollte, dann hat es sich ausgebreitet; wenn man die Christen hinmordete, dann hat sich die Zahl ihrer Bekenner vermehrt; wenn man die Kirchen einriß und zuschloß, dann ist der Glaube lebendig geworden und der Eifer hat zugenommen; wenn man die Priester verfolgte und aus dem Lande jagte oder in Bande legte, dann hat die Anhänglichkeit an sie zugenommen.

Eine andere heilige Pflicht des Unterthanen gegen seinen Regenten ist es

4) daß ein Jeder seinen gesetzlichen Beitrag gewissenhaft und

aufs Genaueste abliefere. Gebet dem Kaiser, sagt Jesus Christus, was des Kaisers ist. Matth. 22, 21. Und der heilige Paulus schreibt: Gebet Jedem, was ihr ihm schuldig seid: Steuer, dem Steuer gebührt; Zoll, dem Zoll gebührt. Röm. 13, 7. Und wiederum: Entrichtet der Obrigkeit euere Steuern; denn sie sind Gottes Diener, die eben hiefür ihren Dienst versehen. Ebendas. 5, 7. Und sehen wir auch hierin wieder auf das Beispiel der ersten Christen. Auch das, schreibt der heilige Martyrer Justin in seiner Rede an den Kaiser Apol. I. n. 17., liegt uns am Herzen, und ist uns zur Sorge, daß wir denen die Gefälle und die Abgaben entrichten, welchen ihr dieses Amt übertragen habt. Wenn nun die ersten Christen denen gutwillig und mit Freude und Genauigkeit die Abgaben entrichteten, welche Feinde ihres Glaubens waren, welche sie verfolgten, hinrichteten und ausrotten wollten; werden wir in derselben Pflicht saumselig gegen diejenigen sein können, welche uns durch dieselbe Religion verbunden sind, und Tag und Nacht unsere Angelegenheiten besorgen und auf unser Wohl sinnen? Man ist oft der irrigen Ansicht, den Staat zu betrügen, sei keine Sünde; aber es ist eine schwere Schuld und große Ungerechtigkeit; es ist ein Betrug gegen die Mitbürger, welche auf irgend eine Weise für den Ausfall einstehen müssen; es ist eine Beeinträchtigung des Staatszweckes, für dessen Erreichung auf solche Weise die Mittel unzulänglich werden; es ist eine Ueberlistung des ehrlichen Nachbars, und oft eine Zugrundrichtung desselben, da z. B. der Betrüger, welcher seine Waare nicht vermautet, mit Gewinn noch um einen Preis abgeben kann, um welchen der Andere, der die auf ihr lastenden Abgaben redlich entrichtet hat, sie nur mit Verlust geben kann. Wer also den Staat auf irgend eine Weise beeinträchtiget und betrügt, thut groß Unrecht und er hat keine geringere Sünde, als wenn er einen Privatmann betrogen hätte. Denn der Staat, um das Seine betrogen, ist ein Betrogener, wie der Private, und die Beeinträchtigung desselben durch die Einzelnen fällt am Ende rein auf das Ganze — auf die Unschuldigen zurück, und fällt auf diese um so drückender zurück, da sie sich gegen die Beschädiger gar nicht zu wehren oder von ihnen Ersatz zu fordern wissen. — Aber mit Entrichtung der Steuern haben wir an den Staat noch nicht Alles gegeben, was wir ihm schuldig sind. Eine Hauptleistung, wodurch

der Unterthan den Staatszweck sichert, ist sein Beitrag zur Herbeischaffung jener physischen Gewalt, durch welche dem Rechte nach Innen sowohl, als nach Außen seine Geltung verschafft wird, d. i. die Leistung seiner Militärpflicht. Wer an dem Staate, d. i. an dem Gemeingute, welches dieser ist, an dem Genuße der durch ihn gewährten Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt Antheil haben will, muß auch Antheil haben und nehmen an der Vertheidigung dieses Gemeingutes, somit auch an der Wehr und Waffe, womit dieses vertheidiget wird. Der Militärdienst, meine Lieben, ist, so wenig man sich in ihm auch der Heiligkeit befleißt, dennoch ein heiliger Stand, in ihm wird das Schwert geschwungen, welches der Obrigkeit von Gott verliehen ist (Röm. 13, 4.); der Militärdienst ist ein heiliger Stand, denn er ist die Einsetzung des Höchsten, was der Mensch auf Erden hat, — des Blutes und Lebens für die Geltung des Rechtes und der Freiheit; wo ist Ernst, Anstrengung, Begeisterung und Aufopferung, wenn nicht in ihm? Deßwegen ist der Militärstand im neuen Testamente, im Christenthume, keineswegs verworfen, sondern nur die Rohheit oder die Bedrückung, zu welcher er so leicht führen kann und so oft ausartet, das wird getadelt. Wer sich daher dem Militärdienste feig entzieht, ist entweder ganz unwissend in dem, um was es sich in ihm handelt, oder er ist kraft- und muthleer für die höchsten Güter des irdischen Daseins, und läßt wohl ihren Genuß sich gefallen, wie er ihm zufällt, läßt sich aber auch den Raub derselben gefallen, wenn Gewalt sie ihm nimmt. Wer sich aber dem Militärdienst tückisch und hinterlistig entzieht, der ist noch überdieß ein Gewissenloser, welcher einen Dritten, der an seine Stelle zu treten hat, vorschiebt und Blut und Leben dieses Dritten statt des seinigen einsetzt. — Aber auch jetzt sind die Verbindlichkeiten noch nicht alle erfüllt, welche die Unterthanen gegen den Landesherrn haben. Der Christ sieht in seinem Fürsten den Mittelpunkt des Nationallebens und der Nationalwohlfahrt; wo er ihn denkt oder erblickt, erschaut er in ihm die Einheit und die Kraft der Nation, zu welcher er gehört, die Heiligkeit und die Herrschaft des Rechts, unter dessen Schutz er lebt, die Vereinigung von vielen Tausenden an allen Orten und Enden für die öffentliche Wohlfahrt, mit denen er mitthätig ist. Daher erblickt er in dem Fürsten ein allgemeines, freudiges Zusammen-

halten Aller. In dieser Zahl ist auch er selbst begriffen, deßwegen sucht er auf alle mögliche Weise den Landesvater zu unterstützen und mit ihm in Ausführung seiner Absichten mitzuwirken.

Es ist also eine Pflicht der Unterthanen,

5) daß alle Einzelnen für den Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen zusammenwirken, und zwar zur Abwehr aller Frevelthaten, und wo sie begangen werden, zur Entdeckung und Bestrafung der Thäter. Meine Theueren, einen begangenen Frevel an dem allgemeinen Beßten dem Staate verhehlen, oder in Erforschung und Unterdrückung desselben der Obrigkeit nicht an die Hand gehen, ist keine Barmherzigkeit oder Güte, sondern Ungerechtigkeit gegen das allgemeine Beßte, und in den meisten Fällen Härte gegen die Uebelthäter selbst, welche durch das Zudecken ihrer Frevelthaten und durch das Ungestraftbleiben in ihrem Leichtsinne nur gefördert werden. Es ist also Pflicht des Einzelnen, den Uebelthäter dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern helfen, zwar nicht aus Schadenfreude, sondern wegen des allgemeinen Nutzens und zum Heile des Verbrechers selbst. Insbesonders ist das Zusammenwirken der einzelnen Unterthanen gegen alle Schwindler und Wühler nothwendig. Es gibt gewisse Personen, sogenannte Freidenker, schlechte Leute, welche das Volk mit schlechten Grundsätzen anfüllen, die Religion verächtlich machen, den Thron zu untergraben, und eine verdammliche Aufklärung zu verbreiten suchen; welche ferner keinen Besitzstand achten, welche keinen Gehorsam kennen, die jede Obrigkeit, weil über ihnen stehend, anfeinden; die ohne Religion, nur Volkssouveränität, d. h. Volkswillkühr, d. h. wiederum nur eigene Willkühr gelten lassen, und von einer Anordnung der Obrigkeit durch Gott Nichts wissen wollen; die den Unterdrückten Recht versprechen auf dem Wege des Unrechts, und daher selbst kein Recht achten; die den Armen Wohlstand, und den Knechten Freiheit versprechen, aber nicht mittelst des rechtlichen und sittlichen Weges der Thätigkeit, der Sparsamkeit und der Rechtlichkeit, sondern mittelst der Beraubung jener, die Etwas haben, und mittelst der Zügellosigkeit. Welch größeres Unglück könnte es noch für den Staat geben, als wenn die Grundsätze dieser Schwindler die gesunden Ansichten der Unterthanen und den Geist der Achtung und des Gehorsams gegen das Gesetz und die Obrigkeit zerstörten?

Darum ist es Pflicht aller Freunde der öffentlichen Wohlfahrt, wider diese zusammenzuhalten, ihre Absichten zu vereiteln, und sie der verdienten Strafe zu überliefern.

Ueberhaupts ist

6) jeder Unterthan verbunden, durch Anwendung seiner Talente, durch Arbeitsamkeit in seinem Berufe, durch gemeinnützige Industrie, durch Wirksamkeit in den verschiedenen Nahrungszweigen und Glücksgütern zum allgemeinen Beßten mitzuwirken. Der Fürst kann nur anordnen und ermuntern, er kann aber das Volk nicht ohne dasselbe glücklich machen. Das Land ist nur dann gesegnet, wenn jeder Einwohner durch seine Emsigkeit und Verwendung den Segen verdient. Aus dem gegenseitigen Benehmen des Fürsten und der Gemeinden entspringt der Flor, die Größe, das Glück des Reiches; wo nur träge und unthätige Hände sind, da wird die beßte Erde unter Disteln und Dornen verwildern. Ein allgemeines Glück ohne allgemeine Mühe ist nur ein Traum, ein Hirngespinnst. Der Fürst hat die allgemeine Sorge über sich, und du hast die Privatsorge deines Hauses und deiner selbst; er wirkt im Großen, weil er Alles übersehen muß, und du arbeitest im Kleinen, weil es dir so obliegt. — Endlich

7) bringt der Christ für seinen Regenten Fürbitten und Gebete dar. Solches wird uns in der heiligen Schrift ausdrücklich geboten, wie schon davon die Rede war. Und mit Recht beten die Unterthanen für ihren Landesfürsten; denn er ist ihr Vater, und Pflicht der Kinder ist es, für ihren Vater zu beten. Mit Recht beten die Unterthanen für ihren Landesherrn; denn auf seinen Schultern liegen große Lasten; er braucht also viel Stärke und Gnade. Mit Recht beten die Unterthanen für ihren Landesherrn; denn durch seine Hände wird ihnen viel Segen gespendet, für welchen sie von Gott die Vergeltung erflehen sollen. Mit Recht beten die Unterthanen für ihren Landesherrn; denn er braucht viel Gnade, um allen jenen Versuchungen zu entgehen, die ihn wie hohe Berge umlagern; viel Gnade braucht er und große Erleuchtung, um dem Gifte der Schmeichelei zu entkommen, um die Heuchler zu entlarven, um die oft so künstlich verdeckte Wahrheit überall herauszufinden, um die Bösewichte, welche im Verborgenen brüten,

immer zu entdecken, um die Anschläge der Feinde zu vereiteln, um die Bösen zu strafen und die Guten zu schonen.

Kann nun die Ausübung der genannten Pflichten überhaupt ohne Sünde von Seite der Unterthanen nicht unterbleiben, wie auch immer die Obrigkeit gegen sie gesinnt sein mag, um wie viel eifriger werden wir dieselben beobachten gegen einen so gnädigen, so milden, für das Wohl seines Volkes eifrigst besorgten Landesvater, wie wir ihn zu besitzen das Glück haben? Es sei ferne, als wollte ich diesen heiligen Ort durch elende Schmeichelei entweihen; aber die Wahrheit soll und darf man sagen, und das Licht, sagt Jesus Christus selbst, soll man leuchten lassen, auf daß die Menschen den himmlischen Vater dafür preisen. Nun ich sage die Wahrheit: Wenn es ein Glück ist, einen frommen und gerechten, einen weisen, die Kirche schützenden und für das Wohl seines Volkes eifrig besorgten Regenten zu haben, dann ist unser Vaterland das glücklichste Land. Oder ist es euch noch ein Geheimniß, wie viel Großes und Schönes unter dem milden Skepter unseres gottesfürchtigen Königs gedeihet? Er sitzt an dem Steuerruder des Regiments als ein erfahrner Pilote, der den Einen zum großen Segel, den Andern an den Anker, und wieder einen Andern an das Senkblei befehligt, so wie es die Witterung und des Schiffes Lauf erheischt, unterdessen Alle zusammen mit ihren Händen kaum so viel ausrichten, als er durch seine Zunge bewerkstelligt. Die Industrie im Lande, die Quellen der Nahrungszweige, die Bildung der schönen Talente, die Belohnung der Verdienste, die Sittlichkeit des Volkes, die Hebung der Künste und Wissenschaften sind sein Studium, sind die Früchte seiner Hände und seines Nachdenkens, sind die Freuden seines Herzens. Er ist wie ein Sachwalter, der euer Eigenthum und euere Person sichert, und läßt keine Unbilligkeit ungerächt, die man gegen euch unternimmt; alle Kunstgriffe, seine Gerechtigkeit zu hindern, alle Versuche, ihn zu bestechen, sind vergeblich. Das Gesetz des Herrn, der Nutzen des Volkes, der Wunsch der Frommen sind das Modell, nach dem er seine Befehle und Gesetze richtet. Er ist sowohl der Beobachter als der treue Bewahrer der Gesetze. Er ist die Zuflucht der Frommen, die Stütze der Gerechtigkeit, der Schrecken des Lasters, der Beschützer der Kirche. Er ist unter seinen Unterthanen wie ein Vater in Mitte seiner Kinder,

und kennt keine größere Freude als wohlzuthun, Thränen zu trocknen, Bitten zu erhören, zu verzeihen, zu begnadigen. Doch lauter, als alle Zungen, reden von der Gottesfurcht, von der tiefen Religiosität, von der Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe und Milde des Monarchen die Thaten während seiner Regierung, innerhalb welcher sein milder Szepter das Vaterland beglückt; lauter, als alle Zungen, redet der religiöse Geist, welchen er durch weise Verordnungen und eigenes Beispiel bei seinem treuen Volke wiederum ins Leben zurückgerufen; lauter, als alle Zungen, reden die vielen Kirchen und Altäre, welche durch seine Munifizenz entstehen; die vielen Bildungsanstalten und Schulen, welche sein höchster Wille gegründet; die vielen weisen und gottesfürchtigen Männer, womit er seinen Thron umgibt; lauter, als alle Zungen, reden die Blüthe der Kirche, der Wohlstand des Landes, der Reichthum des Volkes; lauter, als alle Zungen, reden die vielen Thränen, welche seine milde Hand trocknet; die vielen Bitten, welche an seinem Throne Erhörung finden; die vielen Gnaden, welche er in die Herzen seiner Unterthanen regnet.

Gibt es dennoch Einzelne, die über den beßten, weisesten und gerechtesten Beherrscher klagen, so darf uns dieses nicht Wunder nehmen. Kann ja Gott selbst, trotz seiner Liebe und Güte, immer das Beßte zu wollen, und trotz seiner Allmacht, sein Wollen auch zu vollführen, nicht Allen, ja oft den Wenigsten Recht thun. Sodann gibt es ja eigennützige Leute, die nicht nach dem allgemeinen Beßten, sondern nach ihren Privatvortheilen denken; es gibt unkluge Leute, die nur Alles übel auslegen, weil sie weder die Rechte ihres Landesherrn, noch seine Absichten, noch die Erfordernisse der Zeitumstände wissen; es gibt endlich ungerechte Leute, die nur klagen, weil sie klagen wollen. Wir übrigens, die wir diesen Verblendeten nicht gleichen, wollen uns zum lebhaftesten Dank gegen die Vorsehung verpflichtet fühlen, die uns einen solchen Regenten gegeben, und wollen uns im gemeinschaftlichen Gebete vereinen, seine lange Erhaltung von Gott zu erflehen.

15) Gibt es gar keinen Fall, wo der Unterthan von der Pflicht des Gehorsames entbunden ist?

Die Obrigkeit ist die Stellvertreterin Gottes, als solche soll sie Recht und Wahrheit vertheidigen, und überhaupts das anstreben,

was Gott will. Wenn sie aber ihre Bestimmung vergißt, und Gott feindlich gegenübertritt, und daher das befiehlt, was Gottes heiliges Gesetz verbietet, so darf man nicht gehorchen, aber auch sich nicht empören, sondern man muß solchen Zumuthungen einfach passiven Widerstand entgegensetzen, d. h. man gehorcht nicht, und sollte man darüber was immer für traurigen Folgen sich aussetzen. So handelten die ersten Christen. Sie ließen sich tödten; aber sie ließen sich zu Nichts zwingen, was ihnen ihr heiliger Glaube verbot. Hiefür haben wir auch Beispiele der heiligen Schrift. So sprachen die drei Jünglinge, welche Nabuchodonosor zum Götzendienste verleiten wollte: Unser Gott, den wir verehren, kann uns aus dem brennenden Feuerofen erretten, und aus deiner Hand, o König, daß wir deine Götter nicht verehren, und die goldene Bildsäule, die du errichtet hast, nicht anbeten. Dan. 3, 17. 18. Und im neuen Bunde lesen wir: Der Hohepriester sprach zu den Aposteln: Haben wir euch nicht befohlen, nicht mehr zu lehren in diesem Namen, und sieh, ihr habt Jerusalem angefüllt mit euerer Lehre, und wollet das Blut dieses Menschen über uns bringen. Petrus aber und die Apostel antworteten: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Apostelg. 5, 28. 29. — Einer der erleuchtetsten katholischen Lehrer, der heilige Thomas von Aquin, spricht sich hierüber mit gewöhnlicher, scharfer Unterscheidung in folgender Weise aus: Die Gesetze sind auf zweierlei Weise ungerecht, entweder weil sie dem allgemeinen Beßten entgegen sind, oder in Hinsicht ihres Endzweckes, z. B. in dem Falle, wenn die Regierung ihren Unterthanen beschwerliche Gesetze auflegt, nicht aus den Beweggründen für das allgemeine Beßte, sondern weil sie Herrschbegierde und Habsucht dazu antreibt; oder in Beziehung auf ihren Gesetzgeber, z. B. wenn Jemand bei der Entwerfung eines Gesetzes die ihm bewilligte Macht überschreitet; oder auch in Rücksicht auf dessen Form, wenn z. B. die Lasten ungleich auf das Volk gelegt, wenn sie gleichwohl zum Beßten des Staates verordnet sind. Diese Verordnungen sind eher Willkührlichkeiten, als Gesetze, weil nach den Worten des heiligen Augustin das ungerechte Gesetz kein Gesetz zu sein scheint. Folglich verpflichten diese Gesetze nicht vor dem Richterstuhle des Gewissens, wenn es vielleicht nicht zur Verhütung des Aergernisses und der Verwirrung

geschieht, ein Beweggrund, um dessen willen der Mensch von seinem eigenen Rechte weichen soll, wie sich der heilige Matthäus ausdrückt: „Wenn dich Jemand nöthiget, ihm eine Last tausend Schritte zu tragen, so trage sie ihm noch zwei tausend Schritte, und wenn Jemand mit dir rechten und dir deinen Rock nehmen will, so gib ihm auch den Mantel." Die Gesetze sind aber auch noch in anderer Beziehung ungerecht, wenn sie nämlich dem himmlischen Gute entgegen sind, wie die Gesetze der Tyrannen zur Einführung des Götzendienstes, oder irgend einer andern Sache, welche das göttliche Gesetz verbietet. Diese Gesetze anlangend, so ist es auf keine Weise erlaubt, sie zu befolgen; denn in der Apostelgeschichte heißt es: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. —

Dagegen ist es, wie wir schon oben bemerkten, dem Katholiken nicht erlaubt, ungerechten Maßregeln der Regierung Gewalt entgegenzusetzen, also sich zu empören, oder gar einen Tyrannen zu morden. Die Mitglieder der Gesellschaft, welche sich zur Ergreifung der Waffen in geringer oder großer Anzahl vereinigen, um materielle Stärke zu erlangen, und die bestehende Regierung zu bekämpfen, begehen immer eine Rebellion, welche den Grundsätzen unserer heiligen Religion ganz entgegen ist. Was aber den Fürstenmord betrifft, und mögen diese auch die ärgsten Tyrannen sein, so wendet sich die katholische Kirche mit Abscheu von einer solchen Gräuelthat ab, und hat sich namentlich das allgemeine Concilium von Constanz in seiner fünfzehnten Sitzung dagegen erklärt.

16) Gesetzwidrigkeit und Verderblichkeit der Revolutionen.

Der katholische Christ darf sich nie gegen die Obrigkeit auflehnen und mit Trotz und Gewalt sich Hilfe verschaffen. Ein solches Betragen steht im offenbaren Widerspruch mit den Lehren des Christenthums. Wir haben viele Stellen in der heiligen Schrift, in welchen unser Erlöser und die von seinem Geiste erfüllten Apostel den Aufruhr strenge verbieten und selbst gegen unwürdige Vorsteher Gehorsam und Unterwerfung einschärfen. Als einmal die Pharisäer dem Herrn die Frage vorlegten: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu geben?" — antwortete der Heiland: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Christus mißbilliget hier offenbar

alle Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und jede gewaltthätige oder arglistige Entziehung dessen, was man derselben schuldig ist. Er will, daß die Unterthanen ihrem Fürsten die Abgaben getreulich entrichten sollen; er verwirft also jede Empörung; denn gewöhnlich fängt jeder Aufruhr damit an, daß man der Obrigkeit die herkömmliche Steuer verweigert. Mit derselben Strenge schärfen auch die Apostel den Gläubigen Gehorsam gegen die Obrigkeiten ein; wir verweisen der Kürze wegen auf die bereits an einem andern Orte angeführten Stellen Röm. 13, 1 u. flgd. u. 1. Petr. 2, 13 u. 14.

Der Heiland zeigte auch in seinem ganzen Benehmen Ehrfurcht gegen die Obrigkeit. Er unterwarf sich allen Gesetzen, gab den Zoll und leistete Alles, was ein jeder treue Unterthan zu leisten schuldig ist. Nie bediente er sich seiner höhern Macht, um den Verfügungen der Obrigkeit auszuweichen oder ihre Anordnungen zu vereiteln. Das Volk wollte ihn oft zum Könige machen. Wenn er ein Empörer hätte sein wollen, so wäre es ihm etwas Leichtes gewesen, an der Spitze des Volkes die Regierung an sich zu reißen. Allein so oft er die Absicht des Volkes merkte, ihn zum Könige zu erheben, entfloh er. Als er vor Pilatus stund, that er es mit der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit eines Unterthan. Er verehrte den Pilatus als einen von Gott verordneten Richter und unterwarf sich seinem Urtheile. Du hättest keine Macht über mich, sprach er, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre.

Als eben so treue Unterthanen erwiesen sich die Apostel und die ersten Christen überhaupts. Die heidnische Obrigkeit stund ihnen feindselig gegenüber. Es gab keine Marter, die nicht ausgesonnen und mit Grausamkeit an den Christen verübt worden wäre; es gab kein Mittel, das man nicht angewandt hätte, um das Christenthum auszurotten. Was thaten nun die Christen? Rotteten sie sich zusammen zum Umsturz der bestehenden Ordnung, oder zur Ermordung der Wütheriche? Sie wären stark genug gewesen, um sich zu widersetzen, wenn sie gewollt hätten; denn im ganzen römischen Reiche gab es Christen. Aber nein, abschlachten ließen sie sich wie Lämmer, betend für ihre Feinde verbluteten sie unter den Marterwerkzeugen der Henker. Diesen Grundsätzen blieb sich die Kirche in allen Jahrhunderten gleich. Als im fünfzehnten

Jahrhundert der polnische Dominikaner Johann von Falkenberg den Grundsatz aufstellte, man thue ein verdienstliches Werk, wenn man einen Tyrannen ums Leben bringe, erhob sich das Concilium von Constanz, den Papst Martin V. an der Spitze, und verdammte den Grundsatz dieses Fanatikers. Und als diese ruchlose Lehre später noch einmal auftauchte, und an dem darüber berüchtigt gewordenen Jesuiten Mariana einen Vertheidiger gefunden hatte, erhob sich der Jesuiten-General Aquaviva, und Mariana's Werk wurde verboten und verdammt.

Ja, die Kirche ist eine abgesagte Feindin der Revolution; denn als Reich der Ordnung muß sie der Unordnung entgegen sein. In der That gehören die Revolutionen und Königsmorde nicht ihr an, sondern die von ihr getrennten Sekten besudeln sich damit. Der Protestantismus schleppte zuerst in England den König Karl auf das Schaffot. Allerdings sehen wir später im katholischen Frankreich an Ludwig XVI. dieselbe Frevelthat verüben; allein dieses geschah erst, nachdem Frankreich mit denselben Grundsätzen des Unglaubens angesteckt worden war, welche sich früher in England geltend machten. Wohl sahen wir in der neuesten Zeit die Revolution vorzüglich in katholischen Ländern das Haupt erheben. Aber die ganze Welt weiß, daß nicht die Freunde des Katholicismus, sondern seine Feinde revolutionirten. Man hat die katholischen Länder mit antichristlichen Grundsätzen erfüllt und einen großen Theil der Bewohner katholischer Länder zuvor der Kirche entrissen, und dadurch ist den Revolutionen vorgearbeitet und sind dieselben zuletzt selbst ausgeführt worden. Der Verfasser der Schrift: „Triumph der Philosopie," — wiewohl selbst ein Protestant, erklärt sich hierüber umständlich. Eben so finden die erleuchtetsten Staatsmänner die Hauptquelle der Unruhen und Empörungen in einer von Gott abgefallenen Philosophie.

Nichts widerspricht auch mehr dem Geiste des Christenthums, als die Revolution. Der Geist des Christenthums ist ein Geist des Friedens, der Nachgibigkeit und der Geduld, der Sanftmuth, der Mäßigung, der frommen Ergebung in Gottes heiligen Willen bei unverschuldeten Leiden. Wie verträgt sich die Empörung mit dieser Gesinnung? Der Aufrührer will Nichts dulden; ein jedes, wenn auch nur scheinbares Unrecht bringt ihn in Harnisch; er

kennt keine Mäßigung, und tritt zuletzt alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füssen.

Es gibt auch nichts Thörichteres, als von der Revolution Besserung der Zustände zu erwarten; umgekehrt gibt es nichts Verderblicheres und Schädlicheres, als die Revolutionen sind. Mag der Ausgang einer Empörung wie immer sein, so leidet der Bürger gewiß mehr darunter, als er auch unter einer schlechten Regierung gelitten hätte. Eine jede Obrigkeit hat Mittel in den Händen, sich zu vertheidigen; sie darf nur befehlen, und tausend Schwerter sind zu ihrer Vertheidigung gezückt. Unter den Bürgern selbst, wenn auch ein Theil mit ihr unzufrieden sein sollte, zählt sie viele Anhänger. Was ist nun die Folge davon? Bürger und Bürger, Fürsten und Unterthanen ziehen in ihrem eigenen Lande gegen einander zu Felde. Da häufen sich alle Gräuel des Krieges. Der Landmann muß seinen Pflug, der Professionist seine Werkstätte, der Kaufmann sein Gewerbe im Stich lassen, um das Schwert zu führen. Jeder Verdienst, jeder Erwerb hat ein Ende, und da der Krieg so viele Kosten verursacht, so kömmt schon dadurch Armuth ins Land; Hunger und Noth drückt die Familien, Elend und Verzweiflung erfüllt Städte und Dörfer; Plündern, Brennen und Morden macht endlich das ganze Land fast zur Wüste.

Aber vielleicht soll der glückliche Ausgang der Empörung allen Schaden wieder ersetzen. Allein es kann der Unterthan auf einen solchen Ausgang nicht im Voraus mit Sicherheit rechnen; es kann vielmehr geschehen, daß er der unterliegende Theil wird, und daß in Folge dessen seine Bande, statt daß sie sich lockern, vielmehr noch fester gebunden werden. Gesetzt aber auch, es trage der aufrührerische Theil den Sieg davon; gesetzt, die alte Obrigkeit werde gestürzt, und eine neue eingesetzt, wie viel Blut und Geld kostet es die Unterthanen, bis sie es dahin bringen? Wie sehr muß die Erinnerung an die Gräuel des Krieges die Freude über den Sieg verbittern? Wird der Vater so leicht den Verlust seiner Kinder, die Gattin den Verlust ihres Mannes, der Bürger den seines Eigenthums sobald vergessen, um sich des glücklichen Erfolges seines Wagestücks zu erfreuen? Wie lange werden nicht im Lande die beweinenswürdigen Spuren des Aufruhrs, der Verwüstung, der Armuth und der Gesetzlosigkeit zurückbleiben? Und wenn auch die

neue Regierung wirklich besser sein sollte; wird sie es immer bleiben? Ist nicht der Fall möglich, daß die Zügel der Regierung bei also gestalteten Verhältnissen bald in die schlechtesten Hände kommen können? War es denn so vieler Opfer werth, eine schlechte Regierung vielleicht mit einer noch schlechteren zu vertauschen? Wäre es für die Unterthanen nicht besser gewesen, auch wenn wirklich ungerechter Druck auf ihnen lastete, noch eine Zeit lang zu dulden; vielleicht hätten sich die Mißbräuche von selbst gehoben. Der Tod des Fürsten, die Absetzung eines Ministers, oder sonst ein Ereigniß, deren es so manche gibt, hätte der Sache eine unerwartete Aenderung geben können, und dieses hätte den Unterthanen weder Blut noch Geld gekostet. — Wie wenig von der Revolution überhaupts ein Heil zu erwarten sei, haben wir bereits B. 6. S. 639—644 näher auseinander gesetzt.

17) Von der Vaterlandsliebe.

Die Vaterlandsliebe ist eine besondere Anhänglichkeit an die bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied man ist, verbunden mit dem thätigen Bestreben, die Wohlfahrt derselben zu erhalten und zu befördern.

Zur Vaterlandsliebe verbindet uns schon die Pflicht der Dankbarkeit. Wer wird jenes Land nicht lieben, in welchem er geboren und aufgewachsen ist; das ihn nährt und erhält, und das ihn täglich mit Wohlthaten überhäuft? Wer wird jenes Land nicht lieben, an das alle seine Erinnerungen gebunden sind; in welchem nicht bloß seine Wiege steht, sondern wo er auch sein Grab finden wird, um von den Mühen des Lebens auszuruhen? Wahrhaftig, wer das Vaterland nicht liebt, der liebt auch die Eltern nicht, der liebt nicht den Freund, nicht den Nächsten; denn das Vaterland umschließt ja auch diese, umschließt Eltern, Freunde und Wohlthäter. Wer das Vaterland nicht liebt, sucht sich nicht gemeinnützig zu machen; er erkennt nicht die Wohlthat des Zusammenlebens mit Andern in einem wohlgeordneten Gemeinwesen. Wer das Vaterland nicht liebt, ist ungerecht gegen seine Mitbürger, weil er sich gewissen Leistungen entzieht, welche diese auf sich nehmen, und die, wie sie glauben, gemeinschaftlich von Allen gebracht werden. Zur Vaterlandsliebe verpflichtet uns auch die Lehre Jesu Christi; denn

sie gebietet Nächstenliebe, Anwendung seiner Kräfte und Berufstreue (Matth. 25, 14.; 1. Petr. 4, 10.), eben so Gehorsam gegen die Obrigkeit und willige Leistung der Abgaben (Röm. 13, 7. 8. u. Röm. 15, 1—5.); endlich Zusammenwirken aller Glieder des Leibes zum gemeinsamen Beßten. 1. Korinth. 12, 12—27. Es enthält auch nicht bloß die Profan-, sondern auch die heilige Geschichte viele, schöne Beispiele wahrer Vaterlandsliebe und des regsamsten Strebens, das Beßte desselben zu befördern. Unter diesen verdienen erwähnt zu werden Moses, Josua, Samuel, mehrere Richter, die Propheten, Esther, Esdras, Nehemias, die Makkabäischen Brüder u. s. w. Jesus selbst hat uns hierin das schönste Beispiel gegeben; denn er widmete zunächst seine Bemühungen seinem Vaterlande (Matth. 10, 5.); er unterwarf sich allenthalben den Landesgesetzen und leistete selbst die Abgaben (Matth. 17, 26.); er weinte sogar über Jerusalem wegen des dieser Stadt bevorstehenden Unglücks (Luk. 19, 41—44.); er gehorchte der Obrigkeit und unterwarf sich dem Ausspruche derselben (Joh. 9, 11.); er vermied Alles, was die öffentliche Ruhe hätte stören können (Joh. 6, 15.); noch beim Hingange zum Tode war er mit dem traurigen Loose seines Vaterlandes beschäftiget. (Luk. 23, 27—31.) Auch die ersten Christen stunden, so sehr ihr Streben nach den himmlischen Gütern ging, doch auch in der Vaterlandsliebe Niemanden nach. Ungeachtet sie von den heidnischen Kaisern blutig verfolgt und grausam gemartert wurden, leistete doch Niemand williger die Abgaben an den Staat und zog Niemand freudiger in den Krieg zur Vertheidigung des Vaterlandes, als sie. Bekannt ist der Vorfall mit der thebaischen Legion. Nachdem der Kaiser Maximian von diesen Kriegern, weil sie am heidnischen Opfer nicht Theil nehmen wollten, bereits jeden zehnten Mann hatte tödten lassen, sprachen die Uebriggebliebenen voll Muth und Herzhaftigkeit: Kaiser, wir sind deine Soldaten; sind aber auch Diener des wahren Gottes. Dir sind wir den Kriegsdienst, unserm Gotte aber unbefleckte Unschuld schuldig. Wir sind bereit, gegen die Feinde zu kämpfen; wir haben bisher für unser Vaterland, für Recht und Gerechtigkeit mit Muth gekämpft; wir haben dir mit unverbrüchlicher Treue gedient: wie kannst du aber auf diese noch länger zählen, wenn wir sie Gott brechen? —

Die Vaterlandsliebe macht es uns zur Pflicht, daß wir:

1) Die zahlreichen Wohlthaten, die wir theils mittelbar, theils unmittelbar vom Vaterlande empfangen, von Zeit zu Zeit überdenken, und uns dadurch in der Anhänglichkeit an das Vaterland befestigen. Dazu soll schon bei der Erziehung der Grund gelegt werden. Dagegen wird aber häufig gerade von denjenigen gefehlt, welche von dem Staate am meisten Gutes genießen. Sie vertrauen ihre Kinder ausländischen Erziehern an; welche ihr eigenes Vaterland weit über das der Zöglinge erheben. Daher geschieht es, daß die Zöglinge in einer Art Geringschätzung gegen ihr Vaterland heranwachsen, für das Ausland aber eingenommen werden, und oft auf eine nicht nur der inländischen Industrie schädliche, sondern auch lächerliche und an Tollheit grenzende Art alles Ausländische höher schätzen, als was sie in ihrem eigenen Vaterlande finden. Es ist doch wahrlich nicht zu viel begehrt, wenn man von Bürgern eines Staates verlangt, daß sie, ohne gegen das Ausland ungerecht zu werden, ihrem eigenen Vaterlande, dem sie Alles verdanken, wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Die christliche Vaterlandsliebe fordert, daß wir

2) das Beste des Vaterlandes redlich und thätig zu befördern suchen; daß wir also, so viel von uns abhängt, Unglück abwenden, die nöthigen Beiträge zum allgemeinen Besten gewissenhaft entrichten; daß wir uns befleißen, dem Staate mit unsern körperlichen und geistigen Kräften nützliche Dienste zu leisten; daß sich ein jeder einzelne Bürger auf ein nützliches, seinen Anlagen angemessenes Geschäft verlege, um dadurch zur Beförderung des allgemeinen Wohles beizutragen; daß wir nützliche Anstalten redlich unterstützen, es mag nun mittelbar oder unmittelbar geschehen, und dadurch den inländischen Kunst- und Gewerbfleiß befördern, und eben darum dem Vorurtheil entgegen arbeiten, daß alles Ausländische, bloß weil es ausländisch ist, besser sei; daß wir unsern Privatvortheil dem allgemeinen Besten unterordnen, und nach Kräften auch die Ehre des Vaterlandes vertheidigen.

Insbesondere muß sich die Vaterlandsliebe

3) bei der Vertheidigung des Vaterlandes gegen feindliche Angriffe zeigen. Es ist daher jeder Bürger, der von der Staatsgewalt zur Vertheidigung des Vaterlandes gerufen wird, durch das Rechts- und Sittengesetz verbunden, seine Pflicht mit Treue, Muth und

Tapferkeit, jedoch ohne Grausamkeit und Barbarei, zu erfüllen, und es ist in mehr, als einer Hinsicht unmoralisch, wenn man sich direkt oder indirekt zu diesem Dienste untauglich macht, oder sonst ungerechter und arglistiger Weise sich demselben zu entziehen sucht. Wer sich dem Militärdienst feige entzieht, ist, wie wir schon oben sagten, entweder ganz unwissend in dem, um was es sich in ihm handelt, oder er ist kraft- und muthleer für die höchsten Güter des irdischen Daseins, und läßt sich wohl ihren Genuß gefallen, wie er ihm, von Andern gesichert, zufällt; läßt sich aber auch den Raub desselben gefallen, und liebt das Leben mehr, als sie. Wer sich aber dem Militärdienst tückisch und arglistig entzieht, der ist überdieß ein Gewissensloser, welcher einen Dritten, der nun an seine Stelle zu treten hat, vorschiebt und Blut und Leben dieses Dritten statt des Seinigen einsetzt.

Die Vaterlandsliebe fordert

4) Zusammenhalten aller Einzelnen für den Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen: Also Zusammenwirken wider alle Schwindler und Wühler, die keinen Besitzstand achten, keinen Gehorsam kennen, und eine jede Obrigkeit, weil über ihnen stehend, anfeinden. Welch größeres Unglück könnte es für den Staat geben, als wenn die Grundsätze dieser Wühler und Schwindler die gesunden Ansichten der Unterthanen und den Geist der Achtung und des Gehorsams gegen Gesetz und Obrigkeit zerstörten. Zusammenhalten müssen ferner alle Einzelnen zur Abwehr aller Frevelthaten, und wo sie begangen werden, zur Entdeckung und Bestrafung der Thäter derselben. Einen begangenen Frevel verhehlen oder in Erforschung und Unterdrückung desselben der Obrigkeit nicht an die Hand gehen, ist eine Ungerechtigkeit gegen das allgemeine Beßte, und in den meisten Fällen Härte gegen den Uebelthäter selbst, der wegen Straflosigkeit nur in seinem Leichtsinn gefördert wird. Zusammenhalten müssen insbesonders, wie es schon angedeutet worden ist, die Einzelnen in gewissenhafter Ablieferung der an den Staat zu leistenden Abgaben. Ein Betrug hierin ist Betrug gegen die Mitbürger, die auf irgend eine Weise gegen den Ausfall einstehen müssen, oder ist Beeinträchtigung des Staatszweckes, zu dessen Erreichung nun die Mittel nicht mehr genug sind. Betrug hierin ist auch Ueberlistung des ehrlichen Nachbars und Zugrunderichtung

desselben, indem z. B. der Betrüger seine Waare um einen Preis noch mit Gewinn absetzen kann, um welchen der Andere, der die auf ihr lastende Abgabe redlich entrichtet hat, sie nur mit Verlust geben kann.

Wenn es überhaupts Pflicht ist für einen jeden Menschen, sich einem besondern Stande zu widmen, so fordert die Vaterlandsliebe:

5) daß ein jeder Bürger in dem angetretenen Stande seine Pflichten so erfülle, daß er sein Privatinteresse mit der Wohlfahrt des Staates in Einklang bringe. Darnach sollen die Landleute die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft mit Eifer und Sinn für Verbesserung betreiben; Gewerbsleute und Fabrikanten sollen nach immer größerer Vollkommenheit in ihren Erzeugnissen streben, damit bei den Mitbürgern der Wunsch nach fremden Fabrikaten immer schwächer werde. Verständige und patriotisch gesinnte Kaufleute können die inländischen Fabrikanten und Künstler mächtig unterstützen. Es ist ein kleinlicher und verderblicher Egoismus, wenn sie durch ewiges und oft grundloses Lob des Ausländischen das Inländische verächtlich machen und dadurch den Absatz des letztern erschweren. Es ist eine staatsgefährliche Verschwendung, wenn die Großen der Nation, statt die heimischen Künstler zu unterstützen, überall mit auswärtigen Kunstwerken prangen, und aus bloßem Vorurtheil dem Ausländischen immer den Vorzug geben. Was die gelehrten Stände insbesonders betrifft, so sollen sie an der National-Cultur mit allem Fleiße arbeiten; wahre Aufklärung zu befördern, die Vaterlandsliebe unter ihren Mitbürgern zu stärken und den National-Sinn zu beleben bemüht sein. Cf. Frint's Handbuch der Religionswissenschaft B. 6.

18) Auch die geistliche Gewalt ist von Gott angeordnet.

Außer der weltlichen Gewalt, die auf göttlicher Anordnung beruht, wie wir oben zeigten, gibt es auch eine geistliche Gewalt, die ebenfalls von Gott eingesetzt ist. Die geistliche Gewalt hat Christus dem Petrus und den Aposteln gegeben; denn diese hat er, wie der Vater ihn, mit den drei Vollmachten des Lehramtes, Priesterthums und Königthums zum ganzen Menschengeschlechte gesendet. Von dieser dreifachen Gewalt der Kirche, nämlich: dem Lehramte, Priesterthume und Königthum oder der Regierungsgewalt ist

bereits B. 12. S. 94 u. flgd. gehandelt. Vergl. auch den Artikel „Priester“ am entsprechenden Orte.

Die geistliche Gewalt hat Gott auf eine noch ganz andere, ich möchte sagen, glänzendere und augenscheinlichere Weise eingesetzt, als die weltliche; denn ist die weltliche Obrigkeit immerhin vollkommen berechtiget, ihr Amt von Gott abzuleiten, so rührt doch nur die Ordnung, daß die obrigkeitliche Gewalt da sei und ihr von den Menschen pflichtmäßig gehorcht werde, von Gott her, nicht aber hat Gott die Obrigkeit in diesem oder jenem Reiche selbst unmittelbar eingesetzt, wie er es bei der Erwählung seines mit der höchsten Autorität bekleideten Stellvertreters in seinem Reiche auf Erden, in der Kirche, that. Daher sagt ein Schriftsteller: Auch die weltliche Gewalt ist göttlicher Anordnung; aber sie ist nicht von Gott in dem Sinne, als hätte Gott irgend Einem einmal die weltliche Macht übergeben; denn nie hat Gott Einem regelmäßig und unmittelbar diese Macht übertragen; in dieser Weise ist sie also nicht von Gott. So stellt sich hier ein vorzüglicher Unterschied dieser beiden Gewalten heraus: Die kirchliche Gewalt ist nämlich unmittelbar von Christus eingesetzt; die weltliche aber, obwohl sie der Ordnung nach von Gott kömmt, ist doch nicht von Gott unmittelbar eingesetzt.

Die Kirche ist mit ihrer ganzen Verfassung von Gott selbst gegründet. Gott selbst hat die Regentschaft dieses Reiches eingesetzt und für ihre Fortpflanzung gesorgt. Außer dem allgemeinen Befehl, daß ein Jeder der obrigkeitlichen Gewalt unterthan sein soll, hat sich Christus mit seiner Kirche gleichsam identificirt, indem er sagt: Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich u. s. w. Luk. 10, 16. Ueberdieß bezeichnet Christus seine Kirche ausdrücklich als ein Reich; und wenn er beisetzt, daß es nicht von dieser Welt sei (Joh. 18, 36.), bezeichnet er sein Reich als ein von den irdischen Königthümern verschiedenes Reich, was eben deßwegen auch seine eigene Gewalt und seine eigenen Regenten haben muß. Daraus ist ersichtlich, daß nicht bloß eine geistliche Gewalt besteht, sondern daß sie auch unmittelbar von Gott eingesetzt sei. Das Nähere hierüber, und insbesonders bezüglich der Personen, welchen diese Gewalt übertragen ist, findet bei den Artikeln „Papst“ und „Priesterweihe“ seine Ausführung.

19) Von den Pflichten der geistlichen Obrigkeiten.

Hiebei verweisen wir auf den Artikel „Priester".

20) Ueber das Verhältniß der geistlichen Obrigkeit zur weltlichen.

Schon aus der Darstellung, welche wir oben über das Verhältniß der weltlichen Obrigkeit zur Kirche gaben, folgt umgekehrt theilweise auch das Verhältniß der geistlichen Obrigkeit zur weltlichen. Es muß aber Manches noch eigens hervorgehoben werden.

Die Kirche erkennt auch die Staatsgewalt als eine von Gott verliehene Macht an, und sieht in der weltlichen Obrigkeit nur die Stellvertreterin Gottes. Wie daher die weltliche Obrigkeit in geistigen Dingen der Kirche unterworfen ist, so sind umgekehrt die Diener der Kirche in weltlichen Dingen dem Staate und seiner Obrigkeit Gehorsam schuldig. Dieses hat die Kirche immer anerkannt; sie verbindet nicht bloß die Laien, sondern auch ihre Priester zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit unter die Staatsgewalt in weltlichen Dingen. Daher schreibt Papst Gelasius an den Kaiser Anastasius: Erkennend, daß dir die Herrschaft durch göttliche Anordnung übertragen ist, gehorchen deinen Gesetzen auch die Diener der Religion. Daher sagt auch Kaiser Valentinian ganz richtig: Die Bischöfe gehorchen nicht bloß den Gesetzen Gottes, sondern auch denen der Könige. Der Apostel selbst hat übrigens auch für Diener der Kirche die Pflicht des Gehorsams gegen weltliche Verordnungen schon ausgesprochen, indem er sagt: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. Röm. 13, 1. Indem der Apostel sagt: Jedermann unterwerfe sich u. s. w. sind auch die Diener der Kirche zum Gehorsam verpflichtet, weil alle Menschen ohne Ausnahme dazu aufgefordert werden; und indem der Apostel auch die weltliche Gewalt als von Gott kommend bezeichnet, legt er auch den Dienern der Kirche wieder dieselbe Pflicht auf, weil der Macht Gottes Niemand widerstehen darf. Dabei kömmt Nichts darauf an, ob die Obrigkeit gut oder schlimm ist; denn auch die Gewalt der Bösen, sagt richtig der heilige Augustin, kömmt von Gott; der Verpflichtungsgrund besteht also auch in diesem Falle in seiner ganzen Kraft. Dieser Gehorsam schließt zwar

die Befugniß nicht aus, sich gegen einen ungerechten Befehl der Obrigkeit durch die Berufung auf sein Recht zu schützen; wenn aber dieses nicht zum Ziel führt, trägt, wie ein jeder Christ, so noch mehr der Priester das ihm zugefügte Unrecht mit Geduld. In dieser Beziehung sagt der heilige Ambrosius: „Wollt ihr mein väterliches Erbtheil, so nehmt es; wollt ihr mich zum Tode führen, so thut es. Dieß ist mein Verlangen, und nicht werde ich mich mit Volkshaufen umringen; auch werde ich nicht die Altäre umfassen, sondern für die Altäre den Todesstreich empfangen. Gegen Waffen und Soldaten sind Thränen meine Waffen; denn das ist die Vertheidigung des Priesters, anders kann und darf ich nicht widerstehen." — Mit dem Gehorsam leistet der Diener der Kirche dem Staate auch alle übrigen Pflichten, wie sie dem Unterthan zustehen: Er zahlt seine Abgaben nach dem ihn treffenden Maß; er erzeigt dem Fürsten und seinen Stellvertretern die ihnen gebührende Ehre; er ist auch der Obrigkeit in seinen Gebeten eingedenk.

Die geistliche Obrigkeit leistet aber nicht bloß selbst dem Staate alle ihr aufliegenden Pflichten, sondern ist auch bemüht, dahin zu wirken, das gläubige Volk zur Erfüllung derselben aufzumuntern. Und gerade dadurch greift die geistliche Gewalt auf das kräftigste der weltlichen Macht unter die Arme, stützt ihr Ansehen, und hilft ihr ihre Zwecke erreichen. Daher sagt richtig Puffendorf: Heb die Religion auf, und es wird keinen Unterthan mehr geben, der für das Vaterland und die bürgerliche Ordnung sein Leben einsetzt, wenn er aus dem Ruin der Uebrigen selbst Nutzen zieht. Darum sagt auch Philipps in seinem Kirchenrechte: Groß ist die Hilfe, welche die Kirche der weltlichen Obrigkeit durch ihre Lehre, durch die wiederholte Einschärfung ihres Gebotes des Gehorsams gegen die weltlichen Gesetze und durch die Ausübung ihrer Strafgewalt leistet. Diese wichtigen Dienste, welche die Kirche den Staaten in Regierung der Völker leistet, haben gläubige Fürsten immer anerkannt, und oft laut ihren Dank dafür ausgesprochen.

So sehr aber die geistliche Obrigkeit das weltliche Regiment ehrt und schätzt, und so bereitwillige Hilfe sie demselben zur Erreichung seiner Zwecke leistet, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß die Träger der weltlichen Macht in geistigen Dingen unter der geistlichen Obrigkeit stehen und sie ihren Anordnungen Ge-

horsam schuldig sind, daher auch die geistliche Gewalt in dieser Beziehung über sie zu richten hat. Es gilt hier der Ausspruch der heiligen Schrift: Du sollst den Großen richten wie die Kleinen, und es soll bei dir kein Ansehen der Person sein. Deut. 1, 17. Dieses Recht übte z. B. Papst Innocenz III. aus, wenn er dem Kaiser Alexius III. schreibt: Wir erfüllen die Pflicht unsers Hirtenamtes, wenn wir beschwören, überweisen, tadeln, und nicht bloß Andere, sondern auch die Kaiser und Könige, und es sei ihnen gelegen oder nicht, uns bemühen, sie dazu hinzuführen, was dem göttlichen Willen wohlgefällig ist. — Hier sind zugleich die Mittel angedeutet, deren sich die Kirche nöthigen Falles im Verhältnisse zur weltlichen Obrigkeit bedienen kann, es sind diese: Bitten, Ermahnungen, Zurechtweisungen, Tadel. Wird auf diesem Wege Nichts erreicht, so geht die Kirche strenger vor, und nimmt zu ihren geistlichen Strafen ihre Zuflucht.

21) Von den Pflichten gegen die geistliche Obrigkeit insbesonders, und wie vielfältig dieselben verletzt werden.

Unlängst habe ich euch die Pflichten an das Herz gelegt, welche wir gegen den Landesvater und gegen die weltliche Obrigkeit überhaupts haben. In der christlichen Kirche gibt es aber nicht bloß ein weltliches Regiment, sondern auch ein geistliches. Es gibt zwei Mächte, von denen jede ihre Gewalt von Gott hat, von denen jede in ihrer Art die oberste ist, ohne einem Andern untergeordnet zu sein. Diese beiden Mächte bieten aber dennoch, obschon sie von einander unabhängig sind, sich gegenseitig die Hand. Der Thron stützt sich auf den Altar, gleichwie der Altar auf den Thron, und Alles, was zur Absicht hat, die Grundfesten der Religion zu erschüttern, muß uns auch den Untergang und Verfall des Staates befürchten lassen. Die Religion ist die festeste Stütze für die Throne; ein religiöses Volk liebt seinen König, gibt seine Steuern gewissenhaft, verharret in der Unterwürfigkeit und dem Gehorsame und hat mit den Freiheitsschwindlern keine Gemeinschaft. Wo aber der Glaube untergraben und die Gottesfurcht hinweggenommen, wo das geistliche Regiment nicht mehr geachtet, und die Kirchenvorsteher in der öffentlichen Meinung überflüssig geworden sind, da

wird auch die weltliche Macht gar bald ihr Ansehen verloren haben und um ihren Einfluß gekommen sein, ja man wird weiter gehen, und die Geschichte bestätiget es, man wird mit den Trümmern des eingestürzten Altares die Throne der Fürsten zerschlagen und mit den weltlichen Ständen vollenden, was man mit der Hierarchie begonnen hat. Deßwegen wollen wir jetzt von den Pflichten reden, welche das christliche Volk gegen seine geistliche Obrigkeit hat, und zugleich mit einigen Seufzern die vielfältige Vernachlässigung dieser heiligen Pflichten beklagen.

Unter denen, welche das geistliche Regiment führen, steht der heilige Vater, der Papst, oben an als Stellvertreter Jesu Christi und als sichtbares Haupt der gesammten katholischen Christenheit; ihm zur Seite stehen die Bischöfe nach ihrer verschiedenen Gliederung; denn es gibt Cardinal-Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen, Primas, einfache Bischöfe; hierauf folgen die Priester, welche als Pfarrer oder in andern Kirchenämtern für die Ehre Gottes und die Ausbreitung des Himmelreiches auf Erden arbeiten. Die Kirche ist ein wunderbares Gebäude, ein organisch gegliederter Zusammenhang aller einzelnen Gemeinden, wie in sich selbst, so mit allen Brüdergemeinden der ganzen Erde. Jede einzelne Gemeinde ist nämlich um ihren Seelsorger gesammelt, dieser ist ihr Einheitspunkt; ein Kreis von Gemeinden zieht sich, mit ihren Seelsorgern an der Spitze, um ihren Bischof: dieser ist ihr Mittelpunkt; die Bischöfe selbst mit ihren vereinten Gemeinden einigen sich unter einem gemeinsamen Erzbischof, Primas oder Patriarchen: dieser ist das Centrum ihrer Einheit; und endlich sind alle diese Erzbischöfe und Primaten mit ihren Bischöfen und Gemeinden in einem gemeinsamen Haupte geeiniget, in dem Papste: und dieser ist der Mittelpunkt aller Mittelpunkte, das Centrum der ganzen, großen Gesammtheit der Gemeinden. So ist die Kirche eine ungeheuere, organisch gegliederte Gesammtheit, der große Leib Jesu Christi, und die äussere Anschaulichkeit der Vereinigung und Einheit von Millionen in Einem und demselben Glauben, derselben Liebe, Hoffnung und demselben Leben. Eph. 4, 11. Allen hier Genannten sind wir Ehre und Achtung schuldig, wie es ihrem heiligen Stande gebührt; denn sie sind Gewaltträger an Gottes Statt. Wer euch hört, sagt Jesus Christus zu seinen Jüngern, der hört mich, und wer euch verachtet, der ver-

achtet mich. Gott forderte im alten Bunde die größte Ehre für die Priester. Er sagt, wer hoffärtig ist, und den Geboten des Priesters nicht gehorcht, soll des Todes sterben. 5. Mos. 17, 12. Und Christus schickte den Aussätzigen, den er gereiniget hatte, zu dem Priester, damit er ihn ehre, sagt der heilige Hieronymus. Er befahl sogar, die verkehrten Schriftgelehrten und Pharisäer, welche auf dem Stuhle Moses sitzen zu ehren; und als ihm ein Diener einen Backenstreich gab, und ihn beschuldigte, er habe den hohen Priester entehrt, fand es der göttliche Heiland, der auf alle Beschuldigungen seiner Feinde Nichts antwortete, hier für nöthig, sich zu verantworten und zu sagen, daß er dem hohen Priester die schuldige Ehre nicht entzogen habe. Den Priestern die schuldige Ehrfurcht nicht erweisen, heißt sie Gott versagen; denn nicht auf ihre Person, sondern auf ihre Würde, welche selbst den Engeln furchtbar ist, hast du, mein Christ, zu sehen. So erhaben ist ihre Würde, sagt der heilige Chrysostomus, daß sie selbst über der königlichen und über der Würde des Purpurs steht, weil sie eine Macht ertheilt, welche kein König, kein Großer dieser Erde, ja nicht einmal die Engel haben. Die Sünden nachlassen, die Gewissen binden und lösen; den Leib und das Blut Christi wandeln, aufopfern und den Gläubigen spenden; Lebenden und Sterbenden die Gnade Gottes durch die Sakramente ertheilen; Teufel austreiben; Bezauberungen durch die Kraft des Exorcismus zu nichte machen: dieß sind Dinge, welche kein König, kein Gewaltiger dieser Erde vermag, wohl aber der Priester des Herrn zu thun im Stande ist. Die Priester sind überdieß Mittler zwischen Gott und den Menschen; sie sind berufen, allen Kreaturen, selbst auch den Machthabenden der Erde das Gesetz Gottes und das Evangelium zu verkünden; sie sind Stellvertreter Gottes, und wenn je ein Stand sich göttlicher Einsetzung rühmen kann, so ist es der ihrige; denn sie sind gleichsam mit der Würde Jesu Christi selbst umkleidet. Die Diener des Altares zu verachten, heißt also gegen Gott selbst sich vergehen, und ihm so zusagen in die Augen greifen. Deßwegen schärft es Gott selbst ein, sie zu ehren: Sehet zu, daß ihr meine Gesalbten, jene, welche mir geweiht sind, nicht anrühret. Und wiederum wird uns befohlen, vor den Großen der Erde das Haupt zu beugen, und vor einem Priester die Seele zu demüthigen. Ekkli. 4. — Aber,

meine Theuern, werfen wir einen Blick auf unsere Zeiten, wo ist die zärtliche Ehrerbietung hingekommen, die man ehemals gegen die Person des obersten Bischofs, gegen den allgemeinen Vater der Gläubigen, gegen den Statthalter Jesu Christi und das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen Kirche hegte? Wo ist die unverletzliche Liebe und Neigung zur Römischen Kirche, der Mutter und Meisterin aller Kirchen, den unveränderlichen Mittelpunkt des katholischen Glaubens und der katholischen Einheit? Sehen und hören wir nicht täglich, daß geringe und einfältige Personen über ihre Macht spotten, über ihre Gesetze lachen, ihre Verordnungen verwerfen; das gut heißen, was sie verwirft, das verwerfen, was sie befiehlt und ihr so im Angesichte der Sonne, die sie erleuchtet, im Angesichte der ganzen Welt, über welche sie sich ausgebreitet und im Angesichte Gottes, der ihre Lästerungen hört und ihre Ruchlosigkeit duldet, wiedersprechen? Man ist zu jeder Schlechtigkeit bereit, um der guten Sache zu schaden; man erdichtet Thatsachen voll Verleumdungen, man verfälscht und verdreht die Kirchengeschichte; man verbreitet in eigenen Schriften boshafte Bemerkungen über das Verhalten der Päpste und über die Gewalt des heiligen Stuhles. Denn ganz richtig fassen die Gottlosen, wenn sie auch alles Uebrige verfälschen, wenigstens jenes Wort des Herrn auf: Ist der Hirt geschlagen, so zerstreuen sich die Schaafe. Mark. 14.

Indem sie so die Päpste verhaßt machen, trennen sie die Gläubigen von dem Oberhaupte der Kirche und erregen Spaltungen und Trennungen in der Heerde Jesu Christi. Und natürlich, man verliert nach und nach die Ehrfurcht und das Vertrauen, das man gegen den allgemeinen Vater der Gläubigen haben sollte, und verläßt unvermerkt den Geist der Unterwürfigkeit, ohne welchen die Religion nicht bestehen kann, wenn man nur immer Gehässiges vom Oberhaupte reden hört. Diese Waffe wußten mit dem glücklichsten Erfolge die Irrlehrer der letzten Zeiten zu führen, und noch heut zu Tage gibt es, um mit den Worten des Propheten zu reden, der Menge nach solche unverschämte Menschen ohne Weisheit, welche durch stolze Vernunftschlüsse diejenigen verführen, welche ihre arglistige Sprache nicht verstehen. Is. 33. Aber es ist noch nicht genug, die ganze Regierung der Kirche weiß die Thorheit der Welt zu tadeln und alle Kirchenvorsteher müssen im Gifte der Spötter

schwimmen. Denn mit welcher ungebührlichen Weise redet man nicht oft von den Bischöfen, welche die Stelle der Apostel einnehmen, welche die Stützen der Kirche, unsere Väter, unsere Richter in Glaubenssachen, und gleichsam der Augapfel Jesu Christi sind? Welche Galle speiet man nicht wider sie aus? Was für Schandflecken sucht man nicht ihrem ehrwürdigen Charakter anzuhängen? Auf wie viererlei Art sucht man sie nicht anzuschwärzen? In der That, man möchte meinen, die Kirchenhirten seien nur deßwegen auf den Leuchter gestellt, um der Lästersucht und der Tadelsucht zur Zielscheibe zu dienen. Mancher, der seine Familie nicht zu regieren, der sein Haus nicht gehörig einzurichten, der nicht einmal zwischen seinem Weibe und seiner Magd Frieden zu erhalten im Stande ist, maßt sich an, die geistliche Regierung zu tadeln, die doch in ihren Verordnungen vom heiligen Geiste geleitet ist. Wie den obersten Hierarchen, so begegnet man auch den niedern Seelsorgpriestern. Ein Seelenhirt, der seine Pflicht thut, hat oft eben so viele Feinde, als er Pfarrkinder zählt, die ein böses Leben führen. Wie er dem Laster Einhalt thun, die Ausschweifungen, die geheimen Liebesverständnisse, die Ungerechtigkeit und andere Sünden verhindern will, so haßt man ihn, und sind alle Mäuler in Bewegung, über ihn das Gift der Verleumdung auszuschütten. Und doch, thörichter Mensch, thut ja der Seelsorger nur seine Schuldigkeit, wenn er dir einen Verweis gibt; denn er ist ja verpflichtet, über deinen Wandel zu wachen, und hat vor Gott darüber Rechenschaft abzulegen; weiset er dich öffentlich zu Recht, so ist dieß deine eigene Schuld, denn deine Laster sind öffentlich geworden; und soll etwa der Hirt schweigen, wenn er sieht, wie der Wolf die Heerde verwüstet? Benachrichtiget er dich von der Ausschweifung deiner Kinder, deines Gesindes, deiner Unterthanen, so ist dieß wiederum seine Pflicht und dein eigener Nutzen. Warum nimmst du also das Übel auf, wofür du dankbar sein solltest? Aber der Teufel kann nicht leiden, daß Gott geehrt werde, darum sucht er Verachtung gegen Gott geweihte Personen und die Diener des Herrn einzuflößen. Der Eine fragt in seiner Weisheit: Wozu so viele Priester, so viele Geistliche, Klöster und Mönche? Aber, muß man einem Solchen antworten: Wenn es Nichts zur Erbauung geben darf, warum gibt es denn so Vieles zum Aergernisse? Höre den heiligen Augustin:

Darum sind so viele Priester und Ordensleute auf der Welt, damit sie Buße thun, während du in der Sünde lebst; damit sie Gott loben, während du ihn beleidigest; darum sind sie hier, damit sie durch ihr Gebet den Zorn Gottes von Ländern und Reichen abhalten; darum sind sie hier, um die Wege des Allmächtigen zu rechtfertigen und dich, den Sünder und Gottlosen, zu verurtheilen; denn was wirst du im Gerichte Gottes sagen bei dem Anblicke so Vieler, die zarter und reicher als du, Alles verließen, um bußfertig und einsam zu leben? Was wirst du sagen beim Anblicke adeliger Jungfrauen, welche die glänzendsten Verbindungen ausschlugen, um sich in ein Kloster zurückzuziehen, um ihre Sinne zu kreuzigen, um die Sünden der Welt zu beweinen, während du dein Leben in Laster zubringst? Was wirst du sagen beim Anblick so vieler Diener des Herrn, welche die Sünder zu retten trachteten, sie aus dem Laster und Irrthum zu ziehen suchten, während du sie ins Verderben stürztest? — Ein Anderer ergötzt sich, die Fehler und Gebrechen der Kirchenvorsteher hervorzusuchen. Nun freilich, Sünder sind wir Alle, weil Alle Menschen, und von den Priestern verlangen, daß sie ohne Fehler sein sollten, hieße verlangen, sie sollten keine Menschen mehr sein. Aber verletzen Einige ihre Pflicht, ist es Gerechtigkeit, darum den ganzen Stand zu verdächtigen? Wenn ein Beamter gegen seinen Fürsten treulos handelt, beschuldiget man deßwegen alle der Treulosigkeit? Weil Judas seinen Herrn und Meister verrathen, sind deßwegen alle Apostel Verräther und Abtrünnige gewesen? Für Einen pflichtvergessenen Diener des Altares, wie viele gibt es dagegen, die voll Eifer und Andacht sind, und für Einen von seiner Regel abweichenden Ordensmann, wie viele gibt es nicht, die musterhaft und bußfertig sind? Warum diese wegen der Fehler jener verachten? Und wenn es wahr ist, daß ein nach der Heiligkeit seines Standes lebender Priester, oder eine nach dem Geiste ihrer Regel lebende Ordensperson Gott mehr Ehre geben, und mehr gute Werke verrichten, und mehr fromme Handlungen in einer Woche ausüben, als von den Weltleuten, wenn sie auch das geregeltste Leben führen, in Einem Monate geschehen, — warum den ganzen Stand verachten? — Sieht man, daß ein Arbeiter auf einem hohen Thurme wankt, so wird man Mitleiden mit ihm haben, und wird sich nicht einfallen lassen, zu

zu scherzen, wenn er einen Fehltritt macht. Soll uns nicht auch die hohe Stellung der Kirchenvorsteher und die Last, die sie zu tragen haben, anstatt unsern Tadel und unsere Spottsucht zu erregen, vielmehr zur christlichen Liebe und zum Gebete für sie auffordern? O Christ, wenn du jene fallen siehst, die in so hohen Würden stehen, so zittere für dich und sage dir: Wenn man in einem so heiligen Stande fallen kann, was kann mir, der ich umgeben bin von den Gefahren der Welt, begegnen? — Und bist du etwa unschuldig, der du von den Gesalbten des Herrn böse redest? O, es steht dir übel an, sie zu verschwärzen, der du doch selbst lasterhaft bist. Weißt du nicht, was der Herr und Heiland zu den Pharisäern in Gegenwart der Ehebrecherin gesprochen: Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie, und sie gingen beschämt von dannen. Sieh zu, daß du nicht auch beschämt werdest, und zuletzt alle Schmach auf dich selbst zurückfalle; denn wehe dir, steht geschrieben, der du verachtest, du wirst wieder verachtet werden. Is. 33.

So wird also die Pflicht, die geistliche Obrigkeit, die Bischöfe und Priester mit ihrem Oberhaupte, den Papst, zu ehren und zu achten, wenig erfüllt. Und doch fordert es schon die Pflicht der Dankbarkeit, die Kirchenvorsteher und Diener des Altars zu ehren. Denn wie viel verdankt ihnen das öffentliche Wohl! Besteht nicht ihre vornehmste Amtsverrichtung darin, daß sie das ihnen anvertraute Volk unaufhörlich zur Ausübung aller Tugenden ermahnen, die den ehrlichen Mann, den rechtschaffenen Bürger und den treuen Unterthan ausmachen? Ermahnen nicht sie vor Allem zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit unter die von Gott gesetzte Obrigkeit, und zur bereitwilligen Entrichtung der schuldigen Abgaben? Sind nicht sie es, welche sich alle Mühe geben, die Laster in ihrer Geburt zu ersticken und den Frieden und die gute Ordnung nach Möglichkeit zu erhalten? —

Eine zweite Pflicht gegen die Kirchenvorsteher ist der Gehorsam; denn sie sind ausgerüstet mit göttlicher Vollmacht; durch ihren Mund redet Gott selbst. Sie sind, wie der heilige Paulus sagt, vom heiligen Geiste aufgestellt, die Kirche Gottes zu regieren; ihnen, als den Nachfolgern der Apostel und seinen sichtbaren Stellvertretern auf Erden, gab Christus, der Herr, den Befehl, das

Evangelium auf dem ganzen Erdboden zu verkünden; und die Vollmacht, seine Gesetze und Vorschriften irrthumslos und der Wahrheit getreu auszulegen, eine Autorität, der sich Alle zu unterwerfen haben; ihnen gab er die Binde- und Lösegewalt, d. h. die Gewalt, Gesetze zu gegen, in streitigen Punkten zu entscheiden, zu richten, zu ermahnen und zu strafen. In dieser Machtvollkommenheit hat der heilige Paulus den Hymenäus und Alexander ihrer Sünden wegen dem Satan übergeben und aus der Kirche ausgeschlossen (1. Tim. 1.); in dieser Machtvollkommenheit droht er den Korinthern mit Strafe, wenn seine Güte Nichts fruchten würde (1. Cor. 4, 21.); in dieser Machtvollkommenheit haben die Apostel und ihre Nachfolger bis auf den heutigen Tag gehandelt. Wegen dieser Machtvollkommenheit gebührt ihnen aber auch von Seite der Gläubigen Gehorsam und Unterwürfigkeit, und wenn es schon eine gräuliche Frevelthat ist, gegen das weltliche Regiment sich zu erheben, wer ermißt die Schwere der Schuld, wenn man im eigentlichsten Sinne Gott selbst den Gehorsam aufkündet, und Empörer und Rebell gegen ihn wird? Und wenn man sich allgemein der Kirchengewalt widersetzen, wenn man ihre Aussprüche verwerfen; wenn man von ihrem Gerichte auf ein anderes sich berufen, wenn man ihrer Strafen spotten und sie tadeln würde; wie würde es um uns aussehen? Wenn die befehlen wollten, welche gehorchen sollten; wenn sich die Schafe gegen die Hirten erheben und wider sie sich auflehnen; wenn man die heiligen Regeln der Hierarchie des geistlichen Regiments mit Füßen treten, wenn man alle Gesetze der Unterwürfigkeit aufheben wollte, so daß jeder Gläubiger selbst sein Glaubensrichter wäre: würde es dann der Verwirrungen, der Unordnungen, der schreiendsten Mißbräuche und ärgerlichsten Auftritte ein Ende geben? Würden dann nicht bald eben so viele Religionen, Spaltungen und Evangelien sein, als es Gemeinden, ja als es Menschen gibt? Aber so nothwendig und pflichtmässig der Gehorsam und die Unterwürfigkeit der Gläubigen unter die Kirchenautorität ist, so vergißt man dennoch nur zu oft und zu vielfältig dieser heiligen Pflicht. Ja, man geht weiter; man hält nicht bloß die Kirchengebote und ihre Satzungen nicht, man spottet noch obendrein über sie und macht sich darüber lustig. Es gibt Häuser und Familien, und nicht bloß in den sogenannten höhern Ständen, son-

dern auch unter dem gemeinsten Haufen, wo man weder von Fasten, noch von Enthaltungen, weder vom Beichten noch vom Empfang des heiligsten Altarssakraments etwas zu wissen scheint; es gibt Leute und Personen, mit denen man oft lange Zeit bekannt sein kann, ohne zu wissen, wessen Glaubens und welcher Religion sie sind: so ganz ferne halten sie sich von allen religiösen Gebräuchen. Es gibt Menschen, sie nennen sich aufgeklärte Köpfe, welche alle Kirchengebote mit frechen Füßen treten, und ihre Drohungen und Strafen zum Spiel und Scherz machen. So wüthen die Kinder in den Eingeweiden ihrer Mutter, sie geben ihr Backenstreiche, sie speien ihr ins Angesicht; sie schimpfen und lästern sie; sie erneuern, o mein Heiland, an deinem geistigen Leibe, der Kirche, die Beschimpfungen und den Muthwillen, den du ehemals in deiner Menschheit erduldet hast. Aber ihr, die ihr die Gebote euerer geistlichen Obern mit Füßen tretet, wisset ihr nicht, daß ihr dadurch Gott selbst verwerfet. Als einstens das Volk Israel gegen Moses und Aaron murrte und ihnen den Gehorsam verweigerte, sprach der heilige Geist durch Moses: Nicht gegen uns, sondern gegen den Herrn geht euer Murren. Und als dasselbe Volk den Propheten Samuel verwarf und die Unterthänigkeit aufkündete, sprach Gott selbst zu Samuel: Nicht dich haben sie verworfen, sondern mich. Wie sehr Gott den Gehorsam gegen die geistlichen Obern strafe, sehen wir unter Andern an Kore, Dathan und Abiron. Diese widersetzten sich dem Moses und dem Aaron. Da öffnete sich die Erde und verschlang sie lebendig sammt Weibern, Wohnungen und Familien; ja es fiel Feuer vom Himmel und verzehrte zweihundert andere solche Ungehorsame. Und hier bemerkt der heilige Thomas, daß Gott jene, welche gegen seine Stellvertreter sich versündigen, strenger zu strafen pflegt, als die, welche unmittelbar ihn selbst beleidigen; denn als das ganze Volk einstens Abgötterei trieb und das goldene Kalb anbetete, begnügte er sich, sie durch die Schärfe des Schwertes hinzurichten; aber über jene, welche seine Stellvertreter schmähten, fiel Feuer vom Himmel, und die Erde öffnete sich, und die Hölle verschlang sie lebendig. Ein anderes Mal murrte das Volk Israel wiederum gegen seinen geistlichen Obern, und Gott schickte ihnen feurige Schlangen in das Lager, an deren giftigen Bissen sie den Tausenden nach starben. Und ihr, die ihr euch heut

zu Tage gegen euere geistlichen Obern widerspenstig erweiset, glaubt ihr nicht, daß die strafende Hand des Herrn auch euch treffen wird? O ihr aus der Art geschlagenen Kinder, es wird ein Tag kommen, und er ist vielleicht nicht mehr weit entfernt, an welchem euch die Schmerzen des Todes überfallen, und wo die Schrecken der Hölle, die ihr jetzt aus den Augen verloren, sich euch lebendig darstellen, und über euere Seele hereinbrechen. Da werdet ihr die Diener Gottes, deren Gewalt ihr jetzt verachtet, zu euch kommen lassen wollen, auf daß sie euere Sündenlast abnehmen, auf daß sie euere beängstigte Seele beruhigen, auf daß sie euch trösten, und für euch beten sollen; aber Gott gibt euch vielleicht diese Gnade nicht mehr; denn die gewöhnliche Strafe derer, welche die Kirche und ihre Diener verachten, ist, daß sie ohne Sakramente und ohne geistigen Trost sterben. Aber ihr, die ihr noch nicht auf die Seite dieser Boshaften übergetreten, sondern noch treue Söhne der Kirche seid, lasset euch von dem Strome der bösen Beispiele nicht hinreißen; lasset euch von dem giftigen Hauch dieser höllischen Mäuler nicht anstecken, die den Herrn und Jesum Christum lästern, welche die Heiligen des Allerhöchsten unter die Füße treten, welche die Zeiten, die Sitten und das Evangelium umkehren, welche, nachdem sie das Joch des Glaubens abgeworfen haben, es zu zerbrechen und zu vernichten suchen, und deren stolzes Haupt sich wider das, was unter den Menschen am ehrwürdigsten und heiligsten ist, erhebt. Seid gehorsame Kinder der katholischen, apostolisch-römischen Kirche, in deren Schooß euch die Gnade Gottes hat geboren und erzogen lassen werden; nehmet nicht nur mit Ehrerbietung, sondern auch mit einer vollkommenen Unterwerfung des Geistes und des Herzens alle Aussprüche dieses heiligen Gerichtes an, von dessen Unfehlbarkeit wir durch die Worte Jesu Christi selbst, der die ewige, untrügliche Wahrheit ist, sind versichert worden. Lasset euch nicht von jedem Wind der Lehre da- und dorthin führen; bedenket, daß sich das Evangelium nicht ändert, daß Jesus Christus gestern war, was er heute ist, und in alle Ewigkeit derselbe sein wird. Nennet dasjenige wahr und gut, was die Kirche selbst wahr und gut nennet. Nehmet Alles an, was sie billigt, verwerfet Alles, was sie mißbilliget, und verfluchet Alles, was nicht mit der Ehrerbietung und dem vollkommenen Gehorsam übereinstimmt, den man der Wahrhaftigkeit ihrer untrüglichen Aussprüche schuldig ist.

Eine dritte Pflicht ist, den Seelenhirten das Zeitliche gewissenhaft zu reichen, welches ihnen gebührt. Der Seelenhirt soll zwar seinen Lohn nicht von den Menschen, sondern von Gott erwarten; doch hat er auch zeitliche Bedürfnisse, und daher sagt der heilige Paulus, daß derjenige, welcher dem Altare dient, auch vom Altare leben soll, und daß, nachdem er Andern das Geistliche gegeben hat, er wenigstens das Zeitliche dafür empfangen soll. In der That, bedenkt man die Sorgen, welche ihn verzehren, die Rechenschaft, welche er Gott von den ihm anvertrauten Seelen geben muß; die Beschwerden beim Beichthören, in Ausspendung der Sakramente, in Verkündung des göttlichen Wortes, bei Unterstützung der Armen, bei Besuchung der Kranken, denen er zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, selbst mit Gefahr seiner Gesundheit und seines Lebens zu Hilfe kommen muß; die Mühe, welche er auf sich nehmen muß, um die Gewissen in Ordnung zu bringen, um die Ausgelassenheit und die Aergernisse zu verhüten, um Frömmigkeit und Frieden in den Familien, und Furcht Gottes bei der Jugend aufrecht zu erhalten, — bedenkt man es Alles, so sollte man meinen, daß dieses einige Anerkennung finden dürfte, und den Mund derer stopfen sollte, welche mit vielen Worten und in langen Reden aufzählen, was der Staat und die Gemeinden der Kirche jährlich reichen müssen, auf daß, wie man zu sagen beliebt, ihre Diener sich das Fleisch wachsen lassen können. Aber Eines haben doch diese Weisen übersehen, die Alles bis ins Kleinste beobachtet zu haben vorgeben, nämlich daß man ohnehin der Kirche und ihren Dienern nur ungerne das Schuldige gibt und leistet, und nur zu oft, wie Kain, dafür das Schlechteste aussucht. Indeß sagt der heilige Chrysostomus: Was du der Kirche und ihren Dienern vorenthältst, wird dir keinen Nutzen bringen, sondern das wird dir durch ungerechte Gewalt auf andere Weise wieder genommen werden.

Endlich sollen sich alle Gläubigen im Gebete für die geistliche Obrigkeit vereinigen. So pflegten es schon die ersten Christen zu thun, und wir lesen in der Apostelgeschichte, daß die Gläubigen, während Petrus gefangen saß, ununterbrochen zu Gott beteten. Die Kirchenvorsteher bedürfen wohl gar sehr des Gebetes der Gläubigen; denn auf ihren Schultern liegen schwere Lasten; ihr Beruf hat mannigfaltige Gefahren, ihrer Amtsführung legt die böse Welt

vielfache Hindernisse und Steine des Anstosses in den Weg. Und schon auch dafür sollen die christlichen Völker ihre Gebete zum Allerbarmer emporschicken, daß er ihnen würdige und eifrige Diener des Altares sende. Die Kirche selbst betet und fastet viermal des Jahres in den sogenannten vier Quatemberzeiten, um Gott zu bewegen, daß er seinem Volke gute Hirten sende. Dagegen aber sündigen diejenigen, welche des Eigennutzes oder anderer zeitlicher Beweggründe wegen Leute ohne Talent und Tugend, ohne Geschicklichkeit und Fähigkeit in die Kirchenämter einschieben und dadurch der guten Sache unberechenbaren Schaden zufügen. Dagegen sündiget auch ihr, Eltern, welche ihr euere Söhne zwingt, in den geistlichen Stand einzutreten, wozu sie doch keinen Beruf und keine Neigung haben; dagegen sündiget ihr selbst, Söhne, die ihr euch zu Dienern des Altares weihen lasset, ohne einen Beruf dazu in euch zu tragen. Es wäre besser, sagt der heilige Bernard von Solchen, daß sie als Handwerker leben, daß sie die Erde bebauen oder daß sie selbst ihr Brod betteln würden, als daß sie in einen Stand eintreten, dessen sie unwürdig sind. Und wenn der schon die Hölle verdient, welcher zum Untergange einer einzigen Seele beiträgt, wie viele Höllen werden die verdienen, welche, indem sie schlechte Hirten sind, zum Untergange so vieler Seelen beitragen? Solche gehen nicht durch die rechte Thüre zum Schafstalle Christi ein, sondern durch verbotene Wege drängen sie sich ein. Solche sind aber keine Hirten, sondern Diebe und Räuber nennt sie die heilige Schrift.

Nachdem ich euch nun in wenigen Worten die Pflichten an's Herz gelegt habe, welche wir als gehorsame Kinder der katholischen Kirche gegen die geistigen Vorsteher haben, so möge uns der Vater im Himmel Allen Gnade geben, um dieselben gewissenhaft erfüllen zu können. Möge der barmherzige Gott vor Allem den Geist des Stolzes, der Unabhängigkeit und der Empörung, welcher die Quelle alles Unglaubens ist, von uns ferne halten; möge er die Feinde der Kirche, welche nothwendig auch Feinde des Staates sind, beschämen; und möge er sie beschämen nach seiner Barmherzigkeit, indem er sie erleuchtet, daß sie die Tiefe ihres Verderbens recht einsehen, und zur Rückkehr und Sinnesänderung bewogen werden.

Inhalt des dreizehnten Bandes.
